UNIVERSITY
OF
TORONTO
LIBRARY

Digitized by the Internet Archive
in 2010 with funding from
University of Toronto

http://www.archive.org/details/perubeobachtunge03midd

PERU

HSAm
M6275p

PERU

BEOBACHTUNGEN UND STUDIEN

ÜBER

DAS LAND UND SEINE BEWOHNER

WÄHREND EINES 25JÄHRIGEN AUFENTHALTS

VON

E. W. MIDDENDORF

III. BAND

DAS HOCHLAND VON PERU

MIT 79 TEXTBILDERN UND 93 TAFELN NACH EIGENEN PHOTOGRAPHISCHEN AUFNAHMEN SOWIE EINER KARTE

13375-2
4/9/14

BERLIN
ROBERT OPPENHEIM (GUSTAV SCHMIDT)
1895

Druck von Gebr. Unger in Berlin.

Reproduktionen von Meisenbach Riffarth & Co. in Berlin.

Vorwort.

Wie bei den Wanderungen im Küstenlande, so waren auch bei den grösseren Reisen, die der Verfasser in das Hochland Perus unternahm, Veranlassung und Hauptzweck die Aufsuchung alter Bauten und Denkmäler, die über den vorspanischen Kulturzustand des Landes Aufschluss geben konnten. Ein fernerer Gegenstand seiner Aufmerksamkeit waren die Verhältnisse der einheimischen Landessprachen, ihre Dialektverschiedenheiten sowie ihre jetzige und mutmassliche frühere Verbreitung. Im Küstenlande haben diese Sprachen dem Spanischen weichen müssen und sind bis auf eine einzige Ortschaft im Norden, die Stadt Eten, gänzlich verschwunden. Im Hochland dagegen leben sie noch fort und sind, wenn auch vielfach verdorben und mit spanischen Worten gemischt, noch bis heute das Verkehrsmittel des Volkes; und zwar wird das Keshua oder die von den Inkas eingeführte allgemeine Landessprache in den meisten Provinzen ihres ehemaligen Reiches gesprochen, während das ältere Aimarà sich nur in den Gegenden südlich vom Titicaca-See erhalten hat.

Unter Berücksichtigung der durch die Chronisten aufbewahrten, freilich dürftigen und unbestimmten Überlieferungen ergiebt sich aus den Beobachtungen der baulichen Überreste, sowie aus den nachweislichen sprachlichen Spuren, dass das Inkareich wenigstens fünf grössere, entweder gleichzeitig bestehende oder schon in früherer Zeit zur Entwicklung gekommene Kulturstaaten in sich aufgenommen hatte: an der Küste im Norden das Reich der Chimus, in Mittel-Peru den Tempelstaat des Pachacamac, im Hochland in den Gegenden um den Titicaca-See das Reich der Collas, der Erbauer von Tiahuanaco, im mittleren und nördlichen Hochland das Gebiet eines Volkes, das wahrscheinlich hinsichtlich seiner Sprache und Stammesverwandtschaft zu den Collas gehörte, und endlich jenseits der gegenwärtigen Grenzen Perus im

Gebiete der Republik Ecuador das Königreich Quito. Alle diese Völkerschaften scheinen trotz der Verschiedenheit ihrer Sprachen, ihrer Trennung durch schwierige Bodenverhältnisse und weite Entfernungen im Wechselverkehr gestanden, aufeinander eingewirkt und ungefähr einen gleichen Kulturgrad erreicht zu haben. Die Formen ihres geselligen Lebens waren ähnlich, sie lebten vom Ackerbau und hatten darin gleiche Fortschritte gemacht, ihre Kulturpflanzen waren dieselben, sie bereiteten zu ihrer Erheiterung das nämliche Getränk, waren in der Anfertigung von Geweben und Töpferarbeiten gleich geschickt, bestatteten ihre Toten in ähnlicher Weise und hatten auch ungefähr dieselben Formen der Gottesverehrung, wiewohl sie verschiedene Götter anbeteten; doch spricht manches dafür, dass neben der mannigfachsten Vielgötterei auch der Glaube an ein über den Lokalgottheiten stehendes höchstes Wesen bei allen verbreitet war. Was die Inkas diesen Völkerschaften bei ihrer Unterwerfung brachten, war daher nicht ein höherer materieller Kulturgrad, sondern die aus politischer Einheit sich ergebenden Vorteile: strenge staatliche und gesetzliche Ordnung, Frieden, Sicherheit, eine einheitliche Sprache und Unterdrückung des Götzendienstes zu Gunsten des Sonnenkultus. Bei der Einführung ihrer Religion, sowie auch sonst zuweilen bei der Unterwerfung mancher Stämme scheinen die Inkas nicht immer die Milde und Nachsicht gezeigt zu haben, die ihnen ihr Lobredner Garcilaso de la Vega so oft nachrühmt. Besonders in der Vernichtung der Götzen geweihten Heiligtümer waren sie unerbittlich, und während sie Burgen, die ihnen nicht mehr schaden konnten, stehen liessen, zerstörten sie namentlich in Mittel-Peru die Tempel so vollständig, dass meist nur formlose Trümmerhaufen übrig blieben.

Im allgemeinen stehen die Bauwerke des Hochlandes auf einer höheren Stufe als die der Küste, was wesentlich durch das verschiedene zu den Bauten verwendete Material bedingt war. An der Küste bestehen mit wenigen Ausnahmen in Mittel-Peru alle grösseren Gebäude aus Lehm, indem die Wände entweder bloss aus gestampften und zwischen Bretter gepressten Massen aufgeführt sind, oder aus an der Luft getrockneten Backsteinen, und da diese Bauweise bei dem regenlosen Klima den Bedürfnissen genügte, so folgten auch die Inkas darin dem Beispiele ihrer Unterthanen. Im Hochlande dagegen wurden wegen des daselbst fallenden Regens nur Steinbauten aufgeführt, und während bei dem Lehmbau die Werke der Inkas sich nur durch gewisse Besonderheiten der Bauformen unterschieden, ist bei den Inkamauern des Hochlandes die genaue Fügung das kennzeichnende Merkmal. In diesem

sorgfältigen, linienförmigen Zusammenpassen der einzelnen Baustücke scheint sich die Kunst der Steinbearbeitung bei den Inkas erschöpft zu haben. Dass sie in der Bildhauerei nichts leisteten, hat wohl zunächst seinen Grund darin, dass ihre Religion ihnen zur Anfertigung von Götzenbildern keine Veranlassung gab, aber auch sonst fehlte ihren Bauwerken der bildnerische Schmuck, und wie man in der architektonischen Anlage die Gliederung vermisst, so belebte auch keine Verzierung die schwerfällige Einförmigkeit ihrer feingefügten Mauern.

Da die von den Inkas sowie von anderen Völkern herrührenden Altertümer über ein weites Gebiet zerstreut und durch grosse Entfernungen voneinander getrennt liegen, so findet der Reisende, der sie zu besuchen wünscht, hinreichende Musse, die geographischen Verhältnisse der Gegenden, durch die ihn sein Weg führt, zu beobachten. Diese sind daher wie bei den Ausflügen im Küstenlande, so auch hier mit Aufmerksamkeit gewürdigt worden. Der Beschreibung der einzelnen Reisen ist zur Veranschaulichung der eingeschlagenen Wege eine allgemeine Übersicht des Hochlandes, der Gliederung und Richtung der Bergketten, sowie der sie trennenden Flüsse vorausgeschickt worden. Im geographischen Interesse ist im Anschluss an das Departement Amazonas ein Kapitel über die Provinz Loreto oder das Tiefland am Amazonenstrom beigegeben worden, wiewohl diese Gegend streng genommen ausserhalb der durch den Titel dieses Buches bezeichneten Grenzen liegt, und der Verfasser sie nicht selbst besucht, sondern diese Notizen nur aus amtlichen Quellen zusammengestellt hat. Zur Vervollständigung dieses Kapitels sind noch geschichtliche Bemerkungen über die Entdeckung und Erforschung des Marañons hinzugefügt. Eine andere geographische Zugabe bietet ein Ausflug in die bolivianische Provinz Yungas. Da der Verfasser nicht Gelegenheit hatte, peruanische Thäler am Ostabhang der Andes zu besuchen, der Charakter dieser Thäler aber im allgemeinen ein ähnlicher ist, so hat er diesen Mangel auf solche Weise zu ersetzen gesucht.

Auch die in der dritten Reise beschriebenen Gegenden am südlichen Ufer des Titicaca-Sees gehören nicht zu Peru, sondern zu dessen Schwester-Republik Bolivia, doch lässt sich darum nicht sagen, dass sie ausserhalb des Bereiches des Titels dieses Werkes liegen, denn vor der Lostrennung dieser Provinzen von Spanien waren sie Teile des Vicekönigreiches Lima, und die am Südufer des Sees befindlichen Ruinen sowie das Volk, das sie erbaut hatte, standen in so engem Verhältnis zu der vor den Spaniern in Peru herrschenden Rasse, dass sie schon aus diesem Grunde in dieses Buch mit einbegriffen werden mussten.

Bei allen auf den Reisen berührten Orten und Gegenden, an welchen kriegerische oder sonstige Begebenheiten von Wichtigkeit stattgefunden haben, sei es in altperuanischer Zeit oder während der Eroberung des Landes durch die Spanier und der darauf folgenden Bürgerkriege, sowie auch nach der Trennung Perus vom Mutterlande, sind diese mit mehr oder weniger Ausführlichkeit erwähnt worden.

Die im ersten Teile dieses Werkes in Aussicht gestellte Erörterung der Frage, ob Peru ein geeignetes Land für europäische Einwanderung sei und auf welche Weise diese herbeigezogen werden könne, ist der Verfasser nicht in der Lage gewesen zu geben, weil er nicht Gelegenheit gehabt hat, die Gegenden, die hierbei in Betracht kommen, aus eigener Anschauung kennen zu lernen. Das freie Land, das der peruanische Staat Einwanderern zur Besiedelung anbieten kann, findet sich ausschliesslich in den abgelegenen Thälern am Ostabhang der Andes in einer Höhe von 5000 bis 7000 Fuss über dem Meere, ähnlich dem Thale, in welchem die deutsche Kolonie am Pozuzo gegründet wurde. Dass in diesen Thälern sich fruchtbares Land findet und auch das Klima angenehm und nicht ungesund ist, unterliegt keinem Zweifel, allein die am Pozuzo gemachten Erfahrungen sind nicht ermutigend. Das beste Land und die gesundeste Luft bieten nicht genügende Bedingungen zum Gedeihen und Aufblühen einer Kolonie, so lange die Ansiedler die Bodenerzeugnisse, deren sie nicht zu ihrem Lebensunterhalt bedürfen, nicht anderweitig verwerten können. Dazu gehören gangbare Wege, entweder zur Verbindung der Kolonie mit den bewohnten Provinzen oder mit einem schiffbaren Flusse. Alle dergleichen Wege würden auf lange Strecken durch schwierige Gebirge geführt werden müssen und sehr beträchtliche Geldopfer erfordern, und da keine solchen gebaut worden sind, als die Republik noch über reichliche Mittel verfügte, so wird unter den gegenwärtigen Umständen wohl ihre Anlage für geraume Zeit unmöglich bleiben.

Alf a. d. Mosel, im August 1895.

Der Verfasser.

Das Hochland von Peru

Inhalt.

Seite

Allgemeine Übersicht 1

Gliederung des Gebirges — Landschaftliches Bild — Wege — Reisen im Hochland — Pflanzenwelt.

I. Das Hochland von Mittel-Peru.

Reise über die Cordillera negra, die Cordillera blanca nach Huánuco und dem Cerro de Pasco.

Caraz 22

Silbermine Collque-pocro — Höhenkrankheit — Pass Chacay — Stadt Caraz — Durchbruch des Santa durch die Cordillera — La Pampa — Urcon — Tarica.

Cordillera von Conchucos 35

Pass Condorhuasi — Andamayo — Gräber von Casacancha — Inkastrasse — Sihuas — Weg über die Cordillera — Stadt Conchucos — Rückkehr nach Tarica.

Der Callejon de Huailas 50

Chullpas — Heisse Quellen bei Ninabamba — Huailas — Yanahuara — Warme Quellen von Changol — Canyaspampa und Höhen von Pata-pata — Blick auf die Cordillera.

Die Schlacht bei Yungay 66

Peru-bolivianische Konföderation — Kriegszug der Chilenen gegen den Protektor Santa Cruz — Dessen Niederlage bei Yungay — Stadt Yungay.

Das obere Santathal 73

Carhuàs — Heisse Quellen von Chancos — Huaràs — Recuay — Schmelzwerke Ticapampa.

Chavin de Huantar 88

Der Pass Cahuisch — Machac — Chavin — Tempel — Unterirdische Gänge — Alte Bewohner von Chavin — Unterwerfung derselben und Zerstörung des Tempels durch die Inkas — Alte Brücke — Indianische Tänzer.

Seite

Huallanca 104
Pass Puca-racu — Ignacio Duran — Silberbergwerke — Schwierigkeiten der Silbergewinnung.

Huánuco, Das alte und neue 113
Aguamiro — Huánuco viejo — Sonnentempel, Inkapalast und Vorratshäuser — Thal Kakaracra — Der Marañon — Die Cordillera central — Thal des Huallaga — Huánuco nuevo — Deutsche Kolonie am Pozuzo.

Der Cerro de Pasco 133
Ambo — Oberes Thal des Huallaga — Erzmühlen und Silbergewinnung — Die Bergstadt Cerro de Pasco — Tagbau Santa Rosa — Entdeckung der Erzadern — See Chinchay-cocha — Salzbergwerk San Blas — Heisse Salzquellen Baños — Chiclla — Höhen-Übersicht.

II. Das Hochland von Nord-Peru.

Reise von Pacasmayo über Cajamarca nach Chachapoyas und zurück über Huamachuco nach Trujillo.

Cajamarca 153
Wege dahin — Nördliche transandinische Eisenbahn — Übergang über die Cordillera — Stadt Cajamarca — Das Haus Atahuallpas — Heisse Quellen — Atahuallpas Gefangennehmung und Tod.

Celendin und der Marañon 181
Weg über die Jalca — Celendin — Vorbereitung zur Weiterreise — Der Cerro de la Cruz — Thal des Marañons — Balsas del Marañon — Tambo Carrizal.

Pomacocha und das Thal des Utcubamba 201
Tambo viejo — Pass Calla-calla — Pomacocha — Ruinen — Leimebamba — Lücke im Sprachgebiet des Keshua — Thal des Chillu-Flusses.

Die Festung Malca bei Cuelap 212
Magdalena — Festung Malca — Hacienda Cuelap.

Chachapoyas 222
Aberglauben der Dorfbewohner — Thal Condebamba — Ceja de la montaña — Stadt Chachapoyas — Gegenwärtiger Zustand und Geschichtliches.

Das Departement Loreto 234
Weg über die Cordillera central — Moyobamba — Schwieriger Weg nach Balsa-puerto — Abgelegenheit des Gebietes Loreto — Provinzen des Departements — Nauta — Iquitos — Dampfschiffahrt auf dem Amazonenstrom — Kautschukhandel — Indianerstämme — Pflanzen und Tiere.

Rückkehr zum Marañon 257
Utcubamba — Terrassen und Höhlen von Macra — Brücke Santo Tomas — Blutsaugende Fledermäuse — Unterschied des Wetters auf beiden Seiten der Cordillera — Blick auf das Thal des Marañons.

Seite

Geschichtliches über die Entdeckung und Erforschung des Marañons. 269
Alonso de Alvarado — Gonzalo Pizarros Zug in das Zimtland — Francisco de Orellana — Ursprung des Namens des Amazonenstromes — Pater Acuña — Pater Fritz — La Condamines Fahrt durch den Pongo de Manseriche — Werthemans Fahrt durch die Stromschnellen und den Fall Mayasi.

Huamachuco 280
Rückkehr nach Cajamarca – Huayabamba — Thal Condebamba — Cajabamba — Stadt Huamachuco — Ruinen von Marca Huamachuco — Beschaffung von Maultieren durch den Subpräfekten.

Rückkehr zur Küste 299
Hacienda Chuyahual — Canipampa — Wege über die Jalca — Otuzco — Soledad de Chiron — Der Zuckerhut — Hacienda Galindo — Trujillo — Höhen-Übersicht.

III. Der Titicaca-See.

Reise von Arequipa über Puno durch die südlichen Ufergegenden nach La Paz, nebst einem Ausflug in die bolivianische Provinz Yungas.

Puno. 309
Südliche transandinische Eisenbahn — Stadt Puno — Mine Laycacota — Hinrichtung José Salcedos — Vicekönig Graf Lemos — Fahrt über den See — Sturm und Gewitter — Der Kapitän Lopez — Chililaya — Fahrt nach La Paz.

La Paz 329
Thalbildung — Ungünstige Lage der Stadt — Klima — Bevölkerung — Charakter derselben — Geschichtliches — Ermordung des General Belzu durch Melgarejo — Umgebungen — Calacoto — Goldwäscherei.

Die Provinz Yungas 343
Name — Pass der Apacheta — Sandillani — Chinapflanzungen in Cusilluni — Coroico — Cocapflanzungen in Choro — Yungas-Indianer — Coripata — Der Fluss Tamanpaya — Chulumani — Yanacachi.

Tiahuanaco 372
Laja — Tiahuanaco — Pumapuncu — Thor in Santa Bárbara — Acapana — Tempelhof und Hügel — Geborstenes Thor — Ursprung des Namens — Skulpturen des Frieses — Ursprünglicher Standort — Götzenbilder – Baumaterial — Betrachtungen über die Erbauer von Tiahuanaco — Etymologie des Namens — Frühere Verbreitung der Aimarà-Rasse.

Copacabana. 400
Huaqui — Desaguadero — Dampfschiffahrt — Kupferminen in Corro-corro — Fahrt nach Copacabana — Wallfahrtskirche — Vorchristliche Wallfahrten — Entstehung des dort verehrten Marienbildes.

Die Insel Titicaca 412
Fahrt nach der Insel — Inkasage — Dorf Challa — Inkagarten und Sonnentempel — Heiliger Felsen – Inkapalast Pillcocaima — Yampupata.

Seite

Die Gräber von Sillustani 425
Der See Umayo — Chullpas von Sillustani — Hatun-Colla.

Einige Bemerkungen über die Aimaràsprache 430
Höhen-Übersicht 433

IV. Das Hochland von Süd-Peru.

Reise von La Paz nach Kusko und über Ayacucho zurück nach Lima.

Von Puno nach Kusko 435
Pucarà — Körperbildung der Colla-Indianer — Santa Rosa — Pass La Raya — Schneeberg Huillcanota — Aguas calientes — Sicuani — Cacha — Tempel des Huirakocha zu Rajchi — Sagen über die Gründung des Tempels — Ursprung und Bedeutung des Namens Huirakocha — Tinta — Indianer-Aufstand unter Tupac Amaru — Checacupi — Quiquijana — Urcos — Piquillacta — Thal des Huatanay.

Kusko 462
Statistisches — Belagerung der Stadt durch den Inka Manco — Brand der alten Stadt — Beschreibung der jetzigen — Kirchen und Klöster.

Das alte Kusko 472
Sage der Gründung — Manco Kapac — Bezirke der alten Stadt — Der Festplatz Haucaypata — Königshäuser — Bauweise der Inkas — Der Tempel Coricancha — Halle des Sonnengottes Inti und der Mondgöttin Quilla — Schätze an Edelmetallen — Das Sonnenfest Inti-raini — Überreste von Inkabauten in der Stadt — Die Amautas.

Die Festung Sacsahuaman 487
Geschichte der Erbauung — Collcampata — Wallmauern der Festung — Grösse der Steine — Der müde Stein — Eingänge — Die Chingana.

Der Rodadero 495
Felsen von vulkanischem Gestein — Stufen und Thronsitz.

Der Kenko 497
Nebengötter der alten Peruaner und ihre Verehrung.

Der Berg Huanacauri und die Ebene der Salinen 498
Zwist zwischen Pizarro und Almagro — Schlacht auf der Ebene der Salinen — Orgoñez' Tod — Almagro verurteilt und hingerichtet.

Das untere Huillcanota-Thal 502
Chita — Taray — Weidentaubrücken — Pisac.

Ruinen von Pisac 503
Befestigungen der Inkas gegen die wilden Völkerschaften von Paucartambo — Berg Huanachina — Inkapalast — Inti-huatana — Sonnenbeobachtung — Thorgitter.

Calca, Yucay, Urubamba 508
Die Andenes de Yucay — Keine Spuren eines Inkapalastes — Kakao von Santa Ana.

Seite

Ollantai-Tambo 512
Ursprung des Namens — Grossartigkeit der Lage — Festung — Grosse Porphyrblöcke — Masse der Platten — Schiefe Ebene zum Transport — Das Königshaus Mañay-racay — Altperuanisches Haus — Kloster der Sonnenjungfrauen.

Umgegend von Ollantai-Tambo 520
Thal des Marcakocha — Pumamarca — Steinbrüche — Ausflug thalabwärts bis Piscocuchu.

Die Ollanta-Sage 525
bearbeitet in einem Drama, dessen wahrscheinlicher Verfasser der Dr. Antonio Valdez, Pfarrer von Tinta, war.

Rückkehr nach Kusko 528
Thal Huaracondo — Niederlage Gonzalo Pizarros in der Ebene von Sacsahuana.

Abreise von Kusko, der Apurimac und Abancay 530
Schneeberg Ausangati — Die Ebene von Anta ein ehemaliger See — Pass Casacancha — Berggruppe des Salcantay — Inkabauten zu Tarahuasi — Familie Pacheco — Brücke über den Apurimac — Curahuasi — Heilige Steine bei Concacha — Abancay — Circular des Präfekten — Hacienda Patibamba — Illanga — Cochacajas — Wohnsitze der Ketschuas — Abra de Curamba.

Andahuailas, das Pampasthal, Huillcas Huaman 547
Laguna de Argama — Pass Saihuapata — Chincheros — Brücke des Pampas — Huillcas Huaman — Tempel — Grosser Militärposten der Inkas — Alte Steinsessel — Schlacht bei Chupas — Tod des jungen Almagro.

Von Ayacucho nach Huancayo 559
Ayacucho, Geschichtliches — Bedeutung des Namens — Schlacht bei Ayacucho — Folgen derselben — Molle oder Pfefferbäume — Acobamba — Pass Puca-casa — Iscuchaca am Mantaro — Puna von Tayacasa — Huancayo.

Von Huancayo nach Chiclla 574
Thal von Jauja — Lauf des Mantaro — Concepcion — Matahuasi — Kloster Ocopa — Jauja - Klimatische Kurorte - Pass Pukuska Kasa — Tarma — Chanchamayo — Werthemans Fahrt auf dem Perené — Indianer-Aufstand unter Juan Santos — Oroya-Brücke — Pass Antaranra — Mine Vulkan — Rückkehr nach Lima — Höhen-Übersicht.

Allgemeine Übersicht.

Während das Küstenland von Peru nur einfache und leicht übersehbare Verhältnisse zeigt, indem alle Landschaftsbilder sich getrennt von einander an das Meeresufer anreihen wie an einem Faden, bietet das Hochland dem Beobachter ganz andersartige Gestaltungen dar, denn in keinem Teile des südamerikanischen Hochgebirges ist die Gliederung so vielfach und verwickelt wie in den mittleren und südlichen Provinzen Perus. Ehe wir daher den Leser einladen, uns auf unsern Wanderungen dahin zu begleiten, scheint es uns zur leichteren Orientierung in den zu besuchenden Gegenden dienlich, einen allgemeinen Überblick des Gebiets zu geben, durch welches er geführt werden soll. Eine solche Vorbereitung wird, wie wir hoffen, die Beurteilung der Lage und Richtung von Gebirgen, Flüssen und Wegen von vorn herein erleichtern, der Klarheit und Anschaulichkeit der Beschreibung förderlich sein und Wiederholungen vorbeugen. Wir halten eine solche Darstellung auch in geographischem Interesse nicht für überflüssig, da selbst in gut über Peruanische Verhältnisse unterrichteten Handbüchern das über manche Gegenden des Hochlandes Angeführte unvollständig und nicht dem Sachverhalt entsprechend ist.

Um ein richtiges Gesamtbild des Hochgebirges zu gewinnen, das sich am ganzen Westrande des südamerikanischen Festlandes hinzieht, thut man wohl, zunächst von den üblichen Bezeichnungen als Ketten, Knotenpunkte und Querjoche abzusehen und sich eine einzige grosse Bodenerhebung vorzustellen, einen ungeheuren Rücken, der schmal und niedrig anfängt, allmählich an Mächtigkeit und Höhe zunimmt, sich dann weit ausbreitet und schliesslich nach Norden zu wieder etwas schmäler wird. Auf diesem Rücken oder über ihn erheben sich höhere Gipfel, bald einzeln, bald in Reihen; dazwischen liegen Hochebenen, teils trocken, teils durch zuströmende Gewässer in Seeen oder Sümpfe

verwandelt. An andern Stellen hat der Rücken Querrisse, welche durch Wasserläufe ausgespült, besonders an der Ostseite zu tiefen Thälern werden, während nach Norden zu Längsspalten entstanden sind, die sich gleichfalls zu grossen Thälern vertieft haben. Der Teil dieses Gebirgsrückens, der für uns besonders in Betracht kommt, ist der mittlere, daher wir von dem südlichen und nördlichen nur kurz soviel erwähnen, als zur Beurteilung des mittleren unentbehrlich ist.

Der südlichste Abschnitt, die patagonische Kette genannt, beginnt am Kap Hoorn, bildet nach dem stillen Meere zu zerklüftete Buchten und Inseln und fällt nach Westen zu nach der patagonischen Ebene weniger steil ab. Sie ist nur von geringer mittlerer Höhe, aber von 41. Breitegrade an, nördlich von dem nur 838 *m* hohen Passe Perez Rosales, beginnt das Gebirge zu steigen und bildet einen mächtigen Kamm mit Passhöhen von 2000 bis 4000 *m* und Gipfeln von entsprechender Höhe, darunter der Aconcagua (6790) einer der höchsten Gipfel Südamerikas. Dann folgt vom 28° an das hohe Tafelland von Atacama mit manchen 5000 bis 6000 *m* hohen Gipfeln. Auf argentinischem Gebiet zieht getrennt von der Atacamischen die Parallelkette von Jujuy und Salta. In dem zu Bolivien gehörenden Departement Potosi, unter dem 19. Breitegrade, beginnt dann eine beträchtliche Verbreiterung des Gebirges, begleitet von einer Teilung der Kette, d. h. auf der Hochebene entsteht eine Reihe von Gipfeln, welche nach Osten abweicht und darauf etwa 300 *km* von der Küstenkette gleichfalls nach Norden zieht. Diese östliche Kette wird Cordillera real genannt, die westliche Cordillera de la costa[1]). Die zwischen beiden Bergreihen eingeschlossene Bodensenkung enthält teils niedrige Hügel und Berge, teils Ebenen; die tiefsten Gegenden sind mit Wasser gefüllt, und der grösste der sogebildeten Seeen ist der Titicaca, dessen Spiegel 3810 *m* hoch liegt, und dessen nicht durch Verdunstung verlorenes Wasser durch den Rio Desaguadero nach dem sumpfigen Aullagas-See abfliesst, welcher keinen Ausfluss hat. Sowohl die Küstenkette als die östliche tragen Schneeberge, die zu den höchsten in Südamerika gehören, nämlich längs der Küste, von Süden nach Norden folgend, der Hualatiri, Sajama und Tacora bei Tacna, in der Gegend von Arequipa der Coropuna; die Cordillera real, deren Schneekette sich am Ostufer des Titicaca hinzieht, besteht aus einer Reihe stolzer Häupter, darunter der Illampu oder Nevado de Sorata, der als der höchste Gipfel der Andes gilt.

1) Nicht C. de la cuesta, wie in einigen geographischen Handbüchern steht, denn cuesta bedeutet einen Gebirgsabhang, nicht Küste.

Hier sind wir an der Grenze Perus angekommen, und somit in dem Teile des Hochlandes, von welchem dieses Werk handelt. Von den Ufern des Titicaca aus gesehen, scheinen die mächtigen Schneeberge der Cordillera real nicht so hoch als sie in Wirklichkeit sind, denn sie erheben sich nur 10 bis 12 000 Fuss über den Spiegel des Seees, erst von den östlichen Thälern aus erscheinen sie in ihrer ganzen Grossartigkeit. Die Gipfel der Küstenkette liegen weit ab und sind vom See aus nicht sichtbar; aber nördlich von demselben treten sie allmählich hervor und nähern sich mehr und mehr der östlichen Kette, bis hinter dem kleinen Ort Santa Rosa sich die Füsse beider berühren und ein tiefes Thal bilden, welches ganz langsam steigt, so allmählich, dass man es kaum merkt, wenn man auf dem höchsten Punkte angekommen ist. Dieser höchste Punkt heisst der Scheitelpass — el paso de la Raya — der berühmteste der sogenannten Knotenpunkte der Cordillera, wiewohl eigentlich kein Knoten oder Gebirgsstock vorhanden ist, denn die Berge, die sich genähert hatten, bilden nur eine Rinne und weichen alsbald wieder auseinander, um die Thalwände des Huillcanota zu bilden, der auf der Raya entspringt. Die Höhen an der linken Seite dieses Flusses gehören allerdings zur Küstenkette, sind aber nicht die Häupter derselben, während die Berge zur rechten aus einer ununterbrochenen Reihe hoher Gipfel bestehen. Dies ist die Fortsetzung der bolivianischen Cordillera real, die eigentliche Cordillera de los Andes. Der Name Andes, der jetzt auf das ganze südamerikanische Hochgebirge übertragen worden ist, wird in Peru noch auf diesen Abschnitt desselben beschränkt, der von altersher so genannt wurde. Die Küstenkette heisst einfach: la Cordillera, und wenn es zum Unterschiede nötig ist, sie näher zu bezeichnen, Cordillera occidental, die westliche. Die Völkerschaften, die im Nordosten der Hauptstadt Kusko wohnten, hiessen Antis, ihr Gebiet Anti-suyu, daher mit diesem Namen auch die hohen Berge benannt wurden, welche dieses Gebiet vom Flusse Huillcanota trennen. Eine lange Strecke folgt die Andeskette dem rechten Ufer dieses Flusses, dann sieht man ein Reihe hoher Schneegipfel an seiner linken Seite: der Fluss hat also die Kette durchbrochen, und dasselbe thut der mit dem Huillcanota nahezu parallel laufende Apurimac. An den Orten, wo dies geschieht, werden die Thäler zu unzugänglichen Felsschluchten (pongos). Diese Durchbrüche durch die Andeskette sind keineswegs vereinzelt. Der Fluss von La Paz entspringt westlich von Ilimani und umkreist den Fuss dieses Berges, um sich nach Osten zu wenden; etwas weiter nördlich bahnt sich der Mapiri einen Weg durch die Kette und dasselbe sieht man beim Chanchamayo auf dem Breite-

grade von Lima. Endlich entspringt ja auch der Marañon am Ostabhang der Küstenkette und folgt nach längerem Laufe dem Beispiele seiner grossen Nebenflüsse, um diese aufnehmen zu können. Die sogenannte Hauptkette ist also nicht die Hauptwasserscheide, denn die Mehrzahl der Flüsse, die dem atlantischen Ozean zufliessen, entspringt entweder an der Küstenkette, oder am Fusse von Höhen zwischen beiden. Die Küstenkette dagegen bildet stets die Wasserscheide mit Ausnahme einer Stelle in Mittelperu, wo sie durch einen Nebenfluss des Santa durchbrochen wird.

Die Gegend vom Pass der Raya bis nach Ayacucho und Huancavelica umfasst die grösste Breiteentfaltung des Gebirgs und ist zugleich diejenige, wo der Rücken desselben am meisten durchfurcht oder, wenn man will, mit Querketten so durchsetzt ist, dass man die Hauptrichtungen nicht mehr zu erkennen vermag. Auf dem Wege von Kusko nach Ayacucho kommt man wiederholt auf hohe Punkte, wo man sich auf allen Seiten von Schneebergen umringt sieht. Diese unregelmässig laufenden Höhenzüge erklären sich, wie bereits bemerkt, am natürlichsten durch Annahme von Querspalten und Rissen in der Hauptmasse des Gebirgs, die im Laufe der Jahrtausende, durch Wasser in tiefe Thäler ausgehölt worden sind. Die sogenannte östliche oder Andeskette besteht also hier nicht aus einem fortlaufenden Gebirgszug, sondern aus einer unregelmässigen Reihe hoher Gipfel und Bergstöcke, die durch sehr tiefe Einschnitte von einander getrennt sind und sich nach Norden zu in Ausläufer verlängern, welche die Thalwände der durchbrechenden Flüsse bilden.

Die Flüsse, um die es sich hier handelt, sind vier, welche nach und nach alle ihre Wasser vereinigen, um den grossen Ucayali zu bilden. Es sind, von Osten nach Westen gezählt, der Paucartambo, Urubamba, Apurimac und Mantaro. Die drei ersten laufen im allgemeinen in gleicher Richtung von Südost nach Nordwest, während der Mantaro anfangs von entgegengesetzter Seite, von Norden herabkommt und erst nach seiner spitzwinkligen Krümmung in der Gegend von Ayacucho sich nach Norden zurückwendet. Der Paucartambo, der geringste unter den vieren, entspringt am Ostabhang der Andeskette und ergiesst sich in den Urubamba, nachdem dieser das Gebirge durchbrochen hat. Der Urubamba, den wir bereits an seinem Ursprung, auf dem Passe der Raya als Huillcanota kennen gelernt haben, ist der Hauptarm oder Quellfluss des späteren Ucayali und behält in seinem Laufe seine anfängliche Richtung bei. Anders verhält es sich mit seinem ebenbürtigen Nachbar, dem Apurimac, welcher auf dem 15. Grade am Ostabhange der

Küstenkette entspringt. Er nähert sich darauf dem Urubamba und läuft, wiewohl durch hohe Gebirgszüge getrennt, mit ihm parallel, bis er nach Aufnahme des Mantaro seinen Namen ändert und Ene genannt wird. Auch diesen Namen behält er nicht lange, sondern bildet mit seinen fast gleich wasserreichen, vom Ostabhange der Andeskette herabkommenden Nebenfluss Perene den Tambo, der sich anfangs nach Osten, bald aber nach Norden wendet, um sich mit dem Urubamba zu vereinigen. Von hier ab ändert auch dieser seinen Namen, und der grosse Strom, der durch den Zusammenfluss des Urubamba und Tambo entsteht, heisst von jetzt an Ucayali. Er behält diesen Namen in seinem weiteren Laufe, bis er sich auf dem 5. südlichen Breitegrade mit dem Marañon vereinigt, worauf auch diese beiden Namen verschwinden, und der so entstandene mächtigste aller Ströme der Erde bis zu seiner Mündung ins Meer Amazonenstrom genannt wird. Auf den letzten der vier Flüsse, den Mantaro, der mit dem Apurimac zum Ene wird, werden wir sogleich noch einmal zurückkommen.

Nachdem die östliche oder Andeskette in der eben beschriebenen Weise infolge des Durchbruchs grosser Flüsse in eine Reihe durch tiefe Einschnitte geschiedener Bergknoten verwandelt worden ist, kommt sie der Küstenkette, von welcher sie sich nach Osten entfernt hatte, allmählich wieder näher, wird zum geschlossenen Zuge, und nördlich von Ayacucho wird der schmale Abstand zwischen beiden nur durch das Thal von Jauja ausgefüllt. Durch dieses Thal fliesst der Mantaro, der Ausfluss eines Sees von mässiger Grösse, der Laguna von Chinchaycocha oder Junin, bekannt in der Geschichte Perus durch ein Reitergefecht, in welchem Bolivar die Spanier schlug. Dort sind die beiden Ketten einander so nahe gerückt, dass man die Spitzen beider zu gleicher Zeit vom Wege aus erblickt. Etwas nördlich vom See vereinigen sie sich, und diese Stelle kann wirklich ein Gebirgsknoten genannt werden: eine breite Bergmasse von 4350 *m* Höhe, auf welcher auf 10° 55′ südl. Br. die berühmte Bergstadt Cerro de Pasco liegt.

Nördlich vom Cerro de Pasco wird die zuletzt sehr vereinfachte Gestaltung des Gebirges wieder mehr gegliedert, und in einer von der bisherigen verschiedenen Weise. Während aus dem See von Junin der Mantaro austritt, der nach Süden fliesst, entspringen an der Nordseite des Knotens drei Flüsse, deren Lauf sich nach Norden richtet. Diese drei Flüsse bedingen eine Teilung des Gebirges oder wenn man will, ihre Wasser haben sich in Spalten des Bodens gesammelt und diese zu tiefen Thälern erweitert. Diese Flüsse sind: im Osten der Huallaga, im Westen der kleine Küstenfluss Santa, und zwischen beiden der Marañon, der Quell-

fluss des Amazonenstroms. Diesen Wasserläufen entsprechend, scheidet sich das Gebirge in vier Zweige. Das rechte oder östliche Ufer des Huallaga begleitet die Ostkette, Cordillera oriental; zwischen Huallaga und Marañon zieht die Mittelkette, Cordillera central; längs des westlichen Ufers des Marañons erhebt sich die Hauptkette — Cordillera blanca, von dieser abgezweigt und durch das Thal des Santa von ihr getrennt, eine Küstenkette — Cordillera negra. Die östliche Kette zwischen dem Huallaga und Ucayali ist von Anfang an niedriger, nimmt nach Norden zu noch mehr an Höhe ab und dacht sich nach den Niederungen der Pampa del Sacramento ab. Auch die Mittelkette erreicht nirgends die Schneegrenze, hat überhaupt keine hervorragenden Gipfel und wird, wie die östliche, nach Norden niedriger, bis sie vom Marañon im Pongo de Manseriche durchbrochen wird. Dieser Fluss, der bisher von Süden nach Norden geflossen war, schlägt hier die Richtung nach Osten ein, die er in seinem weiteren Laufe behält. Die Hauptkette am linken Ufer des Marañon, die mit Recht ihren Namen Cordillera blanca — die weisse — führt, ist der stolzeste Teil des ganzen peruanischen Hochlandes, eine Reihe von Schneebergen von majestätischer Pracht und weit mächtigerem Eindruck als die Kette am Titicaca-See, wiewohl sie diese an Höhe nicht übertrifft. Von ihr zweigt sich unter dem 10. Breitengrade eine Küstenkette ab, die Cordillera negra, so genannt, weil ihre Häupter dunkel, nicht mit Schnee bedeckt sind, eine bescheidene Kette an der Seite ihrer erhabenen Nachbarin, wiewohl auch bei ihr die Kammhöhe selten unter 14,000 Fuss beträgt. Beide werden von einander geschieden durch das Thal des Santaflusses, welcher die schwarze Kette durchbricht, um sich in den stillen Ozean zu ergiessen. Dieser Durchbruch bezeichnet zugleich das Ende der Cordillera negra als besonderer Küstenkette. In der Gegend, wo die Schlucht anfängt, durch welche der Santa sich der Küste zuwendet, erleidet auch die Hauptkette eine Unterbrechung durch zwei rechtseitige Nebenflüsse, einen kleineren, oberen, den Manta, und einen etwas ansehnlicherem von längerem Lauf, den Chuquicara oder Tablachaca. Beide Flüsse bilden tiefe Einschnitte, zwischen denen ein hoher Gebirgsstock aufsteigt, der bis an die Schneegrenze reicht, die Cordillera de Conchucos. Am rechten Ufer des Tablachaca erhebt sich das Gebirge von neuem zu einer fortlaufenden Kette, die sich unter dem Namen Cordillera de Pelagatos nach Norden fortsetzt, anfangs noch hoch, bald jedoch mit bedeutend verminderter Kammhöhe, welche sich bis zur Nordgrenze Perus sich nicht wieder erhebt.

Die weiter nördlich gelegenen Gegenden des Andesgebirges werden

zwar auf den in diesem Werke beschriebenen Reisen nicht berührt, indessen geben wir, wie über die südlichen, so auch über diesen ausserperuanischen Teil zum Abschluss eine kurze Skizze. Von den vier Zweigen, die vom Knotenpunkt des Cerro de Pasco ausgehen, verliert sich, wie wir sahen, die östliche Kette in den Ebenen des Sacramento, während die westliche Küstenkette mit dem Durchbruch des Santa endigt. Die mittlere oder Cordillera central vereinigt sich, nachdem sie vom Marañon durchbrochen worden ist, mit der Hauptkette in der Gegend von Loja in Ecuador von neuem zu einem Knoten, dessen mittlere Höhe 2000 bis 2300 *m* beträgt. Von hier zieht das Gebirge in zwei Zügen nach Norden, die Hochthäler von Cuenca, Ambato und Quito zu beiden Seiten mit hohen Gipfeln begleitend. Beide Ketten vereinigen sich nochmals auf 1° nördlicher Breite, bereits auf columbianischem Gebiet bei Pasto und bilden eine Hochebene (3000 *m*), über welche sich die Vulkane Cumbal und Chiles erheben. Nördlich von Pasto wiederholt sich eine ähnliche Teilung des Gebirges wie am Knotenpunkt des Cerro de Pasco. Unter 2° nördlicher Breite auf dem Páramo de las papas scheidet es sich in drei Aste, von denen die beiden östlichen bis 5° nördlicher Breite das Magdalenathal umfassen. Die am rechten Ufer hinlaufende Kette, welche später auf venezolanischem Gebiete in die Sierra nevada de Mérida übergeht, heisst wieder Cordillera oriental, die Kette zwischen dem Magdalena und Cauca Cordillera central, und die zwischen dem Caucathal und der Küste Cordillera occidental oder Cordillera de Choco.

Im ganzen sind alle diese Gebirge weniger hoch als Kamm und Gipfel der Cordilleren von Peru, Bolivien und Chile. Der höchste Berg nördlich vom Äquator, der Pico de Tolima in der Cordillera central ist nur wenig über 17 000 Fuss hoch.

Ein allgemeines landschaftliches Bild des südamerikanischen Hochlands zu entwerfen, ist bei der Ausdehnung desselben nicht möglich; denn es erstreckt sich durch 65 Breitegrade (von 55° südlicher Breite bis 10° nördlicher Breite) und in diagonaler Weise durch 12 Längengrade (80° bis 68°). Eine durch die ganze Länge gedachte Kammlinie würde also unter Berücksichtigung der Krümmungen kaum weniger als 1200 geographische Meilen betragen. Abgesehen von den bei solcher Ausdehnung vorauszusetzenden Verschiedenheiten in der Gestaltung der einzelnen Abschnitte, sind auch die klimatischen Verhältnisse in Betracht zu ziehen, deren Einwirkung bei einem Anfang in einer schon sehr kühlen Zone und deren Ende inmitten der heissesten, hinsichtlich der Höhe der Schneegrenze und der Formen der Pflanzenwelt wesentliche

Unterschiede bedingen muss. In letzterer Hinsicht ist derjenige Teil des Hochlandes, der uns hier beschäftigt, weniger begünstigt als der südliche und besonders der nördliche Abschnitt des Andesgebirges. Im südlichen Chile ist die Regenmenge so reichlich, dass sie oft als lästig empfunden wird, und an der Küste von Ecuador und Columbien verhalten sich die Niederschläge wie in Brasilien, daher die Berge in diesen Gegenden an ihrem Fusse mit dichtem Wald bekleidet sind, und weiterhin bis zur Schneegrenze, wo sie diese erreichen, mit Busch oder Gras, also doch mit belebendem Grün. Vom 30. Breitegrade an wird der Regen seltener und im Norden von Chile, sowie an der ganzen peruanischen Küste hört er auf zu fallen. Diese klimatische Besonderheit ist schon in früheren Teilen dieses Werkes besprochen worden, wir erwähnen ihrer aber nochmals, um zu bemerken, dass die Trockenheit nicht auf der ganzen Strecke dieselbe ist. Am grössten ist sie in den jetzt an Chile abgetretenen bolivianischen und peruanischen Provinzen Cobija und Tarapacá, woselbst die Winternebel fehlen, die weiter nördlich an vielen Orten die kahlen Bergwände mit einem zeitweiligen Anflug von Vegetation überziehn.

Vom Meere aus gesehen, ist der Anblick des Gebirges, sobald die Formen nicht mehr vom Dufte der Ferne gemildert werden, im höchsten Grade traurig, besonders da, wo hohes Vorland den dahinter liegenden Kamm dem Beschauer verbirgt, denn die weissen Schneespitzen über dem dunkelgrauen Bergsaum haben etwas Erfrischendes. Was neben der düstern Färbung besonders im Süden das Drückende des Eindrucks vermehrt, ist der gänzliche Mangel an Gliederung. Man sieht enorme Massen schwerfällig übereinander getürmt, an Gestalt und Farbe gleich riesigen Schutthaufen, ohne vorspringende Felsen oder Zerklüftung. An anderen Orten, wo man das Gebirge vom Fusse bis zum Kamme überblickt, erscheinen die Formen etwas weniger eintönig. Schluchten, anfangs flach und allmählich sich vertiefend, steigen vom scheinbaren Kamm herab, von einander durch scharfe Bergrücken geschieden, die sich wie Strebepfeiler an die Hauptmasse anlehnen. Wenn man später den Anfang solcher Schluchten zu sehen bekommt, so bemerkt man, dass, was man von unten für den Kamm des Gebirges gehalten hat, nur der Rand einer weiten Hochebene ist, den die Schluchten eingekerbt haben. Solche Hochebenen, die zugleich Kammhöhen sind, finden sich besonders im südlichen Peru und nördlichen Bolivien; sie bilden das massige Tafelland, in dessen Einsenkung sich von höheren Gegenden die Wasser des Titicacasees gesammelt haben. Sie werden dort Punas genannt und sind in allen Zeiten des Jahres mit hartem, struppigem Grase

dürftig bewachsene abschreckende Öden. Nicht viel anmutiger sind die Thäler, die sich von den Punas zum See hinabsenken, umgeben von einförmigen Bergen, ohne Baum und Strauch, und selbst nach der Regenzeit, wenn sie mit kümmerlichem Grün bekleidet sind, für das Auge nur im Vergleich zur Puna eine mässige Erquickung. Die Unwirtbarkeit des Klimas macht das Leben an den Ufern dieses an sich so schönen Sees zu einem Opfer; läge er 8000 Fuss tiefer, so würde er als ein irdisches Paradies gelten.

Aber nicht alle Gegenden des Hochlands sind so wenig einladend, wie die Gestade des Titicaca. Wendet man sich von seinem Becken nach Norden, und überschreitet den Pass der Raya, so fühlt man bald, schon am Ende des ersten Tages, dass man in eine andere Welt gekommen ist: andere Landschaft, milderes Klima und verschiedene Menschen. Dies ist die Region der Hochthäler, in welchen die Hauptstadt Kusko und die anderen ansehnlichen Ortschaften des Innern liegen. Hochthäler werden alle diejenigen genannt, welche nördlich vom Passe der Raya das Gebirge durchfurchen. Die Flüsse, welche diese Thäler ausgespült haben, sind die bereits angeführten: im Süden der Huillcanota, Apurimac und Mantaro mit ihren zahlreichen Nebenflüssen, im Norden der Huallaga, Marañon und Santa. Der Boden der Hochthäler liegt 3000 bis 2000 *m* über dem Spiegel des atlantischen Ozeans. Sie verlieren ihre Namen, sobald sie anfangen, das Gebirge zu durchbrechen, wobei sie sich meist in enge, unzugängliche Schluchten mit starkem Gefäll verwandeln. Nach ihrem Austritt aus den Engpässen ändert sich ihr früherer Charakter, und ihre mit dichten Wäldern bewachsenen Ufer werden die Montaña genannt. In den niederen Regionen, durch welche sie ihren Lauf fortsetzen, wohnen noch nicht zum Christentum bekehrte indianische Völkerschaften, die von den peruanischen Behörden unabhängig sind.

In den Hochthälern finden sich die grössten landschaftlichen Schönheiten Perus, einige in der That von ganz überraschender Grossartigkeit; allein es geht dem Reisenden dabei wie den Zuhörern mancher Wagnerschen Opern: auf die schönen Scenen folgen mühselige Wege über endlose öde Höhen, bis der Pfad sich endlich von neuem in ein freundliches Thal senkt. Denn alle Flüsse und Nebenflüsse sind von einander durch hohe Berge geschieden, bald sind es nur Joche, bald weites, wellenförmiges Hochland, nicht ganz so hoch wie die Puna um den Titicaca, aber doch auch 4000 *m* erreichend. Diese hohen, meist mit dichtem Gras bewachsenen Gegenden werden in Mittel- und Nord-Peru Jalcas genannt. Sie sind freilich auch eintönig und ermüdend, aber

bei weitem nicht so abschreckend, wie die südlichen Hochebenen, und aus ihrer Grasdecke schimmert manch liebliches Blümchen. Solcher Graswuchs, dessen Frische das Auge auf den Höhen erfreut, fehlt am Boden der Thäler, Rasenplätze trifft man zwar hin und wieder, aber Wiesen nie. Die Wärme in den tieferen Thälern, besonders in dem des Marañons und Apurimacs, ist schon sehr fühlbar, allein da man sie nicht lange zu ertragen hat, und gewöhnlich ein Thal alsbald wieder verlässt, wenn man seinen Fluss überschritten hat, so empfindet man sie nach einem langen Wege durch kaltes Hochland fast dankbar als ein freundliches Element.

Die Vegetation in den Hochthälern, oder wie man in Peru zu sagen pflegt, in der Sierra, ist zwar bei weitem noch nicht so üppig wie weiter östlich nach ihrem Austritt aus dem Gebirge, aber die Bergwände sind doch meist mit Sträuchern, auch manchen Bäumen bewachsen, und das Laub behält bis zwei Monate nach der Regenzeit seine Frische. Der Regen fällt am Westabhang der Küstenkette zuerst auf eine Höhe von 2000 *m* und wird in den höher gelegenen Gegenden reichlicher. Die Regenzeit beginnt gewöhnlich im Dezember und dauert bis Anfang April; zuweilen setzt sie schon früher ein und hört dann auch zeitiger wieder auf. Von Mitte April bis Ende November fällt kein Regen und der Himmel ist meist wolkenlos. Obgleich also in diesen Monaten die Sonne sich nach Norden entfernt, und die Tage kürzer werden, so bezeichnet man im Hochland doch die trockene Jahreszeit als Sommer und die Regenzeit als Winter. Die Sommermonate im Sinne der Peruaner des Hochlands — also unsere Sommermonate — sind die zum Reisen geeignetsten, und zwar wählt man, wenn man bis an den Ostabhang der Andes vorzudringen wünscht, den November, weil dann die Flüsse am kleinsten sind; für gewöhnliche Reisen zieht man die Zeit unmittelbar nach Schluss der Regenzeit vor, da um diese Zeit die Vegetation noch von der vorhergegangenen Benetzung ihre ganze Frische bewahrt, und auch der Wasserstand der Flüsse, die man etwa zu durchreiten hat, schon wieder abgenommen hat.

Mit Ausnahme der Strecken von Lima nach der Oroya und von Mollendo über Arequipa nach Sicuani im Thale des Huillcanota, welche auf Eisenbahnen zurückgelegt werden, sind alle Wege im Innern Perus Saumpfade. Die Hauptwege sind noch dieselben, die vor so viel hundert Jahren von den Inkas angelegt wurden, nur dass sie jetzt weit weniger gut gehalten werden, als zu Zeiten der einheimischen Herrscher; denn die spanischen Eroberer sahen sie mit Erstaunen und die alten Chronisten sind voll von ihrem Lobe. Die jetzigen Wege sind nicht

gerade schlecht, nur sind sie oft steil, die Steigungen sind nicht gleichmässig verteilt und wechseln mit Senkungen, welche hätten vermieden werden können. Sie waren eben nur für Fussgänger bestimmt und der Indianer ist behend, das Steigen wird ihm leicht. Auch jetzt noch, wo man an besonders abschüssigen Stellen ebenere Umwege für die Lasttiere angelegt hat, sind die alten Richtwege stets mehr betreten als die neuen, ein Zeichen, dass die Wanderer den kürzeren Pfad dem bequemeren vorziehen. Längere, ganz ebene Strecken trifft man ausser in der Ebene des Titicaca, im Thale von Jauja und des Huillcanota selten, denn die Wege verbinden ja meist die Thäler unter einander. Man steigt stundenlang bergauf und wieder bergab, und kaum hat man am Boden eines Thals einen Fluss überschritten, so erhebt sich der Pfad von neuem an der gegenüberliegenden Thalwand. Dies wird bei längeren Reisen sehr lästig und stellt mitunter die Geduld auf harte Proben. Denn es kommt vor, dass man das Reiseziel eines Tages in gleicher Höhe und scheinbar in geringer Entfernung vor sich an einem Berge liegen sieht, und doch bis zum Abend braucht, um dahin zu gelangen: so tief war das Thal, das dazwischen lag. Grössere Flüsse durchreiten zu müssen, sieht man sich im Hochlande seltener in der Lage, als an der Küste. Auf den Hauptwegen trifft man überall Brücken, zwar von roher und unbehilflicher Bauart, aber selten unsicher, denn sie werden von den Gemeinden, in deren Bereich sie sich finden, alle Jahre untersucht und, wenn erforderlich, unter Aufbietung von Fronmannschaften ausgebessert. Bei schmalen Flüssen bestehen die Brücken aus langen Baumstämmen, gewöhnlich Erlen, die an beiden Ufern auf einem überragenden Unterbau gelagert und mit quergelegten Stangen und Zweigen bedeckt werden. Uber grössere Flüsse sind Hängebrücken gespannt. Bei diesen ruht der Weg auf fussdicken, aus Weidenruten geflochtenen Tauen, die zu beiden Seiten an Felsen oder gemauerten Widerlagern befestigt werden. Die berühmteste der so hergestellten Brücken war die über den Apurimac auf dem Wege von Kusko nach Ayacucho, welche den Fluss an einer Enge zwischen zwei Felswänden in einer Höhe von 140 Fuss überspannte. Diese Brücke, welche zur Zeit der letzten Reise des Verfassers noch vorhanden war, wurde schon damals nicht mehr benutzt, sondern war durch eine Drahtseilbrücke ersetzt worden, die am Thalboden über den Fluss gelegt war. Auch bei einigen anderen Brücken sind neuerdings die alten Weidentaue gegen Drahtseile vertauscht worden.

Zu Reisen im Hochland werden im allgemeinen Maultiere den Pferden vorgezogen. In ebenen Gegenden mag man sich immerhin

eines Pferdes bedienen, denn ein solches kommt rascher vorwärts und seine Gangart ist in der Regel auch weniger ermüdend, wiewohl die in der Sierra geborenen nicht den natürlichen Pass der Küstenpferde haben, sondern diesen erst durch Zureitung annehmen. Bei längeren Reisen auf gebrochenen Bergwegen ist man auf einem Maultier weit sicherer. Die Störrigkeit und Tücken der Maultiere sind bekannt und freilich oft sehr verdriesslich, aber diese Fehler werden aufgewogen durch ihre Bedächtigkeit und Vorsicht, auf die man sich in misslichen Lagen verlassen kann. Ein Pferd lässt sich antreiben und tritt fehl, aber ein Maultier ist an gefährlichen Stellen weder durch Sporn noch Peitsche zu bewegen, sich zu beeilen, es setzt seinen Fuss nicht nieder, bis es durch wiederholtes Tasten sich überzeugt hat, dass der Boden fest ist. Besonders in finstern Nächten lernt man das Maultier schätzen. Man thut am besten, sich aller Leitung mit den Zügeln zu enthalten und das Tier auf den holperigen Stufen eines steilen Abhanges allein seinen Weg suchen zu lassen. Wenn trotzdem so viele Lasttiere auf den Wegen verunglücken, so geschieht dies nicht durch Fehltritte, sondern dadurch, dass auf engem Pfade beladene Tiere mit ihren Lasten aneinander stossen und aus dem Gleichgewicht gebracht werden. Die Furcht, mit der Last an Felswände anzustossen, veranlasst die Maultiere, bei Abgründen immer nahe am Rande derselben zu gehen, eine Gewohnheit, die dem Reiter zuweilen sehr unbehaglich wird. —

Wer bei seinen Reisen nicht auf die Kosten zu sehen braucht, mag sich eigene Tiere anschaffen, aber nicht weniger als vier: eins für das Gepäck, ein anderes für den Begleiter, und zwei für sich selbst, denn ein längerer Ritt wird weit weniger ermüdend, wenn man mit dem Maultier wechseln kann. Übrigens hat bei grösseren Reisen der Besitz eigener Tiere manche Nachteile, man ist von ihnen abhängig, muss sie von Zeit zu Zeit ruhen lassen, wenn sie nicht krank, oder auf dem Rücken durchgerieben werden sollen, man bezahlt sie teuer, wenn man sie kauft, und findet keinen Abnehmer, wenn man sie nicht mehr braucht. Der Verfasser hat daher nie eigene Tiere benutzt, sondern immer von Strecke zu Strecke, für fünf, acht, höchstens vierzehn Tage neue Tiere gemietet. Die Orte der Sierra, wo Tiere gemietet werden können, sind bekannt, und der Verfasser hat nie unüberwindliche Schwierigkeiten gefunden, sich die zur Fortsetzung der Reise erforderlichen Transportmittel zu verschaffen. Er hatte dabei den Vorteil, dass die zur Begleitung mitgegebenen Burschen in den Gegenden, die er durchreiste, heimisch und mit den Wegen, sowie mit den zu Nachtlagern geeigneten Orten bekannt waren.

Besondere Sorgfalt ist auf die Anordnung des Gepäckes zu verwenden, d. h. es muss in zwei Hälften von gleichem Gewicht verteilt werden, da es sonst beim Marsche auf dem Rücken des Tieres zur Seite rutscht, öfteren Aufenthalt und Neubeladung des Tieres nötig macht. Um dem Leser mitzuteilen, in welcher Weise es dem Verfasser nach mancherlei Versuchen gelang, das gewünschte Gleichgewicht herzustellen, zugleich auch als eine Aufzählung der zu einer Reise im Hochland unentbehrlichen Gegenstände, lassen wir hier ein Inhaltsverzeichnis der beiden Gepäckstücke folgen. Die eine Hälfte bestand aus einer Rolle von wollenen Decken, die um ein eisernes Feldbett gewickelt und von einem Sack aus Segeltuch umgeben waren. Das obere Ende des Sackes, der durch einen Schnürbund geschlossen wurde, beherbergte noch ein umgestürztes, emailliertes, eisernes Waschbecken, in dessen Höhlung eine Theemaschine, Zucker und Tischgeschirr zum sofortigen Gebrauch bereit, untergebracht waren. Das zweite Stück war ein Koffer mit Kleidungsstücken, Wäsche, einigen Büchern und photographischen Platten. Diese beiden Stücke wurden vom Maultiertreiber erst mit Riemen aus ungegerbter Ochsenhaut umschlungen und fest zusammengebunden, darauf beide zugleich dem Maultier auf den Tragsattel gelegt und um den Leib des Tiers festgeschnürt. Man wundert sich, wenn man sieht, mit welcher Leichtigkeit junge, dem Anschein nach keineswegs besonders kräftige Leute Lasten von 150 bis 200 Pfund auf den Rücken eines Tiers heben.

Wiewohl Gasthäuser und Herbergen bescheidener Art sich nur in einzelnen grösseren Ortschaften finden, und man in kleineren nur dann und wann elende Schankwirtschaften antrifft, in welchen Maisbier (Chicha) und schlechter Zuckerbranntwein verkauft wird, so ist eine Verproviantierung für längere Zeit auf Reisen im Innern selten erforderlich. Es kommt nur ausnahmsweise vor, dass man die Nacht unter freiem Himmel zubringen muss, und wo eine Hütte ist, da findet sich auch meist etwas zu essen, wenn auch nur Kartoffeln und einige Brocken an der Sonne getrocknetes Fleisch; auch bietet sich öfters Gelegenheit unterwegs eine Hammelkeule oder ein Huhn zu kaufen. Freilich lässt sich damit keine feine Mahlzeit herstellen, allein eine solche würde auch zu dem Leben, das man führt, zu den Orten, wo man schläft, nicht passen. Man lebt eben wie die Leute, in deren Lande man reist, ärmlich und frugal, und findet es bald auch erträglich. Aber wenn es auch überflüssig ist, sich mit vielen Konservenbüchsen zu beladen, so ist es doch auch nicht rätlich, die Sorge für die Verpflegung ganz dem Zufall zu überlassen, daher man wohl thut, sich mit etwas Fleischextrakt und

Thee zu versehen, und zum Troste in zu grossem Ungemach mit einigen Flaschen Wein und einem feinen Branntwein irgend einer Benennung. Auch versäume man nicht, wenn man durch eine grössere Ortschaft kommt, einen Vorrat von Brot und Zucker mitzunehmen, denn beide Artikel sind in kleineren Dörfern nicht zu haben. Endlich muss man sich immer hinreichend mit Kerzen versehen, denn gewöhnlich trifft man in den Hütten keine andern Beleuchtungsapparate, als brennende Büschel von Punagras, und es ist eine grosse Erleichterung, in schlaflosen Nächten Licht anzünden zu können.

Bei der Wahl eines Nachtlagers darf sich der Reisende nicht sowohl durch die Aussicht auf ein gutes Unterkommen für sich selbst bestimmen lassen, als durch die Sorge um hinreichendes Futter für seine Tiere. Da er in seinem eigenen Bett schläft, ist es am Ende gleichgültig, wo er dasselbe aufschlägt, ob in einem Zimmer mit geweissten Wänden, oder in einem Winkel zwischen Haufen von Kartoffeln nnd Maiskolben, ein paar Tassen Thee können ihm im Notfall die Abendmahlzeit ersetzen, wenn nur seine Tiere sich an Klee oder frischer Gerste satt fressen können, denn von ihrem Wohlbefinden hängt ja die Fortsetzung seiner Reise am folgenden Tage ab. Bleibt man in einem Dorfe, so ist man gewöhnlich an einen der wohlhabenden Einwohner empfohlen; ist dies nicht der Fall, so steigt man beim Pfarrer oder Ortsvorstande ab und findet immer willige Aufnahme. Gewöhnlich nehmen die Leute nur für das gelieferte Futter Bezahlung, ärmere wohl auch für die Zubereitung einer Mahlzeit; doch darf man eine solche nur mit Vorsicht anbieten, um nicht zu verletzen. Der Preis des Futters ist je nach der Beschaffenheit desselben, sowie nach der Entfernung, aus welcher es herbeigeschafft werden muss, verschieden, aber selten hoch, und es ergiebt sich hieraus, dass die Reisekosten im ganzen sehr mässig sind. Freilich wird dem Reisenden auch nichts geboten, was eine höhere Vergütung verdiente.

Was nicht wenig dazu beiträgt, den Reisenden mit so manchen Mühsalen, Unbequemlichkeiten und Entbehrungen zu versöhnen, ist ein Umstand, der deshalb besonders hervorgehoben zu werden verdient. In einem dünnbevölkerten, auf weiten Strecken ganz unbewohnten Lande, fern von der Civilisation und allem obrigkeitlichen Schutz, braucht er um seine Sicherheit nie in Sorge zu sein, wenigstens nicht für seine Person. Auf den einsamsten Wegen begegnet er nur friedfertigen Menschen, seien es Treiber mit ihren Herden von Lasttieren oder einzelnen Wanderern. Allzugrosse Sorglosigkeit soll damit nicht empfohlen werden, eine Revolvertasche am Sattel ist unter allen Umständen eine nützliche Warnung, sollte sie auch nur ein Stück Käse und

einen Schluck Cognac beherbergen; aber der Verfasser ist auf seinen weiten Wegen nur einmal in die Lage gekommen, den Knopf des Futterals, in dem seine Waffe steckte, zu lüften, und zwar nicht, um sich gegen einen Angriff zu verteidigen, sondern um einem unverschämten Führer zu drohen. Weniger sicher als der Reisende selbst sind seine Tiere. Ein hübsches, gut genährtes Maultier ist eine starke Versuchung für die Eingeborenen, und das Wegtreiben eines solchen ist in ihren Augen kein grösseres Vergehen, als bei uns das Schiessen eines Hasen auf fremdem Jagdgebiet. In futterarmen Gegenden muss man die Tiere öfters Nachts freilassen, um sich selbst etwas Gras zu suchen. Der Reisende kann aber die Behütung getrost seinen Leuten überlassen: so lässig sie auch sonst sein mögen, sind sie dann wachsam, denn der Schaden trifft sie selbst als Eigentümer, wenn ein Tier verloren geht.

Aus dem Gesagten erhellt, dass Wanderungen in den Andes nicht zu Vergnügungsreisen gehören wie der Besuch europäischer Hochgebirge, sie sind weniger eine Erholung als eine Strapaze, und auch bei weniger beschwerlicher Ortsveränderung und besserer Verpflegung würde man sich sagen müssen, dass die dem Reisenden gebotenen Naturschönheiten ihn nur mässig für die Mühe entschädigen, die er sich genommen, um sie kennen zu lernen. Bei aller Grossartigkeit einzelner Gegenden steht das peruanische Hochland in Hinsicht auf landschaftliche Schönheit unseren Alpen bei weitem nach. Man vermisst überall das Liebliche der Pflanzenwelt, welche die Strenge der erhabenen Berggestalten zugleich mildert und doch durch den Gegensatz auch wieder hebt. Es fehlt die Gliederung, man fühlt sich bedrückt durch die ungeheuren Massen, beengt in den tiefen Thälern und verlassen auf den unwirtbaren Hochebenen. Allerdings giebt es einzelne wunderbar schöne Punkte, wie das Thal von Yucay, einst der Lieblingsaufenthalt der peruanischen Könige; aber solche Kleinode machen die Schmucklosigkeit des Ganzen nur um so fühlbarer. Auch die Thäler am Ostabhang, die von Baumwuchs überreich bedeckt sind, haben trotz der Üppigkeit ihrer Vegetation nichts Anmutendes. Sie machen nicht den Eindruck von Thälern, sondern von tiefen grünen Schluchten, wo man sich nicht eingeladen fühlt, länger zu verweilen, oder gar zu wohnen. In Peru sind solche Thäler überhaupt kaum besiedelt; in der bolivianischen Provinz Yungas liegen alle Ortschaften hoch an den Bergen, unten am Boden wohnt nur das Fieber. Manche Küstenthäler, wie die von Ica, Huacho und Casma, haben trotz der vollständigen Kahlheit ihrer Wände mehr landschaftliche Reize als die der Sierra. Was aber das Hochland

vor den Gegenden an der Küste und am Ostabhang voraus hat, ist das Klima: die trockene, kühle, stärkende Luft, welche kranke Menschen heilt und bei Gesunden die Arbeitskraft und Arbeitslust erhöht, daher die alten Inkas lange Zeit ihr Reich auf Gegenden des Hochlandes beschränkten, erst spät die Küstenländer ihrer Herrschaft unterwarfen, aber vom Ostabhang sich immer fern hielten.

Man wird sich nach alledem nicht wundern, wenn in Peru niemand daran denkt, zu seinem Vergnügen in die Sierra zu reisen, sondern stets nur aus einer bestimmten Veranlassung: entweder will jemand seine schwache Lunge wieder kräftigen, oder er geht in Geschäften, will Vieh, Wolle kaufen, oder Silberminen aufsuchen und bearbeiten, oder endlich er ist Beamter oder sonstwie vom Staate geschickt. Wenn der Verfasser, nach dem Zwecke seiner Reise befragt, der Wahrheit gemäss angab, dass er die alten indianischen Denkmäler und Bauwerke aufzusuchen und kennen zu lernen wünsche, so wurde diese Antwort meist mit ungläubigem Lächeln aufgenommen, da es den guten Leuten im Innern unbegreiflich schien, dass jemand sich für alte Mauern um ihrer selbst willen interessieren könne, ohne einen gewinnsüchtigen Hintergedanken, nämlich die Aufsuchung verborgener Schätze. Da es vergeblich gewesen wäre, einer solchen Vermutung zu widersprechen, so nahm sich der Verfasser auch in der Regel nicht die Mühe, ihre Richtigkeit in Abrede zu stellen, und liess es ruhig geschehen, dass man seinen Taschenkompas, dessen er sich zur Bestimmung von Richtungen und Messen von Winkeln bediente, als einen Talisman betrachtete, dem die geheime Kraft innewohne, den Ort anzudeuten, wo Gold vergraben liegen sollte. Im übrigen ist der Verfasser geneigt, sich der Meinung der Peruaner anzuschliessen, die es schwer begreiflich finden, dass jemand sich zu einer Reise in die Sierra entschliessen könnte, bloss um ihre Schönheiten zu sehen. Er hat alles Grossartige und Schöne, das sich ihm darbot, mit Bewunderung betrachtet, aber ohne Verlangen, es um denselben Preis an Zeit und Mühe noch einmal wiederzusehen; und nächst der Befriedigung die er in der Erreichung seines Reisezwecks fand, sind die Freuden und Genüsse, die ihm seine Wanderungen sonst noch brachten, ausgedrückt in dem alten Spruch:

Süss ist die Erinnerung an vergangenes Ungemach.

Ehe wir zu diesen Wanderungen aufbrechen, lassen wir noch einige Bemerkungen über die Pflanzenwelt, der wir auf dem Wege begegnen werden, vorher gehen: keine botanische Übersicht, da eine solche nicht in den Rahmen dieses Buches passen würde, auch eine Aufzählung

trockener Namen, mit denen der Leser kein Bild zu verbinden vermöchte, ihn nur ermüden würde, ohne ihm Belehrung zu bringen, sondern nur Notizen über einige Gewächse, die für die verschiedenen Regionen charakteristisch sind, die dem Beobachter bald als solche auffallen, die er bei jedem Aufstieg mit Bedauern verschwinden sieht, und immer wieder mit Freuden begrüsst, wenn sich sein Pfad von kalten Höhen zu wärmeren Gegenden hinabsenkt. Da man gewöhnlich in einem der Thäler zum Hochland hinaufsteigt, so sieht man sich zunächst von der Küstenvegetation umgeben, und wir knüpfen daher an das an, was im zweiten Bande über dieselbe angeführt wurde.

Von Baumarten verschwinden zuerst die feingefiederten Leguminosen, der Algorrobo (Prosopis dulcis) und der Guarango (Acacia punctata), Bäume mit knorrigem Stamm und weit ausgebreiteten, flachgewölbten Kronen; häufiger dagegen wird bei einiger Erhebung ein anderer feingefiederter Baum, der Molli oder Pfefferbaum (Schinus Molle), so genannt wegen des würzigen Geruchs, den seine zwischen den Fingern geriebenen Blättchen verbreiten. Er erinnert durch seinen runzeligen Stamm und seine lang herabhängenden dünnen Zweige an unsere Trauerweide. Die feinblättrige eigentliche peruanische Weide (Salix Humboldtii) begleitet den Reisenden bis in ziemlich hohe Gegenden, doch nimmt sie an Höhe und Üppigkeit der Laubentwicklung ab, ihr Wuchs wird mehr kerzenartig. Sie wird jetzt ersetzt durch eine Erlenart (Alnus acuminata), ein Baum, der unserer Erle sehr ähnlich ist, eine ansehnliche Höhe erreicht, und dessen Stamm beim Brückenbau benutzt wird. Von den Kulturpflanzen verschwindet das Zuckerrohr auf einer Höhe von 3500 Fuss, die Yuca schon früher, während der Mais bis zu 10000 Fuss Höhe gedeiht. Von Fruchtbäumen tragen die Chirimoya (Anona Cherimolia), die Granadilla (Pasiflora ligularis) und die Banane (Musa paradisiaca) allerdings noch bis zu 5000 Fuss, aber nur in sehr geschützten Thälern, und dasselbe gilt vom Weinstock. Dagegen gedeihen in solcher Höhe besser als an der Küste Apfel-, Birnen- und Pfirsichbäume. An den Bergwänden, die der künstlichen Bewässerung nicht zugänglich sind, erscheinen jetzt die Kakteen, und zwar die grössten Arten, der grosse Kerzenkaktus (Cereus giganteus) im Lande Giganton, der grosse Riese genannt, der einzeln, ohne alle Verästelung wie ein sechsseitiger borstiger Pfahl von 20 bis 30 Fuss Höhe aus dem öden Gestein hervorragt. Daneben sieht man auch kleinere verästelte Cereus-Arten (Fackeldisteln) und einzelne igelartig runde Mamillarien. Man wundert sich, woher diese Gewächse die zu ihrem Unterhalte nötige Feuchtigkeit ziehen, denn allerdings fallen in diesen

Gegenden vom Oktober an schon einzelne Regenschauer, die sich von Zeit zu Zeit bis Ende März wiederholen, aber die übrigen Monate sind trocken. In diesen Gegenden ist auch der in unseren Gärten als Zierpflanze gezogene Heliotrop (Heliotropium peruvianum) zu Hause, sowie die Nasturzie (Tropäolum majus und minus). Anstatt der an der Küste wachsenden Datura-Arten, des krautartigen Stechapfels (Datura Strammonium) und des baumartigen Floripondio (Datura arborea) dessen grosse weisse, kelchartigen Blüten unter einer dicken Laubdecke hängen, trifft man jetzt eine andere baumförmige Art derselben Pflanzenfamilie, die Datura sanguinea, so genannt, weil die in ihrer Form denen des Floripondio ganz ähnlichen Blüten von blutroter Farbe sind. Kommt man noch höher, so wird die Vegetation noch dürftiger, die Bäume seltener. Die fehlenden Wiesen und Rasenplätze werden ersetzt durch Felder von Luzernklee (Medicago sativa), in ganz Peru das beliebteste Futter für alle Haustiere; auch Gerste säet man zu demselben Zweck und schneidet sie, wenn die Halme Ähren angesetzt haben.

Was man vermisst, sind unsere Nadelhölzer, überhaupt nadeltragende Gewächse, welche in Mexico die Höhen, auf denen wir uns hier befinden, in weiten Gürteln umziehen. Auch die Eichenarten, die in diesem Lande den Nadelbäumen vorhergehen, sucht man in Peru vergebens. Dagegen widerstehen drei Arten von Laubbäumen der Kälte in einer Höhe, wo schon niedere Gebüsche anfangen seltener zu werden. Der Sauco oder peruanische Hollunder (Sambucus peruviana) ist hinsichtlich der Form seiner Blätter und Blüten unserem einheimischen ähnlich, nur grösser, denn er wächst sowohl als baumartiger Strauch als auch als wirklicher Baum, wie z. B. die Alameda in Kusko nur aus Hollunderbäumen besteht, wahre Riesen mit alten, dicken, knorrigen Stämmen und dichtbelaubten Kronen, die einen Wald bilden. Ein anderer Baum ist der Kisuar (budleja incana) ein hoher, meist einzeln stehender Baum, mit schmalen, lanzettförmigen, dunklen festen Blättern, der von weitem einem Olivenbaum gleicht. Ein geselliger Baum dagegen ist der Kinuar (Polylepis racemosa) mit gekrümmtem Stamm und verschnörkelten Zweigen, brauner glatter Rinde und Krone von ovalen, lederartig festen Blättern. Dieser Baum bildet Wäldchen bis hart an die Schneegrenze und umfasst die weissen Eisdecken mit einem dunkelgrünen Saum.

Gelangt man jetzt zum Kamm, so fehlt auch dort das pflanzliche Leben nicht ganz, ist aber ungleich nach den verschiedenen Breitegraden. Im Norden, wo die Kammhöhen tiefer liegen, sind sie mit gewöhnlichem Gras bedeckt, im Süden dagegen, wo sie 15000 Fuss

erreichen, werden sie von Punagras (Stipa Ichu) nicht bedeckt, sondern in einzelnen Büscheln dünn bestanden, zwischen denen sich Ausbreitungen von Flechten hindurchwinden, von widrigem Anblick, wie kreisförmige fressende Geschwüre. Diese Gegend, die hohe Puna, ist die abschreckendste des Hochlands. Die etwas niedrigeren wellenförmigen Ebenen, über die man öfters beim Übergang von einem Thal zum andern kommt, sind weniger unfreundlich. Dort wird die Grasdecke nicht selten durch zierliche Blümchen belebt, Ausbreitungen von Saxifragen mit sternförmigen, verfilzten Wurzelblättern bilden Teppiche von lederartiger Festigkeit, hier und da blicken blaue, rote und weisse Gentianen aus dem Grase; grosse, gelbe strahlige Blüten von Kompositen ohne Stiel scheinen am Boden geheftet wie Ordenssterne, während am Rande eines schützenden Steins wollige Anemonen ihre hängenden Blüten an ihrem Stengel anschmiegen, als wollten sie an ihrer eigenen Hülle Schutz suchen.

Steigt man nun vom Kamm der Küstenkette hinab in die Hochthäler, so findet man deren Wände nicht so kahl wie die des Westabhanges, denn hier wird durch die regelmässig wiederkehrende Regenzeit die Vegetation, wenn auch nicht frisch, doch am Leben erhalten. Wir erblicken zunächst wieder die Bäume, von denen wir eben erst Abschied genommen, den Kinuar, Kisuar, den Hollunder und die Erlen, die wir jetzt schon als Bekannte begrüssen; dann folgen Klee- und Gerstenfelder, Kartoffeln, Quinoa, Mais, die europäischen Fruchtbäume. Die Bergwände bringen neue Formen, sie sind mit Büschen und dazwischen mit einzeln stehenden Bäumen bewachsen. Der auffallendste derselben ist der Pati (Bombax discolor) aus der Familie der Bombaceen, ein Baum von mässiger Höhe, dickem, grauweissem Stamm und eben solchen weitausgebreiteten Ästen mit runder Krone von grossblättrigem Laube. Zwischen diesen Bäumen wachsen Bromelien mit kurzem höckerigen schwärzlichem Stamm und einem dichten Büschel von harten, bandartigen, an den Rändern mit scharfen Zacken bewaffneten Blättern. Untermischt mit ihnen, aber nicht ganz so häufig, stehen dickblättrige Wurzelstauden von Agaven, sonst Aloe genannt. Während die Bromelien nur eine kurze Blütenrispe treiben, senden die Agaven ihre Blumenstengel 20—30 Fuss hoch empor, und zuweilen sieht man eine Bergwand wie mit schlanken Kerzen übersäet, deren dünne Endzweige Blütenpyramiden bilden. In den schon tiefer liegenden Gegenden ist der Boden der Thäler das eigentliche Heimatsland der Kakteen. Man sieht dort allerdings nicht den Riesenkaktus, den wir am Westabhang als ersten Vertreter seiner Familie angetroffen haben,

aber andere Cereus-Arten sind dafür um so häufiger. Weniger hoch, aber vielfach in kantige Stachelträger verästelt, stehen sie dicht wie ein Buschwald, während an anderen Orten die grosslappigen Opuntien, die den Cochenillewanzen zum Aufenthalt dienen, noch undurchdringlichere dornige Dickichte bilden.

Aber neben diesen unsympathischen zeigt das Pflanzenreich auch anmutigere Vertreter. Die Blumen mehren sich, sowohl an krautartigen Gewächsen als an Sträuchern. Zu den schönsten gehören die Cantut oder Inkablume (Cantuta buxifolia) von glänzendem Rot in üppigem Buschlaub, die Curupita (Pacsonia speciosa), eine Schlingpflanze, die sich durch Sträuche und um Bäume windet und deren Blätterkronen mit grossen, schimmernden Blüten schmückt; auch mehrere Salbeiarten bemerkt man, darunter den Königssalbei (Salvia sagita), so genannt wegen seiner prächtigen Rispe von blauen Blumen. Von Fruchtbäumen begegnen wir, als Bekannten vom Westabhang, den baumartigen Sträuchen der Chirimoya, Granathecken, dem Paltabaum (Persea gratissima) und der Schlingpflanze der Granadilla (Passiflora ligularis), dann erscheinen Pflanzungen von Zuckerrohr und endlich folgen noch weiter unten Cacaowäldchen.

Steigt man nun wieder aus einem der Thäler hinauf zu den Höhen der östlichen Kette, so wechselt das landschaftliche Bild allmählich in umgekehrter Weise wie beim Abstieg und auch die Pflanzen des Kammes sind noch ungefähr dieselben wie die früher auf gleicher Höhe angetroffenen. Aber eine gänzliche Veränderung tritt ein, sobald man auf dem Ostabhang anlangt, und man begreift alsbald den Grund, wenn man z. B. von dem heissen und trockenen Thale des Marañon aus dessen rechtseitige Thalwand, nämlich die Cordillera central erklommen hat und seinen Blick über die östlichen Gegenden schweifen lässt. Man sieht dann an verschiedenen Orten zugleich Regenschauer niedergehen, und bald wird man durch eine schwarze, heranziehende Wolke daran erinnert, den wasserdichten Mantel, der bisher unbenutzt am Sattel gehangen hatte, in Bereitschaft zu setzen. Anfangs macht sich die vermehrte Feuchtigkeit des Klimas nur durch grössere Frische und Dichtheit des Graswuchses bemerklich, aber bald kommt Wald, zuerst von Büschen, dann von Bäumen. Diese Gegend (von 8000—4500 Fuss) heisst Ceja de la Montaña — die Augenbraue der Waldregion. Die Bäume sind anfangs niedrig, beinahe strauchartig, stehen aber sehr dicht und bilden verfilzte Dickichte. Sie gehören meist zu der Familie der Ericaceen und haben kleine, dicke lederartige Blätter. Schon hier sind ihre dünnen Stämme und Zweige mit Schmarotzergewächsen be-

deckt. Je tiefer man kommt, um so höher werden die Bäume; sie stehen nicht mehr so dicht bei einander, aber die Parasiten, die sich auf ihnen eingenistet haben, werden immer zahlreicher. Am meisten vertreten sind unter diesen die Orchideen und Tilandsien. Einige Arten dieser letzteren sieht man in Gruppen und Reihen auf den grösseren Ästen, besonders auf ihren Teilungsstellen sitzen, und die schlanken Blütenrispen erheben sich aus den Büscheln der Fussblätter wie Kerzen an einem Christbaum. Eine andere Tilandsia ist die moosartige (Tilandsia usneodes), welche besonders freier stehende, grössere Bäume zu ihrem Wohnplatze erwählt, und deren graue, flechtenartig herabhängende Rankenmassen das Wachstum ihres Nährbaumes beinahe ersticken. Der Reichtum und die Mannigfaltigkeit in den tieferen Gegenden der Ceja ist ausserordentlich. Diese Region ist das Heimatland des Chinabaumes und der Coca. Hier gedeiht der Kaffeebaum und giebt Früchte von vorzüglicher Güte. Noch reicher wird die Vegetation unter 4000 Fuss, in der eigentlichen Montaña, deren Wälder viele Nutzhölzer von ausnehmend schöner Maserung, an würzigen Früchten den Cacao, die Ananas, Vanilla und viele in der Arzneikunst verwendete Samen und Rinden liefern, sowie viele der schönsten Blumen, die in unsern Gewächshäusern gezogen werden.

I.

Das Hochland von Mittel-Peru.

Reise über die Cordillera negra, die Cordillera blanca nach Huánuco und dem Cerro de Pasco.

Caraz.

Der Anfang dieser Reise, die im Jahre 1886 unternommen wurde, ist bereits im zweiten Bande dieses Werkes beim Besuche der Thäler des Santa und Nepeña beschrieben worden. Nachdem die Tiere, die mir ein Freund und späterer Reisegefährte aus dem Innern zu schicken versprochen hatte, an der Küste angekommen waren, reiste ich am 17. Mai vom Hafen Chimbote ab, blieb die erste Nacht auf dem Gute San Antonio im Thale Nepeña, und brachte die zweite unter dem Dache des freundlichen Pfarrers Plaza in Moro zu, der eine Reise nach Lima, zu der er sich eben anschickte, verschob, um die Pflichten der Gastfreundschaft zu erfüllen. Am Morgen, nachdem der würdige Mann mir die Merkwürdigkeit der Gegend gezeigt, nämlich die Ruine eines alten befestigten Lagers, bestand er darauf, mir noch ein Stück Weges das Geleit zu geben, damit ich mich nicht verirrte, wie er sagte, worauf ich ihm nochmals herzlich dankte und wir beide uns gegenseitig eine glückliche Reise wünschten.

An der Stelle, wo sich der Pfarrer verabschiedet hatte, verliess der Weg das Thal, das dort eine grosse Krümmung macht, und erstieg eine Bergwand, um sich auf der anderen Seite sogleich wieder hinabzuwenden. Das Thal, in welches man so gelangt, heisst Laria, ist aber nicht das Bett eines anderen Flusses, sondern immer desselben Nepeña, der unter verschiedenem Namen die Thäler von Moro, Matucachi und San Jacinto bewässert. Das Thal Laria beginnt bald bedeutend enger zu werden. Es enthält keine Ortschaft, sondern nur einzelne, am Wege stehende ärmliche Häuschen mit schlechten Adobewänden und Dächern

von Rohr, unter denen die Leute mit ihren Haustieren zusammen leben. Der Weg ist schlecht, führt oft durch Wasser und immer zwischen grossen Steinblöcken. Der Pfarrer Plaza hatte mir das Haus eines Mannes namens Nicanor Lucar als das geeignetste zum Übernachten empfohlen, woselbst ich nach Anbruch der Dunkelheit anlangte. Es lag ziemlich hoch über der Thalsohle, wahrscheinlich zum Schutz gegen das Fieber, welches hier sehr bösartig auftreten soll. Der Mann war nicht zu Hause, und die Frau schien anfangs nicht willig mich aufzunehmen. Sie taute aber auf und wurde gefälliger, als ich ihr einen Teil meines Thees schenkte, worüber sie sichtlich erfreut war. Das ganze Thal unterhalb des Hauses war mit Weinreben bepflanzt, und der in Laria gekelterte Wein steht in gutem Ruf. Als ich dies erwähnte, bedauerte die Frau, mir nicht einige Flaschen, die ich zu kaufen wünschte, ablassen zu können, denn im vergangenen Jahr sei das Thal von einer seltsamen Plage heimgesucht worden. Zur Zeit der Traubenreife seien plötzlich viele Tausende von Mäusen oder Ratten erschienen, die binnen kurzem alle Weinbeeren vertilgt hätten. Dann seien die Tiere weiter gewandert, und man habe die Richtung des Weges, den sie genommen, durch die im Sande liegenden Umgekommenen verfolgen können. Ein Glas ihres Weins gab mir die Frau zu kosten, ich fand ihn jedoch weniger gut als den, welchen ich von Moro mitgebracht hatte. Es waren fünf Kinder im Hause, alle blass und abgemagert vom Fieber. Der älteste Sohn war ein junger Mensch von sechzehn Jahren, in fast zerlumpter Kleidung, aber von bescheidenen und feinen Manieren, so dass ich nicht umhin konnte zu denken, wie anders sich ein junger deutscher Bauernsohn an seiner Stelle benommen haben würde, und wie sehr die peruanischen Küstenbewohner in Hinsicht auf Umgangsformen der niederen Volksklasse in unserm Lande überlegen sind. In Laria schlug ich zum ersten Male mein Feldbett zwischen leeren Weinkrügen auf und schlief gut.

Am Morgen brachen wir bei Zeiten auf und begannen jetzt, wiewohl wir noch im Thale blieben, den Aufstieg der Cordillera negra. Die bisher kahlen Berghöhen fingen an sich mit Vegetation zu bekleiden, allerdings nur kleine Büsche und dazwischen stehende Kräuter, aber alles frisch, denn die Regenzeit war eben erst vorüber: überall blühende Sträucher und Pflanzen, Blütenduft und Vogelgesang wie bei uns im Frühling; dabei kühle und doch milde Luft. Aber die Wege waren schlecht, immer an Bergwänden sich hebend und senkend, in Schluchten hineinkriechend und sich wieder herauswindend. Zwei Stunden nach Mittag kam ich in Pampa Romas an, einer Ortschaft

sechs Leguas von meinem Nachtlager entfernt. Pampa Romas ist ein elendes Indianerdorf, dessen Häuser bereits die Bauart der Sierra zeigen: kleine viereckige Hütten aus Adobes mit kleinen Thüren, ohne Fenster und meist mit Stroh gedeckt. Die Ramadas oder offenen Verandas, die man vor jedem Hause der Küste sieht, und wo die Leute am Tage leben, sind in der Sierra nicht mehr gebräuchlich, denn es ist dort zu kalt, um häusliche Geschäfte im Freien zu verrichten. Der Ort liegt auf einem abschüssigen, von Schluchten begrenzten Abhang, etwa 11000 Fuss über dem Meere. Meine Absicht war gewesen, an diesem Tage noch bis zu dem Silberbergwerk eines mir befreundeten Schotten zu reiten. Aber der Arriero mit dem Gepäck war zurückgeblieben und ich musste auf ihn warten. Ich machte also einen Spaziergang bis zu einem Bergvorsprung, von wo aus man das Thal übersah, sowie den ganzen zurückgelegten Weg bis zu den Häfen von Samanco und Chimbotte. Das Meer, von da oben betrachtet, erhob sich vor dem Blicke wie ein hoher blauer Wall. Es war 4 Uhr, bevor mein Führer ankam und daher zu spät, um noch weiter zu reiten, besonders da der Mann über die Lage der Mine nicht im klaren zu sein schien. Ich begab mich also zum Hause des Gobernadors, der mir als etwas Selbstverständliches seine Wohnung zum Nachtquartier anbot. Ich schlug mein Lager zwischen Kartoffelhaufen auf, hatte aber wenig Ruhe, denn ich litt in der Nacht an Kopfschmerz und Herzklopfen. Als sich auch Frösteln und Rückenschmerz einstellte, glaubte ich mir in Laria einen Anfall von Wechselfieber zugezogen zu haben, allein alles erwies sich später als ein Anfang der Höhenkrankheit, wiewohl der Ort kaum 11000 Fuss über dem Meere liegt.

Am nächsten Morgen folgten wir nicht mehr dem Wege, der gerade nach dem Kamm hinführt, sondern wendeten uns nach rechts, ritten am Abhange hin, kleine Schluchten kreuzend, bis wir Nachmittags in Cajabamba ankamen (kaka-pampa, der Felsenplatz) wo sich das Wohnhaus und Ingenio der Mine befand, die ich besuchen wollte. Ingenio wird die Anlage genannt, wo die Erze gesondert und aufbereitet werden, entweder bloss gemahlen und zum Versandt in Säcke gefüllt, oder auch geröstet, und zur Amalgamierung vorbereitet. Cajabamba liegt ungefähr 13000 Fuss hoch, der Eingang zur Mine aber noch 1000 Fuss höher. Der Name derselben, Collquepocro, besagt, was dort gefunden wird, denn Collque bedeutet in der Keshua-Sprache Silber und pocro einen Schacht, also Collque-pocro Silbergrube. Der Besitzer, ein Schotte Namens Bryson, mit dem ich von Lima her befreundet war, empfing mich überrascht und erfreut, und seine Freude war gewiss

aufrichtig, denn in solcher Abgeschiedenheit und Einsamkeit ist jeder Besuch willkommen, wenn es nicht ein Gläubiger ist. Mein Wirt wies mir ein freundliches Zimmer in seinem eben erst gebauten neuen Hause an, indem er mit Befriedigung bemerkte, dass er es selbst gemalt und tapeziert habe. So gut ich mich bei dem ehrlichen Schotten aufgehoben fühlte, konnte ich doch während meines zweitägigen Aufenthalts seiner Gastfreundschaft nicht froh werden, denn ich litt fortwährend an der Höhenkrankheit. Das Unwohlsein, das bereits in Pampa-Romas angefangen hatte, wurde hier noch lästiger. Atem-

Silberbergwerk Collque-pocro.

beschwerden, Herzklopfen, Kopf- und Gliederschmerzen, nahmen allerdings nicht zu, allein ich hatte Fieberbewegungen, war schlaflos, vermochte nichts zu geniessen und fühlte mich matt. Diese Beschwerden, von denen die meisten Menschen befallen werden, und von denen auch Tiere nicht verschont bleiben, die in niederen Gegenden zu leben gewohnt sind und in höhere versetzt werden, haben wie bekannt, wesentlich ihren Grund in der Verdünnung der Luft in Folge der Verminderung des athmosphärischen Drucks. Es scheinen dabei aber auch andere, noch nicht erklärte Ursachen mitzuwirken, denn die Krankheit tritt nicht überall gleichmässig in derselben Höhe auf, sondern macht sich an manchen Orten fühlbarer, als an anderen. Bei meiner ersten Reise

über die Cordillera hatte ich Gelegenheit, mich an mir selbst von dieser Unregelmässigkeit zu überzeugen. Auf einer Fahrt mit einem Sonderzuge von Areguipa nach Puno hielten wir bei der Station Huincocaya auf der Kammhöhe, um die Maschine Wasser einnehmen zu lassen. Ich stieg aus, fühlte mich vollkommen wohl und nahm mit Appetit am Frühstück Teil. Als wir dann am Nachmittag in Puno angelangt waren und uns im Gasthause zu Tisch gesetzt hatten, wurde ich plötzlich durch Unwohlsein gezwungen den Speisesaal zu verlassen. Die Krankheit, von der ich bei 15000 Fuss frei geblieben war, befiel mich also erst 3000 Fuss tiefer. Auf der Rückfahrt am folgenden Tage, wollte ich die Schwefelquellen von Yura besuchen, die nur 9000 Fuss hoch liegen. Allein schon nach wenigen Schritten war ich ausser Athem und nicht im Stande weiter zu gehen, während mir die Nase zu bluten begann. Ich glaubte ernstlich krank zu sein, allein eine Stunde später, noch ehe wir nach Areguipa zurückkamen, fühlte ich mich wieder ganz wohl. In Peru herrscht von Alters her beim Volke die Meinung, dass diese Verschiedenheit vom Vorhandensein von Erzgängen im Boden herrühre, und diese Ansicht findet sich in den Namen der Krankheit, Soroche und Veta ausgedrückt; denn Soroche ist eine verdorbene Aussprache des Keshuaworts Sorojchi (spr. Sorochtschi) welches Schwefelkies bedeutet, und Veta ist das spanische Wort für Erzader. Was mir bei der Beobachtung meines Falls in Cajabamba auffiel, war der Einfluss, den das Sonnenlicht auf mein Befinden auszuüben schien. An beiden Morgen trat nach schlecht zugebrachten Nächten Besserung ein, sobald die Sonne über den Höhen erschien und das Zimmer beleuchtete.

Als ich am 24. mich von meinem schottischen Freund verabschiedet hatte und in den Hof trat, um aufzusteigen, fand ich ein grosses schwarzes Maultier für mich gesattelt statt meines kleinen rotgrauen. Herr Bryson hatte von den Mucken meines kopfscheuen Tieres gehört und versicherte, auf einer so unzuverlässigen Mula könne er mich nicht den Pass hinunter reiten lassen, denn einige Stellen seien zu gefährlich. Ich nahm sein freundliches Anerbieten dankbar an, fand indessen später, dass der liebenswürdige Mann die Schwierigkeiten des Weges absichtlich etwas übertrieben hatte, um mir noch eine Aufmerksamkeit erzeigen zu können. Eine Stunde, nachdem wir von Cajabamba aufgebrochen waren, langten wir auf dem Passe Chacay an. Es ist kein Hohlweg zwischen Bergwänden, sondern eine flache sattelförmige Einsenkung des schmalen Kammes, die eine freie Aussicht nach beiden Seiten gewährt. Das Bild, das sich hier dem Beschauer darbietet, ist das grossartigste im ganzen peruanischen Hochland. Auch wenn man

auf das, was man sehen soll, vorbereitet ist, hat der Anblick etwas Überwältigendes und man fühlt ein inneres Zittern wie bei dem Anhören einer ergreifenden Musik. Man blickt vor sich in das tiefe Thal des Santa, aus welchem sich gegenüber in langer Reihe die Schneegipfel der weissen Kette erheben, und man sieht sie nicht wie die bolivianischen Andes von einer Ebene aus, die durch ihre eigene Höhe die Gipfel niedriger erscheinen lässt, sondern man hat sie vor sich wie von der Wengern-Alp aus die Jungfrau, vom Grunde des Thals bis zu den Spitzen einen ununterbrochenen Anstieg von 15 000 Fuss.

Der Boden des Santathales liegt etwa 6500 Fuss tiefer als die Passhöhe, und der Abstieg nach Caraz wird zu fünf Leguas gerechnet. Man sieht von oben die Häuser der Stadt, natürlich winzig klein, aber deutlich am linken Rande des Aussichtsbildes. Der Weg ist nicht schlecht, nur öfters etwas steil, auch ist der Boden nicht felsig, sondern besteht meist aus rötlicher Erde und Geröll. Die zu Tage tretenden Thonschieferlagen stehen oft senkrecht und behalten nach dem Thale zu stets dieselbe Richtung, woraus sich entnehmen lässt, dass die Aufrichtung dieser Lagen nicht durch eine Gewalt unter der Cordillera negra erfolgt ist, sondern unter der gegenüberliegenden weissen Kette, und dass die Thalspalte des Santa durch die Wirkung fliessenden Wassers entstanden ist. Im Thale angekommen, erblickt man den Fluss in einem ziemlich tiefen Einschnitt, in einer Rinne desselben Alluvialbodens, den man hoch oben am Wege bemerkt. Dass die Bergwände bis hoch hinauf aus angeschwemmtem Erdreich bestehen, scheint anzudeuten, dass angestaute Gewässer anfangs einen See bildeten, welcher die Thalschlucht ausfüllte, bis sich das Wasser einen Durchbruch bahnte. Man überschreitet den Fluss auf einer Brücke von Baumstämmen und gelangt alsbald zu den ersten Häusern der Stadt, die auf leicht steigendem Grund am Fusse der rechtseitigen Berge liegt.

Caraz, Hauptstadt der Provinz Huailas und Sitz eines Subpräfekten, ist ein Ort, dessen Anblick an gewisse italienische Landstädte erinnert. Die Häuser haben alle einen Oberstock, sind wegen des hier schon reichlicher fallenden Regens mit Hohlziegeln gedeckt, und stehen an engen schlecht gepflasterten Strassen. Die Zahl der Einwohner wird zu 6000 angegeben. Sie sind vorwiegend Mestizen, von denen die wohlhabenderen kleine Landbesitzer sind oder Silberminen bearbeiten, während die ärmere Bevölkerung sich mit Weben grober Wollenstoffe beschäftigt, Ponchos, Decken und kleine Teppiche anfertigt. Die Gesichtsbildung ist ansprechend, man sieht unter den braunen Mädchen und Frauen einzelne ganz hübsche. Caraz liegt 2240 Meter über dem

Meere und hat von allen Ortschaften des oberen Santathales das angenehmste Klima, wiewohl nicht ein gleichmässiges, denn in der Regenzeit wehen zuweilen kalte Winde vom Gebirge her. Vom Fieber haben die Bewohner wenig zu leiden, öfters jedoch, wenn sie mit dem Genusse des Wassers nicht vorsichtig sind, von der Warzenkrankheit, von welcher im ersten Teile dieses Werkes gehandelt worden ist. Das Trinkwasser der Stadt wird durch eine Leitung aus dem Fluss Llullan entnommen, der in geringer Entfernung unterhalb der Stadt in den Santa mündet, aber ausserdem trinkt man auch aus einer Quelle im oberen Stadtteil, Puquio genannt. Manche halten das Wasser der Leitung, andere das der Quelle für sicherer, daher ich, um meine Meinung befragt, keinen andern Rat zu erteilen wusste, als den, weder das eine noch das andere Wasser ungekocht zu trinken.

Mit einer Empfehlung des Besitzers von Collquepocro versehen, ritt ich in Caraz zum Hause seines Gevattersmannes Mariano Menaya, der mich gastlich aufnahm. Er war gleich seinem schottischen Compadre Besitzer einer Silbergrube, die ihm zur Zeit ein reichliches Einkommen abwarf, daher er ein gut gebautes, mit besseren Möbeln eingerichtetes Haus bewohnte. Behaglich kann man die Wohnungen im Innern selten nennen, denn der Sinn dafür fehlt den Leuten in der Sierra noch mehr als den Bewohnern der Küste. Am Morgen nach meiner Ankunft lud mich mein Wirt ein, an einer kleinen Festlichkeit teil zu nehmen. Es handelte sich um die Besitzergreifung einer einst bearbeiteten, aber jetzt herrenlosen Mine, denn nach peruanischem Gesetz verliert jemand das Besitzrecht eines Bergwerkes, wenn er dasselbe eine gewisse Zeit lang nicht bearbeitet. Wir ritten in ziemlich zahlreicher Gesellschaft an der linkseitigen Thalwand hinauf bis zum Eingang der Grube, woselbst von einem Notar dem Bewerber das Recht der Bearbeitung zugesprochen und das Protokoll von den Anwesenden als Zeugen unterzeichnet wurde. Die Festlichkeit bestand in der darauf folgenden Zecherei, wobei dem Branntwein stehend aber sehr reichlich zugesprochen wurde, so dass der Heimritt der stark angeheiterten Gesellschaft sehr lärmend war. Die Unterhaltung drehte sich wie in allen geselligen Kreisen in Caraz, um die Aussichten dieser und anderer Gruben, die früher erzielten Ausbeuten, Art und Silbergehalt der Erze (la ley) und die davon abhängige Transportfähigkeit bis an die Küste; denn im Thale selbst werden keine Erze verhüttet.

Mich interessierte dieser Ausflug, da er mir Gelegenheit bot, die Vegetation des Thals zu beobachten. Die charakteristischen Pflanzen sind die Agaven und baumartigen Kakteen, von denen die meisten der

Familie Cereus angehören. Der Riesenkaktus (Cereus peruvianus) ist in dieser Höhe schon selten, weiter unten im Thale sieht man ihn häufiger, hier wachsen vielfach verästelte Cereusarten, ganz ansehnliche Bäume mit dicken Stämmen, die sehr alt zu werden scheinen und deren stachlige Zweige mit Moosen, Flechten und andren Parasiten dicht bedeckt sind. Von den Agaven ist die verbreitetste die Agave americana, deren mächtige graugrüne Wurzelblätter sieben bis acht Fuss lang werden, am Stocke über drei Zoll dick sind und enorme Stauden bilden, aus denen sich dann, wenn die Zeit ihrer Blüte kommt, ein Schaft von 30—40 Fuss Höhe erhebt und einen Baum bildet, der traubenförmige Büschel gelber Blüten trägt. Das Wachstum dieses Blütenstammes ist in Anbetracht seiner Höhe ausserordentlich rasch, aber nach dieser erstaunlichen Anstrengung ihrer Kräfte ist die Pflanze auch vollkommen erschöpft und stirbt ab. Das Verbreitungsgebiet dieser Agaven-Art ist sehr gross, man findet sie noch auf 13,000 Fuss Höhe. Ihre Wurzelstauden werden vielfach zu Einzäunungen von Grundstücken, sowie zur Befestigung von Wegerändern benutzt; die Blätter, in Wasser gelegt und lange Zeit aufgeweicht, liefern feste, aber grobe Fasern (pita), die zur Anfertigung von Stricken und Matten benutzt werden. Zur Bereitung gegorener Getränke, wie in Mexiko des Pulque, wird der Saft der Agaven in Peru nicht verwendet.

Am Nachmittag führte mich Señor Menaya zu der Merkwürdigkeit der Stadt: den Ruinen einer alten Festung, Tumscha kaika[1]) genannt, die nach der Ansicht meines Wirts aus der Inkazeit herstammen sollte. Wir hatten nicht weit zu gehen, denn gleich oberhalb der letzten Häuser gelangt man zu einem Hügel, den man von weitem her für eine natürliche Erhebung des Bodens hält, der sich aber als ein ungeheurer Haufen von unbehauenen und einzeln behauenen Granitsteinen erweist, in welchen kein Mauerrest und kein Grundriss mehr zu erkennen ist. Ein alter unterirdischer Gang mit daran stossenden Gemächern, der dort vorhanden gewesen sein soll, ist jetzt verschüttet; von den Inkas war diese Burg schwerlich erbaut, denn sonst würde mehr davon stehen geblieben sein. Wahrscheinlich ist sie von ihnen zerstört worden und zwar von Grund aus. Dasselbe Schicksal scheint auch die übrigen alten Bauten im Santathale getroffen zu haben, daher die archäologische Aus-

[1]) Die Bedeutung des Namens ist nicht klar. Tumscha heisst im Dialekt von Caraz: Mark, das Innere eines Gegenstandes. Kaikay ist ein Zeitwort der Keshuasprache, welches betäuben, lähmen bedeutet, also Tumscha-kaikaj, das Mark lähmende, erschütternde.

beute daselbst sehr gering ist. Wir erinnern hierbei an das, was in dieser Beziehung beim Besuch des Tempels von Mojeque im Thale von Casma bemerkt wurde und werden später Gelegenheit haben, darauf zurückzukommen.

Den Abend brachte ich damit zu, mit Hilfe meines Wirts und einiger seiner Leute Notizen über den in der Gegend gesprochenen Dialekt zu machen. In Caraz, wo die Mehrzahl der Bewohner Mestizen sind, wird von den meisten spanisch gesprochen und von allen verstanden; die indianischen Bewohner der kleineren Ortschaften im Thale bedienen sich in ihrem Verkehr unter einander bloss der Keshuasprache, aber eines von dem in Kusko gebräuchlichen sehr abweichenden Dialekts, auch haben sie eine Menge eigener Worte, die wahrscheinlich aus einer früheren einheimischen Mundart herstammen.

Nach zweitägigem angenehmem Aufenthalt in Caraz brach ich wieder auf, um mit einem Freunde aus Lima zusammenzutreffen, mit dem ich mich verabredet hatte, die übrige Reise gemeinschaftlich zu machen. Mein künftiger Reisegefährte hielt sich zur Zeit in Tarica auf, einem Silberbergwerk, welches von Caraz aus hinter der Cordillera blanca, d. h. an ihrer Ostseite liegt. Um dem Leser die Richtung des Weges zu vergegenwärtigen, den ich einschlagen musste, um dahin zu gelangen, erinnere ich an das, was in den allgemeinen Notizen über die Teilung des Gebirges auf der Hochtafel des Cerro de Pasco bemerkt wurde. Es ziehen von dort aus vier Ketten nach Norden: die östliche, die mittlere, die weisse und schwarze. Die letztere — Cordillera negra — wird vom Santa durchbrochen, und zugleich die weisse Hauptkette von dessen Nebenflüssen Manta und Tablachaca. Durch den Einschnitt des oberen dieser beiden Flüsse, des Manta, musste ich jetzt das untere Ende der Cordillera blanca umgehen, um auf deren hintere Seite zu gelangen. Hier in Caraz befand ich mich zwischen der weissen und schwarzen Kette, mein Weg lag also zunächst noch eine Strecke abwärts im Thale, um dasselbe dann zu verlassen und sich nach rechts zu wenden. Er führt an der linken Seite des Flusses, berührt die Orte Matu und San Diego und beginnt dann sich zu heben, bis er nach einem langen Anstieg auf einem weit ins Thal vortretenden Bergrücken ankommt, von wo aus man in das Thal von Huailas hinabsieht, ein kurzes, aber weites Nebenthal des Santa. Der Blick ist von überraschender Schönheit: ein lachendes Gefilde auf der einen Seite, auf der andern des Santa eine düstere Kluft von senkrechten Felsen, und über dem dunklen Bergrücken die glänzende Schneepyramide des Pic von Huailas. Der Ort dieses Namens entspricht nicht dem vorteilhaften Eindruck, den die

Durchbruch des Santa durch die Cordillera. S 31.

sorgfältig angebaute Landschaft macht: er sieht vernachlässigt und verfallen aus. Man sagte mir, die Leute seien verarmt, teils durch Verlust ihres Viehs im Kriege, teils durch Trunksucht und Trägheit. Da die Erweiterung des Santathals oberhalb Huailas anfängt, so wird diese ganze Gegend Callejon (Gasse) von Huailas genannt, wiewohl der Ort selbst nicht im Callejon liegt, sondern hoch über dem Thalboden des Santa in einem weiten muldenförmigen Nebenthal.

Ich blieb die Nacht im Hause des Gobernadors und setzte am nächsten Morgen meinen Weg fort. Der Pfad hebt sich alsbald wieder und führt aufwärts bis zu einem Vorsprung an der Thalwand, von wo aus man in die Schlucht hinabblickt, in welcher jetzt der Santa das Gebirge durchbricht. Der Thalboden liegt hier schon erheblich tiefer als bei Caraz, sodass die Höhe der gegenüberliegenden Thalwand bis zu den schneeigen Gipfeln wenigstens 15 000 Fuss beträgt. Von hier führt ein schlechter, mühseliger Weg vier Stunden lang an der öden Bergwand hinunter bis zur Brücke von Yuramarca. Unterwegs begegnete ich Fronmannschaften von Huailas, welche grosse Erlenstämme zum Flusse hinabschleiften, denn, wie ich schon vom Gobernador gehört hatte, war man damit beschäftigt, die Brücke auszubessern. Allerdings war sie dessen sehr bedürftig. Der Boden hing auf der einen Seite tief hinab und schien so baufällig, dass ich abstieg und mein Maultier hinüberführte. Gegen meine Erwartung machte es keine Schwierigkeiten. Die mutwilligen Sprünge, in denen es sich zu Anfang der Reise erging, hatte es mit der eintretenden Ermüdung abgelegt.

Wie stark auf dieser Strecke der Santa fällt, ist aus der Höhenlage der Brücke ersichtlich, welche nach meinem Barometer nur 1270 Meter über dem Meere liegt; der Unterschied zwischen diesem Punkte und der Stadt Caraz beträgt also bei einer Entfernung von $9^1/_2$ Leguas 960 Meter. Die Brücke überschreitet den Fluss an einer besonders engen Stelle, wo er sich zwischen zwei Felsen hindurchzwängt. Ein schmaler, sehr unangenehmer Pfad führt an einer jähen Felswand wieder aufwärts zu dem Dorfe Yuramarca, nach welchem die Brücke genannt wird Dieser kleine Ort liegt schon wieder an tausend Fuss über dem Flusse in einer von Bergen umgebenen Vertiefung in Mitten von laubigen Gärten, in welchen die Früchte der Küste reifen. Er macht einen freundlichen Eindruck, soll aber im Sommer heiss und ungesund sein. Nachdem ich daselbst eine Zeitlang gerastet, um die Mittagshitze vorübergehen zu lassen, setzte ich meinen Weg fort, um die Ortschaft zu erreichen, die man mir in Caraz zum Nachtquartier empfohlen hatte. Man reitet nur eine kurze Strecke im Thale in welchem das Dorf liegt,

dann muss man einen steilen Berg erklimmen, an welchem die Zickzackwege abschüssig, steinig und an einzelnen Stellen nicht ungefährlich sind. Auf dem höchsten Punkte, der nach drei dort stehenden Kreuzen Tres cruces genannt wird, sieht man auf einmal den Ort La Pampa vor sich, wie eine Oase in der Wüste, denn die Berge von Yuramarca haben nur eine dürftige, halbvertrocknete Vegetation. Ich langte kurz vor Sonnenuntergang in der Pampa an, angenehm überrascht von der milden, weichen Luft, die mich daselbst umwehte, denn in Huailas, wo ich die letzte Nacht zugebracht, ist das Klima verhältnismässig kalt wegen der hohen und ungeschützten Lage dieses Orts. Die Häuser in La Pampa liegen einzeln, umgeben von Feldern und Gärten, die mit Bäumen und Hecken von Agavenstauden eingefasst sind. Man baut dort auch schon etwas Zuckerrohr, denn in einigen Höfen sah man altmodische Mühlen mit aufrecht stehenden Walzenzylindern von Holz und mit Messingblech überzogen. Ich ritt zum Hause des angesehensten Mannes im Dorfe namens Salinas, und wurde ohne empfohlen zu sein, von dessen Frau mit der in der Sierra üblichen Gastfreundschaft aufgenommen. Als die gute braune Dame erfuhr, ich sei ein Arzt, war sie hocherfreut und stellte mir ihren 16jährigen Sohn als künftigen Kollegen vor. Kein geringer Vorzug dieses sympathischen Orts ist das klare, wohlschmeckende Wasser, an dem man sich satt trinken kann ohne Furcht vor Fieber und Warzen.

La Pampa liegt ziemlich tief (1820 *m*) daher sich der Weg alsbald wieder hebt. Er führt an einem hohen und steilen Berg hinauf, meist in der Nähe der Wasserleitung, die den Ort und seine Umgebung versorgt, und bald am Abhang hingeleitet wird, bald in Felsrinnen hinabstürzt, bis man nach zwei Stunden zu einer Schlucht kommt, wo sie aus einem Bergstrom gefasst und gleich für verschiedene Gegenden in drei Kanäle geteilt wird; der für die Pampa bestimmte ist der wasserreichste. Der Weg steigt hier bald von neuem bis nach Yanac, einem Dorfe auf einer schmalen Stufe an hoher Bergwand. Ich liess dort mein Maultier etwas ausruhen, verweilte aber ungern, wegen der vielen ekelhaft betrunkenen Indianer, die vor den Thüren sassen, und dem heulenden Gesang, den man aus dem Innern der Häuser hörte; doch bemerkte ich darunter kein berauschtes Weib. Alle Frauen, die ich in dieser Gegend sah, schienen ausserordentlich arbeitsam und fleissig; sie haben bei ihren Gängen stets die Spindel in der Hand und den Rocken unter dem Arm, sogar beim Kochen; ganz junge Mädchen, die das Vieh hüten, spinnen dabei. Von Yanac läuft der Weg an der rechten Seite eines tiefen Thales hin, windet sich durch Schluchten

und erklimmt vorspringende Felsen oder umgeht sie. Ich war der Meinung, das Tarica, mein Reiseziel, an der Seite des Thales liege, wo ich mich befand, und war nicht wenig erstaunt, als sich der Weg auf einmal in eine scheinbar unzugängliche Schlucht hinabsenkte, wo man einen Fluss brausen hörte, aber nicht sah. Der Abstieg schien halsbrechend, war aber in Wirklichkeit nicht so gefährlich, als er aussah, nur durfte ein zum Schwindel Geneigter nicht in den Abgrund neben sich hinabblicken. Nachdem man den Fluss überschritten hat, steigt man an der andern Seite sogleich wieder hinauf und gelangt bald zu einer kleinen Ausbreitung des Bergabhangs, in welcher das Dorf und das Gut Urcon liegen. Die Entfernung von hier bis Tarica beträgt weniger als zwei Leguas, es war noch früh am Nachmittage und ich hätte bequem mein Reiseziel erreichen können, allein mein Begleiter war wieder mit dem Gepäck zurückgeblieben, und ich hielt es für besser, ihn erst nachkommen zu lassen. Ich begab mich in den Hof der Hacienda, um meinem Maultier etwas Futter geben zu lassen und wurde daselbst zu meiner Verwunderung empfangen wie ein längst erwarteter Besuch. Die Besitzerin des Guts, eine ältere Dame, die ich einmal in Lima in Gesellschaft gesehen hatte, aber ohne ein Wort mit ihr zu wechseln, begrüsste mich als einen alten Bekannten und setzte als selbstverständlich voraus, dass ich die Nacht in ihrem Hause bleiben würde. Ich konnte die Einladung nicht wohl ablehnen, und brachte einen angenehmen Abend mit ihr und der Familie ihres Verwalters zu. Dieser war ein junger Colombianer aus guter Familie, der durch Parteihader aus seinem Vaterlande vertrieben worden war und hier eine Stelle angenommen hatte, um seinen Unterhalt zu verdienen. Er hatte seine Gattin mit nach Peru gebracht, eine feingebildete schöne junge Dame, die das Spanische mit dem graziösen Accente ihres Landes sprach. Einsamkeit und Abgeschlossenheit von geselligem Verkehr erzeugt ein Bedürfnis der Mitteilung, und im Laufe des Abends vertraute die junge Frau mir an, was sie wahrscheinlich gegen ihren Gemahl aus Zartgefühl nicht aussprach, wie unglücklich sie sich fühle, und wie sehr sie sich von dem ihr widerwärtigen Orte fortsehne. Ihr Wunsch wurde ihr früher und in anderer Weise erfüllt als sie dachte, denn sie starb bald darauf bei ihrer ersten Entbindung.

Zur Hacienda Urcon gehören ausgedehnte Weidegründe auf den umliegenden Höhen, daher man sich dort hauptsächlich mit Viehzucht beschäftigt, doch war der Bestand infolge der im Kriege erlittenen Verluste damals sehr zurückgegangen. Auch eine Fabrik grober Wollenstoffe, die daselbst früher betrieben wurde, hatte die Arbeit einstellen müssen, und

ein Elberfelder namens Bergmann, der die mechanische Weberei geleitet hatte, war nach dem Marañon abgereist, um dort sein Glück in den Goldwäschereien zu versuchen. Das Silberbergwerk Tarica, wohin ich mich begeben wollte, hatte ebenfalls vordem zu der Hacienda gehört und war von dem Besitzer derselben den jetzigen Inhabern, zwei Kaufleuten aus Lima, in Pacht gegeben worden, und dies schien mir das einzige vorteilhafte Geschäft zu sein, das der Herr des Guts in letzter Zeit gemacht hatte; denn bisher hatten die Ausbeuten der Mine noch nicht die Betriebskosten gedeckt.

Am nächsten Morgen liess der Verwalter des Bergwerks durch einen seiner Beamten die Gesellschaft auf dem Gute einladen, den Tag bei ihm zuzubringen, worauf wir uns alle auf den Weg machten und nach anderthalbstündigem Ritte bald nach Mittag in Tarica anlangten. Ich traf meinen künftigen Reisegefährten, Herrn D. aus Lima, im besten Wohlsein und wurde von ihm dem derzeitigen Verwalter, Herrn Arthur Werthemann, vorgestellt. Herr Werthemann, ein geborener Schweizer, stand früher als Ingenieur im peruanischen Staatsdienst, und hat sich als solcher durch seine kühnen Forschungsreisen im Innern des Landes ausgezeichnet. Da nach dem Kriege die Regierung zur Besoldung von Ingenieuren kein Geld mehr übrig hatte, so wendete sich Werthemann dem Berg- und Hüttenfache zu, und verwertet in seinem jetzigen Berufe seine Kenntnisse und seinen Scharfsinn mit derselben Energie und Ausdauer, die er früher bei seinen geographischen Unternehmungen gezeigt hatte.

Tarica liegt (3300 *m*) in einer kleinen Thalerweiterung am Zusammenfluss zweier Bergströme, des Condorhuasi und Chinguill: um einen kleinen viereckigen Hof die Wohn- und Wirtschaftszimmer, die Röstöfen, das Laboratorium, am Flusse zwei Erzmühlen mit rohen Einrichtungen, hinter den Mühlen der Schmelzofen. Vor dem Hause befinden sich sechs kreisförmige, mit niedrigen Mauern eingefasste Räume oder Höfe zur Amalgamierung der gerösteten Erze, was durch 40 Ochsen besorgt wird, die in den Kreisen herumgetrieben werden. Das übrige Quecksilber fliesst nach der Mitte zu ab. Wenn einer der Ochsen getötet wird, findet sich immer in seinen Eingeweiden eine Masse Quecksilber, welches die Tiere durch Lecken der mit Salz versetzten Erzmasse verschlucken. Die Gruben liegen auf dem benachbarten Berge Hirca Urpu und an der Thalwand des Flusses Chinguill. Einige hundert Fuss über dem Eingang der Grube Hirca Urpu findet sich eine Kohlenmine, welche Anthracit liefert, der langsam brennt und sehr lange anhält. An der Seite des Wegs, der nach den Gruben führt, wurden mir die Ruinen

Tarica. S. 34.

einer alten Burg gezeigt, ein kreisförmiger Platz, um den ringsherum kleine Zimmer lagen: alles von sehr grober Arbeit und ganz zerfallen. Eine grössere Ruine hatte ich bereits bei meiner Ankunft in Urcon auf einem Hügel hinter dem Gute bemerkt. Am folgenden Tage begab ich mich nach dieser Burg, die von den Eingeborenen Usnu genannt wird. Sie liegt auf einer Höhe wischen zwei Thälern, etwa 700 Fuss über Urcon, und besteht aus Ringmauern, welche Terrassen tragen, auf denen noch einige Mauerreste aus in Lehm gelegten unbehauenen Steinen übrig sind. Was das mühsame Besteigen auf steilem, schlechtem Wege einigermassen belohnte, war der Duft der dort blühenden Kräuter und Sträucher und der schöne Blick von oben ins Thal.

Die Cordillera von Conchucos.

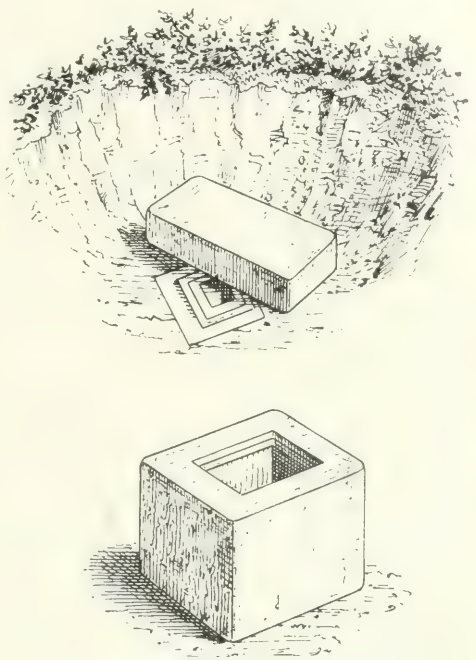
Da Herr D. als Vertreter der Handlungshäuser, die das Bergwerk von Tarica bearbeiten liessen, noch einige Tage daselbst in Geschäften verweilen musste, und es für mich dort nichts mehr zu sehen und zu thun gab, so beschloss ich, die bis zu unserer Abreise noch übrige Zeit zu einem Ausflug in die Cordillera von Conchucos zu benutzen, den hohen Bergstock, der in die Lücke der unterbrochenen Hauptkette zwischen den Flüssen Manta und Tablachaca eingeschoben ist. Am 3. Juni verliess ich also Tarica in Begleitung des Kassierers der Mine, eines Belgiers, den mir Herr Werthemann als wegekundigen Führer mitgab. Wir ritten im Thale des Condorhuasi aufwärts und erreichten bei 4080*m* den Pass Condorhuasi — cuntur-huasi, das Geierhaus — von welchem der Fluss seinen Namen hat. Diese verhältnismässig niedrige sattelförmige Einsenkung, deren seitliche Höhen gleichfalls frei von Schnee sind, bildet die Wasserscheide zwischen dem atlantischen und stillen Ocean, denn der Bach, der am östlichen Abhang entspringt, führt sein Wasser dem nahen Marañon zu. Das Thal, in welchem man hinunterreitet — die Quebrada de Lacsi — war merklich wärmer als die Gegend, die wir verlassen hatten, und die Vegetation, die auf dem Passe verschwunden war, wurde bald wieder üppig. Die Thalwände sind hoch und auf dem Bergrücken linker Hand werden mehrere alte Ruinen sichtbar, deren oberste eben so hoch zu liegen schien als der Pass.

Gegen 5 Uhr langten wir in Andamayo an, eine Hacienda der angesehenen Familie Cisneros, die nur wenig tiefer liegt als Tarica, aber weit milderes Klima hat. Während dort nur noch Gerste wächst, umgeben hier Hecken von Agaven und Kakteen die Maisfelder, und im Hofe stand ein prächtig blühender Floripondienbaum. Das Gut besitzt

wie Urcon ausgedehnte Bergweiden und grossen Viehstand, auch befindet sich daselbst eine Weberei, in welcher die von den Herden gelieferte Wolle verarbeitet wird. Die auf dem Gute beschäftigten indianischen Arbeiter, sowohl auf den Feldern als an den Webstühlen, heissen Yanaconas, Gehilfen. Sie sind zwar frei, werden aber immer durch Vorschüsse und Schulden in Abhängigkeit erhalten. Jedem wird Wohnung und ein Stück Land gewährt, dafür arbeitet er fünf Tage in der Woche für das Gut um einen Real Lohn (damals 30 Pfennige) und hat den Sonnabend und Sonntag zur Bestellung seines Feldes. Das Wohnhaus liegt am Abhang des stark fallenden Thales, ist geräumig und die Zimmer waren wohnlicher, als man sie in der Sierra zu finden gewohnt ist, da alle mit Teppichen belegt waren, die auf den Webstühlen des Guts angefertigt wurden. Die Muster waren einfach, und wie es schien, immer dieselben: rote, weisse und gelbe Quadrate. Es waren mehrere Gäste auf dem Gute, und da man dort Fleisch in Überfluss hatte, war die Verpflegung gut.

Die Sehenswürdigkeiten in der Gegend von Andamayo sind Befestigungswerke und Gräber aus sehr alter Zeit. Am Morgen machte ich mich also in Begleitung des Mayordomo der Hacienda auf, um die Ruinen, die ich schon vom Passe Condorhuasi aus bemerkt hatte, in der Nähe zu betrachten, während mein Begleiter, der Kassierer von Tarica, mit einigen Gästen des Guts einen Ausflug nach der benachbarten Mine Casacancha unternahm. Die Höhen, auf denen sich die alten Bauwerke finden, gehen vom Passe aus, erheben sich bis zu 3900 *m* und werden Altos de Sipa genannt. Wir erreichten den Kamm des Bergrückens bei einer 540 *m* über dem Gute liegenden Einsenkung, wo sich zugleich auf einer zur linken aufsteigenden Spitze die Überreste einer Burg zeigen, die man von unten nicht sehen kann. Diese Festung, Sitana Racay genannt, scheint die ansehnlichste gewesen sein. Sie besteht aus zwei, durch eine Bodenvertiefung getrennte Massen von Mauertrümmern, an deren Fuss sich Ruinen zahlreicher Wohnungen anschliessen. An der von dem Thale Andamayo abgewendeten Bergwand, an welcher wir hinaufsteigen, kamen wir zu den Gräbern. Viele derselben hatte der verstorbene Besitzer des Guts öffnen lassen, und zwar mit nicht geringen Kosten, da er Schätze darin vermutete, sich aber in seinen Hoffnungen getäuscht sah. Diese Grüfte, die sich vermutlich die alten Häuptlinge des Landes zu ihren Ruhestätten herrichten liessen, sind von ganz besonderer Art, wie man sie sonst nirgends in Peru antrifft. Von aussen sind die Stellen, wo sich Gräber finden, durch aufrecht stehende Steine, andere Male durch Steinkreise bezeichnet. Gräbt man an solchen Orten,

so stösst man 5—6 Fuss unter der Oberfläche auf einen grossen Steinblock, bis zu 3,50 *m* lang, 2,50 *m* breit und 0,50 *m* dick, und wird dieser Stein zur Seite geschoben, so erscheint die geschlossene Grabzelle, ein grosser Granitwürfel, dessen äussere Seiten 1,80 *m* messen. Den Verschluss bildet eine, in einem Falz des Steines eingeschlossene quadratische Platte, nach deren Entfernung man die eigentliche Zelle, eine in den Stein gemeisselte kubische Höhle erblickt. Mehrere der aufgedeckten Gräber enthalten keine aus einem Blocke ausgehauenen Zellen, sondern der innere Raum wird von vierseitigen, genau aneinander gepassten Platten eingeschlossen. In wenigen Gräbern fand man Mumien in der zusammengekauerten Stellung, in welcher alle alten Peruaner ihre Toten bestatteten, in andern leere Gefässe, Rehgeweihe, in manchen gar nichts, da diese vermutlich nur vorbereitet, nicht benutzt worden waren. Ausser diesen aus sorgfältig behauenen Steinen bestehenden Gräbern hat man höher am Berge andere geöffnet, bei denen die verwendeten Steine nur halb behauen oder kaum bearbeitet sind. Auf dem Kamm der Höhe von Sipa finden sich ausser der bereits erwähnten Burg noch drei Gruppen von Befestigungen auf etwas vortretenden Hügeln, immer eine höher als die andere. Die oberste derselben (3900 *m*) ist die ansehnlichste. Sie besteht aus einer äusseren terrassenförmigen Mauer aus unbehauenen Steinen, die einen quadratischen Raum einschliesst. Der innerste und höchste Bau ist rund und rings umgeben von kleinen quadratischen Zimmern. Alle diese Bauwerke sind sehr alt und zerfallen. Man bemerkt bei ihnen nirgends etwas, was an die Bauweise der Inkas erinnert.



Grabzelle auf der Höhe von Casacancha.

Von den Altos de Sipa hat man einen schönen Blick auf die umliegende Gebirgslandschaft. Nach Osten sieht man hinab auf vielfach in einander greifende Thäler und Berge, über die sich eine lange rötlich graue Wand erhebt, die rechtseitige Thalwand des Marañon, also die Cordillera central. Der Marañon selbst ist wegen den dazwischen liegenden Höhen nicht sichtbar. Auf der entgegengesetzten Seite, nach Südwesten, erblickt man die hintere (östliche) Seite der Cordillera blanca, die sich von hier freilich nicht so stattlich ausnimmt, wie vom Santathale, teils wegen der vorliegenden Berge, teils auch, weil die Schneegrenze auf dieser Seite höher liegt, wegen des warmen aus dem Thale des Marañon aufsteigenden Luftstromes.

Am zweiten Tage meines Aufenthaltes in Andamayo machte ich nur einen kurzen Spaziergang. Ich hatte gehört, dass in der Nähe des Gutes eine Schwefelquelle hervortrete, und liess mich daher nachmittags dahin führen. Der Weg war ziemlich unbequem, oft durch Brombeerranken und Schlingpflanzen versperrt, und feucht durch einen eisenhaltigen, stark Ocker absetzenden Bach. Die Quelle fand sich in einer Felsspalte, ganz in dichtverwachsenem Gebüsch versteckt, daneben ein paar schmutzige Badewannen aus schlecht gemauerten Steinen. Die Wassermenge war gering und von Körperwärme. Man benutzt die Quelle gegen Hautkrankheiten und gegen die Warzensucht — verrugas — in letzterer Krankheit jedoch ohne Erfolg.

Am 6. Juni verliessen wir Andamayo und ritten in nördlicher Richtung an den Vorbergen der Cordillera von Conchucos hin, die wir indessen wegen der vorliegenden Berge nirgends sehen konnten. Das Thal Andamayo wird bald so eng und schluchtartig, dass kein Platz für den Pfad bleibt, daher dieser über einen Bergrücken in ein Nebenthal geführt ist, wo man in dem Orte Chullin auf die alte Inkastrasse kommt. Bereits bei den Wanderungen im Küstenlande hatten wir kurze Strecken dieses Wegs angetroffen und bemerkten dort, dass die Küstenstrasse an Wichtigkeit und hinsichtlich der beim Bau zu überwindenden Schwierigkeiten gegen den Königsweg im Hochlande bei weitem zurückgestanden habe. Die Wege vom Titicaca nach Kusko und von da nach dem Norden haben ohne Zweifel noch die Richtung der alten Strasse, aber da sie seit Jahrhunderten dem allgemeinen Verkehr dienen, so ist auf denselben von der früheren baulichen Anlage nichts mehr übrig. Hier dagegen, wo die Strasse seit der spanischen Eroberung aufgehört hat ihren ehemaligen Zwecken als Heerstrasse zu dienen, und bei der Abgelegenheit und Verkehrsarmut der Gegend wenig betreten wird, hat sie sich noch auf lange Strecken wohl

erhalten. Wir folgten ihr zwei Tage lang und konnten uns dabei überzeugen, dass sie überall planmässig angelegt war, dass unnütze Steigungen vermieden wurden, und dass ihre Breite, wenn auch nicht überall gleich, doch immer beträchtlicher war, als die der gegenwärtig benutzten Wege. Indem wir fortwährend stark bergab ritten, wurde die Vegetation in der Nachbarschaft des Flusses kräftiger, der Mollebaum erschien, bald darauf Chirimoyas und Granadillas, auch einzelne Orangenbäume, hier und da ein pfahlartiger Giganton und Dickichte von Kakteen.

Nachdem wir dem Thale einige Stunden gefolgt waren, mündete dasselbe in ein anderes, beinahe von entgegengesetzter Richtung kommendes, in welches wir jetzt einbogen. An dem Winkel, da, wo sich der Weg nach links wendet, stehen die Mauern eines alten Inka-Tambos, eine der Herbergen, welche die Inkas von Strecke zu Strecke — alle 3 bis 4 Leguas — an ihren Strassen erbauen liessen. Der Tambo heisst Tumaringa (2490 Meter), ein Wort, das die Lage des Hauses an einer Biegung des Weges bezeichnet.[1]) Der Tambo ist aus unbehauenen in Lehm gelegten Steinen erbaut und besteht aus zwei Abteilungen, die durch eine von Fenstern durchbrochene Wand von einander geschieden, nach beiden Seiten hin offen und nur mit Schutzdächern versehen gewesen waren. Der durch die Vereinigung der beiden kleinen Flüsse entstehende grössere wird Rio grande oder Rupas genannt, fliesst in gerader Richtung nach Osten und ergiesst sich nach einem Laufe von sieben Leguas in den Marañon; man sieht die graurötliche Bergwand seines rechtseitigen Ufers in der Thalöffnung des Rupas. Der Fluss, in dessen Thal wir nun hinaufritten, war der Rio de Sihuas, nach dem gleichnamigen Orte benannt der für den Tag unser Reiseziel war, und wo wir gegen Sonnenuntergang anlangten.

Sihuas (2660 *m*) besteht eigentlich nur aus einer dem Flusse entlang laufenden Strasse mit kurzen Nebengässchen, denn das Thal erweitert sich wenig. In der Mitte des Orts liegt der etwas abschüssige ungepflasterte Platz und an demselben die mit rohen Skulpturen verzierte Kirche, und darum herum die wenigen ärmlichen Läden. In einer engen Gasse hinter dem Platz sieht man als Mauern eines bewohnten Hauses die Reste eines Inkatambos, der dort gestanden hatte. Die Hauptstrasse ist zum Teil mit unregelmässigen Steinplatten ge-

1) tumariy, sich drehen; tumarinca, ein Ort, wo man sich dreht.

pflastert wie manche alte Städte in Italien. Ich hielt dieses Pflaster für ein Überbleibsel des alten Inkawegs, der durch die Stadt führte, erfuhr aber, dass es ganz neuen Datums und erst nach einer vor etlichen Jahren eingetretenen Überschwemmung des Orts gelegt worden sei. Ein Bergstrom, der im Sommer wenig Wasser hat, aber in der Regenzeit oft plötzlich anschwillt und bei seinem starken Gefäll sehr reissend ist, mündet unmittelbar oberhalb der Stadt in den Fluss und hatte den Schaden verursacht. Wiewohl ein Ort von ärmlichem Aussehen, ist Sihuas doch ein Mittel und Versorgungspunkt für die in den Bergen umherliegenden Meiereien und geniesst in der Gegend eines gewissen Rufs wegen eines Festes, das alljährlich gegen Ende des Juni zu Ehren eines Schutzheiligen gefeiert wird und mehrere Wochen dauert. Vor diesem Feste arbeiten die Indianer in den Minen und auf den Haciendas fleissig, um Geld zu ersparen, welches dann während des Festes vertrunken wird. In der Festzeit ist wochenlang in der ganzen Gegend kein Arbeiter zu bekommen.

Wir beherbergten uns im Hause eines Bekannten meines belgischen Begleiters, der wegen seines Amts als Auszahler der Löhne in der Gegend ein bekannter und angesehener Mann zu sein schien. Unser Wirt begrüsste ihn als Compadre, denn in der Sierra sind alle, die sich kennen, Gevattersleute, oder nennen sich so. Er leistete mir und meinem künftigen Reisegefährten, Herrn D., am nächsten Morgen einen wichtigen Dienst, indem er die für unsre Reise erforderlichen Tiere mietete, die wir in der Umgegend von Tarica und Urcon nicht bekommen konnten. Doch verging darüber der ganze Vormittag, denn der Besitzer der Maultierherde war in der Kirche und wohnte einer Totenmesse bei, gesungen für das Seelenheil eines jungen Mannes, der sich aus Versehen ums Leben gebracht hatte. Er wollte sich durch Opiumtinktur von einem schweren Rausche ernüchtern, nahm aber zu viel und wachte nicht wieder auf. Als die Messe zu Ende war, wurde der Handel alsbald abgeschlossen und die Tiere von der Weide geholt. Ich war erstaunt, als ich nachher die Bedingungen erfuhr. Man stellte uns vier Tiere und einen Burschen als Treiber; die Tiere begleiteten uns auf unserm Ritt über die Cordillera von Conchucos, blieben ein paar Tage in Tarica und dienten uns darauf acht Tage. Sie waren mithin im ganzen 13 Tage zu unserer Verfügung und mussten dann nach Sihuas zurückkehren. Für diese ganze Leistung hatten wir für jedes Tier nur 5 Sol Silber, nach unserem Gelde 15 Mark zu bezahlen. Die Preise für Reitmiete und Frachten sind in den verschiedenen Gegenden

Perus sehr ungleich. Im Departement Aucash schien alles, Frachten, Lebensunterhalt und Hausmieten, sehr wohlfeil zu sein.

Bald nach Mittag waren wir endlich im Sattel und begannen nun den Anstieg der Cordillera. Wir ritten am linken Abhange des Thales, beständig der Inkastrasse folgend, die nur von Strecke zu Strecke durch Bergrutsche unterbrochen wird. Das Thal ist öde, man sieht bloss einzelne dachlose Häuser, und dann und wann deuten verfallene Amalgamierwerke und Ofenschlote an, dass hier einst Gruben bearbeitet, aber verlassen worden sind. Gegen Abend langten wir bei der Estancia Tambillo an, wo wir die Nacht zubringen wollten; ein elendes niedriges Haus mit Mauern aus rohen Steinstücken, mit Punagras gedeckt, ohne Fenster, mit einem auf plumpen Baumstämmen ruhenden offenen Vorbau vor der Thür; daneben eine noch kleinere russige Hütte, die als Küche diente. Wir trafen niemand im Hause, die Bewohner waren noch auf den Bergen. Wir nahmen also von dem leeren Hause Besitz und suchten uns darin einzurichten. In das gespaltene Ende eines Stockes, der neben dem Herde lag, klemmte ich eine unserer mitgebrachten Kerzen und steckte diesen Leuchter in eine Ritze der Mauer. Es wäre aber besser gewesen den Raum dunkel zu lassen, denn bei dem schwachen Lichte fühlte man sich abgestossen von seiner nackten Unwohnlichkeit. Es enthielt als einziges Möbel ein altes hölzernes Kreuz an der Wand, der Thür gegenüber, und keine anderen Sitze als ein paar Haufen von Kartoffeln und Okawurzeln. Ähnlich sind die meisten Herbergen beschaffen, in denen man auf den Reisen durch einsame Gegenden des Hochlandes übernachtet, und diese war noch eine der besseren, denn zuweilen muss man enge Behälter mit fremden und unreinlichen Menschen teilen. Nach und nach kamen auch die Bewohner zurück, der Estanciero — Oberhirt — seine Knechte und seine Frau. Diese erbot sich, uns eine Abendmahlzeit zu bereiten, aber was sie uns brachte, sah so unreinlich aus, dass wir vorzogen, uns mit Thee zu begnügen und dazu das von Sihuas mitgebrachte Brot zu essen.

Die Estancias, die man in den grasreicheren Gegenden des Hochlandes antrifft, gehören alle zu grösseren Gütern, deren Eigentümer zugleich Besitzer ausgedehnter Weidegründe sind und Viehzucht im grossen betreiben. Die Tiere, wenigstens die Rinder, werden nur als Schlachtvieh verkauft, die Milch wird weder roh noch zur Butter und Käsebereitung verwendet. Man kann die mit der Aufsicht über die Tiere beauftragten Leute nicht eigentlich Hirten nennen, denn man lässt das Vieh frei umherlaufen und nur zusammentreiben, wenn es

verkauft ist. Die Estancieros führen ein elendes, kümmerliches Leben, denn neben einem kärglichen Lohn haben sie zu ihrem Unterhalt nur die Feldfrüchte, die sie sich auf einem tiefer im Thal gelegenen Stück Land des Guts selbst bauen. Man wundert sich, dass sie nur selten die Milch als Nahrung nehmen, die für den Besitzer keinen Wert hat. Als wir statt der ungeniessbaren Suppe, die uns die Frau vorsetzte, Milch verlangten, bedauerte sie, dass keine im Hause sei, erbot sich aber, wenn wir es wünschten, am Morgen eine Kuh aus den Bergen hertreiben zu lassen.

Als der schwache Lichtschimmer, der durch die Ritzen der Thür und die Löcher der Wand drang, den anbrechenden Morgen ankündigte, erhoben wir uns und öffneten die Thür. Die Bewohner der Hütte waren auch schon auf und standen trübselig umher, die Gesichter bis an die Augen in ihre Ponchos gehüllt. Sie betrachteten uns mit Verwunderung, als wir uns an einem Bache vor dem Hause das Gesicht wuschen, denn alle Leute der Sierra scheuen das Wasser, besonders Morgens. Ein altes eisgraues Mütterchen wankte heran und stieg auf das Schutzdach, um Maiskolben herunter zu holen, die dort zum Trocknen lagen. Als Treppe oder Leiter diente ein Baumstamm, an welchem fusshohe Stufen eingekerbt waren und es war peinlich, die arme Alte diesen Weg machen zu sehen. Als sie wieder unten war, fragte ich sie, wie alt sie sei. Wer mag das wissen, sagte sie, nicht einmal der Pfarrer. Aber ich bin gewiss sehr alt, und so schwach fügte sie hinzu. Besser, ich wäre tot, denn mit den Alten hat niemand Mitleid. Dabei weinte sie, streckte ihre runzelige, zitternde Hand aus, und sagte nur »Herr«! Ich machte ihr ein kleines Geschenk, wofür sie den Segen des Himmels auf mich herabrief. Inzwischen waren unsere Maultiere von der Weide gebracht und gesattelt worden, die Frau hatte Wort gehalten und brachte einen Topf mit frischer Milch für uns zum Frühstück, worauf wir um 7 Uhr Tambillo verliessen.

Wir waren etwa eine Stunde geritten, als wir eine Gruppe alter Ruinen links am Wege liegen sahen, welche Ticahuasi — Backsteinhaus — genannt werden. Am Abhang des Berges, etwa 50 Fuss über dem Wege, zieht sich ein 240 Schritt langer Terrassenbau hin. Eine fünf Fuss hohe Mauer stützt eine Aufschüttung von 12 Fuss Breite, und dahinter erhebt sich eine Mauer von ungleicher Höhe, je nach dem Zustande der Erhaltung 5 bis 12 Fuss hoch und von einem Paar Thüren durchbrochen. Der ganze Bau ist nicht gradlinig, sondern der Rundung des Bergabhanges entsprechend gebogen. Die Mauern bestehen aus kleinen, unbehauenen in Lehm gelegten Steinstücken. Der Zweck,

dem dieser Bau gedient hat, ist aus der Verteilung der Räumlichkeiten nicht ersichtlich. Es lässt sich aber annehmen, dass er zu einer zweiten Ruinengruppe gehörte, die sich eine kurze Strecke weiter thalaufwärts findet, in einer Erweiterung des Grundes am Fusse eines Felsens mit pyramidaler Spitze. Dieser zweite Bau ist einer der gewöhnlichen Tambos, die an den grossen Inkastrassen standen. Er besteht aus drei Räumen, einem Vordergebäude von 35 Schritt Länge und 15 Breite, einem daranstossenden quadratischen Hofraum und hinter diesem eine Halle von denselben Massen wie das erste Gebäude. Die Mauern sind zum Teil aus unbehauenen Steinen, zum Teil aus Luftziegeln erbaut, woher der Name des Orts: tica = Backstein, huasi = Haus. Obgleich dieser Tambo sowie der in Tumaringa unzweifelhaft Werke der Inkas sind, da sie an der von ihnen angelegten Strasse stehen, so zeigen sie doch in ihren Bauformen und ihrer Mauerfügung keine der Eigentümlichkeiten, die wir an der Küste als charakteristisch für die Inkabauten kennen gelernt haben und auch später bei anderen Steinbauten wieder finden werden.

In Tica-huasi waren wir bei 3600 *m* Höhe an der Grenze der Bäume und Sträucher angekommen. Diese Region, welche zwischen den Hochthälern und der Puna liegt, wird in Mittel und Nord-Peru Jalca genannt. Wir stiegen beständig, wiewohl sehr allmählich. Der Fluss von Sihuas war bereits zum kleinen Bach geworden, bald wurde dessen Murmeln zum Rieseln, der Boden des erweiterten Thales zum sumpfigen Moorgrund, wo aus binsenumwachsenen Tümpeln dunkles Wasser aussickerte. Auf der Puna angelangt, wurde die Inkastrasse noch deutlicher, als in den tieferen Gegenden; ihre Stützmauern und Aufschüttungen waren wohl erhalten. Dass eine solche Strasse die Bewunderung der spanischen Eroberer erregen musste, darf nicht Wunder nehmen, wenn man bedenkt, wie schlecht es in jener Zeit in Europa noch mit den Wegen bestellt war. Als wir höher auf die Puna hinaufkamen, zeigten sich auch die Spitzen der Schneeberge wieder, die wir zwei Tage lang in den tieferen Thälern nicht gesehen hatten: links die Cordillera blanca mit ihren hohen Gipfeln, dem Pic von Huailas, Tullpa-racu und Huascan; gerade vor uns die abgegrenzte Cordillera von Conchucos, weniger hoch, aber von kühneren Umrissen; weiterhin nach rechts in der Ferne die Fortsetzung der Hauptkette nach Norden. Unter fortwährendem langsamen Steigen gelangten wir zu einer felsigen Anhöhe (4080 *m*), eine Art Pass, Pariachuco, die Sperlingshaube genannt. Hierauf senkt sich der Weg etwas, um sodann nochmals bis zu 4380 *m* zu steigen. Dieser Punkt, Pillucunca (die Halskrone), ist der

höchste dieser Puna. Sobald man diesen Pass überschritten hat, senkt sich der Weg stark, worauf etwa 60 *m* tiefer am Abhang die Ruinen eines Tambos sichtbar werden. Die 1 bis 2 *m* hohen Mauern bilden ein Viereck, welches viele um einen Hofraum liegende kleine Zimmer umfasst. Dieser Bau führt den sonderbaren Namen Palla-huachana. Pallas wurden die Nebenweiber der peruanischen Könige genannt, von denen immer einige den Inka auf seinen Reisen durch die Provinzen begleiteten; huachana ist ein Verbalsubstantiv und bedeutet einen Ort, wo eine Frau entbunden wird. Die Übersetzung von Palla-huachana ist somit: Entbindungshaus für Kebsweiber des Königs.

Die zwischen 3000 und 4000 *m* hohe Gegend, die wir durchreist hatten, ist wellenförmig, bildet flache Mulden, welche Anfänge von Thälern sind, und die ganze Fläche, mit Ausnahme einiger felsiger Anhöhen, ist mit Punagras dicht bewachsen. Ein grosser Teil dieser Weiden gehört zu der Hacienda Urcon, deren Grundbesitz viele Quadratleguas beträgt. Es giebt dort hinreichendes Futter für Tausende von Rindern und Hunderttausende von Schafen, allein auf dem ganzen Wege sahen wir nirgends Tiere und auch keine verlassene Hütte. Als Gründe für das Darniederliegen der Viehzucht gab man mir an: Unsicherheit, ungenügende Zahl von Hirten, Fehlen des nötigen Kapitals, vor allem aber Mangel an Thätigkeit und Arbeitslust bei den Besitzern. Freilich ist dabei nicht zu übersehen, dass, wenn Viehzucht im Hochland ein gewinnbringendes Geschäft ist, der Aufenthalt daselbst den Besitzern kein geringes Opfer auferlegt, denn das Leben in der Sierra ist hart, langweilig und geisttötend. Der Gesamteindruck der Landschaft ist öde und traurig. Vögel sieht man selten, Insekten fehlen ganz; das einzige belebende Element sind viele hübsche Blümchen und Blumen, die aus dem Grase hervorblicken, darunter manche stiellose, die sich unmittelbar aus der Erde geöffnet haben und am Boden geheftet zu sein scheinen. Eine Saxifrage mit sternförmig geordneten Wurzelblättern bedeckt streckenweis den Boden und bildet so feste Teppiche, dass der Huf der Maultiere keinen Eindruck hinterlässt.

Bald unterhalb des Tambos Palla-huachana eröffnet sich eine prächtige Fernsicht in das Thal von Conchucos, in welches wir jetzt hinabstiegen und uns hier wieder im Wassergebiet des stillen Oceans befanden. Der Weg hinunter ist steil und besteht aus steinernen Stufen, die noch aus alter Zeit herrühren und an manchen Stellen so hoch sind, dass ich vorzog abzusteigen. Die Inkas bauten ihre Wege nur für Fussgänger, und für solche waren allerdings Treppen die geeignetste Form, um einen steilen Berg hinauf oder herunter zu steigen, aber

Tiere, besonders wenn sie beschlagen sind, suchen immer das Hinabspringen von den Stufen zu vermeiden, indem sie auf den Treppen im Zickzack gehen.

Am Fusse einer langen Flucht von Stufen gelangt man zu einer Ausbuchtung oder Plattform der Thalwand, auf welcher die Ruinen einer alten Ortschaft liegen, Tauli genannt. Die Häuser dieses Ortes waren aneinander gebaut und fassten auf drei Seiten einen viereckigen Platz ein. Nach einer Seite schien dieser Platz offen gewesen zu sein, sonst hätte man das Ganze für eine Festung oder ein befestigtes Lager halten können. Von Tauli an beginnt die Vegetation sich wieder zu beleben und nimmt rasch an Mannigfaltigkeit zu; der Bach im Thale wird bald zu einem Strom, dessen klares Wasser schäumend über Felsblöcke stürzt, zwischen steilen, mit Gebüsch und blühenden Kräutern bekleideten Bergwänden. Auch die Wärme war uns willkommen nach der rauhen Luft der Puna, wiewohl wir eigentlich nicht von der Kälte gelitten hatten, denn auf den höchsten Punkten befanden wir uns gerade zur Mittagszeit und es wehte kein Wind.

Nachdem wir so in zwei Stunden gegen 1200 *m* hinabgestiegen waren, langten wir in der kleinen Stadt Conchucos an und nahmen Wohnung im Hause des Berg-Kommissars (Diputado de Mineria), der zugleich einen kleinen Laden hielt, aber ausser Zuckerbranntwein wenig zu verkaufen hatte. Da es noch ziemlich früh am Nachmittage war, so benutzte ich die Zeit bis zum Anbruch der Dunkelheit zu einem Spaziergange auf eine benachbarte Höhe, um einen Uberblick über die Gegend zu gewinnen. Die Stadt, die mir beim Durchwandern ihrer engen Gassen ärmlich und verfallen geschienen, bot von da oben betrachtet einen malerischen Anblick. Sie liegt in einer Thalerweiterung, gebildet durch die Vereinigung zweier Flüsse, deren Wasser sich einige Leguas weiter unten in den Tablachaca ergiessen, den grossen Nebenfluss des Santa, der die Cordillera blanca durchbricht. Da das Thal unmittelbar unter dem Orte einen Bogen beschreibt, der den Blick nach unten verschliesst, so scheint die Stadt in einem Kessel zu liegen, rings umher von hohen Bergen umschlossen. Die Verpflegung bei dem Diputado de Mineria war einigermassen besser als in dem Tambillo. Man bewirtete uns mit gebratenem Fleische und einem Chupe, einem zwar nicht besonders appetitlich aussehenden aber sehr wohlschmeckenden Gericht.

Am nächsten Morgen versahen wir uns mit Brot, und gewarnt durch die im Tambillo gemachten Erfahrungen, auch mit Fleisch für zwei Tage. Infolge dieser Besorgungen und eines Besuchs, den mein

Reisegefährte zu machen hatte, wurde es 9 Uhr, ehe wir Conchucos verliessen: etwas spät für den weiten Weg, den wir am Tage zurückzulegen gedachten, denn wir wollten über die Puna, die wir am gestrigen Tage quer überschritten, heute in der Längsrichtung am Fusse der Cordillera von Conchucos zurückreiten; und die Entfernung des einzigen Orts, wo wir die Nacht unter Dach zubringen konnten, wurde auf 12 lange Leguas geschätzt. Wir ritten zunächst in dem Thale hinauf, durch welches wir am Tage zuvor herabgekommen waren bis nahe an die Ruinen von Tauli, worauf wir nach rechts in ein steileres Nebenthal

Conchucos.

einbogen, um auf einem wenig betretenen Wege zur Puna hinaufzusteigen. Dieser Pfad war zwar unbequem und führte wiederholt durch Sümpfe, die uns zum Umkehren nötigten, wurde aber später lohnend; denn nachdem wir auf der Puna angelangt waren, führte er beständig am Fusse der Kette von Conchucos hin, die wir so aus nächster Nähe betrachten konnten. Zugleich liess sich von hier aus deutlich das Verhältnis dieses Gebirgszuges zur Hauptkette erkennen, nämlich seine Einfügung in die grosse Lücke, welche durch den Durchbruch der bereits mehrfach erwähnten Nebenflüsse des Santa entsteht. Der Gebirgsstock von Conchucos bildet eine geschlossene Reihe von Bergen, welche

Cordillera von Conchucos. S. 47.

weniger hoch sind, sich aber durch eigenartige kühne Formen auszeichnen. Das Schieferlager, das die Cordillera bildet, scheint zerborsten, zersprengt und zu einem scharfen Kamme aufgerichtet zu sein, bei dessen Verwitterung eine Reihe hoher Spitzen oder Zacken übrig geblieben sind, sodass die Kette den Eindruck einer ungeheuren Säge macht. Die Bergwände sind so steil, dass kein Schnee auf ihnen liegen bleibt, wiewohl sich manche über die Schneegrenze erheben. Nur in Einsenkungen bemerkt man schmale weisse Säume von Schneefeldern, die an der Rückseite liegen. Einzelne Berge zeigen glatte Wände von 1000 Meter Höhe, welche in einem Winkel von 70 Grad aufgerichtet scheinen und die Spaltflächen dem Beschauer zukehren. Am Fusse blicken aus der Grasfläche dunkle Weiher und kleine Seen, in welchen sich das Gletscherwasser sammelt und sich später zu einem Bach vereinigt, in dessen anfangs flachem Thale unser Weg hinführte. Der Anblick der Puna ist traurig wie überall, das Schlimmste in dieser Gegend aber sind die zahlreichen Sümpfe, deren Vorhandensein man zuweilen nicht vermutet. Sie sind für die Tiere gefährlich, denn das weiche Moos oder der Rasen, der sie überzieht, bildet eine trügerische Decke, unter welcher nicht selten grosse Steine in schlammigem Wasser liegen. Die Maultiere haben eine instinktmässige Scheu vor solchen Stellen, und mit gutem Grund, denn nur zu leicht können sie sich zwischen den Steinen die Fesseln der Hufe verletzen und lahm werden. In einem Moore, wo wir vergeblich einen trockenen Durchweg suchten, kam mein Packpferd zu Falle und wälzte sich lange im schlüpfrigen Schlamm, ehe es wieder auf die Beine gebracht werden konnte, doch blieben glücklicherweise Tier und Ladung unbeschädigt. Nachdem wir durch ein paar solcher Sümpfe gekommen waren, weigerten sich die Tiere, die wir mit uns führten, über einen kleinen Bach zu gehen, dessen Ufer verdächtig schienen. Wir konnten sie nur hinüberbringen, indem zwei Leute sie an einer langen Leine zogen, während zwei andere sie von hinten mit der Peitsche bearbeiteten, bis sie endlich so gedrängt, mit einem verzweifelten Sprung mit einem Male hinüber zu kommen suchten. Der höchste Punkt, den wir auf diesem einsamen Wege über die Puna berührten, heisst Tinyacocha (4360 *m*) von einem kleinen in der Nähe gelegenen See dieses Namens, an dessen Ufern einige Punagänse standen, die einzigen lebenden Wesen, die wir an diesem Tage antrafen.

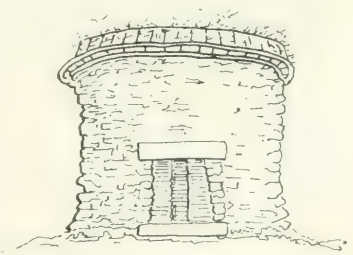
Die Sonne warf schon längere Schatten, als wir wieder anfingen bergab zu steigen, aber ganz allmählich, denn alle Thäler sind anfangs flache Mulden, in denen sich aus sumpfigem Boden die Bäche sammeln.

Die geringe Menge des Wassers hat noch nicht die Kraft, den Boden auszuhöhlen, erst wenn durch Zusammenfluss vieler Quellen sich ein Wasserlauf verstärkt hat, beginnt er sich ein Bett zu graben und es entstehen engere Schluchten mit stärkerem Gefälle. Der jetzt etwas mehr als früher betretene Pfad führte meist am Bergrande hin, um die Sümpfe im Thalboden zu vermeiden, aber auch so kamen wir an nicht wenige missliche Stellen, wo die Tiere nur mit Mühe über den verdächtigen Boden zu bringen waren. Endlich ging die Sonne unter und wir hatten das in den Anden ziemlich seltene Schauspiel des Alpenglühens. Die Spitzen der vor uns liegenden weissen Kette erglänzten zuerst im Scheine der untergehenden Sonne, und nachdem diese verschwunden war, im rötlichen Schimmer durch den Wiederschein der purpurfarbenen Wolkenreihen, die den westlichen Himmel bedeckten: ein wunderbarer Anblick; denn über Thäler und niedere Höhen hatten sich bereits die Schatten der Nacht gelagert. Die Beleuchtung dauerte nur kurze Zeit, auch hätten wir keine Zeit gehabt, um ihretwillen länger zu verweilen, denn der Weg bis zu der Estancia, wo wir die Nacht zubringen wollten, war noch weit. Eine Zeitlang war bei der Dämmerung, die auf den Höhen länger dauert als in den Thälern, der Weg noch sichtbar, dann half uns auch der zunehmende Mond; als aber auch dieser sich hinter dichten Wolken verbarg, sah ich nichts mehr und gab alle Versuche auf, mein Tier zu leiten. In solcher Lage thut man am besten, sich auf den Instinkt und die Vorsicht der Maultiere zu verlassen, wiewohl es ein etwas unbehagliches Gefühl ist, nicht zu wissen, wohin man getragen wird. Meine Begleiter waren, wie es schien, weit voraus und antworteten nicht mehr auf meinen Zuruf. Endlich fühlte ich, dass wir einen steilen Berg hinunterstiegen, das Maultier ging mit grosser Behutsamkeit auf kurzen Zickzackwegen. Dann kamen wir an einen Fluss, den das Tier jedoch nicht durchschritt, sondern eine lange Strecke im Wasser blieb. Erst am Morgen, als wir auf demselben Wege ein Stück zurückritten, bemerkte ich, dass das kluge Tier vorgezogen hatte, im Bache zu waten, da der am Ufer hinführende Weg sehr uneben und steinig war. Endlich flimmerte ein schwaches Licht, Hunde schlugen an, der Mond trat einen Augenblick aus den Wolken und liess ein niedriges, mit Stroh gedecktes Haus erkennen, vor welchem unsere übrige Gesellschaft bereits angelangt war. Es war eine elende Vaqueria oder Viehstation, Huarilka genannt und zur Hacienda Urcon gehörig. Ich zog meinen Barometer hervor und fand, dass wir uns noch auf 3510 *m* Höhe befanden, mithin nur 800 *m* herabgestiegen waren.

Man wies uns ein kleines Häuschen an, in welchem der Guts-

verwalter bei seinen Besuchen auf der Estancia die Nacht zuzubringen pflegte. Es war noch unwohnlicher, als das Haus im Tambillo, hatte nicht einmal ein Kreuz an den kahlen Wänden, dagegen in der Mitte des Lehmbodens eine nach der Thür zulaufende Furche zur Aufnahme des durch das Dach dringenden Regenwassers. Wir liessen uns von dem mitgebrachten Fleische eine Suppe kochen und einige Stücke braten, machten uns Thee und verzehrten unsere Mahlzeit wie zwei Tage vorher beim Scheine von einem paar Lichtern, die wir in gespaltene Stöcke geklemmt, in den Mauerritzen befestigten. Dann schlugen wir unsere Feldbetten auf und wickelten uns in die Decken, denn die Nacht war kalt an dem ungeschützten Bergabhang. Am Morgen betrachtete ich die Lage des Orts, wo wir die Nacht zugebracht hatten. Die beiden roh aus Steinen gemauerten und mit Punagras gedeckten Hütten lagen am Fusse des letzten Berges der Kette von Conchucos, dessen Wand das Schiefergestein in seltsam gewundenen, geflammten oder ganz verworfenen Schichten zeigte; darüber Schneefelder, die in einzelnen Schluchten tief herabreichten. Man blickte in ein Thal, in welchem kärgliches Gebüsch und Kinuarbäume sich am Ufer eines kleinen Flusses hinzogen, desselben, den wir bei seinem Austritt aus den sumpfigen Ufern des Sees Tinyacocha überschritten hatten.

Unsere Tiere waren nachts auf die Weide getrieben worden und mussten ziemlich weit herbeigeholt werden, indessen brauchten wir uns heute nicht zu beeilen, denn die Entfernung von Huarilca nach Tarica beträgt nur fünf Leguas. Ehe wir uns auf den Weg machten, bestiegen wir einen benachbarten Hügel, wo ich eine Chullpa bemerkt hatte. Chullpas sind alte indianische Grabstätten besonderer Art, wo die Leichen nicht beerdigt, sondern in kleinen gemauerten, turmähnlichen Hütten in hockender Stellung aufbewahrt wurden. Diese Art der Bestattung war bei den Aimaràs gebräuchlich, und die grössten und schönsten dieser Gräber finden sich am Umayo-See bei Puno, in Sillustani in der Nähe von Hatun Colla. Andere solche Chullpas trafen wir einige Tage später am Wege und werden am geeigneten Orte auf die Folgerungen zurückkommen, die sich aus diesem Umstande hinsichtlich der früheren Verbreitung der Aimarà-Rasse ergeben. Die Chullpa, von der wir beistehend eine Skizze geben, war rund, etwa 2,50 *m* im Durch-



Chullpa.

messer und ebenso hoch. Ein niedriger Eingang liess ins Innere blicken, dessen Decke aus Steinplatten von einem Pfeiler getragen wurde; im Übrigen war die Grabzelle leer.

Man brachte uns in Huarilca frische Milch zum Frühstück, wogegen wir unsern übrigen Vorrat von Fleisch und Brot an die Kinder und Knechte des Hirten verteilten. Die Leute verzehrten das grobe, trockene Brot von Conchucos wie einen seltenen Leckerbissen, denn auf die Estancias kennt man kein Gebäck irgend einer Art und isst statt dessen nur geröstete Maiskörner, Cancha genannt.

Von der Chullpa stiegen wir in den Thalgrund hinab und durchritten den seichten Fluss, worauf der Weg sich alsbald wieder an der gegenüberliegenden Bergwand erhob, aber sehr allmählich. Nach zweistündigem langsamen Steigen gelangten wir zu einem hohen Punkt, dem Alto de Huinchos. Dort lagerten wir uns eine Zeitlang auf dem Rasen und genossen die schöne Rundsicht, neben der von Sipa und vom Passe Puca-racu die schönste, welche die Reise uns bot: zur rechten und hinter uns die Cordillera von Conchucos, an deren Fusse wir gestern hingeritten waren; links die grossen Schneeberge der weissen Kette von ihrer Rückseite, gerade vor uns die Thäler, welche die beiden Ketten von einander trennen, oder vielmehr eine Lücke zwischen ihnen erzeugt haben, durch welche man in das Thal des Santaflusses blickt. Die linksseitige Wand desselben ist die Cordillera negra, von der natürlich nur ein kleiner Ausschnitt sichtbar ist, der das Gesichtsfeld zwischen beiden schneebedeckten Ketten ausfüllt. Der Abstieg vom Alto de Huinchos ist steil und senkt sich tief hinunter bis zum Boden eines Thals, in welchem der Rio Hualcayanca dem Santa zuströmt. Wir durchritten auch diesen Strom, da die Brücke zerstört war, stiegen von neuem den gegenüberliegenden Bergrücken hinauf, bogen um einen Vorsprung und erblickten unerwartet die Hacienda Urcon. Wir hielten uns jedoch daselbst nicht auf, sondern ritten weiter nach Tarica, wo wir früh am Nachmittag wieder anlangten.

Der Callejon de Huailas.

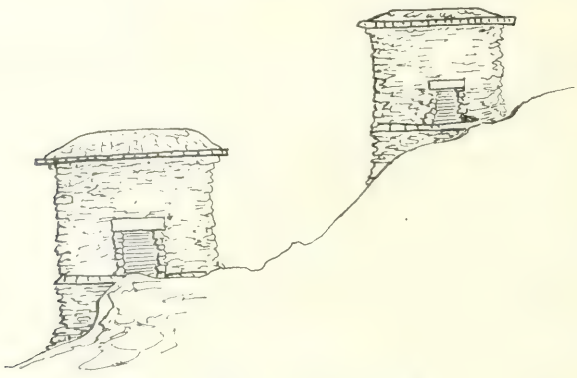
Das Santathal zerfällt in drei Abschnitte: die Küstengegend, die im zweiten Bande beschrieben wurde, der obere Teil, in welchem Huaràz, die Hauptstadt des Departements Ancash liegt, und einen mittleren Abschnitt, der bei dem Thale Huailas anfängt und nach dem gleichnamigen Orte Callejon (Gasse) von Huailas genannt wird. Durch die untere Gegend dieses fruchtbarsten und schönsten Teiles hatte mich bereits

der Weg nach Tarica geführt, jetzt kehrten wir dahin zurück, um das ganze Thal bis hinauf zu dem hohen Abschnitt zu durchreisen. Da Herr D., in dessen Gesellschaft ich die fernere Reise durch das Hochland unternehmen wollte, inzwischen seine Geschäfte in Tarica beendigt hatte, so brauchten wir daselbst nicht länger zu säumen, sondern gönnten nur unsern in Sihuas gemieteten Tieren ein paar Tage Ruhe, worauf wir am 12. Juni aufbrachen. Unser vortrefflicher Wirt, der Verwalter von Tarica, gab uns zwei zuverlässige Leute zur Begleitung und Bedienung mit, ausserdem schloss sich noch ein deutscher Bergmann an uns an, der für sich eine Mine bearbeitete, in welcher er bei seinen beschränkten Mitteln sein eigener Ingenieur und Häuer war, also in der Ausdrucksweise unserer Bergleute zugleich ein Mann vom Leder und von der Feder: ein gebildeter junger Mann, der das Unglück gehabt hatte, beim Schmelzen silberhaltigen Bleiglanzes sich durch Einatmung der Dämpfe eine Bleilähmung zuzuziehen. Er wollte versuchen, sich durch den Gebrauch heisser Quellen, an denen unser Weg vorbeiführte, von seinem Leiden zu befreien. Unsere Gesellschaft ritt auf Maultieren, der Bergmann auf einem alten Pferde von nicht erkennbarer Farbe, das vielleicht weiss ausgesehen hätte, wäre es gewaschen worden. In der Sierra werden die Tiere selten gebadet, so nötig sie es haben. Nach jedem längeren Ritt wälzen sie sich, sobald sie abgesattelt sind, im Sande. Ein Tier, das sich nicht wälzt, gilt als nicht recht gesund. Morgens, wenn sie wieder gesattelt werden sollen, stäubt man sie höchstens mit einem Lappen ab.

Wir folgten anfangs demselben Weg, auf welchem ich gekommen war, durchritten ohne Schwierigkeit die Schlucht, die mir auf dem Herwege unzugänglich erschienen war und hielten erst bei der Hacienda Quilcotay, um einige dort am Wege stehende Chullpas zu untersuchen. Die hier befindlichen sind nicht rund wie die Chullpa bei Huarilca, sondern würfelförmig, auch etwas kleiner, nur anderthalb Meter breit und ebenso hoch, mit einem etwas vortretenden Gesims um das flache Dach; die Mauern dieser kleinen Türmchen sind verhältnismässig dick und aus Schieferstücken aufgeführt. Durch eine kleine Thür kann man ins Innere kriechen, wo man in einigen noch Schädel- und Knochenreste findet; die meisten sind leer.

Früh am Nachmittag kamen wir nach Yanac, das kleine Dorf auf der Bergstufe, wo ich auf der Herreise gerastet hatte. In der Nachbarschaft dieses Orts bemerkte man nur Kleefelder, aber hoch oben, wohl 300 *m* über dem Dorfe, war die ganze Bergwand gelb von reifer Gerste. Die Bestellung dieser Felder ist eine harte Arbeit für die Leute, aber

in der Zeit zwischen Aussaat und Ernte haben sie kaum etwas zu thun und führen ein müssiges Leben. Wir kehrten in Yanac im Hause eines Mestizen ein, eines Cholos der besseren Klasse, der sich schon zu den Weissen rechnete, liessen uns Futter für unsere Tiere geben und von seiner Tochter ein Frühstück bereiten. Ich ging in die Küche, um die Gerätschaften zu betrachten, und dem Mädchen bei seiner Arbeit zuzusehen. Wie unangenehm man auch sonst durch den Mangel an Reinlichkeit bei Indianern und Cholos berührt wird, so halten sie doch ihr Koch- und Speisegeschirr sauber. Dieses ist auch bei den Wohlhabenderen noch ebenso einfach, wie in alten Zeiten, und besteht



Chullpas bei Quilcotay.

nur aus irdenen Töpfen und Kürbisschalen. Die Kürbisse — Mates — die in heisseren Gegenden wachsen, werden durchgeschnitten, von ihrem Fleische gereinigt und ausgeschabt. Die grösseren Kürbisschüsseln dienen zum Auftragen der Speisen, die kleinen flachen als Teller, die rundlichen als Trinkgefässe. Diese kugelförmigen Schalen werden Potos genannt und aus ihnen wird das Landesgetränk, die Chicha genossen. Gegessen wird mit hölzernen Löffeln, sehr oft auch ohne solche. Die Tochter unseres Wirts, die in ihren jüngeren Jahren hübsch gewesen sein mochte, kochte uns ein schmackhaftes Essen nach ihrer Weise, das wir sehr wohlschmeckend fanden, und dazu nach Landessitte gerösteten Mais assen, obgleich wir Brot von Tarica mitgebracht hatten. In der Sierra sind alle Mahlzeiten dieselben, einerlei ob man sie morgens oder abends einnimmt. Sie bestehen aus einem sogenannten Caldillo, eine Suppe, welche mit Eiern, Fett und Kartoffeln bereitet wird, und einem Chupe, einer andern Art Suppe, die sich vom Caldillo gewöhnlich nur dadurch unterscheidet, dass sie Stücke vom frischen Schafkäse enthält.

Ist Fleisch zu haben, so wird es gebraten und trocken zwischen beiden Suppen gegessen. Öfters werden dem Chupe Hülsenfrüchte zugesetzt, Tarhui genannt, ein Mittelding zwischen Erbsen und Bohnen, aber ganz wohlschmeckend. Alle Gerichte sind mit spanischem Pfeffer — Aji — stark gewürzt, aber glücklicherweise fast nie mit Knoblauch.

Statt dem Wege von Yanac nach La Pampa zu folgen, zogen wir vor, gleich von hier aus ins Thal hinabzusteigen nach der Hacienda Pakatki. Vom Hofe des Hauses, wo wir waren, sahen wir die Gebäude dieses Gutes gerade unter uns liegen, gebrauchten aber bei sehr steilem Wege fünf Viertelstunden, ehe wir dort anlangten, denn der Höhenunterschied betrug 800 *m*. Die Hacienda war Besitztum eines Pfarrers, doch wurden wir vom Famulus des geistlichen Herrn, der sie verwaltete, nicht mit der Gastfreundschaft behandelt, die man an den Pfarrern im Innern Perus mit Recht rühmt, daher wir unsere Zuflucht zum Thee nahmen. In geringer Entfernung von Pakatki brechen nahe am Ufer des Flusses heisse Quellen hervor, Rupac Yacu genannt. Wir begaben uns also schon am Abend dahin, um sie zu sehen und kehrten, da es schon anfing zu dunkeln, am folgenden Morgen noch einmal zurück. Man sieht eine flache hügelige Erhebung des Bodens mit einer tellerartigen Vertiefung, aus welcher siedendes Wasser aufwallend hervorquillt und nach beiden Seiten abfliesst. Der Hügel ist aus dem Absatz der Quelle entstanden, und besteht aus stark mit Eisen gemischtem kohlensauren Kalk. Etwa 50 Schritt von der Quelle entfernt, steht eine kleine viereckige, aus Steinstücken erbaute und mit Stroh gedeckte Hütte, welche zum Baden dient. Das Wasser wird dort von einem gemauerten Behälter aufgenommen, um welchen einige Bänke zum Ablegen der Kleider angebracht sind. Das Wasser kühlt sich während seines Laufes von der Hütte zur Quelle so weit ab, dass es morgens lauwarm ankommt. Will jemand heissere Bäder nehmen, so muss er dies später am Tage thun, denn in dem Masse, als sich der Boden durch die Sonnenstrahlen erhitzt, wird dem Wasser weniger Wärme entzogen. Nachmittags ist es daher an sonnigen Tagen unmöglich, das Bad zu benutzen. Ausser dem Wasserbad ist auch ein Dampfbad vorhanden: eine der vorigen ähnliche Hütte, deren Thür mit Decken verschlossen werden kann, und an deren Boden aus einer schwachen Quelle wenig Wasser, aber viel heisser Dampf ausströmt. Zur Aufnahme der Kranken dient ein niedriges Gebäude mit einem halben Dutzend kleiner Zimmer. Die Zimmer werden gegen eine kleine Vergütung vermietet, die Bäder aber sind auf Kosten der Provinz eingerichtet und werden dem Publikum unentgeltlich zur Verfügung gestellt. Für die Beköstigung haben die

Kurgäste selbst zu sorgen. Der hohen Temperatur verdankt die Quelle ihren indianischen Namen Rupac Yacu — brennendes Wasser —, auch wird diese nach dem nahe gelegenen Orte Ninabamba genannt und zwar mit Rücksicht auf die Bedeutung dieses Namens gleichfalls mit Recht, denn nina-pampa besagt »Feuerfeld«.

Der gelähmte Bergmann, der die Bäder hatte brauchen wollen in der Meinung, das Wasser sei schwefelhaltig, sah sich in seiner Erwartung getäuscht. Ich riet ihm, lieber die Schwefelquelle von Andamayo zu versuchen, und er kehrte noch am selben Tage nach Tarica zurück. Wir dagegen ritten auf angenehmem Wege unter baumartigen Chirimoyabüschen nach dem Dorfe Ninabamba und von hier hinauf nach La Pampa, woselbst wir bald nach Mittag ankamen. Wir ruhten etwas aus in dem Hause, wo ich auf dem Wege nach Tarica die Nacht zugebracht hatte, und wurden von dem jungen Manne empfangen, der mir als künftiger Kollege vorgestellt worden war. Als ich mich nach seiner Mutter erkundigte, bat er ihre Abwesenheit zu entschuldigen und bemerkte verlegen, sie habe ihn seit meinem Besuch mit einem Bruder beschenkt. Gegen 2 Uhr brachen wir wieder von La Pampa auf, erreichten eine Stunde später die Höhe der drei Kreuze und stiegen dann langsam den steilen Berg hinunter. Auf der letzten unangenehmsten Strecke, ehe man zur Brücke kommt, stiegen wir ab. Wir langten bei Zeiten in Yuramarca an und fanden Aufnahme bei einer freundlichen alten Frau. In der rohgezimmerten Veranda ihrer Hütte verzehrten wir unser frugales Mahl und freuten uns dabei des schönen Abends, der milden Luft und des glänzenden Vollmondscheins. Man hatte uns vor Yuramarca gewarnt als einem gefährlichen Fieberort. Vielleicht wird es mit Grund gefürchtet, denn viele Häuser sind von Gärten und Bananenwäldchen umgeben, deren Schatten für besonders fiebererzeugend gehalten wird. Aber das Haus, wo wir Quartier genommen hatten, lag an einem trockenen Abhang, wir schliefen daselbst gut und blieben gesund.

Als wir am Morgen zur Brücke von Yuramarca kamen, war diese noch immer nicht ausgebessert und hing so sehr nach einer Seite, dass wir abstiegen und unsere Tiere hinüber führten. Am anderen Ufer trafen wir eine Herde beladener Lasttiere. Alle waren über den Fluss gegangen mit Ausnahme eines Esels, der wohl klüger sein mochte als seine Leidensgefährten und trotz aller Schläge, Fusstritte und Zerrens am Halfter den Übergang beharrlich verweigerte. Wir verliessen den Treiber in Verzweiflung, sein Schicksal und den Esel verwünschend. Aber im Grunde hatte der eigensinnige graue Klepper ganz Recht, den

Der Pic von Huailas. S. 55.

Fluch verdiente nur die Brücke. Dann kam der lange beschwerliche Anstieg an der linksseitigen Thalwand, der für Tiere und Reiter gleich ermüdend ist. Kurz vor der Ankunft in Huailas wurden wir von einer Frau angeredet, die im Thorwege eines einzelnen Hauses stand und dort auf uns gewartet zu haben schien. Sie fragte einen unserer Leute, ob sie den Arzt begleiteten, der vor 14 Tagen durch Huailas gekommen sei, und als ihr dies bejaht wurde, bat sie uns inständig, doch diesmal in ihrem Hause zu bleiben, wo ein seit langer Zeit schwer kranker Verwandter liege, der mich um Rat zu bitten wünsche. Da wir keinen Grund hatten das Haus des Gobernadors vorzuziehen, so nahmen wir ihre Einladung an und folgten ihr zu ihrer Wohnung. Das Haus lag ziemlich hoch im Orte und hatte einen Garten, von wo man den Pic von Huailas gerade vor sich sah, und den ich hier zum ersten Male bei völlig unbewölktem Himmel erblickte. Der Pic wird von vielen für den höchsten Gipfel der weissen Kette gehalten, da er allein steht und weiter sichtbar ist, als die andern. Er besteht aus einer dreiseitigen Pyramide, die mit Schnee bedeckt ist, soweit sie über den Rand der Vorberge hervortritt, und sich durch ihre Form vor allen auszeichnet. Im Hause wurden wir von der alten Mutter des Patienten empfangen, einer guten kleinen Frau, die aus Kummer über den Tod eines ihrer Söhne und die Krankheit des andern selbst krank geworden war, und mich beschwor, ihr diesen einzigen Sohn, die Stütze ihres Alters, zu erhalten. Ich konnte ihr natürlich nicht versprechen zu bleiben, bis eine Besserung im Befinden des Kranken eingetreten sein würde, immerhin verweilten wir zwei Tage und ich benutzte diese Zeit, um mich über manche Verhältnisse des Orts und seiner Bevölkerung zu unterrichten.

Der Ort Huailas, nach welchem, wie bereits bemerkt wurde, der mittlere Teil des Santathales benannt wird, liegt noch nicht im eigentlichen Callejon, sondern hoch über demselben in einem muldenförmigen, breiten abschüssigen Nebenthal. Von den meist einstöckigen Häusern waren viele zerstört und unbewohnt, teils noch seit dem Kriege mit Chile, mehr aber noch infolge eines grossen Aufstandes der Indianer, der ein Jahr zuvor die weisse und gemischte Bevölkerung des Thales in Schrecken versetzt hatte. Der Ort befand sich seitdem in sichtlichem, zunehmenden Verfall, der ohnehin geringe Handel hatte noch mehr abgenommen, man sah nur wenige und schlecht versehene Läden, aber desto mehr Häuser, bei denen aushängende Fähnchen anzeigten, dass dort Chicha und Branntwein verkauft werde. Gleichwohl besitzt Huailas die Bedingungen zum Wohlstand: das Land ist fruchtbar,

bringt alle Feldfrüchte im Überfluss hervor, und ohne mühsame Bearbeitung. Das Wasser ist allerdings in trockenen Wintern kaum ausreichend, dafür wird aber seine Verteilung sehr sorgfältig überwacht. Das Grundeigentum ist grossenteils in ganz kleine Parzellen geteilt, indem die einzelnen Nachbarn, wie sonst in deutschen Fluren, in verschiedenen Gegenden Stücke von Feld besitzen. Auch die Armen haben genug, um ihr Leben zu fristen: Weizen, Kartoffeln und Oca als Nahrung, Mais zur Bereitung ihrer Chicha. Dabei halten sie Schweine, Truthähne und -Hühner, die sich ihr Futter selbst suchen und sich rasch vermehren. Die Bevölkerung wurde damals auf 5—6000 Seelen geschätzt, wovon beinahe zwei Drittel auf das weibliche Geschlecht kamen. Dieses auffallende Missverhältnis scheint Folge der verwahrlosten Lebensgewohnheiten zu sein, denen sich die Männer überlassen. In der Zeit zwischen der Aussaat im Dezember und der Ernte vom Juli bis September, haben die Männer nichts zu thun und ergeben sich dem Trunk. So lange man nur die im Lande bereitete Chicha kannte, litt dadurch die Gesundheit wenig, denn die Berauschung mit Chicha ist unter allen die unschädlichste, und die Indianer waren bereits seit den Zeiten der Inkas an Unmässigkeit im Genusse ihres Lieblingsgetränks gewöhnt. Die üblen Folgen zeigten sich erst, seit aus den Haciendas der Küste der Branntwein eingeführt wurde. Der aus den Abfällen bei der Zuckerbereitung hergestellte Alkohol, Cañaso genannt, enthält ein giftiges, die Nerven zerrüttendes ätherisches Öl, das verderblicher wirkt, als der Kartoffelfusel. Man sieht daher nur wenige alte Männer. Die Frauen sind, wie überall in der Sierra, arbeitsam und besorgen nicht nur die häuslichen Geschäfte, sondern nehmen auch an den Feldarbeiten ebenso gut teil wie die Männer.

Die Einwohner von Huailas sind zur Hälfte reine Indianer, zur Hälfte Mestizen, die sich hier Mozos nennen. Beide Klassen leben streng geschieden und stehen einander feindselig gegenüber, besonders neuerdings seit dem grossen Aufstande. Nicht einmal die Feier der religiösen Feste stimmt sie versöhnlicher, und am meisten zeigt sich dies bei dem Hauptfest, welches in allen Orten des Hochlands zu Ehren irgend eines Heiligen gefeiert zu werden pflegt, in Huailas zur Verherrlichung der Himmelfahrt der Jungfrau (Asuncion de la Virgen). Alles, was die Leute an Arbeitslohn und aus dem Verkauf ihrer Feldfrüchte ersparen, verwenden sie nicht zur Vermehrung ihrer häuslichen Bequemlichkeit, denn dafür haben sie weder Sinn noch Bedürfnis, sondern sammeln es für dieses Fest, welches im Monat August stattfindet. Sämtliche Einwohner scheiden sich dabei in zwei Parteien, die

Indianer und Mischlinge; auch der Hauptplatz des Ortes wird in zwei Hälften geteilt, jede zur getrennten Versammlung der beiden Rassen. Das Fest zerfällt in vier Abschnitte, von einer Dauer von je acht Tagen, so dass ein ganzer Monat damit ausgefüllt wird. Die Kosten jedes Abschnitts werden durch sogenannte Mayordomos bestritten, deren sich acht aus freien Stücken anbieten, vier für die Mestizen und vier von den Indianern: eine kostspielige Ehre, die trotz der rohen Vergnügungen, um die es sich hier handelt, an die freiwillige Bestreitung der dramatischen Aufführungen in Athen (Choregien) erinnert. Da sich jeder der Mayordomos möglichst freigebig im Spenden von Chicha und Branntwein zu zeigen sucht, so verschlingen seine Ausgaben meist die Ersparnisse vieler Jahre. Es wurden mir in Huailas mehrere junge Burschen genannt, die sich in Lima als Hotelkellner durch Trinkgelder einige tausend Sols erworben und nach Rückkehr in ihre Heimat als Mayordomos des Festes ihre ganze Barschaft auf einmal verjubelt hatten.

An den zwei Haupttagen finden Prozessionen statt, aber auch diese getrennt. Zuerst tragen die Indianer am Tage der Himmelfahrt das Bild der Jungfrau umher, wobei junge Leute sich verkleiden und in phantastischen Trachten oder mit Masken wilder Tiere Tänze aufführen. Acht Tage später — la octava — wird die Jungfrau nochmals von den Mozos aus der Kirche geholt, die jedoch die Vermummungen und Sprünge der Indianer unter ihrer Würde halten und sich mit dem Abbrennen von Raketen und Fröschen begnügen. An den vier Tagen nach jeder Prozession werden Stiergefechte abgehalten. Die vom Platze auslaufenden Strassen werden dabei mit Planken gesperrt, die Zuschauer stehen in den Thüren oder auf den Dächern und die Fechter sind junge Leute des Ortes. Das Interesse, mit dem dieses Spiel verfolgt wird, ist ein so leidenschaftliches wie in Lima, auch nicht selten ein gefährliches, denn die handelnden Teilnehmer sind ungeschult und oft halb betrunken. Die Stiere werden gewöhnlich nur gehetzt und geneckt, seltener von Reitern mit Lanzen getötet. Die Religion giebt zu diesen Festlichkeiten nur den Namen und die Veranlassung, ausser bei der Prozession bekümmert man sich wenig um die Heilige. Ist der Pfarrer nicht zu anspruchsvoll in seiner Forderung, so lässt man ihn die Prozession leiten; verlangt er zu viel, so übergeht man ihn und holt das Bild der Jungfrau ohne sein Beisein und seine Erlaubnis aus der Kirche. Der Pfarrer von Huailas stand zur Zeit meines Besuchs schlecht mit seiner Gemeinde und wohnte in dem benachbarten Orte Matu. In

seiner Abwesenheit wurde die Messe von seinem Vikar gelesen, der nur selten nüchtern war.

Das Leben in Huailas ist äusserst wohlfeil, da die Erzeugnisse der Felder, die nicht im Orte verbraucht werden, sich nicht verwerten lassen. Die höchsten Preise werden für Ochsen bezahlt, nach unserem Gelde 60 Mark, eine Kuh kostet 45, ein Stier 36, ein Schaf 3, ein zweijähriges Schwein 5 und ebenso viel ein Truthahn. Am Abend unserer Ankunft schien man die ganze Verwandtschaft eingeladen zu haben und liess eine festliche Mahlzeit auftragen, die neben den gewöhnlichen landesüblichen Gerichten noch aus manchen besonderen Schüsseln süsser Speisen und auf mancherlei Weise zubereiteten Mais bestand. Das Schaustück des Ganzen war ein mächtiger Truthahn, in der That der grösste, den ich je gesehen hatte. Diese grossen, lange gemästeten Tiere sind aber keineswegs die schmackhaftesten, denn das Fleisch ist gewöhnlich zähe und das Fett hart und grob. Auf den Höfen und in den Häusern der Sierra sieht man überall Truthähne, die man für die alljährlich wiederkehrenden Feste aufzieht. Als wir vom Tisch aufgestanden waren, kam der Vikar zum Besuch. Er war bereits vollständig betrunken, schenkte sich aber gleich ein grosses Glas Branntwein ein, daher man die Flaschen versteckte, um seiner los zu werden, eine List, die auch den gewünschten Erfolg hatte.

An alten Bauwerken bietet Huailas wenig Sehenswertes. Einer der jungen Leute, die ich Abends kennen lernte, erbot sich, mich am Morgen bei der Besichtigung derselben zu begleiten und führte mich zu einem Hügel, Chupacoto genannt, der am unteren Ende des Ortes unmittelbar neben den letzten Häusern sich erhebt. Von den Gebäuden die einst auf demselben gestanden hatten, sind nur noch formlose Steinhaufen übrig, in denen kein Grundriss nachzuweisen ist. Nur so viel lässt sich erkennen, dass der mittelste und höchste Teil des Baues quadratisch war und aus einer soliden Masse bestand, aus Steinen und Mörtel oder Lehm, wie man es bei den Tempelbauten der Küste findet. Unterirdische Gänge sind gleichfalls vorhanden gewesen wie bei der Ruine Tumscha-kaika bei Caràz, sind aber jetzt verschüttet. Es scheint daher, dass diese Ruinen von einem Tempelbau herrühren, eine Festung zur Verteidigung des Ortes konnte hier nicht gewesen sein, denn die gegenwärtige Ortschaft Huailas ist neu, die alte lag auf einer Anhöhe an der rechten Seite des Thales, auf welcher man viele Überreste von Wohnhäusern, sowie auch die Trümmerhaufen zweier Burgen von weitem deutlich erkennt.

Am Nachmittage machten wir einen Ritt thaläufwärts, um die

Ruine von Pucarà zu besuchen, die man mir als interessant bezeichnet hatte. Wir hatten dabei Gelegenheit, das Thal in seiner ganzen Längsausdehnung zu sehen (2 Leguas) und uns von der Sorgfalt zu überzeugen, mit der jedes Stück Land verwertet und bebaut war. Auch kamen wir an mehreren Weizenmühlen vorüber, die durch einen Bach getrieben werden. Am oberen Ende des Thales, am Abhang der Vorberge der Cordillera negra, etwa 100 Fuss über den letzten Feldern, stiegen wir ab und klommen zu Fuss noch eine kleine Strecke höher, worauf wir zu den Ruinen gelangten. Von dem ehemaligen Gebäude war nichts übrig als eine 4 Fuss hohe und 20 Schritt lange Mauer, an welcher man zwei verwitterte Bildnisse menschlicher Gesichter bemerkte, mit groben Zügen und von eben solcher Arbeit. Am Abhang zerstreut liegende grosse Steinblöcke scheinen auf dieser Grundmauer gelegen und eine Art Altar gebildet zu haben. Eine Burg, wie der Name Pucarà — Festung — besagt, konnte der Bau nicht gewesen sein, denn die Mauer lehnt sich unmittelbar an die Bergwand an und der freie Raum auf ihr ist nur 5–6 Fuss breit. Einigermassen enttäuscht in meinen Erwartungen trat ich den Rückweg an. Man hatte mir ein gutes Pferd geliehen, das den Weg von zwei Leguas in weniger als einer Stunde zurücklegte.

Am 16. verliessen wir Huailas, begleitet von mehreren jungen Leuten des Ortes; sogar der Kranke, dessen Leiden zwar sehr ernstlicher Natur war, ihn aber nicht ans Bett fesselte, bestand darauf, uns gleichfalls ein Stück Weges das Geleit zu geben. Aber unsere langsamen Maultiere vermochten nicht mit den lebhaften Pferden Schritt zu halten, daher wir auf der Höhe, wo der Weg sich wendet, um am Abhang des Santa nach Matu hinabzusteigen, uns von unseren Begleitern verabschiedeten. Die Entfernung von Huailas nach Caràz beträgt nur 5 Leguas, und wir kamen bei Zeiten in dieser Stadt an, wo ich wieder im Hause meines früheren Gastfreundes Mariano Menaya Wohnung nahm, während mein Reisegefährte, Herr D., sich bei einem Geschäftsfreunde beherbergte.

Bei meinem ersten Aufenthalt in Caràz hatte ich nicht Zeit gehabt, die Gegend unterhalb der Stadt zu besuchen, wünschte also, dies jetzt nachzuholen, und mein gefälliger Wirt erbot sich, mich auf dem Ausfluge zu begleiten. Wir ritten durch die schöne Campiña de Yanahuara, das furchtbarste und bestangebaute Gefilde des ganzen Santathales. Von Caràz bis Matu liegt das Flussbett immer hart am Fusse der linken Thalwand, so dass an dieser Seite kein Anbau möglich ist; an der rechten Seite des Flusses zieht sich eine nach dem Gebirge sanft an-

steigende Ebene hin, etwa drei Kilometer breit, wo aus der Menge von Bäumen und Büschen eingeschlossener Felder und Gärten die Häuschen hervorblicken: ein freundliches Bild, das freilich noch anmutender sein würde, wenn die Wände der Hütten weiss wären statt braun; allein es ist nicht gebräuchlich sie zu tünchen, man lässt den Adobes ihre natürliche Farbe. Diese weite Ebene ist reichlich bewässert aber nicht vom Santa aus, denn dieser Fluss strömt in einer tiefen Rinne und lässt sich zur Berieselung nicht verwerten. Das Wasser für Yanahuara wird durch Kanäle aus dem Bergstrom Parun abgeleitet, aus einer Schlucht, deren senkrechte Felsenwände man beim Herabsteigen vom Passe Chacay beständig vor Augen hat, und an deren Ende ein spitzer Eiskegel leuchtet. Von unten aus ist diese Schlucht nicht sichtbar, und man muss hoch steigen, um ihre Grossartigkeit würdigen zu können.

Eine Legua unterhalb der Stadt liegt rechter Hand nahe am Wege die Ruine eines Gebäudes aus der Inkazeit, das einzige, das man in dieser Gegend antrifft. Es wird Inka-huayin genannt, das Inka-Haus, da im verdorbenen Dialekte von Caràz huay statt huasi gesagt wird; die genaue Fügung unregelmässiger Steine ist allerdings dieselbe, die man an älteren Mauern in Kusko antrifft. Die Bestimmung des Gebäudes wird durch die noch vorhandenen Reste nicht angedeutet, denn diese bestehen nur aus einem 8 Meter hohen Mauerstück, welches nicht senkrecht steht, sondern etwas nach innen geneigt ist, und gegenwärtig zum Abschluss eines Bauernhofes dient. Das Gebäude, von dem dieses Mauerstück ein Teil war, scheint quadratisch gewesen zu sein, es sind daran weder Thüren noch Fenster zu sehen, der innere Raum enthielt keine Wohnungen, sondern eine aus Steinstücken und Lehm bestehende solide Masse, wie dies bei Tempeln der Fall war. Auch hier sollen unterirdische Gänge vorhanden gewesen sein, deren Öffnungen aber unter Schutt begraben sind. Die Oberfläche des Gemäuers ist mit Kakteen und anderem stacheligen Gestrüpp bedeckt.

Vom unteren Ende der Ebene von Yanahuara führt ein Weg über einen Bergvorsprung in die enge Schlucht Changol oder Schangor, in welcher eine warme Quelle zu Tage tritt. Das Wasser derselben ist salinisch und eisenhaltig, hat eine Temperatur von 36 Grad und wird zu Bädern benutzt. Die Einrichtungen zu denselben sind nicht so schlecht wie die von Andamayo aber doch keineswegs einladend. In einem engen Häuschen, unmittelbar neben der schwachen Quelle finden sich zwei finstere, unheimliche gemauerte Behälter, 10 Fuss lang und 6 Fuss breit, in welche man das Wasser eintreten lässt. In dem nahe gelegenen Hause des Besitzers des Grundstücks können Kurgäste ein

notdürftiges Unterkommen finden. Die Bäder werden gegen Hautkrankheiten gebraucht und stehen im Rufe gegen Warzen — verrugas — nützlich zu sein, aber das Wasser des kleinen Baches, der in der Schlucht fliesst, steht in gegründetem Verdacht, selbst Warzen zu erzeugen.

Von der Flur Yanahuara führt eine Legua unterhalb Caràz eine Brücke über den Santa, welche die rechte Thalseite mit dem an der linken hinlaufenden Hauptwege verbindet. Sie hat den stolzen Namen Puma-chacá, die Löwenbrücke, und kann als Modell aller Brücken in

Die Brücke Puma-chaca.

Mittel-Peru gelten, daher wir eine Abbildung derselben beifügen. Da die Ufer des Flusses zu weit von einander entfernt sind, um Baumstämme einfach hinüber zu legen, so hat man zu beiden Seiten den Abstand durch einen Vorbau eingeengt: überragende Stücke von Baumstämmen, die durch Lagen grosser Steine getrennt und befestigt werden. Über diese sind sodann sechs lange Erlenstämme gelegt, die den aus Querstäben und aufgeschütteter Erde bestehenden Reitweg tragen.

Während unseres Aufenthalts in Caràz war zu unserem Bedauern die weisse Kette fast immer von Wolken umhüllt. Man nimmt dort gewöhnlich an, dass in den Tagen des zunehmenden Mondes die Luft am klarsten und die Spitzen der Eisberge am freiesten von Nebel sind. Allein diese Regel ist nicht immer zutreffend. Allerdings hatten wir

während unserer Reise von Tarica her die Cordillera an ihrer Rückseite meist klar gesehen, allein am Tage des Vollmondes und an den beiden darauffolgenden blieb sie bedeckt. In den Tagen des abnehmenden Mondes dagegen blieb der Himmel fast ohne Wolken und wir konnten uns an dem prächtigen Anblick der Schneekette satt sehen. Im Callejon de Huailas besitzt diese die stolzesten Gipfel, die in einer Reihe von Norden nach Süden auf einander folgen. Den Anfang bildet der Pic von Huailas, der etwas getrennt von den anderen steht wie ein Vorposten, von Caràz aus nicht sichtbar. Daran schliesst sich, unmittelbar über Caràz der Huandoy, daneben der Tullpa-racu, und endlich folgt, vom Tullpa durch eine tiefe Schlucht getrennt, der Matara-racu oder Huascan, der höchste von allen.

Als ich am Nachmittage des 18. mit Vorbereitungen zur Weiterreise beschäftigt war, kam Señor Menaya, um mir mitzuteilen, dass ein benachbarter Gutsbesitzer bei ihm zu Besuche sei, der uns auf unserem ferneren Wege nützlich sein könne. Der Besuch war ein Nordamerikaner Namens Newton Adams, einer der von Meiggs bei dem Bau der Chimbotebahn beschäftigten Ingenieure, der sich nach Einstellung der Arbeiten von seinen Ersparnissen ein Gut bei Caràz gekauft und sich mit einem Mädchen des Ortes verheiratet hatte. Er hatte meinen Reisegefährten bereits aufgefordert, ihn auf seiner Besitzung zu besuchen und wiederholte nun auch mir diese Einladung, indem er versicherte, er wolle uns die Cordillera von einem Punkte zeigen, wie es keinen zweiten im ganzen Thale gäbe. Da das Gut an unserem Wege lag, der Besuch desselben also keinen Zeitverlust verursachte, so zögerten wir nicht das aus freien Stücken in offenem und herzlichem Tone gemachte Anerbieten anzunehmen. Señor Menaya und andere Bekannte aus Caràz gaben uns das Geleit bis beinahe zum Hause des Herrn Newton Adams, welches nur eine Legua von der Stadt entfernt lag. Dieses neuerbaute Haus wurde von seinem Besitzer nach der Gegend wo es stand, Canyas Pampa genannt, was im Dialekte des Landes »das sonnige Feld« bedeutet.

Kurz vor Sonnenuntergang kamen wir bei Adams an und wurden von seiner Frau empfangen, einer kleinen Chola mit einem sehr entschlossenen Gesicht. Sie brachte uns ihre beiden Kinder, ein Mädchen und einen Knaben, auf welche sie sichtlich und mit Recht stolz war, denn sie waren so weiss, als seien sie von rein europäischer Abstammung, und besonders der Knabe war ein kräftiger Bursche mit auffallend schönem Gesicht. Statt eines Abstechers in die Schlucht Llanganuco, die wir uns vorgenommen hatten zu besuchen, schlug uns Adams vor, lieber

mit ihm auf die Vorberge zu steigen, die sich hinter seinem Hause erheben. Diese Vorberge heissen Pata-pata — die Treppe — und springen etwa einen Kilometer thalaufwärts von Canyaspampa dergestalt vor, dass zwischen Thalwand und Fluss nur ein schmaler Streifen ebenen Bodens bleibt. Wir machten uns also am folgenden Morgen auf den Weg und kamen zunächst nach der Hacienda San Miguel, wo sich das alte Wohnhaus des Gutes, die Wirtschaftsgebäude und eine Zuckermühle befinden. Das Zuckerrohr braucht auf dieser Höhe drei Jahre zum Reifen, und wird bei weitem nicht so hoch als an der Küste. Die Hacienda stand unter der Aufsicht eines Bruders der Frau Adams, eines kleinen, untersetzten, noch sehr jungen Mannes, dessen Bullenbeissergesicht einen ungewöhnlichen Grad von Entschlossenheit, und auch etwas Wildheit verriet. Dieser Mann hatte sich vor einem Jahre bei der Bekämpfung der aufgewiegelten Indianer sehr hervorgethan und sich einen gefürchteten Namen gemacht.

Sobald wir aus dem Hofe der Hacienda heraustraten, begann der Weg zu steigen und wurde bald zu einem steilen engen Pfad, der in kurzen Zickzack- oder geschlängelten Windungen an der Bergwand emporkroch. Alles Land, durch welches wir ritten, gehörte zum Gute, und wenn wir Indianern begegneten, oder auch nur auf 50 Schritte nahe kamen, so blieben sie stehen, beugten ein Knie und warteten mit entblösstem Kopfe, bis wir vorüber geritten waren. Diese demütige Unterwürfigkeit war auffallend, da noch nicht ein Jahr seit dem Aufstand verflossen war. Dass indianische Knechte vor ihrem Herrn das Knie beugten, habe ich nur in diesem Falle gesehen, indessen wurden wir überall in Callejon von den Eingeborenen beiderlei Geschlechts mit wenigen Ausnahmen zuvorkommend, wenn auch nicht freundlich gegrüsst. Freundlichkeit liegt überhaupt nicht im Charakter des Indianers; er begegnet dem Weissen gewöhnlich unterwürfig oder doch ehrerbietig, wenn nicht, so erhebt er beim Vorbeigehen nicht die Augen, sondern blickt verdrossen und scheu zum Boden.

Gegen 9 Uhr waren wir am oberen Rande der Bergwand angekommen, auf dem Rücken, durch welcher der Pata-pata mit den weiter zurückliegenden Vorbergen zusammenhängt. Man hat von dort eine schöne Aussicht und Übersicht sowohl der Stadt Caràz als des weiter oben gelegenen Yungay. Aber der Blick ins Thal tritt ganz zurück gegen das Bild der Schneeberge, die sich hier in überwältigender Nähe vor dem Beschauer erheben, gerade vor uns der Tullpa-racu und rechts neben ihm der noch höhere Huascan. Der Tullpa-racu führt seinen Namen von den drei Zacken, in welche sich sein Gipfel teilt,

denn tullpa, ein Aimara-Wort, bedeutet einen aus drei Steinen hergestellten Feuerherd, und racu Schnee oder Firneis, daher also der Tullpa-racu ganz der Gestalt seiner Spitze entsprechend »der Eisherd« genannt wird. Der Huascan oder Matara-racu hat zwei Gipfel, getrennt durch einen Sattel, der wie eine Eisbrücke von einem zum andern reicht. Der Schneemantel erstreckt sich bis weit unter die Teilung der Gipfel herab und ist über 7000 Fuss hoch. Von unserem Standpunkt aus gesehen, schien die erste, uns zunächst gelegene Spitze die höhere, doch beruhte dies auf einer Täuschung, denn in Wirklichkeit ist die südliche der eigentliche Gipfel und zugleich der höchste Punkt der weissen Kette. Seine Höhe beträgt 6720 Meter, die nördliche erreicht nur 6668[1]). Gestalt und Umfang dieses Berges übersieht man erst, wenn man etwas weiter im Thale hinaufkommt. Wiewohl dem Huascan der erste Platz wegen seiner Höhe und Mächtigkeit gebührt, übertrifft ihn sein Nachbar durch kühnere Formen. Seine beiden dem Thale zugekehrten Spitzen erheben sich in der reineren Luft wie scharfe bläuliche Hörner, und in der ganzen an mannigfachen Formen so reichen Kette ist kein Gipfel, der sich mit ihm vergleichen kann. Zwischen Tullpa und Huascan senkt sich ein tiefer Einschnitt in das Gebirge, die berühmte Schlucht Llanganuco. Dort findet sich zwischen senkrechten Felswänden von einer Höhe, die niemand gemessen hat, ein See von grünblauem Wasser, und durch die Schlucht führt ein selten betretener Pass, der überaus mühselig, und wo der Weg am Ufer des Sees hinführt, nicht ungefährlich ist.

Dem Pata-pata gegenüber auf der anderen Seite des Santa erhebt sich am Thalrande ein alleinstehender, spitzer, felsiger Berg, der Cerro Yanaico, auf welchem einst viel reiches Silbererz gefunden worden ist, und wo noch jetzt Gruben mit Erfolg bearbeitet werden. Dieser Berg ist 550 Meter hoch (über dem Thalboden) nicht ganz so hoch wie der Sattel des Pata-pata, von wo aus man über seine Spitze hinwegsieht. Neben dem Yanaico mündet das hübsche Thal Huacra, in welchem eine kleine Ortschaft liegt, Pueblo libre, die freie Stadt genannt. Die Entstehung dieses auffallenden Namens beweist, dass auch Peru sein Krähwinkel hatte. Früher hiess der Ort Huacra wie das Thal, und die

1) Die Höhe der anderen Gipfel des Callejons sind wie folgt: Pico de Huailas 6278 Meter, Huandoy oder Nevado de Caràz 6058, Tullpa-racu 6428, Hualcan bei Carhuàs 6081. Diese Höhen sind nach trigonometrischen Beobachtungen des englischen Ingenieurs Hindle berechnet, der mit der Trassierung der Chimbotebahn beauftragt war.

Der Tullpa-racu von Pata-pata. S. 64.

Leute waren Jahrhunderte lang damit zufrieden gewesen. Nun bedeutet Huacra in der Keshuasprache ein »Horn« und auf einmal fanden einige der Bewohner den Namen ihres Dorfes lächerlich. Sie thaten also, was bei uns manche thun, deren Väter Schuft oder Tolpatsch hiessen, sie liessen durch ihren Abgeordneten bei der Regierung beantragen, man möge den unpassenden Namen ihres Ortes mit einem würdigeren vertauschen. Der Kongress gewährte ihr Gesuch und das Horn wurde Freistadt getauft.

Nach unserer Rückkehr wurde uns in Canyas-pampa eine gut bereitete Mahlzeit aufgetragen, und besonders das Rindfleisch, das man sonst in der Sierra selten gut trifft, war vortrefflich. Ich bemerkte jedoch, dass unser Wirt nur Suppe, Eier und Gemüse, kein Fleisch genoss. Als ich ihn nach dem Grunde fragte, erzählte er, dass er einst vor vielen Jahren, als er mit einer Schar von Abenteurern im Westen der Vereinigten Staaten eine Reise durch die Wildnis machte, einen Kampf mit Indianern bestanden habe, in welchem eine Anzahl der Wilden erschossen wurden. Nachdem sie dieser Gefahr entronnen waren, drohte ihnen eine neue. Ihre Lebensmittel waren aufgezehrt, in der öden Gegend gab es keine Jagd, und sie wurden von Hunger dermassen gequält, dass sie mehrere Tage vom Fleische der getöteten Indianer lebten. Seit der Zeit blieb bei Adams ein Widerwillen gegen Fleisch, besonders gegen Rindfleisch. Allmählich indessen verlor sich der Abscheu wieder, und Adams hatte Jahre lang gegessen wie andere Leute, als durch die Ereignisse während des Aufstandes der Indianer im letzten Jahre die alten Eindrücke wieder aufgefrischt wurden. Er war eines der thätigsten Mitglieder der Bürgergarde von Caràz, welche mehr zur Unterdrückung des Aufstandes beitrug als die von Lima geschickten Soldaten. Er erzählte mit grosser Gelassenheit, ohne alle Ruhmredigkeit, als ob er von einer Jagd redete, er habe über vierzig der braunen Burschen erlegt. — Wie bei allen früheren Erhebungen der Eingeborenen, so war auch bei dieser letzteren die Schuld auf Seiten der Weissen, oder was in den Augen der Indianer dasselbe ist, der Mestizen. Von diesen wurden sie von jeher als Arbeiter auf den Gütern und in den Bergwerken übervorteilt, hintergangen und gemisshandelt. Was in dem vorliegenden Falle noch besonders zu ihrer Erbitterung beigetragen hatte, war das Papiergeld, von dessen Bedeutung und Entstehung sie keinen Begriff hatten und von dem sie nur so viel verstanden, dass sie durch seine Entwertung um die Frucht ihrer Arbeit gebracht worden waren. Auf der anderen Seite war es den Weissen nicht zu verargen, wenn sie von den wütenden Horden in ihrem Eigentum und Leben bedroht, sich wehrten, wie sie konnten. Streitigkeiten

zwischen verschiedenen Rassen lassen sich nicht nach Grundsätzen der Gerechtigkeit schlichten und Rassenkriege sind immer Vernichtungskriege.

Am Morgen des 20. Juni brachen wir wieder von Canyaspampa auf und wurden von Adams ein Stück Weges begleitet, bis dahin, wo durch das Vortreten des Pata-pata das Thal eingeengt wird. Wenn man aus der Enge wieder heraustritt, bemerkt man linker Hand einen hohen kegelförmigen Hügel, der von der Bergwand getrennt steht, aber sich mit seinem Fusse an sie anlehnt. Dieser Hügel heisst von seiner Form der Zuckerhut (Pan de azucar) und hat, wie weiter unten erzählt werden wird, in der Geschichte Perus eine gewisse Berühmtheit erlangt. Nach einer Viertelstunde gelangt man zum Rio Ancas, dem blauen Fluss, welcher in zwei Armen aus den Schluchten des Tullparacu entspringt und in einer Rinne fliesst, deren jenseitiges oder südliches Ufer ein ziemlich steiler Abhang ist. Die Gegend, die wir eben durchritten hatten, von dem Engpass und dem Zuckerhut bis zum Fluss Ancas, war der Schauplatz einer der für Peru folgenreichsten Schlachten, denn hier wurde im Jahre 1839 der Protektor Santa Cruz von einem chilenischen Heere geschlagen und damit der peru-bolivianische Bundesstaat vernichtet.

Die Schlacht bei Ancas oder Yungay.

In den biographischen Notizen über die Generäle Gamarra und Salaverry wurde erzählt, wie zu Anfang des Jahres 1835 dieser letztere sich durch einen Handstreich der Herrschaft bemächtigte, und wie in kurzer Zeit fast alle Provinzen des Landes sich für den kühnen und talentvollen jungen Mann erklärten; ferner, wie der gesetzmässige Präsident Orbegoso und dessen Vorgänger im Amte, Gamarra, den damaligen Präsidenten von Bolivien, Andrès Santa Cruz, gegen den verwegenen Diktator zu Hilfe riefen, und wie der General Santa Cruz, der schon lange die Absicht gehegt hatte, Peru mit Bolivien enger zu verbinden, diese Aufforderung als eine willkommene Gelegenheit zur Ausführung seiner Pläne benutzte und schliesslich Salaverry in der entscheidenden Schlacht bei Socobaya besiegte. Die peru-bolivianische Konföderation trat darauf ins Leben. Peru wurde in eine nördliche und südliche Hälfte geteilt, deren jede ihre Volksvertretung und ihren Präsidenten hatte, die peruanischen Abgeordneten vereinigten sich mit den bolivianischen zu einem Kongress in Tacna, auf welchem der Bund beschlossen und die Leitung desselben dem General Santa Cruz unter

dem Titel eines Schirmherrn mit unbeschränkter Vollmacht auf 10 Jahre übertragen ward. Santa Cruz zeichnete sich nicht durch hervorragende kriegerische Eigenschaften aus, war aber ein vortrefflicher Ordner und Verwalter, und das unter seiner Regierung wachsende Gedeihen des neuen Bundesstaates erweckte die Eifersucht der Nachbarstaaten. Chile sowie die argentinische Republik erhoben sich daher als Feinde des Protektors. Indessen vermochte das Heer, das der damalige Diktator von Buenos Ayres, Manuel Rosas, gegen Bolivien schickte, nichts auszurichten, und auch das erste Unternehmen der Chilenen schlug fehl. Zwar besetzte der General Blanco Arequipa, wurde aber durch geschickte Manöver des bolivianischen Heeres zur Kapitulation von Paucarpata gezwungen und ein Friedensvertrag geschlossen, in welchem die Chilenen sich verpflichteten, die den Peruanern abgenommenen Schiffe herauszugeben und das Land zu verlassen, wofür sie keine andere Gegenleistung erhielten, als dass Santa Cruz das Recht auf die Entschädigung anerkannte, welche Chile für seine Hilfeleistung im Befreiunskriege durch Entsendung eines Heeres unter San Martin von Peru beanspruchte. Dieser schimpfliche Vertrag erregte in Chile den grössten Unwillen und wurde daher von der Regierung verworfen. Man begann alsbald die Rüstungen zu einer neuen kriegerischen Unternehmung, welche der verletzten Nationalehre Genugthuung verschaffen sollte. Eine Flotte unter dem Befehl des Admirals Postigo führte 6000 Mann Landungstruppen an die peruanische Küste, welche vom General Manuel Bulnes, dem nachmaligen Präsidenten von Chile geführt wurden. Zugleich mit demselben kamen alle peruanischen Militärs, die mit der Regierung ihres Landes unzufrieden, dasselbe teils freiwillig, teils von Santa Cruz verbannt, verlassen und seitdem in Chile gelebt hatten. Die hervorragendsten Persönlichkeiten unter denselben waren die Generale Gamarra und Castilla. Am 7. August landete Bulnes in der Bucht von Ancon, sieben Leguas von Lima und schiffte seine Truppen aus, die sich das Restaurationsheer nannten, da ihre Bestimmung war, den früheren Zustand Perus und seine Unabhängigkeit wieder herzustellen.

Angesichts der chilenischen Rüstungen hatte Santa Cruz einen neuen Kongress berufen, der über den Fortbestand der Konföderation beraten und seine Stellung befestigen sollte. Allein ohne das Zusammentreten der Versammlung abzuwarten und noch vor der Landung in Ancon, sagte sich der General Orbegoso, Präsident der Regierung von Nordperu unter Santa Cruz von diesem los und erklärte sich zum provisorischen Präsidenten der ganzen Republik (30. Juli 1838). Als

daher wenige Tage später die chilenische Flotte anlangte, setzte Orbegoso den General Bulnes von diesem Schritte in Kenntnis und gab ihm zu verstehen, dass nunmehr zu einer fremden Einmischung kein Grund mehr vorhanden sei. In den hierauf gepflogenen Unterhandlungen verlangte der chilenische General, dass die peruanischen Streitkräfte sich zur Bekämpfung des gemeinschaftlichen Feindes mit den seinigen vereinigen sollten, und da Orbegoso sich dessen weigerte, griffen die Chilenen seine Truppen vor den Thoren Limas an, schlugen sie und nahmen die Stadt (21. August). Eine Versammlung der angesehensten Bürger wurde am Tage darauf zusammengerufen, welche den General Gamarra zum provisorischen Oberhaupt des Staats erklärte, während Orbegoso sich in die Festung Callao einschloss. Ein Teil der Chilenen zog darauf im Rimakthale hinauf, dem bolivianischen Heere entgegen, welches von Jauja her anrückte. Bei Matucana kam es zu einem Zusammenstosse, der zwar für die Chilenen nicht ungünstig endigte, allein wegen der in ihrem Heere ausbrechenden Krankheiten, und um die Anwerbung peruanischer Mannschaften zu erleichtern, beschloss man bald darauf in einem Kriegsrat, Lima aufzugeben und das Hauptquartier in das Thal des Santaflusses zu verlegen. Die Chilenen schifften sich daher, vom Feinde unbehindert, in Ancon wieder ein und setzten ihre Truppen 20 Leguas weiter nördlich in Huacho ans Land, von wo aus sie nach Huaràz zogen. Santa Cruz dagegen stieg mit seinem Heere vom Gebirge herab und nahm Besitz von der verlassenen Hauptstadt.

Im hochgelegenen Santathale besserte sich der Gesundheitszustand des chilenischen Heeres, und erhielt dasselbe durch die inzwischen ausgehobenen peruanischen Rekruten Verstärkungen. Als im Dezember im Hauptquartier der Verbündeten die Kunde einlief, dass Santa Cruz mit seinem Heere im Anrücken begriffen sei, liess General Bulnes durch Ingenieure das Thal untersuchen, um einen geeigneten Platz zur Annahme einer Schlacht auszuwählen. Man entschied sich für die Ebene zwischen der Stadt Caràz und der Thalenge, an deren Ausgang sich der obenerwähnte kegelförmige Hügel Pan de azucar erhebt. Der Mittelpunkt der chilenischen Stellung sollte die Hacienda San Miguel sein (Adams Besitzung, in deren Nähe das Haus von Canyaspampa liegt). Während die Bolivianer von Recuay her im Thale herunterrückten, verlegte Bulnes sein Hauptquartier von Huaràz nach Caràz, und die beiden feindlichen Heere waren sich jetzt bereits so nahe gekommen, dass zwischen der chilenischen Nachhut und dem Vortrab der Bolivianer an der Brücke des Flusses Buin, eine Legua unterhalb des Ortes Carhuàz, ein lebhaftes Gefecht stattfand (6. Januar 1839). Die

Tapferkeit und Ausdauer, welche die chilenischen Soldaten bei dieser Gelegenheit an den Tag legten, stimmte die Siegesgewissheit des Protektors einigermassen herab, und nachdem er sich von der Stärke der chilenischen Stellung vor Caraz persönlich überzeugt hatte beschloss er dieselbe nicht anzugreifen, vielmehr selbst eine feste Stellung einzunehmen, und daselbst den Angriff der Feinde abzuwarten. Er liess den Zuckerhut am Eingang der Thalenge durch mehrere Kompagnieen Schützen besetzen und stellte sein Heer etwas weiter oberhalb an der linken Seite des Flusses Ancas auf, dessen steiler und hoher Uferrand mit Brustwehren versehen wurde.

Da nun inzwischen im Lager der Verbündeten eine Nachricht hinterbracht wurde, dass Santa Cruz durch abgeordnete Truppenabtheilungen ihre Verbindung mit der Küste, also ihre Operationsbasis bedrohe, so wurden in einem Kriegsrat beschlossen, die Bolivianer nicht mehr in der bisher innegehabten festen Stellung zu erwarten, sondern das feindliche Heer aufzusuchen und anzugreifen, wo man es anträfe. Am 20. Januar, morgens um 5 Uhr, setzte sich das verbündete Heer in Bewegung, eine Abteilung bestieg die Höhen von Patapata, um etwa dort aufgestellte Feinde zu vertreiben, die Hauptmasse marschierte durch die Thalenge und stiess rechts vom Wege auf eine bolivianische Abteilung, welche die Hacienda Punyan besetzt hielt, während die auf der Spitze und am Fusse des Zuckerhuts verschanzten Schützen ihr Feuer eröffneten. Die Chilenen vertrieben die Infanterie am unteren Abhang und begannen darauf die steilen Seiten des Berges zu erklimmen. Trotz des heftigen Feuers machten sie stetige Fortschritte und nahmen endlich die Spitze durch einen Bajonettangriff, worauf alles, was von der bolivianischen Besatzung — fünf Kompagnieen — übrig war, niedergemacht wurde.

Hierauf begann der Angriff auf die Hauptstellung des bolivianischen Heeres hinter dem Flusse Ancas. Diese Stellung war ausserordentlich stark. Der Ancas ist ein reissender Bergstrom, der zur Zeit durch den bereits reichlich gefallenen Regen bedeutend angeschwollen war; sein linkes Ufer wurde zudem durch eine gemauerte Brustwehr verteidigt, über welche die Bolivianer ihr Feuer auf die ungedeckten Angreifer abgaben. Die Kavallerie konnte unter solchen Umständen nur sehr beschränkte Verwendung finden. Die Schlacht schwankte lange und einmal, als chilenische Truppenteile ob der unerhörten Schwierigkeiten in Unordnung zurückwichen, schien es, als würden die Bolivianer zum Angriff übergehen und siegen. Der General Bulnes wollte bereits den Befehl zum Rückzug nach San Miguel erteilen, dem festen Punkte der

chilenischen Stellung, als der General Castilla in der früher erzählten Weise davon abriet: Hier bleibt nichts übrig, rief er, als aus unserem Blute eine Lache zu machen und die Konföderation darin zu ertränken. In der That gelang es, die Flüchtlinge wieder zu sammeln und zu ordnen, ein neuer Angriff wurde auf der ganzen Linie befohlen, der Fluss überschritten und die Brustwehr erstürmt. Ein plötzlicher Schrecken bemächtigte sich der Bolivianer, die Reserven wurden mit fortgerissen und alles löste sich in Verwirrung und wilde Flucht auf, in welcher die chilenischen Reiter zugleich mit den Trümmern des geschlagenen Heeres in die Strassen von Yungay drangen und die Flüchtigen vor sich hertrieben.

So endigte die Schlacht bei Ancas oder Yungay, die von 10 Uhr morgens bis 4 Uhr nachmittags gedauert hatte, vielleicht die heisseste nnd blutigste, die bis dahin auf südamerikanischem Boden ausgefochten worden war. Das Heer der Bolivianer belief sich auf 5500 Mann. Davon verloren sie an Toten 1400, darunter 2 Generäle; an Gefangenen 3 Generäle, 9 Obersten, 150 Offiziere und 1600 Soldaten. Die Chilenen mit Einschluss der peruanischen Truppen zählten nicht ganz 5000 Streiter, wovon 1 General, 13 Offiziere und 215 tot blieben und 440 verwundet wurden. Santa Cruz entkam, auf seiner Flucht nur von wenigen Offizieren begleitet. Mit der Konföderation und auch mit seiner Präsidentschaft in Bolivien war es zu Ende, und trotz wiederholter Versuche gelang es ihm später nicht wieder zur Herrschaft zu gelangen.

Zum Andenken an diese Schlacht wurde das Departement, das früher Huailas geheissen hatte, Ancachs genannt, welchen Namen es noch jetzt führt.[1]) Im Juni kehrten die siegreichen chilenischen Truppen nach ihrem Lande zurück, wo ihr General Manuel Bulnes im Jahre 1841 zum Präsidenten erwählt wurde und die Republik 10 Jahre lang mit grossem Erfolge regierte. Auch Gamarra wurde wieder zum gesetzlichen Präsidenten von Peru erhoben, verlor aber zwei Jahre später auf seinem Feldzuge gegen Bolivien in der Schlacht bei Ingavi das Leben.[2])

Die Entfernung zwischen Canyaspampa und Yungay beträgt nur eine Legua und vor Mittag langten wir daselbst an. Yungay hat mehr

1) Das Wort Ancachs wird ausgesprochen wie Ancasch. Das s am Ende des Keshuawortes ancas — blau, wird im Santathal unrein wie unser sch ausgesprochen. Da aber die spanische Sprache für diesen Laut keine Bezeichnung hat, so ist es gebräuchlich geworden, den Namen des Departements Ancachs zu schreiben.

2) Der Hergang der Schlacht ist nach den Angaben eines amtlichen Berichts erzählt: Diario militar de la campaña, que el ejército unido restaurador abrió en el territorio Peruano el año de 1838 contra el General Santa Cruz. Lima 1840.

Der Huascan vom Platze in Yungay. S. 71.

das Aussehen eines Dorfes als einer Stadt. Die Strassen sind zum grossen Teil ungepflastert, zwischen den Häusern liegen von Lehmwänden umschlossene Gärten, die Häuser haben bloss ein Erdgeschoss und meist ein bescheidenes Äussere; doch giebt es im Orte nicht wenige begüterte und angesehene Familien, deren Wohnungen wie die wohlhabender Leute in Lima eingerichtet sind, dergleichen man in Caràz und auch in Huaràz, der Hauptstadt des Departements, nicht findet. Ich besuchte ein solches Haus, das einem Señor Fegueroa gehörte und war überrascht, einen kleinen schmucken Garten mit italienischen Marmorstatuen zu finden, aus welchem man in einen elegant möblierten, mit Brüsseler Teppichen belegten Saal trat. In einem Flügel des Hauses befand sich eine Kapelle, in welcher der Pfarrer für die Familie des Hauses und ihre Dienerschaft gerade Messe las, denn es war Sonntag. Yungay galt sonst für den wohlhabendsten Ort des Thals, soll aber doch auch nach dem Kriege sehr zurückgegangen sein, und der Handelsverkehr zieht sich mehr nach Caràz. Hier werden der Kaufläden alle Jahre mehr, während sie in Yungay sich vermindern.

Der Platz ist auf drei Seiten mit Eukalyptusbäumen umpflanzt, die vierte nach den Bergen zugekehrte Seite bildet die Kirche, ein langes schmuckloses Gebäude aus Adobes mit einem plumpen Glockenturm aus gleichem Material. Vor der Kirche wird Sonntags ein Markt abgehalten, wozu die Landbewohner aus der Umgegend ihre aus Früchten, Gemüsen und Fleisch bestehenden Waren herbeibringen und sie am Boden hockend feilbieten. Die Sehenswürdigkeit Yungays ist der Blick auf den höchsten Schneeberg der weissen Kette, den man vom Platze aus hinter der Kirche sich erheben sieht. Er hat mehrere Namen, wird Matara-racu, Huascan, von manchen auch Huascaran genannt und ist, wie schon bemerkt, 22 350 englische Fuss oder 6721 Meter hoch. Was aber diese Höhe noch mächtiger erscheinen lässt, ist der Umstand, dass von dem 8300 Fuss hohen Platz der Bergabhang ohne Unterbrechung durch Vorberge in einer Flucht bis zu den Gipfeln emporsteigt. Man sieht also eine Wand von über 13 000 Fuss vor sich aufgerichtet. Die beiden durch eine sattelartige Einsenkung verbundenen Gipfel sind mit einer glänzenden Schneeschicht überzogen, und da die Schneegrenze bei 15 000 Fuss beginnt, so ergiebt sich, dass der Eismantel 7000 Fuss hoch ist. In der Schweiz beginnt die Schneelinie bei 8000 Fuss und der schönste Berg der Berner Alpen, die Jungfrau, erreicht eine Höhe von 12 000 Fuss. Die Eisdecke des Huascan ist also so mächtig, als wenn der ganze Abhang der Jungfrau bis Lauterbrunn aus einem Gletscher bestände. Gletscher wie die der Schweiz, die weit

über die Schneegrenze herab in die Thäler reichen, trifft man in den Andes wenig, wohl wegen der grossen Abschüssigkeit der Wände. Eben deshalb sind Schneestürze oder Lawinen häufig. Von dem Platze in Yungay sieht man öfters eine weisse Staubwolke um die Gipfel entstehen, und kurze Zeit darauf vernimmt man ein dumpfes Geräusch wie fernen Donner. Auffallend ist die grosse Durchsichtigkeit der Luft, welche über die Entfernung täuscht und die Spitzen des Berges nahe erscheinen lässt.

Während ich auf dem Platze mit einer photographischen Aufnahme beschäftigt war, kam Herr D. mit einer Botschaft von einem der Honoratioren, welcher uns einlud, bei ihm etwas auszuruhen und an seinem Frühstück teilzunehmen. Wir fanden ein gut eingerichtetes Haus, dessen Möbel und Teppiche aber erkennen liessen, dass ihre Glanzperiode schon seit längerer Zeit vorüber war. Dasselbe galt von dem weiblichen Teil der Familie, denn von den acht unverheirateten Töchtern, mit denen wir uns zu Tisch setzten, waren nur zwei noch einigermassen jugendfrisch, die anderen waren bereits verblüht, zum Teil schon ganz vertrocknet. Den Vorsitz führte eine Frau mit strengem Gesicht, und gekleidet in das braune Bussgewand der Karmeliterinnen. Sie erteilte dem Diener ihre Befehle durch Zeichen und sprach selten ein Wort. Um so redseliger war ihr sehr höflicher Gemahl, welcher vorzog die Unterhaltung zu führen, da er nicht zuhören konnte, denn er war taub. Seine Aufmerksamkeiten galten mehr meinem Reisegefährten als mir, denn da er Silberminen bearbeiten liess, wünschte er mit dem Hause, welches Herr D. vertrat, Geschäftsverbindungen anzuknüpfen, d. h. Vorschüsse zu erlangen. Er gab sich grosse Mühe uns, oder vielmehr Herrn D., länger bei sich zu behalten, bis ich endlich, um zu zeigen, dass es uns Ernst mit der Weiterreise sei, unsere Maultiere selbst aus dem Hofe holte.

Wir verliessen also Yungay noch früh am Nachmittage und setzten unsern Weg thalaufwärts fort. Die nächste Ortschaft ist Mancus, eigentlich kein abgegrenztes Dorf, sondern eine langgestreckte Reihe von einzeln stehenden Häusern und Gruppen von Wohnungen, an deren ersten man vorbeikommt, wenn man eben erst die letzten von Yungay hinter sich hat. Die Gegend scheint ziemlich dicht bevölkert, wenigstens im Vergleich mit anderen Provinzen Perus. Hinter Mancus hat man einen schönen Blick auf den Tullpa und Huascan, die man hier zum erstenmale beide zugleich sieht, ohne dass ihr Fuss von Vorbergen verdeckt wird. Die Gegend von Mancus ist die höchste des Santathals, wo noch Zuckerrohr gepflanzt wird, das aber kaum noch zur Reife

kommt, und dazu über drei Jahre braucht. Die Höhengrenze des Zuckerrohrs wird gewöhnlich zu 4000 Fuss angenommen, und Mancus liegt mehr als doppelt so hoch. Das Rohr bleibt daher niedrig und sein Zuckergehalt nur gering. Das Thal, das von Caràz an breit und geräumig gewesen war, beginnt jetzt enger und steiler zu werden; die Gegend, wo wir uns befinden, wird daher als das Ende des Callejon von Huailas betrachtet, welcher bei Matu unterhalb Caràz anfängt, sich bis etwas über Mancus hinaus erstreckt und im ganzen fünf Leguas lang ist. Die an den Bergwänden abgesetzten Lagen von herabgeschwemmter Thonerde deuten an, dass die als Callejon bezeichnete Erweiterung des Thals in alter Zeit ein See gewesen ist, bis sich das angestaute Wasser durch einen allmählich immer tiefer werdenden Einschnitt einen Ausweg durch die Cordillera bahnte. Bei diesem Durchbruch ändert der Fluss die frühere Richtung seines Laufs, denn während er bis dahin von Südosten nach Nordwesten strömte, wendet er sich jetzt nach Südwesten.

Das obere Santa-Thal.

Von Mancus an kommt man durch keine grössere Ortschaft bis Carhuàs, welches fünf Leguas von Yungay entfernt ist. Eine Legua unterhalb Carhuàs überschreitet der Weg den Fluss Buin, einen rechtseitigen Nebenfluss des Santa, dessen Namen bei den Chilenen in gutem Andenken steht, denn dort wurden im Jahre 1839 durch die Nachhut ihres Heeres die im Thale herabrückenden bolivianischen Truppen in einem blutigen Zusammenstoss zurückgewiesen. Ein Bataillon des chilenischen Heeres führt noch jetzt den Namen Buin zur Erinnerung an dieses Gefecht, in welchem die Chilenen grosse Tapferkeit bewiesen. Der Buin fliesst in einem engen Thal, in welches ein abschüssiger Weg hinabführt, und an der anderen Seite einen noch steileren Abhang hinaufsteigt. Wie ein Denkmal des Kampfes, der an der Brücke stattfand, liegt zur Seite derselben ein erratischer Block von ganz ungewöhnlicher Grösse. Nachdem man die Schlucht überschritten hat, gelangt man auf eine leicht geneigte Ebene, von wo aus man die Stadt Carhuàs vor sich erblickt. Sie sieht grau, erdfarben und noch trauriger aus als die traurigsten Orte, die ich bisher gesehen hatte. Auch das Grün der umliegenden Landschaft hatte einen graugelben, verschossenen Farbenton, welcher ihrem Namen entspricht, denn carhuas bedeutet im Keshua »gelb.«

Wir trafen in Carhuàs den Mann, an den wir empfohlen waren, nicht an, er war auf einem seiner Güter und sein Haus verschlossen.

In einem anständig aussehenden Hause, wo wir in den Hof ritten und eine junge Frau, welche die Herrin zu sein schien, um ein Unterkommen baten, erhielten wir eine ablehnende Antwort — beiläufig das einzige Mal, dass mir auf meinen Reisen im Hochland Aufnahme verweigert wurde. Wir nahmen daher die Gastfreundschaft der Leute in Carhuàs nicht weiter in Anspruch, sondern wendeten uns an einen Mann, den wir auf dem Platze bei einem Kramladen trafen, und der sich bereit finden liess, uns gegen Bezahlung zu beherbergen. Sein Haus lag beinahe ausserhalb des Orts nahe am Flusse: ein elender Bau, halb verfallen oder nicht ganz fertig. Immerhin hatten wir zwischen Haufen von Brennholz und Maiskolben hinreichenden Raum für unser Lager, eine Frau kochte uns ein Huhn und Kartoffeln, aber unsere Maultiere bekamen kein frisches Futter, sondern mussten sich mit Maisstroh begnügen.

Unser Wirt, ein noch junger Mann, war halb betrunken. Überhaupt schien der ganze Ort unter dem Einfluss von Chicha zu sein, überall standen Gruppen von Trinkern mit ihren Kürbisschalen vor den Häusern. Aber selbst die Trunkenheit vermochte nicht die stumpfsinnige Natur der Eingeborenen zu beleben: kein Gesang, kein Tanz, nicht einmal fröhliche Unterhaltung und Lachen; Männer und Frauen standen vor den Thüren, grosse Potos in den Händen, die im Kreise herumgereicht wurden. Der Poto ist ein Gefäss, das ungefähr ein Liter fasst, und nur als Student in Jena habe ich solche Quantitäten Ziegenhainer und Lichtenhainer Bier trinken sehen, wie hier die Indianer von ihrer Chicha. Auch ist diese in Aussehen und Geschmack dem Thüringer Weissbier ähnlich. Huailas und Carhuàs stehen im Santathal in einem gewissen Ruf wegen der Güte ihrer Chicha, sind aber zugleich auch berüchtigt ob der Unmässigkeit der Bewohner.

Die Chicha wird in folgender Weise bereitet: Acht Tage lässt man Mais im Wasser quellen und dann fünf Tage mit Erde bedeckt liegen. Dann werden die Körner an der Sonne getrocknet, zwischen Steinen zermahlen und 8—12 Stunden lang in grossen kupfernen Kesseln gekocht; sodann wird die Flüssigkeit — Jora genannt — durch ein grobes Tuch geseiht und in irdenen Gefässen aufbewahrt. Nach drei bis vier Tagen wird sie getrunken und schmeckt dann süsslich; aber bald wird sie säuerlich, und nach acht bis zehn Tagen ist sie nicht mehr geniessbar, es sei denn, dass man sie auf Flaschen füllt und längere Zeit liegen lässt. Die Chicha von Huarmey, derer im zweiten Bande erwähnt wurde, ist eine solche Flaschenchicha, die in der Erde

vergraben sich Jahre lang hält und endlich einen weinartigen Geschmack annimmt. Sie ist dann sehr berauschend.

Der Platz von Carhuàs (2630 Meter) ist, wie überall, ein Quadrat und sehr geräumig, aber nicht ganz eben, sondern nach dem Flusse zu geneigt. Die Strassen sind lang, eng, nur zum Teil und schlecht gepflastert, die Häuser haben nur ein Erdgeschoss, bloss einige in der Nähe des Platzes stehende sind etwas besser gebaut und getüncht. Der Ort hatte morgens, als wir hinausritten, ein überaus ödes und verlassenes Aussehen, vielleicht auch, weil es ein Montag war und die meisten Bewohner ihren Sonntagsrausch noch nicht ausgeschlafen hatten. Unser Reiseziel an diesem Tage war Huaràs, die Hauptstadt des ganzen Thales, von Carhuàs sieben Leguas entfernt. Der Weg führt wie bisher am rechten Ufer des Flusses und in derselben südlichen Richtung weiter. Nachdem wir eine Stunde geritten waren, gelangten wir zum Dorfe Marcarà, eine Anzahl traurig aussehender indianischer Häuschen, die anfangs zerstreut am Wege liegen und sich nach und nach zu einer kurzen Strasse vereinigen. Ein kleiner Fluss desselben Namens wie das Dorf fliesst quer durch den Ort, um sich in den Santa zu ergiessen. Steigt man eine halbe Legua in dem Thale des Marcarà hinauf, so gelangt man zu einem Nebenfluss, Vico genannt, der von der rechten Seite aus dem Gebirge kommt und sich mit dem Marcarà vereinigt. Eine kurze Strecke vor seiner Mündung ergiesst sich in den Vico der Bach Chancos und in dem Winkel, der durch den Zusammenfluss dieser beiden Wasserläufe eingeschlossen wird, finden sich nahe am Ufer des Vico die heissen Quellen, die unter dem Namen Bäder von Chancos bekannt sind. Die Hauptquelle ist sehr wasserreich und ganz nahe am Ufer. Das Loch im Boden, aus welchem das Wasser hervorquillt, ist mit Steinen ausgemauert, die dick mit einer aus dem Wasser abgesetzten Kalkkruste überzogen sind. Das Wasser dieser Hauptquelle hat eine Temperatur von 70°. Einige Schritte davon entfernt tritt eine zweite zwar ganz schwache, aber noch heissere Quelle zu Tage, welche 74° Wärme hat. Beide Quellen scheinen Abzweigungen desselben Hauptkanals zu sein, denn ihre mineralischen Bestandteile sind dieselben.[1]) Aus der grösseren Quelle entwickelt sich beständig in reich-

1) Nach einer Analyse des Professor Antonio Raimondi enthält 1 Liter des Wassers von Chancos folgende feste Bestandteile:

Kohlensauren Kalk	0,2085	Kieselsäure	0,0630
Kohlens. Magnesia	0,0097	Alaunerde	0,0135
Kohlens. Eisenoxydul	0,0025	Schwefelsauren Kalk	0,1743

licher Menge kohlensaures Gas, dessen aus der Tiefe aufsteigende Blasen die Oberfläche in wallende Bewegung setzen. Neben diesen Quellen treten noch andere am Rande des Thalabhanges und auch auf der anderen Seite des Flusses zu Tage, aber alle sind schwächer und ihre Temperatur erreicht kaum 50°.

Die Badeeinrichtungen sind womöglich noch schlechter als die in Changoll bei Caràs: zwei dunkle unreinliche Räume, in welchen sich die gemauerten Wasserbehälter finden, die als Badewannen dienen. In der Nähe stehen kleine Häuschen zur Beherbergung der Kurgäste, und von wo sie sich ausgekleidet in die Bäder begeben müssen. Auch die Temperatur der Bäder ist schlecht geregelt, denn da das Wasser der Quellen zu heiss ist, um sogleich zum Baden benutzt werden zu können, so kühlt man es durch kaltes Wasser ab, welches in einem kleinen Kanal aus dem Flusse zugeleitet wird, die Temperatur aber bald zu wenig, bald zu viel herabsetzt. In einiger Entfernung von der Hauptquelle findet sich im Felsen des Berges eine kleine künstliche Höhle, welche als Dampfbad dient, denn aus den Ritzen an der Seite tropft heisses Wasser und treten heisse Dämpfe aus. Einige vom Wasserabsatz halb inkrustierte Bündel von Zweigen dienen den Badenden als Sitze, und eine schlechte wollene Decke verschliesst den Eingang der Höhle. Trotz dieser ärmlichen Einrichtungen stehen die Bäder von Chancos in grossem Ruf, und wenn sie sich in einem zivilisierten Lande befänden, würden sie ohne Zweifel von Luxusbauten umgeben und von Tausenden von Kurgästen besucht sein.

Von Marcarà an ist das Thal erheblich enger, wenn auch dann und wann durch Ausbuchtungen mässig erweitert. Auch die Vegetation ist weniger kräftig. Die Bergwände haben ein fahleres Aussehen. Der Ritt durch die eintönige Landschaft und auf trägen Maultieren, die sich nur durch die heftigsten Sporenstösse zuweilen zu einem kümmerlichen Trab bewegen liessen, war lästig und ermüdend. Dabei brannte die Sonne heiss, denn seit zwei Tagen war der Himmel wolkenlos. Wenn wir daher von Zeit zu Zeit auf einer Höhe des Weges hielten, um die Tiere etwas ruhen zu lassen, so wendeten wir uns um und erfrischten uns am Anblick der Schneeberge, deren Reihe jetzt in ihrer ganzen Majestät vor uns lag, in der That ein wunderbares Bild, wie

Schwefels. Eisenoxyd	0,0187	Chlorkalium	0.2123
Schwefels. Thonerde	0,0384	Chlornatrium	2,5919
Chlormagnesium	0,0082		

An Gasen sind in einem Liter Wasser enthalten:
Kohlensäure 0,0943, Stickstoff 0,0036, Sauerstoff 0,0007.

ich es nicht wieder auf meinen Reisen gesehen habe, und desgleichen man wohl auf der Welt selten finden mag.

Das Merkmal, das die Lage von Huaràs von weitem bezeichnet, sind zwei dunkle Felsengruppen, welche in einiger Entfernung übereinander, unter der Schneelinie aus der Wand der Kette hervortreten. Sie werden die Höhen von San Cristobal genannt. Eine Stunde, nachdem wir an diesen Felsen vorbeigekommen waren, erschienen einzelne Häuser am Wege, die allmälich zu einer Strasse wurden. Dann gelangt man zu einem wasserreichen Nebenfluss, der links von der Cordillera herabkommt, den Kilkay, und wenn man diesen auf einer hölzernen Brücke überschritten hat, befindet man sich in der Stadt. Wir liessen uns zunächst den Weg zum Hauptplatz zeigen, in dessen Nähe die Personen wohnten, an welche wir Briefe hatten; denn wiewohl Huaràs ein verhältnismässig ansehnlicher Ort ist, so gab es doch damals noch keine Gasthäuser und der Reisende ist auf die Gastfreundschaft der Häuser angewiesen, an die er empfohlen ist. Ein glücklicher Zufall liess mich einen Landsmann treffen, der mir die willkommene Mitteilung machte, Herr Thierry, der Besitzer des Bergwerks Ticapampa, erwarte mich schon seit einiger Zeit und stelle mir sein Haus in der Stadt für die Zeit meines Aufenthalts zur Verfügung. Da dieses Haus zwar gut eingerichtet, aber zur Zeit von niemand bewohnt war, so hatte ein spanischer Kaufmann, an den ich von Caràz einen Brief mitbrachte, die Freundlichkeit, mir seinen Tisch anzubieten. Mein Reisegefährte, Herr D., wurde von einem Geschäftsfreunde erwartet und so war für unser Unterkommen gesorgt.

Huaràs ist die Hauptstadt einer Provinz gleichen Namens und zugleich des Departements Ancachs. Dieses ist eines der wichtigsten der Republik und umfasst ausser der soeben erwähnten noch sechs andere Provinzen, nämlich Santa, Huaylas, Pallasca, Pomabamba, Huari und Cajatambo. Die ersten drei hatte ich bereits besucht, denn die früher erwähnte Ortschaft Conchucos gehört zu der Provinz Pallasca, nach Huari kamen wir erst später, als wir von Huaràs unsere Reise weiter fortsetzten. Das Gebiet, welches gegenwärtig das Departement Ancachs bildet, gehörte zur Zeit der spanischen Herrschaft zur Intendanz von Tarma. Bei Neuordnung der Verwaltung der Republik nach der Lostrennung Perus von Spanien wurden die Intendanzen aufgehoben und die früher von Tarma abhängigen Provinzen bildeten von jetzt an das Departement Junin, so genannt zum Andenken an den Sieg, den das Befreiungsheer unter Bolivar bei dem Orte dieses Namens über den spanischen General Canterac erfochten hatte. Das zu diesem

Regierungsbezirke geschlagene Gebiet erwies sich aber in der Folge als zu ausgedehnt, daher es der Diktator Salaverry im Jahre 1835 zur bequemeren Verwaltung teilte, und aus dem von Junin abgetrennten Stück, zu welchem noch an der Küste die Provinz Santa geschlagen wurde, das Departement Huaylas machte. Dieser Name wurde jedoch vier Jahre später in Ancachs umgewandelt, zur bleibenden Erinnerung an die folgenreiche Schlacht, die soeben erst dort geschlagen worden war.

Die Stadt Huaràs (der Hauptplatz) liegt 3030 Meter über dem Spiegel des Meeres auf einer geneigten Ebene, einer Erweiterung des Thals, welche durch die Vereinigung des Killkay mit dem Santa gebildet wird. Das Bett des Santa liegt etwas tiefer als die Stadt, so dass man von den letzten Häusern einen kleinen Abhang hinabsteigen muss, um an den Fluss zu gelangen. An einer Stelle, wo dessen Bett durch Felsen eingeengt wird, führt eine Brücke hinüber, ein einziger Bogen von nicht grosser Spannweite. Über diese Brücke führt der Weg nach dem Hafen Casma, und steigt alsbald am linken Ufer die Thalwand hinauf, welche den Fuss der Cordillera negra bildet. Die schwarze Kette, die von der Küste aus so mächtig aussieht, erscheint hier von bescheidener Höhe. Auch die weisse Kette zeigt zwar eine Reihe neuer Gipfel von kühn geschnittenen Formen, deren höchste der Kokup, Quillkayhuanca und Schalop sind, allein auch diese bieten nicht einen so grossartigen Anblick als die Gipfel von Caràs und Yungay. Immerhin jedoch ist die Lage der Stadt ausnehmend schön, denn man hat dort, besonders von der Thalwand jenseits der Brücke, einen besseren Überblick über die ganze Ausdehnung der Kette, als von irgend einem Orte der ganzen Gegend. Die nächsten Umgebungen der Stadt sind freilich weniger anmutend, es fehlt hier wie allenthalben das frische Grün der Wiesen, auch Bäume giebt es nur wenige, man sieht ausser einigen Erlen (alnus acuminata) nur Reihen von Weidenbäumen, mit denen, wie in Arequipa, die Felder eingefasst sind, und der Gesamteindruck der Landschaft ist eintönig.

Auch die Stadt selbst heimelt den Fremden nicht an wie Caràz und Yungay. In der Mitte befindet sich wie in allen Orten ein grosser viereckiger Platz, an welchem die Kirche und die besten Häuser der Stadt stehen. Von den vier Ecken desselben laufen gerade Strassen aus, die von anderen in regelmässigen Abschnitten rechtwinklig geschnitten werden, so dass die Häusermasse in Gevierte geteilt wird. Die Strassen sind eng, und zwar alle gleich eng — fünf Meter —, schlecht gepflastert und nur einige haben Bürgersteige. Die Längsstrassen, unter denen diejenigen verstanden werden, die vom Flusse nach den Bergen hin

laufen, haben in der Mitte Gossen, in welchen Wasser aus dem Flusse Killkay durch die Stadt geleitet wird. Das Wasser ist zwar schmutzig, doch bemerkt man keine üblen Gerüche in der Nähe der Gossen. Eine öffentliche Strassenbeleuchtung giebt es in Huaràs nicht, nachts ist die Stadt vollständig finster, nur vor einigen Privathäusern brennen abends einige Stunden lang Laternen. Wie natürlich hört unter solchen Umständen der Verkehr bald nach Sonnenuntergang auf, die Strassen sind verlassen und still, kaum dass man aus dem Innern der Häuser noch Licht schimmern sieht und Stimmen hört. Das Klima, welches in Huaràs schon etwas rauh ist, trägt auch nicht wenig dazu bei, die abendlichen geselligen Unterhaltungen abzukürzen. Es ist unbehaglich, lange in kalten, gar nicht oder nur teilweise mit Teppichen belegten und kärglich erleuchteten Räumen zu sitzen. Die Unterhaltung kommt dabei selten in Fluss, wenn sie nicht durch geistige Getränke belebt wird, daher die meisten Einwohner von Huaràs vor neun Uhr schon in ihren Betten liegen, viele schon weit früher. Leute, die von der Küste kommen, versuchen wohl eine Zeit lang ihre gewohnte Lebensweise beizubehalten, allein es dauert nicht lange, sie sehen sich vereinzelt, und bald empfinden auch sie den einschläfernden und abstumpfenden Einfluss des Lebens in der Sierra und müssen sich darein fügen. Überall im Hochland begiebt man sich sehr zeitig zur Ruhe, steht aber dafür früh auf, wiewohl der Morgen keineswegs angenehm ist. Besonders vor Sonnenaufgang ist die Kälte in Huaràs schon sehr empfindlich, doch friert das Wasser nie.

Die meisten Häuser der Stadt sind einfach, ja ärmlich gebaut, haben ein ungemütliches Äussere, und selten Fenster nach der Strasse, sondern nur eine grosse Thür, die Tags über offen steht und Licht und Luft in die Wohnungen dringen lässt. In dem mittleren Teil, in den um den Platz gelegenen Strassen, giebt es indessen auch manche besser gebaute Häuser mit einem Oberstock und bedeckten Balkonen, im Erdgeschoss nach spanischer Sitte einen hübsch mit kleinen Steinen gepflasterten Hof, um welchen die Wohnzimmer liegen. So war das Haus, welches mir für die Zeit meines Aufenthaltes zur Wohnung diente. Statt der Teppiche wird öfters eine Art dicker Strohmatten benutzt, die im Orte selbst gearbeitet werden; doch trifft man auch diese nur in wenigen Häusern, meist besteht der Boden nur aus Backsteinfliesen und bei den Ärmeren aus gestampftem Lehm. — Die Versorgung mit Trinkwasser ist ungenügend. Das Wasser wird grossenteils aus dem Flusse Killkay geholt, ist nicht ganz klar und sein Genuss soll Verdauungsstörungen erzeugen. Ich habe dasselbe nur

einmal filtriert gekostet und fand es wohlschmeckend. Gewiss scheint, dass es nicht die in der Sierra mit Recht gefürchtete Warzenkrankheit (Verrugas) erzeugt. In vielen Privathäusern hat man Brunnen, in welchen sich reines und gesundes Wasser in geringer Tiefe unter der Oberfläche findet.

Die Zahl der Einwohner beträgt kaum 14000. Sie sind vorwiegend Indianer und dunkle Mestizen, von denen besonders die weibliche Bevölkerung das Spanische nur unvollkommen oder gar nicht versteht. Auch die einheimische Sprache, das Keshua, wird in einem eigenen vom Kuskenischen sehr abweichenden Dialekte gesprochen, ist mit vielen aus der ursprünglichen Sprache dieser Gegend überkommenen Ausdrücken, sowie mit ebenso vielen spanischen Worten gemischt, also sehr verdorben und für einen Eingeborenen des Departements von Kusko kaum verständlich. Dass die alte Sprache der Inkas in den einzelnen Teilen ihres ehemaligen Reiches in verschiedenen, von einander sehr abweichenden Mundarten gesprochen wird, darf bei der weiten Ausdehnung des Sprachgebiets nicht Wunder nehmen; immerhin sind die Unterschiede der Dialekte nicht so gross, als zwischen Süd- und Norddeutschen. Die Mehrzahl der Bewohner beschäftigt sich mit Ackerbau. Man baut Weizen und Gerste, aber nur wenig Mais, da für diesen das Klima schon etwas zu kalt ist, von Wurzelfrüchten Kartoffeln und Ocas, daneben Bohnen und Erbsen (garbanzos). Das Viehfutter ist, wie überall, Luzernklee (Medicago sativa). Der grösste Teil der Feldfrüchte wird im Orte und im Departement verzehrt, nur wenig wird ausgeführt. Der Viehstand war unbedeutend, da zur Zeit die durch den Krieg verursachten Verluste noch nicht wieder ersetzt waren; besonders mangelten Pferde und Maultiere.

Huaràs ist der Sitz des Präfekten und eines Appellationsgerichts (Corte superior); es besitzt eine vom Staat unterhaltene Mittelschule nebst zwei Privatschulen und ein Hospital mit fünfzig Betten unter Leitung des Médico titular (Physikus). Als Hauptort eines bevölkerten Departements hat es auch einigen Handelsverkehr, da die kleineren Ortschaften ihren Warenbedarf aus den Lagern der dortigen Kaufleute beziehen. Die grösseren Läden und Speicher liegen alle in der Nähe des Platzes. Sie kaufen ihre Waren in Lima, lassen sie zu Schiff bis Casma und von dort auf Maultieren über die Cordillera negra bringen, deren Pass auf diesem Wege etwas niedriger ist als der von Chacay (4210 Meter)[1]). Die Entfernung zwischen Casma und Huaràs

1) Ausser diesen beiden Pässen führen im oberen Santathale noch die anderen

beträgt 24 Leguas und wird von Lasttieren und Reitern gewöhnlich in drei Tagen zurückgelegt, doch kann der Ritt mit guten Tieren ganz wohl in zwei Tagen gemacht werden, denn die Wege sind im Ganzen nicht schlecht und haben nur wenige gefährliche Stellen. Mein Aufenthalt in Huaràs dauerte drei Tage, teils weil mein Reisegefährte einige Geschäfte zu erledigen hatte, teils weil es uns nicht sogleich gelang, Tiere zur Fortsetzung unserer Reise zu finden. Was die Stadt an Sehenswürdigkeiten bietet, ist nicht viel und hätte sich bequem an einem Tage besichtigen lassen. Am östlichen Ende der Stadt, nach dem Fusse der Berge zu, liegt ein niedriger Hügel, Pumacayan genannt. Dieser ist jetzt nur noch eine Anhäufung von Erde und Steinen, war aber einst ein grosser Bau, eine Burg oder ein Tempel, der absichtlich und augenscheinlich unter Aufwendung grosser Mühe gänzlich zerstört worden ist, noch gründlicher als die Burg Tumsacaica bei Caràz. Seit langer Zeit ist dieser Hügel von den Bewohnern der Stadt als Steinbruch benutzt worden, und noch jetzt, zur Zeit meines Besuchs, war ein halbes Dutzend Arbeiter beschäftigt, aus tiefen Gruben Bruchsteine, behauen und unbehauen, zu Tage zu fördern. Bei solchen Nachgrabungen stösst man öfters auf alte Mauerreste. Obgleich der Hügel Pumacayan kaum fünfzig Fuss hoch sein mag, so hat man von dort aus wegen seiner Lage im obersten Teile der Stadt einen vollständigen Überblick über dieselbe. Schön ist der Anblick freilich nicht, denn die grauroten Ziegeldächer und die braunen Lehmwände geben ein düsteres, einförmiges Bild. Der Name Puma-cayan bedeutet wörtlich: der Löwe ruft oder brüllt. Wahrscheinlich lautete das Wort ursprünglich: Puma-cayana, d. h. der Ort, wo der Löwe brüllt, die Löwenhöhle.

Eine andere Merkwürdigkeit ist der alte Begräbnisplatz (Panteon viejo), ein achteckiger, von einer ziemlich hohen Mauer umschlossener Raum am südwestlichen Ende der Stadt. Der obere Teil der Mauer besteht aus Lehmziegeln, der untere aus unbehauenen Bruchsteinen, in welchen von Strecke zu Strecke Blöcke mit alten Skulpturen eingefügt sind. Diese Erzeugnisse indianischer Kunst stellen teils zwerghafte und unförmliche menschliche Gestalten dar, teils vierfüssige Tiere mit langen Schweifen, die vermutlich Löwen vorstellen sollen, alle in plump stylisierter Weise gearbeitet und manche bis zur Unkenntlichkeit

Pässe über die Cordillera negra: zwischen Aija und Huaràs 4448 Meter,
zwischen Aija und Recuay 4543 »
zwischen der Laguna Conococha und Cajacay 4306 »

verwittert. Die menschlichen Figuren haben entweder ganz kurze Beine, oder befinden sich in hockender Stellung; die Hände tragen scepterartige Stäbe oder sind auf der Brust gefaltet, die Ohren durch Ringe erweitert, die Nase gedrückt, die Zähne fletschend und der Kopf mit einer Binde umwunden. Die löwenartigen Tiergestalten haben menschliche Köpfe. In Huaràs sind die meisten Leute der Meinung, dass diese Bildhauereien im Hügel Puma-cayan aufgefunden worden seien, aber Raimondi, der die Stadt im Jahre 1860 besuchte, zu einer Zeit, da der Bau des im Jahre 1846 eingeweihten Begräbnisplatzes noch frisch in der Erinnerung war, sagt, dass die Mehrzahl dieser Steine aus einem Orte Namens Pongor stammen, der am Abhang der schwarzen Cordillera der Stadt Huaràs gegenüber liegt.

Unter den Briefen, die ich von Lima für Huaràs mitgebracht hatte, waren auch ein paar für die beiden Pfarrer des Orts. Der eine derselben, den ich nicht zu Hause getroffen hatte, redete mich am Tage darauf auf der Strasse an, stellte sich vor und erbot sich in höchst zuvorkommender Weise, mir die Umgebungen der Stadt zu zeigen und mich zu einem Orte zu führen, wo man einen schönen Blick auf die Stadt und die Cordillera blanca habe. Am folgenden Tage wurde das Fronleichnamsfest gefeiert und ich sah den Pfarrer mit der Monstranz in der Prozession gehen. Ich dachte daher, der würdige Herr habe sich im Tage geirrt, und seine Berufsgeschäfte würden ihm nicht erlauben, sein Anerbieten zu erfüllen. Um aber selbst bereit zu sein, begab ich mich zur festgesetzten Zeit in meine Wohnung, wo ich zu meiner Überraschung bereits die gesattelten Pferde im Hofe fand, die der Pfarrer geschickt hatte. Bald darauf erschien dieser selbst und entschuldigte sich wegen der kleinen Verspätung. Wir ritten über den Bogen der Santabrücke und an der gegenüber liegenden Wand auf dem Wege hinauf, der nach Casma führt. Die Aussicht von einem Platze, den der Pfarrer Cochac nannte, war in der That so prächtig, wie er sie beschrieben hatte. Man bemerkte von hier deutlich, dass die Schneeberge in dieser Gegend nicht in einer Flucht unmittelbar aus dem Thale aufsteigen, sondern in Strebepfeiler auslaufen, die durch tiefe Schluchten getrennt sind. Der Kamm des Gebirges liegt infolge dessen weiter zurück.

Am 25. bald nach Mittag verliessen wir Huaràs. Unsere Gesellschaft bestand aus einem in der Stadt ansässigen spanischen Kaufmann, der uns unsere Maultiere verschafft hatte, und zwei indianischen Reitknechten oder Arrieros. Der Spanier, der aus Mallorca gebürtig war und einen sonderbaren Dialekt sprach, war ein ordinärer Mann mit

einem breiten Gesicht und dichtem schwarzen Bart um einen ungewöhnlich geräumigen Mund voll von grossen, wohlgesetzten, fletschenden Zähnen. Trotz seines geringen Bildungsgrades und wiewohl kaum im stande, seinen Namen zu schreiben, galt er doch für einen sehr guten Geschäftsmann. Von unsern Arrieros trug der eine, bereits ältere, sein langes Haar in einer Flechte um den Kopf gewunden wie ein Chinese, der jüngere zeichnete sich unangenehm aus durch grünliche Lippen und Mundwinkel, da er ungeachtet seiner wenigen Jahre dem Cocakauen bereits leidenschaftlich ergeben war. Beide waren gekleidet wie alle Indianer des Hochlands, sie trugen die enganschliessenden Hosen von dickem, aus roher Wolle gewebtem Zeug, die bis unter die Knie reichen, Sandalen aus ungegerbter Ochsenhaut, mit eben solchen Riemen an Zehen und Hacken befestigt, buntgestreifte, dicke Ponchos und grobe Filzhüte. Unser Weg blieb anfangs noch ein Paar Stunden auf dem rechten Ufer des Flusses, worauf wir auf einer in der gewöhnlichen Weise gebauten Brücke nach der linken Seite übersetzten. Das bisher enge Thal wird hier wieder etwas weiter, nimmt aber immer mehr einen öden Charakter an, Bäume und Sträuche werden selten und die Bergseiten sind wenig angebaut.

Ehe wir in Recuay ankamen, welches vier Leguas von Huaràs entfernt ist, kam uns ein Reiter entgegen, der sich als ein Señor Icaza erwies, der angesehenste Minenbesitzer des Orts, der mit dem Spanier und dem von Herrn D. vertretenen Hause in Geschäftsverbindung stand, d. h. ihnen Erze zur Verschiffung nach Europa schickte und für darauf erhaltene Vorschüsse ihr Schuldner war. Er war daher sichtlich bemüht, seine Geschäftsfreunde mit ausgesuchter Höflichkeit zu behandeln, und war ihnen entgegengeritten, um sie zu seinem Hause zu geleiten. Auch ich wurde eingeladen, die Nacht bei ihm zuzubringen, und obgleich es meine Absicht gewesen war, am selben Tage noch eine Legua weiter bis Ticapampa zu reiten, so war es inzwischen schon etwas spät geworden, daher ich die Einladung annahm.

Ricuay ist ein unbedeutender Ort am linken Ufer des Santa 3300 Meter über dem Meere, mit etwa 1060 Einwohnern. Die Häuser sind meist schlecht aus Adobes gebaut, aber wenigstens mit Ziegeln gedeckt, man sieht noch keine Strohdächer. Das beste Haus des Orts war ohne Zweifel das, wo wir Quartier genommen hatten. Ausser seinem Wohnhause besass Señor Icaza noch am südlichen Ende der Stadt ein sogenanntes Ingenio, eine Gruppe von Gebäuden, in welchen die Erze seiner Mine teils zur Verschiffung, teils zur Amalgamierung aufbereitet wurden. Wir machten einen Spaziergang durch die Haupt-

strasse und zu einer Tropfsteingrotte, die nahe bei den letzten Häusern am Abhang der Thalwand sich öffnet, durch kalkhaltiges Wasser geformt, das am Berge herabsickert. Der innerste Teil der Grotte ist durch eine Mauer mit einer engen Thür zu einem geschlossenen Verliess gemacht worden, das als Ortsgefängnis dient. Auf dem Felsen von Kalktuff oberhalb der Grotte tritt eine Soolquelle zu Tage, die aber zu schwach ist, um sie mit Nutzen verwerten zu können.

Señor Icaza schlug seinen Geschäftsfreunden vor, am Nachmittage mit ihm seine Mine zu besuchen, welche am Abhang der Cordillera negra auf dem Berge Colla racra lag. Da dieser Ausflug voraussichtlich den Tag in Anspruch nehmen und es sich dabei um geschäftliche Erörterungen handeln würde, die für mich ohne Interesse waren, so zog ich vor, zurückzubleiben und lieber sogleich nach Ticapampa zu reiten. Ich verabschiedete mich also von der Familie unseres Wirts und machte mich mit einem unserer Arrieros auf den Weg. Ticapampa — zu deutsch das Backsteinfeld — ist nur eine kleine Legua von Recuay entfernt, und bald nachdem man die letzten Häuser des Städtchens hinter sich hat, erblickt man bereits in der Ferne den hohen Schlot der Röst- und Schmelzwerke, denn der ganze Ort besteht nur aus den Betriebsgebäuden der Bergwerke des Herrn Thierry und den dazu gehörigen Arbeiterwohnungen. Der Weg dahin ist breit und eben und führt beständig zwischen Hecken von hohen stachlichen Kaktusdickichten — man kann nicht sagen von Büschen oder Sträuchern, denn die Kakteen bilden weder das eine noch das andere. Die Kaktusstöcke der Hecken — eine Art Opuntia — waren mit kleinen fassförmigen Früchten bedeckt, die äusserlich ganz der süssen Tuna gleichen, aber nicht essbar sind, sondern herb und bitter schmecken. Mit den Opuntien wechselten Hecken von Agaven ab, von denen viele in Blüte standen und trotz der Höhe der Gegend noch Stengel von 30—35 Fuss getrieben hatten.

Gegen 5 Uhr ritt ich in den Hof von Ticapampa, wo ich den Eigentümer und Direktor der Werke, Herrn Thierry, inmitten einer Gruppe von Arbeitern traf, im Begriff ihnen Aufträge und Weisungen zu erteilen. Herr Thierry, ein französischer Elsässer, empfing mich aufs freundlichste und führte mich sogleich in allen Gebäuden seiner weitläufigen Werke umher. Er zeigte mir die einzelnen Abteilungen mit dem Vergnügen und dem Eifer eines Mannes, der etwas Tüchtiges geleistet und sich dessen mit Selbstgefühl bewusst ist. Da aber inzwischen die Nacht angebrochen war, so begaben wir uns in seine Wohnung, wo mir mein Wirt während und nach der Mahlzeit weitere Mitteilungen

über die Entstehung und das Wachstum seines Unternehmens machte, nebst vielen interessanten Bemerkungen über die Zustände und Aussichten des Bergbaues im Santathale. Am nächsten Morgen besichtigte ich nochmals eingehend die verschiedenen Abteilungen der Metallwerke, die ich abends nur flüchtig durchwandert hatte. Die Erze, welche verarbeitet werden, sind teils silberhaltiger Bleiglanz (galena) teils Fahlerze (pavonado). Die reicheren Erze werden nur grob gemahlen, in Säcke gepackt und nach Casma zur Verschiffung nach Europa geschickt; die ärmeren, deren Silbergehalt die Transportkosten nicht deckt, werden entweder geschmolzen oder geröstet und mit Quecksilber amalgamiert. Zur Ausführung der hierzu erforderlichen Arbeiten dienen zwei Erzmühlen, zwei Schmelzöfen, acht Röstöfen, ein Gebäude mit kupfernen Kesseln zur Amalgamierung und ein grosses, viereckiges gemauertes Becken zu gleichem Zwecke. Die Mühlen und Gebläse für die Ofen werden durch zwei grosse eiserne Räder bewegt und durch Wasser getrieben, welches eine halbe Legua oberhalb aus dem Santafluss abgeleitet wird. Alle Gebäude sind in solider Weise aus Backsteinen oder Bruchsteinen aufgeführt und mit gewelltem Blech gedeckt. Rings um die Hüttenanlagen schliessen sich Wohnungen für Beamte und Arbeiter, so wie Höfe für Maultiere und Pferde. In der Mitte des grossen Hofes war ein neues Wohnhaus im Bau. Die Schmelzöfen waren zur Zeit meines Besuchs nicht im Betrieb, da der Techniker, der diesem Teile des Unternehmens vorstand, gestorben war. Der Zweck dieser Öfen war nicht, das Silber rein darzustellen, sondern nur durch Abscheiden von Schlacken einen Regulus oder Metallgemisch herzustellen, dessen Silbergehalt gross genug sein muss, um ärmere Erze, die sich nicht zur Amalgamation eignen, mit Vorteil verschiffen zu können. Das Schmelzen der Erze ist in Peru eine schwierige Aufgabe, die nach der Beschaffenheit derselben und ihrer chemischen Zusammensetzung immer wieder von neuem gelöst werden muss. Auf meinen Reisen bin ich wiederholt Zeuge verunglückter Versuche gewesen. Es erfordert grosse Geduld und eigene Experimente an Ort und Stelle, um günstige Ergebnisse zu erzielen; denn die von gelernten Schmelzern aus Europa mitgebrachten Kenntnisse reichen dazu in der Regel nicht aus, die in Peru gefundenen Erze sind andere, als sie zu verarbeiten gewohnt waren, und erfordern eine verschiedene Behandlung, die sich nur durch Probieren ausfinden lässt.

Ein Besuch der Minen auf dem Berge Colla racra[1]), den mir Herr

1) Colla ist ein Wort der Aimaràsprache, welches einen Berg bedeutet, racra besagt Spalte, also Colla-racra die Bergkluft.

Tierry für den nächsten Tag vorgeschlagen hatte, kam nicht zur Ausführung. Durch das Ausbleiben mehrerer Arbeiter, die sich am Sonntag betrunken hatten, waren bei einer grossen Beschickung von Erzen, die im gemauerten Amalgamationsbecken bereits mit Quecksilber gemischt worden waren, Fehler gemacht worden, welche einen empfindlichen Verlust an Quecksilber und Silber herbeizuführen drohten. Der Direktor war daher den ganzen Tag über bemüht, dem Übel zu steuern, und wie begreiflich, sehr verdriesslich gestimmt. Die Bergwerke liegen hoch oben am Abhang der Cordillera negra, und ich sah sie, als wir Ticapampa verlassen hatten, von weitem. Die Gruben Icazas liegen zwischen denen Thierrys und beide beuten dieselben Adern aus. Die gewonnenen Erze bestehen aus Bleiglanz und Fahlerz. Die Aufschlüsse (frontones) sind breit und die Förderung sehr beträchtlich. Thierry bearbeitete seine Gruben damals seit acht Jahren und die sehr bedeutenden Vorarbeiten (obras muertas), sowie ein grosser Teil der Schmelzwerke war aus den Überschüssen bestritten worden. Aber die zur Erreichung solcher Resultate erforderliche Arbeit ist hart. Der beständige Verdruss über Unzuverlässigkeit und Betrunkenheit der Arbeiter, Diebstahl von Erzen, Misslingen von Versuchen, Verlust von Lasttieren, Hereinbrechen von Wasser in die Gänge, Schadhaftwerden von Maschinen, die nur unter grossen Opfern und Zeitverlust wieder in Stand gesetzt werden können, dazu das rauhe Klima und die Abgeschiedenheit von der civilisierten Welt, das alles macht, dass der Bergwerksbesitzer, auch der erfolgreichste, keineswegs auf Rosen gebettet ist. Es muss in der That viel verdient werden, um einen an den Umgang mit Gebildeten gewöhnten Menschen für die Opfer zu entschädigen, die ihm das Leben in der Sierra auferlegt. Und wer etwas vor sich bringen will, darf die Überwachung seiner Interessen nicht andern überlassen, muss selbst an Ort und Stelle sein. Das spanische Sprichwort, dass das Auge des Herrn sein Pferd fett macht, gilt auch für die Ausbeuten der Minen; denn wenn der Eigentümer nicht selbst acht giebt, so finden die reichen Erze ihren Weg in die Taschen der Arbeiter, welche sie um Spottpreise an heimliche Aufkäufer abliefern. Trotz aller Unannehmlichkeiten jedoch übt der Bergbau auf edle Metalle auf alle damit Beschäftigten einen eigentümlichen Reiz aus, eine Art magnetische Anziehung wie die des Glückspiels auf den Spieler, und diese ist so stark, dass auch oft wiederholte bittere Enttäuschungen selten im stande sind, den Silber- und Goldsucher abzuschrecken und von seiner Leidenschaft zu kurieren.

Um den Tag nicht unbenutzt vorübergehen zu lassen, stieg ich nachmittags auf eine nahe gelegene Höhe, von wo aus man das Thal

überblickte, das wir nun bald verlassen sollten. Das Santathal verlängert sich noch 12 Leguas in derselben Richtung wie die bisherige, immer von Norden nach Süden mit einer geringen Abweichung nach Osten, bis zu dem grossen Gebirgsknoten, von welchem die weisse und die schwarze Cordillera ausgehen. Dort entspringt der Santa in einer Höhe von 3950 Meter aus dem kleinen und seichten See Conococha, welcher sein Wasser aus umliegenden Quellen und aus dem 200 Meter höher gelegenen, noch kleineren See Aguasch erhält. Der Blick auf die Schneeberge war von meinem Aussichtspunkte nicht so vollständig

Ticapampa.

als ich erwartet hatte. Dagegen führte mich mein Spaziergang zu einer interessanten geologischen Merkwürdigkeit. Der Weg lag fast immer über grosse Schalen von Kalktuff, ähnlich denen, aus welchen die Grotte von Recuay besteht. Auch Quellen von Salzwasser fehlten nicht neben kalkigen, welche die Felsen in beträchtlicher Ausdehnung mit krystallinischem Kochsalz überzogen hatten, so dass vom Thale aus dieser Ort mit Schnee bedeckt zu sein schien. Weiter oben, etwa 200 Meter über der Thalsohle, haben die Kalkablagerungen eine sonderbare, höchst auffallende Form angenommen. Es hat sich dort eine mauerähnliche Wand gebildet, 10—15 Meter hoch, unten 8—10 Meter dick und sich nach oben zu verschmächtigend. Die Entstehung dieser

seltsamen Formation zu erklären, würde für einen Geologen eine interessante Aufgabe sein, mir blieb sie ein Rätsel.

Am Abende kamen die Herren von Recuay nach Ticapampa zum Besuch, und wir waren bei Tisch eine ziemlich zahlreiche Gesellschaft. Señor Icaza erzählte mir bei dieser Gelegenheit, dass die wunderlich gestalteten Thongefässe, die in der Sammlung des Dr. Macedo als von Recuay herstammend bezeichnet waren und sich jetzt im Museum für Völkerkunde in Berlin befinden, von ihm persönlich ausgegraben worden seien, und zwar an einem »Katac« genannten Orte, der eine Legua thalaufwärts liegt. Die eigentümlich geformten Gefässe, welche abwechselnd mit roten, weissen und schwarzen Linien bemalt sind, wurden in kleinen, ausgemauerten viereckigen Gruben gefunden, in denen weder Schädel, noch menschliche Gebeine, noch Knochenasche vorhanden waren. Es konnte sich also hier nicht um Gräber handeln, wenn auch die Aufbewahrung der Gefässe sich auf Gebräuche, die bei der Totenbestattung üblich waren, bezogen haben mag. Die von Icaza geöffneten und untersuchten Gräber beliefen sich auf nahe an hundert. Andere Funde derselben Art sind im Santathal nicht gemacht worden. Bei San Rafael im Thale von Casma sind aus Gräbern Thongeschirre zu Tage gefördert worden, die denen von Recuay ähnlich sind.

Chavin de Huantar.

Am Morgen unserer Abreise von Ticapampa (29. Juni) erhoben wir uns bei Zeiten, denn wir hatten einen weiten Weg vor uns. Es war auf einmal bitter kalt geworden. Als ich um 5 Uhr über den Hof ging, um unsere Arrieros zu wecken, sah ich beim Lichte des abnehmenden Mondes fusslange Eiszapfen an der Wasserleitung hängen und der Boden war mit Reif bedeckt. Ticapampa liegt allerdings bereits 3500 Meter über dem Meere, 500 Meter höher als Huaràs, dabei ist das Thal flach und ungeschützt gegen die Winde, die von den Eisfeldern der weissen Kette herabwehen, auch waren wir jetzt im Winter der südlichen Halbkugel. Auf dem Rückwege bemerkte ich Licht im Geschäftslokal, und Herr Thierry trat aus seinem Schreibzimmer. Als ich ihm meine Verwunderung ausdrückte, bemerkte er, er sei bereits seit 3 Uhr bei der Arbeit, denn so oft er nachts aufwache und nicht sogleich wieder einschlafen könne, habe er die Gewohnheit aufzustehen und sich anzukleiden. Einem verweichlichten Küstenbewohner, wie ich war, flössten so energische Gewohnheiten in einem solchen Klima keinen geringen Respekt ein. Die Sonne war noch nicht aufgegangen, als wir uns im

Sattel befanden und von unserem liebenswürdigen, wackeren Wirt Abschied nahmen. Wir verliessen den Hof durch ein Thor, das nach dem Flusse zuführte und durchritten denselben etwas weiter oben, wo er in mehrere Arme gespalten war; das Wasser reichte den Tieren nur bis an die Knie. Auf dem andern Ufer angelangt, lenkten wir unsere Tiere nach dem Eingang eines Nebenthals, welches uns als der Weg bezeichnet worden war, den wir einzuschlagen hätten. Wir schieden jetzt aus dem Thale des Santa, in welchem wir von Yuracmarca heraufgestiegen waren, und schickten uns an, die weisse Cordillera zu überschreiten, um in die Thäler zu gelangen, deren Flüsse sich in den Marañon ergiessen. Die Sonne war inzwischen aufgegangen und beleuchtete die Landschaft, die einer nordeuropäischen gegen Ende November nicht unähnlich war: Rasen und Büsche mit Reif überzogen und dünnes Eis am Ufer der Bäche. Man hatte uns gesagt, der Weg zum Passe von Cahuisch sei gar nicht zu verfehlen, und allerdings hatte ich tags zuvor auf meinem Spaziergang von der linken Thalwand aus den tiefen Einschnitt gesehen, der hier die hohen Berge der Kette vollständig zu trennen scheint. Immerhin aber war bis zum eigentlichen Passe noch eine weite Entfernung, und die dazwischen liegende Gegend war eine allmählich steigende wellenförmige Fläche, die mit halbvertrocknetem Gras bewachsen, bald steinig, bald sumpfig war. Der Weg durch diese sogenannte Puna verzweigte sich öfters, und obgleich wir bei jeder Teilung darauf bedacht waren, dem betretensten Pfad zu folgen, so bemerkten wir doch nach Verlauf einer Stunde, dass wir uns verirrt hatten. Während wir beratschlagten, welche Richtung wir einschlagen sollten, da auch unsere Arrieros des Wegs unkundig waren, sahen wir in einiger Entfernung eine menschliche Gestalt, welche die Arme in die Luft hob und uns Zeichen zu machen schien. Wir ritten auf den Menschen zu, wobei wir verschiedene Umwege machen mussten, um Sümpfe zu vermeiden, und fanden endlich einen indianischen Hirten, der in der That von weitem bemerkt hatte, wie wir einen falschen Weg einschlugen, und der uns vor den Sümpfen hatte warnen wollen. Wir waren ihm dankbar und nahmen ihn als Führer mit, hatten aber durch Kreuz- und Querreiten über eine Stunde Zeit verloren und unsere Tiere nutzlos ermüdet, was zur Folge hatte, dass wir das für den Tag vorgesteckte Reiseziel nicht ganz zu erreichen vermochten.

Noch vor Mittag gelangten wir zu dem kleinen grünen See Kerococha, der am Eingange des Passes liegt. An dem gegenüberliegenden Ufer desselben erhebt sich der erste Schneeberg, der Yanamarey, dessen schwarze Felsenspitze so steil ist, dass der Schnee nicht überall fest

anliegt, sondern beständig herabgleitet. Der Weg, der bis hierher bequem gewesen war, stieg jetzt einen steilen Abhang hinan, und wurde darauf zwar wieder ebener, blieb aber sehr steinig. Wir ritten ein paar Stunden lang in einem engen Hochthal zwischen steilen Felswänden. Im Moorgrunde schlängelte sich in unzähligen Windungen ein kleiner krystallheller Strom, aber ganz ohne Leben. Man sah keinen Fisch, keinen Wurm, kein Insekt im Wasser und keinen Vogel am Ufer. Endlich begann der Weg zu steigen, neue Schneegipfel kamen in Sicht, Bäche rauschten die Bergwände herab aus verschiedenen kleinen Gletschern und man merkte, dass man sich dem Kamme näherte. Doch war es unmöglich zu erraten, wo man denselben überschreiten würde, denn eine schwarze, fast senkrechte Felswand erhob sich am Ende des Thals und schien es zu verschliessen. Der Weg führt zum Fusse der Felswand und erhebt sich darauf über eisbedecktes Geröll in steilem Zickzack bis an die Schneegrenze; dann wendet er sich plötzlich zur Rechten, biegt um den Felsen und man sieht überrascht den Pass in geringer Entfernung vor sich: ein tiefer Einschnitt, der den schwarzen Felsenberg wie eine Brücke mit den linksseitigen Schneegipfeln verbindet.

Was dem Reisenden besonders auffällt, wenn er auf dem Kamm anlangt, sind Hunderte von kleinen Steinhaufen, welche zu beiden Seiten des Weges auf Klippen und Platten zusammengetragen sind. Bald liegen bloss einige grössere Steine aufeinander, bald sieht man eine Menge meist kleiner Stücke zu niedrigen Pyramiden aufgetürmt. Die Sitte, auf der Spitze hoher Berge, über welche ein Weg führt, dergleichen Wahrzeichen zu errichten, stammt aus alter heidnischer Zeit und die Indianer in vielen Provinzen halten an diesem Gebrauche fest. Nach dem Volksglauben lebt in jedem hohen Berge ein Geist und der Name des Berges bezeichnet zugleich den in seinem Innern wohnenden Gott. Dieser stärkt den Wanderer beim Hinaufsteigen und erleichtert ihm seine Arbeit beim Tragen von Lasten, wird daher Apachic genannt, ein Wort der Keshuasprache, welches einen Helfer beim Tragen bedeutet. Jeder Eingeborene, der einen hohen Berg, besonders einen Pass erstiegen hat, drückt seine Dankbarkeit gegen den Gott, unter dessen Beistand er den mühseligen Weg zurückgelegt zu haben glaubt, dadurch aus, dass er einen Stein zu anderen schon vorhandenen hinzufügt. Die so entstandenen kleinen und grossen Haufen werden Apachetas genannt, eine verdorbene Aussprache von Apachicta[1]), d. h. dem Helfer beim Tragen.

[1]) Apa-, tragen: Apa-chiy, tragen lassen, tragen machen; davon das aktive Partizip apachic, im Akkusativ apachicta.

Der Kamm des Passes Cahuisch ist 4520 Meter hoch; das Wetter war vollkommen windstill, angenehm kühl und ich fühlte weder Beklemmung, noch sonstiges Unbehagen. Auch dauert der Übergang nur wenige Augenblicke, denn der Kamm ist ganz schmal, und kaum ist man auf dem höchsten Punkte angelangt, so senkt sich der Weg wieder bergabwärts. Der Abhang ist auf dieser Seite weit steiler, als auf der des Santathales und der Zickzackweg steinig und beschwerlich. In ganz kurzer Zeit waren wir 300 Meter hinabgestiegen, worauf der Weg weniger abschüssig wurde und an der linken Seite eines engen Thales abwärts führte. Die Vegetation kehrte alsbald wieder, erst Punagras, dann ein dichter Wald von Quinualbäumen. Der Quinual oder Quinuar ist ein Baum mit vielfach gekrümmtem, knorrigem Stamm, von welchem sich die gelbe Rinde abblättert; die kurzen dicken Zweige tragen kleine, lederfarbige und glänzende Blätter. Er ist ein äusserst genügsames Gewächs, welches nur bescheidene Ansprüche an Boden und Klima macht. Man sieht Gruppen dieser Bäume, ja ganze Wäldchen bis dicht an die Schneegrenze hinaufreichen. Die Sonne stand jetzt schon tiefer und manche Windungen des Thals lagen bereits im Schatten. Wo die Sonnenstrahlen nicht hinfielen, war es empfindlich kalt. Indes lag nun bereits die Region der Quinuarbäume hinter uns, Gebüsch und blühende Blumen begannen am Wege hervorzusprossen, und bald befanden wir uns wieder in milderer Luft. Das Herabsteigen von einem Passe oder einer Hochebene ist für den Wanderer jedesmal ein wahres Vergnügen, und wenn man auch noch so ermüdet von langem Bergabreiten ist, so empfindet man die Rückkehr aus der kalten unwirtbaren Höhe zu Wärme und Leben als ein Labsal. Das Thal bleibt fortwährend eng, schluchtartig, von steilen Bergwänden eingeschlossen, deren unterer Teil mit Vegetation bedeckt ist. Aus dem Moorgrunde am Fusse des Kammes scheidet sich ein Bach ab, der bald zum Flüsschen wird. An den abschüssigen Ufern desselben bemerkte man hie und da eingezäunte Grasplätze, auf denen Schafe und einige Kühe weideten, aber Menschen begegneten wir nicht. Wir kamen an manchen Wohnungen vorbei, auch an Gebäuden zur Aufarbeitung von Erzen, allein alle Häuser waren ohne Dächer und schienen seit lange verlassen. Der Fluss, in dessen Thal wir hinunterritten, mündet in einen grösseren Nebenfluss des Marañon, der weiter unten Puceha genannt wird. In das Thal dieses Flusses bogen wir jetzt ein, indem der Weg an der linken Thalwand sich hoch erhob, um die steilen Felsen zu umgehen, die sich dort auftürmten. Die Sonne war bereits dem Untergange nahe und beleuchtete nur noch die Spitzen der Berge mit rötlichem Lichte, als wir unten im Thale

anlangten. Wir sahen, dass wir die kleine Stadt Chavin, die wir als Ziel unserer Tagereise in Aussicht genommen hatten, erst lange nach Einbruch der Dunkelheit erreichen würden, und beschlossen daher, lieber in einem kleinen Dorfe, dessen erste Häuser wir vor uns sahen, ein Obdach für die Nacht zu suchen. Der Ort hiess Machac, ein sonderbarer Name, denn in der Landessprache bedeutet das Wort einen Betrunkenen. Ein Indianer, dem wir begegneten, wies uns auf ein grösseres Gehöft hin, wo wir am besten Aufnahme finden würden. Wir waren mit Abzug einer kurzen Ruhe, die wir uns unterwegs gegönnt hatten, zwölf Stunden im Sattel gewesen, und als ich absteigen wollte, war ich kaum imstande, den Fuss über den Rücken des Maultieres zu heben, und fühlte mich erst nach Reiben der Glieder und Umhergehen etwas gelenkig. In dem offenen Hause trafen wir nur mehrere kleine Kinder, die uns keine Auskunft über den Aufenthalt ihrer Eltern zu geben wussten, denn sie verstanden kein Spanisch. Wir schickten daher unseren alten Arriero ins Dorf, um in einem anderen Hause ein Unterkommen zu suchen. Es war schon ganz dunkel, als er endlich mit einem jungen Mädchen von 9 Jahren zurückkam, die uns einen engen Weg zwischen hohen Hecken den Berg hinaufführte. Wir kamen zu einem kleinen Hof mit zwei kleinen Häuschen, vor dem einen sass ein blödsinniger Knabe, der uns anlallte. Die Thüren waren verschlossen. Unsere kleine Führerin erklärte den Arrieros, ihre Mutter sei wie alle übrigen Bewohner des Dorfes hoch oben in den Bergen mit der Kartoffelernte beschäftigt, der Vater sei mit Maultieren an die Küste gezogen, um Salz zu holen. Nachdem wir eine Stunde gewartet hatten, kam endlich die Frau, einen mit Kartoffelsäcken beladenen Esel vor sich hertreibend. Sie war müde, sah mürrisch aus und schien keineswegs zufrieden mit der Anwesenheit unerwarteter Gäste. Jedoch besserte sich ihre üble Laune, als unsere Arrieros ihr beim Abladen des Esels behilflich waren und ihr erklärten, dass sie für Herberge und Futter für unsere Tiere gut bezahlt werden würde. Sie gab uns einige Eier, und mit den von Ticapampa mitgebrachten Vorräten an Brot und Fleisch und einer Tasse Thee, bereiteten wir uns selbst eine Mahlzeit. Die Frau schloss uns eines ihrer Häuschen auf, welches als Speise- und Vorratskammer zu dienen schien, und dort schlugen wir, wie schon öfter zuvor, zwischen Haufen von Mais und Kartoffeln unsere Feldbetten auf.

Als wir am nächsten Morgen aus unserer Hütte auf den kleinen Hof traten, erstaunten wir über die Schönheit der Gegend, von welcher wir uns umgeben sahen. Das Thal war von hohen, kühn geformten

Bergen vollkommen eingeschlossen, man sah keinen Ausweg: die Bergwände waren mit dichtem Gebüsch bedeckt, sogar die steilsten Felsen mit Büscheln rotblättriger Tilandsien, so dass es aussah, als seien sie mit riesengrossen Teppichen behangen. Um den Hof lagen am Bergabhang hinauf kleine, mit niedrigen Mauern umgebene Klee- und Gemüsefelder, beschattet von dichtbelaubten baumartigen Hollunderbüschen. Unter einem solchen 30 Fuss hohen Strauche, dessen Hauptstengel über einen Fuss dick war, rieselte eine schwache Quelle kühlen und wohlschmeckenden Wassers. Wiewohl der Ort mit 3400 Meter nur wenig tiefer lag, als Ticapampa, war die Luft mild und weich. Da die Entfernung zwischen Machac und Chavin nur anderthalb Leguas beträgt, so beeilten wir uns nicht mit der Abreise. Wir dankten der mürrischen Frau für die Herberge, und fügten hinzu, es habe uns so wohl in ihrem Hause gefallen, dass wir nach zwei Tagen wiederkommen würden. Sie sah uns ungläubig an, als hielte sie die Ankündigung für einen Scherz. Als wir aber unsere Worte durch unsere Arrieros in der Landessprache wiederholen liessen, gab sie ihre Zustimmung und versprach frühzeitig zu Hause zu sein. Wir ritten darauf den engen Pfad zwischen Hecken wieder hinunter und durch das Dorf, das aus einer kleinen Zahl elender, in Gruppen zusammenliegender Häuser besteht. Ein gut geebneter, ziemlich breiter Weg führte von hier ab durch das Thal, bei weitem das schönste, das wir bis jetzt im Hochland gesehen hatten. Hohe Berge mit scharfgeschnittenen vielgestaltigen Umrissen steigen zu beiden Seiten empor, gebildet aus senkrecht aufgerichteten Lagern von Kalk-Schiefer, durch welche sich der Fluss im Laufe der Jahrtausende eine Bahn gebrochen hat. Die Schichten des Gesteins sind von ungleicher Härte, die einen verwittern rascher als die andern, und so kommt es, dass festere, zuweilen nur einige Fuss dicke Lagen, kammartig aus der Bergwand hervortreten wie senkrechte Strebepfeiler. An einigen Stellen sind die Schichten über die senkrechte Linie hinaus und rückwärts gedrängt, andere Male sieht man sie schlingenförmig umgebogen. Zwischen den Felsen sind die Thalwände bis hoch hinauf mit frisch grünenden Gebüschen und Kräutern bekleidet.

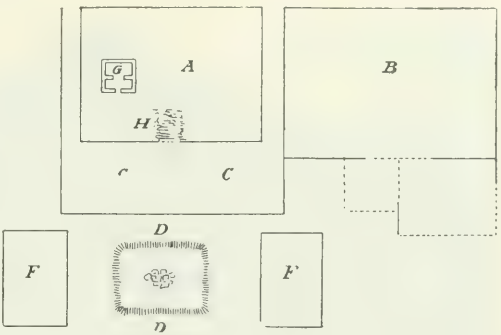
Eine Stunde nachdem wir von Machac aufgebrochen waren, langten wir in Chavin an und erblickten gleich am Eingang des Orts die merkwürdigen Ruinen, um derentwillen wir hierher gekommen waren. Wiewohl sie ganz nahe am Wege lagen, so hielten wir uns für jetzt nicht dabei auf, sondern zogen vor erst in den Ort zu reiten, um unsere Tiere dort unterzubringen. Wir waren verwundert, die Strassen früh am Vormittag schon voll von Menschen zu finden und hörten, dass an

diesem Tage das Hauptfest von Chavin gefeiert werde, zu Ehren der Schutzpatrone der Stadt, der heiligen Apostel Peter und Paul. Gruppen von indianischen Tänzern zogen umher, in seltsamen Verkleidungen, den Kopf mit bunten Federn geschmückt. Viele waren bereits vollständig betrunken, oder waren vom vorigen Tage nicht nüchtern geworden. Auf dem Marktplatz bemerkten wir im Getümmel der braunen Menge ein weisses Gesicht und erkannten einen Landsmann, Felix P., mit dem ich in Lima befreundet gewesen war. Auch er hatte uns bereits gesehen, begrüsste uns und lud uns ein, mit ihm nach seinem Hause zu kommen. P. war der einzige Deutsche in Chavin, ausser ihm lebte damals daselbst nur noch ein Europäer, ein Franzose.

Chavin ist eine kleine Stadt von 950 Einwohnern, am linken Ufer des Flusses, der weiter unten Puccha heisst, hier aber nach dem Ort Rio de Chavin genannt wird. Der Ort liegt in einer durch Ausmündung eines Nebenflusses gebildeten Erweiterung des Thales 3170 Meter über dem Meere. Der Puccha läuft in dieser Gegend gerade von Süden nach Norden, parallel mit dem Santa und geschieden von ihm durch die Cordillera blanca. Er wendet sich aber bald etwas nach Osten, um sich nach kurzem Lauf in den Marañon zu ergiessen. Von Chavin führt ein anderer Pass über die Kette direkt nach Huaràs, der weniger bequem sein soll, als der Pass von Cahuisch, auf welchem wir das Gebirge überstiegen hatten. Der Ort ist ärmlich gebaut, wie fast alle in der Sierra. Die Häuser sind nicht einmal alle mit Ziegeln gedeckt, sogar am Hauptplatz sieht man Strohdächer. Immerhin soll Chavin der ansehnlichste Ort der Gegend sein, und die Indianer der Nachbarschaft kommen, um aus den wenigen hier befindlichen Läden ihren Bedarf an Waren zu entnehmen. Wir ruhten uns im Hause unseres Landsmannes etwas aus und liessen uns von ihm erzählen, wie er in diesen abgelegenen Winkel des Landes gekommen sei, wie er sich mit einer Tochter des Ortes verheiratet habe, nun dort ansässig und mit seiner Lage zufrieden sei. Als er den Zweck unseres unerwarteten Besuchs erfuhr, erklärte er sich sogleich bereit, uns nach den Ruinen zu begleiten, ein Anerbieten, dass ich mit Freuden und auf der Stelle annahm, denn ich war begierig mich zu überzeugen, wie viel von diesen alten Bauwerken noch vorhanden sei, von denen ich so viel gehört, und deren Untersuchung einer der Hauptzwecke meiner Reise war.

Die Ruinen, von denen wir einen Teil bereits bei unserer Ankunft von weitem gesehen hatten, liegen an der linken Seite des Flusses, am oberen — südlichen — Ende des Ortes, und sind unter dem Namen »el castillo«, das Schloss, bekannt. Von den weitläufigen und, nach

den zerstreuten Resten zu schliessen, sehr ansehnlichen Bauten ist gegenwärtig nur noch wenig übrig geblieben, so wenig, dass es schwer wird, sich eine bestimmte Vorstellung von der Gestalt und Ausdehnung des Ganzen zu bilden. Neue Häuser, Höfe und gemauerte Einfriedigungen sind innerhalb und auf den alten Bauresten entstanden, so dass es an vielen Stellen nicht möglich ist, den Grundriss derselben zu verfolgen. Wir versuchen im folgenden dem Leser ein Bild von den Ergebnissen unserer Besichtigung vorzuführen und begleiten die Beschreibung zu ihrer Veranschaulichung mit einem Plan, der natürlich unter solchen Umständen sich auf Andeutungen der Umrisse beschränken muss, und auf dem durch punktierte Linien die Stellen angegeben sind, wo durch neue Gebäude die Grenzlinien der alten verdeckt werden. Die Ruinen rühren von einem Tempel und einem Palaste her, und zwar gehört derjenige Teil, der sich noch erhalten hat und gewöhnlich als das Schloss — el castillo — bezeichnet wird, zum Tempel. Die Trümmer der alten Bauten liegen zwischen der linken Thalwand und dem Fluss, etwas höher als die Thalsohle, auf einer Anschwellung des Bodens, die zu niedrig ist, um ein Hügel genannt werden zu können, erstrecken sich über eine Ausdehnung von 250 Schritt Länge in der Richtung von Süden nach Norden, und messen an ihrer oberen oder südlichen Seite etwa eben so viel in die Breite. Vom Wege, auf welchem wir hergekommen waren, führt ein kurzer Pfad zwischen Büschen und neuen Mauern einen kleinen Abhang hinan, worauf man sich auf einer ebenen Fläche befindet; dies war die Plattform des ehemaligen Tempels (*A*), welche 110 Schritt lang und 90 breit ist. Auf diesem Platz stehen mehrere bewohnte Häuser, und ein Teil desselben ist durch niedrige, aus Steinstücken lose gebauten Mauern in mehrere Höfe und Einfriedigungen abgeteilt, zum Einschliessen von Vieh. Der Bau bildete ein Rechteck und bestand aus nicht ganz senkrechten, sondern wallartig nach innen geneigten Mauern, deren Inneres keine Zimmer oder Räume enthielt, sondern mit Steinen und Erdreich aufgefüllt, eine solide Masse bildete; von diesen



Plan der Ruinen von Chavin.

Mauern ist noch die südöstliche Ecke erhalten, sowie auch ein niedriges Stück der nordöstlichen. Um diese Mauerreste übersehen zu können, muss man von der Plattform herabsteigen und sie von einem nach dem Flusse zu gelegenen Trümmerhügel betrachten, von welchem die hier eingeschaltete Photographie aufgenommen ist.

Die zum Bau verwendeten Steine sind grosse Quadern, teils Kalkschiefer aus Steinschichten des Thals, teils Granit. Die Flächen und Kanten der Granitquadern sind noch glatt und scharf, aber die Kalksteine, die ohne Zweifel ebenfalls behauen waren, sind zum Teil sehr

Tempel zu Chavin.

verwittert. Zwischen den Steinen befand sich eine Schicht von Mörtel oder Lehm. Der obere Teil der 11—12 Meter hohen Mauer ist herabgestürzt und von einem Gesims oder einer Brustwehr nirgends mehr eine Spur. Bei weitem der grössere Teil dieser Mauer ist zerstört und die Steine sind von den Bewohnern des Ortes zum Bau ihrer Wohnungen verwendet, denn in den Grundmauern der Häuser in Chavin bemerkt man überall grosse alte Quadersteine. Neben den oben erwähnten, aus alten Trümmern errichteten neuen Mauern und Häusern der Plattform, findet sich auf derselben ein kleiner, aber interessanter Überrest aus alter Zeit, welcher den Charakter des Baues als eines der Gottesverehrung geweihten Ortes darzuthun scheint. Näher der südlichen

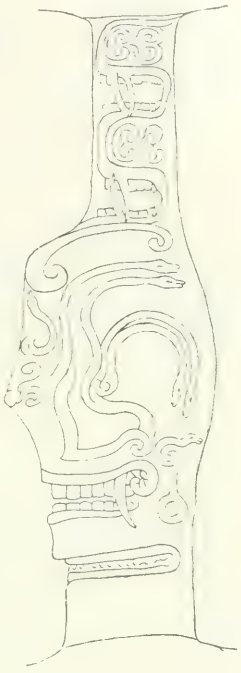
Wand als der Mitte findet sich ein kleiner, von sehr massigen Quadern umschlossener Raum (*G*), die einzigen alten Mauerreste, die sich auf der Plattform entdecken lassen. Die Mauer ist 1,30 dick und misst 8,50 ins Geviert. Ein 1,20 breiter Eingang führt von Osten ins Innere des Raumes, welcher durch zwei von Süden und Norden her vorspringende Mauerstücke in zwei gleich grosse Abteilungen geteilt ist; die südwestliche Ecke der Mauer ist eingestürzt. Wir vermögen für diesen ganz alleinstehenden, von Mauern aus kolossalen Steinen umgebenen Raum keine andere Erklärung zu geben, als dass es das Heiligtum gewesen, in welchem der Gott oder Götze des Tempels aufgestellt war. Auch soll in dieser Gegend der Stein gefunden worden sein, der später mit grossem Aufwand von Mühe und Geld nach Lima geschafft wurde und gegenwärtig im Garten des Ausstellungspalastes aufgestellt ist. Wir kommen auf diesen Stein, der auch zur Beurteilung des mutmasslichen Alters des Gebäudes von Wichtigkeit ist, weiter unten zurück.

An der östlichen, dem Flusse zugekehrten Wand des Tempels zieht sich eine breite, mässig erhöhte Terrasse (*C*) hin. In der Mitte dieser Wand scheint sich der Haupteingang befunden zu haben. Es öffnet sich dort eine mit Gestrüpp zum Teil überwachsene Schlucht (*H*), deren Seiten aus unregelmässigem Mauerwerk bestehen. Man sieht jetzt nur in Lehm eingebettete Steinstücke, indem die behauenen Quadern, mit denen dieses ehemalige Treppenhaus bekleidet war, gleich denen der Aussenmauer, weggeholt und zu anderen Bauten verwendet worden sind. An die Terrasse schliesst sich ein weiter rechteckiger Raum (*D*), so breit als der Tempel, der sich bis nahe an das Ufer des Flusses erstreckt und dem Anschein nach ein Hof war. Der mittlere Teil desselben liegt fünf bis sechs Fuss tiefer: eine quadratische Einsenkung des Bodens, die entweder ein Garten oder ein Wasserbecken war, denn in der Mitte derselben, wo man einen Haufen von Steinblöcken bemerkt, öffnete sich eine grosse Leitung, die jetzt zwar verstopft ist, sich aber noch deutlich erkennen lässt. Zu beiden Seiten war dieser Hofraum von rechteckigen Gebäuden (*F*) begrenzt, welche fünf bis sechs Meter hohe zerfallene Ruinenmassen bilden, aber einzelne noch übrig gebliebene Mauerreste beweisen, dass ihre Aussenseite aus Quadersteinen aufgeführt war. Nach Norden vom Tempel, d. h. thalabwärts, und nur durch einen geringen Zwischenraum von demselben getrennt, befand sich ein zweiter Bau (*B*), gleichfalls von rechteckiger Gestalt, aber ausgedehnter als der vorige; doch lassen sich nur auf zwei Seiten, wo hier und da noch Mauerreste vorhanden

sind, die Richtung und Länge derselben verfolgen und annähernd angeben. Die Länge beträgt 150 Schritt, aber über die Breite lässt sich, in der Richtung nach dem Flusse, wegen neuer Gebäude, Zäune und Mauern nichts bestimmtes ermitteln. Auf dem höchsten Punkte dieser formlosen Trümmermassen steht eine Kapelle. Dieser Teil des alten Baues mag ein Palast für den Herrrn des Landes gewesen sein oder Wohnungen für Priester und Tempeldiener enthalten haben. Eine Burg oder Festung scheint er nicht gewesen zu sein, denn seiner ganzen Lage nach eignete er sich nicht zu einem Verteidigungswerk.

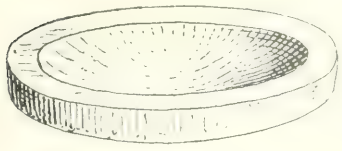
Sowohl unter den Ruinenhaufen des Palastes, als auch besonders des Tempels befinden sich unterirdische Gänge, welche von Mannshöhe, meist gut und aus kleinen Quadern gemauert sind, in mancherlei Winkeln laufen und sich zuweilen zu kleinen Kammern oder Zellen erweitern. Die Zugänge zu denselben, deren früher mehrere vorhanden gewesen sein sollen, sind durch Erde und herabgefallene Steine halb verschüttet, so dass man nur kriechend hineingelangen kann, werden aber alsbald höher, man kann darin gehen, ohne sich zu bücken, sie sind luftig und lassen nirgends dumpfige oder üble Gerüche bemerken. Der interessanteste dieser labyrinthischen Gänge befindet sich unter den Ruinen des Tempels. Der Eingang dazu war zur Zeit meines Besuchs mit Maisstroh und Schutt fast verstopft. Wir liessen die Öffnung durch einige Indianerjungen auskratzen und erweitern, bis wir hineinkriechen konnten. Nach einer kurzen Strecke wendete sich der anfangs weite Gang zur linken und wurde ziemlich enge, so dass nur ein Mann darin gehen konnte, auch waren an dieser Stelle die Mauern nicht so wohl gefügt und die Steine nicht so glatt behauen, als an anderen. Nachdem wir so eine Strecke von 30 Meter etwas gebückt gegangen waren, erweiterte sich der Gang zu einer kleinen Zelle, deren Decke von einem steinernen Pfeiler getragen zu werden schien. Aus diesem engen Raum liefen in rechtem Winkel nach beiden Seiten Gänge aus, welche jedoch bei zwei Meter Tiefe blind endigten. In der Richtung des Zugangs setzte sich der Gang nach innen weiter fort. Der Pfeiler, welcher die Decke trägt, von den Eingeborenen La huanca genannt, ist von unregelmässig prismatischer Gestalt. Er ist mit in den Stein eingegrabenen gewundenen und geschnörkelten, in Schlangenköpfe auslaufenden Figuren bedeckt, deren Ganzes ein fratzenhaftes menschliches Gesicht darstellt. Die nach vorn gekehrte stumpfe Kante bildet die Nase, unter welcher auf den beiden breiten Seitenflächen ein Mund mit fletschenden Vorderzähnen und grossen spitzen Hauzähnen eingegraben ist. Der untere Teil des Pfeilers ist dreiseitig, die beiden vor-

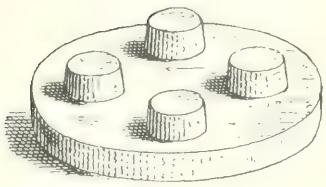
deren Seiten sind breit, die hintere schmal, der obere halsartige Teil vierseitig, und auf diesem sieht man wieder fletschende Gebisse mit Hauzähnen gemeisselt. Die beigegebene Zeichnung, die bei dem etwas trüben Lichte von Talgkerzen angefertigt wurde, sucht die oben gegebene Beschreibung einigermassen zu veranschaulichen. Vergleichen wir jetzt mit diesem Pfeiler den Stein im Garten des Ausstellungspalastes, von welchem sich am Ende des ersten Bandes dieses Werks eine photographische Abbildung findet, und auf die wir verweisen müssen. Es ist eine Granitplatte, von 1,90 Meter Höhe, 0,70 Breite und 0,15 Dicke, in deren vollkommen ebenen und glatten Fläche mit genau gearbeiteten Linien eine menschliche Figur dargestellt ist, zwerghaft und unförmig, in grotesker Weise stylisiert, mit grossen fletschenden Schneide- und Hauzähnen, krallenartigen Füssen und Sceptern in den Händen. Über dem Kopfe erhebt sich ein vierfacher Aufsatz von Zieraten, bestehend aus Kinnbacken mit grossen Hauzähnen und Schlangen, welche statt der Haare strahlenförmig vom Kopfe ausgehen. In den auf dem Steine sowie auf dem Pfeiler eingegrabenen Figuren findet sich so viel Ähnliches, dass die Vermutung nahe liegt, beide seien Darstellungen desselben Gegenstandes, nämlich der Gottheit, welche in alter Zeit in dem Tempel verehrt wurde.



Dass der Bau, in dessen Innern sich die Gänge finden, ein Tempel war und nicht eine Burg oder eine Festung, wie gewöhnlich angenommen wird, ergiebt sich aus der bei peruanischen Tempeln stets angetroffenen Form einer breit abgestumpften Pyramide, welche eine solide Masse von aufgeschütteter Erde umschliesst, aus dem Vorhandensein einer Freitreppe, aus der charakteristischen Zelle auf der Plattform; endlich aus der Auffindung zweier Götzenbilder, deren eines zu öffentlicher, das andere wahrscheinlich zu geheimer Verehrung bestimmt war; denn in den engen unterirdischen Gängen konnten bei religiösen Feierlichkeiten, welcher Art sie auch sein mochten, nur ganz wenige Personen zugegen sein. Dass es sich hierbei um Opfer gehandelt habe, scheint ein in den Gängen aufgefundenes Gefäss zu beweisen, nämlich eine 0,60 im Durchmesser haltende kreisrunde flache Schale aus hartem

dunklen Stein, welche auf vier dicken runden aus demselben Stein gehauenen Füssen steht und ein Gefäss zum Auffangen des Bluts gewesen sein mag. Dieses Gefäss befindet sich im Besitz von D. Manuel Zevallos in Huallanca, in dessen Hause ich es einige Tage später sah und abzeichnete.





Die in den Ruinen von Chavin aufgefundenen Götzenbilder sind ferner Beweise, dass diese Bauten nicht aus der Inkazeit herstammten, denn die von den Inkas erbauten Tempel waren der Sonne geweiht, konnten also keine anderen Götter enthalten. Die Inkas vermochten zwar bei den zum Aberglauben geneigten Völkerschaften, die sie ihrer Herrschaft unterwarfen, nicht die früheren religiösen Anschauungen auszurotten, aber sie führten überall den Sonnendienst ein und zerstörten unerbittlich alle anderen Göttern gewidmeten Verehrungsstätten. Sie schonten nur zwei Tempel, den im Thale Lurin und einen zweiten bei Cacha im Thale des Huillcanota, denn diese waren nicht Götzen, sondern dem höchsten Gotte geweiht, den sie selbst neben der Sonne anerkannten und der an der Küste unter dem Namen Pachacamak, im Hochland als Huiracocha verehrt wurde. Was weiter gegen die Inkas als Erbauer von Chavin spricht, ist die daselbst angewendete Bauweise. Solche Mauern, wie die in Chavin befindlichen, haben die Inkas nirgends errichtet, denn neben den bereits im zweiten Bande erwähnten Eigentümlichkeiten ihres Stils zeichnete sich derselbe bei ihren Steinbauten durch ihre ausserordentlich genaue Fügung der Steine aus. Bei ihren älteren Werken bestehen die Mauern aus unregelmässigen, vieleckigen, aber sorgfältig aneinander gepassten Steinen, bei den späteren aus Quadern, die ohne sichtbaren Mörtel in linienartigen Fugen aneinander stossen. Wir werden im Verlaufe dieser Reise noch Gelegenheit haben, ein solches Beispiel vorzuführen und später wiederholt dieselbe Bauart bei grösseren öffentlichen Bauwerken bestätigt finden. Hier in Chavin dagegen ist die Fügung lose, die grossen Steine liegen in dicken Schichten von Mörtel oder Lehm gebettet. Endlich würde, wenn man die Bauten von Chavin als Arbeiten der Inkas ansprechen wollte, die Frage zu beantworten sein, wer sie zerstört habe. Die Inkas waren vor Ankunft der

Spanier die letzten Herren von Peru, sie würden also ihre eigenen Werke nicht niedergerissen haben. Die Spanier aber zerstörten überhaupt keine Bauwerke bloss mit der Absicht, sie zu vernichten. Sie zerwühlten den Boden, wo sie verstecktes Gold vermuteten, aber die Mauern, in denen keine Schätze verborgen sein konnten, liessen sie stehen. Bloss wo sie das vorhandene Material zu eigenen Zwecken verwenden konnten, wie bei der Festung Huarcu im Thale Cañete, zum Hafendamm von Callao, in Cajamarca und Tiahuanaco zu Kirchen, haben sie alte Mauern niedergelegt. Hier dagegen, in dem abgelegenen Thale, wo überhaupt nur sehr wenige Spanier hinkamen, ist keine solche Verwendung sichtbar. Alles deutet vielmehr darauf hin, dass dieselben Hände, die im Santathale auf den Hügeln Pumacayan und Tumsacaica kaum einen Stein auf dem anderen liessen, die im Thale von Casma die grossen Granitblöcke des Tempels von Mojeque umherstreuten, auch die Mauern von Chavin zerstört haben und diese konnten keine anderen sein, als die der Herren von Kusko.

Die Inkas scheinen hiernach bei der Unterwerfung dieser Gegend, wie auch später in dem Kriege gegen die Chimus, nicht mit der Milde und Nachsicht verfahren zu haben, die ihnen Garcilaso de la Vaga so oft nachrühmt. Auch findet man in den Überlieferungen der Chronisten einige Andeutungen über den Grund ihres Zorns, allerdings nicht bei Garcilaso, sondern in den Denkwürdigkeiten des Montesinos, die zwar vieles Unwahrscheinliche und Ungereimte enthalten, deren Zeugnis aber an manchen Stellen nicht von der Hand zu weisen ist. Die Chancas, die zwischen Andahuaylas und Ayacucho ihre Wohnsitze hatten, waren die gefährlichsten Gegner der Könige von Kusko gewesen und hatten bei einem Aufstande selbst die Hauptstadt bedroht. Sie wurden von dem damaligen Thronfolger, nachmaligem Inka Huiracocha geschlagen, der ihrem gefangenen tapferen Häuptling Hanko Huallu das Leben schenkte und ihm verzieh. Die Besiegten aber trugen ihr Joch unwillig, und als der Inka auf einem seiner Feldzüge beschäftigt war, verliessen die Chancas, nach der Angabe Garcilasos, ihre Wohnsitze und zogen unter Führung Hanco Huallus über die Cordillera, um sich am Ostabhange, in der Gegend des jetzigen Moyabamba, niederzulassen. Montesinos erzählt diese Flucht der Chancas etwas anders. Bei einem Feldzuge der Inkas gegen Huaylas im Santathal waren sie zur Heeresfolge entboten worden und hatten ihre besten Mannschaften gestellt. Der König aber misstraute ihnen und sendete seinem Feldherrn insgeheim den Befehl, die Chancas in ihrem Lager nachts zu umzingeln und niederzumachen. Doch wurde dieser verräterische Plan vereitelt,

denn die Chancas, rechtzeitig gewarnt, entzogen sich dem Untergang durch eiligen Abmarsch, konnten nicht eingeholt werden und fanden bei dem König der benachbarten Conchucos Aufnahme und Schutz. Der König Cuismanco von Conchucos aber, der auch Freund und Verbündeter der Chimus war, residierte in Chavin, und wahrscheinlich war auch das Santathal, gegen welches der Feldzug der Inkas gerichtet war, schon eine Provinz seines Reichs.

Wie bereits bei der Beschreibung des Tempels von Mojeque hervorgehoben wurde, wäre die Errichtung eines solchen Bauwerkes, die Herbeischaffung und Aufstellung so grosser Steine, für die beschränkte Bewohnerzahl eines einzigen Thales unmöglich gewesen, und dasselbe gilt hinsichtlich der Bauten von Chavin. Sie konnten nur durch jahrelanges Arbeiten vieler hunderte von Menschen hergestellt werden und setzen das Vorhandensein eines zahlreichen Volkes voraus, das schon grössere Fortschritte in der Kultur gemacht hatte. Wir werden daher darauf hingewiesen, die merkwürdigen Gräber auf den Höhen von Sipa bei Andamayo, deren mächtige Steine von weiten Entfernungen herbeigeschafft werden mussten und gleichfalls das Zusammenwirken grosser Menschenmassen erheischten, mit den Bauten von Chavin in Verbindung zu bringen und müssen uns sagen: in alten Zeiten, lange ehe die Inkas ihre Herrschaft über diese Gegenden ausdehnten, muss zwischen beiden Cordilleren und dem oberen Lauf des Marañon, in den Thälern, welche zusammen Conchucos genannt wurden, und wahrscheinlich noch viel weiter gen Norden, ein Kulturvolk gelebt haben, dessen enge Verbindung mit den Stämmen der Küstenthäler bis jetzt zwar noch nicht erwiesen, aber wahrscheinlich ist. Chavin war ein Hauptsitz der Herrscher dieses Reichs, nicht der Hauptort, denn für einen solchen ist kein Raum in dem engen Thal. Aber wahrscheinlich wurde es von den Königen als Aufenthaltsort aus denselben Gründen vorgezogen, wie das Thal Yucay von den Königen von Kusko: wegen der Schönheit der Gegend nnd dem milden, gesunden Klima. Chavin liegt 150 Meter höher als Huaràs, aber die Luft ist trotzdem erheblich wärmer; denn im Santathale wird durch die schwarze Kette der von der Küste aufsteigenden warmen Luft der Zutritt verwehrt, während in Chavin die Kälte der nahen Cordillera durch die aus dem tiefen Thale des Marañon heraufwehenden Winde gemässigt wird.

Die Sprache der Bewohner dieser Gegenden, wo jetzt überall bei der indianischen Bevölkerung und auch bei den dunkleren Mestizen das Keshua gebräuchlich ist, war zu Zeiten ihrer Unabhängigkeit eine andere, und manche mit der Inkasprache gemischte Worte, sowie viele

Brücke Rumi-chaca in Chavin. S. 103.

Namen von Orten und Bergen deuten an, dass früher hier das Aimarà herrschend war. So sind die Namen von Chavin und Huari, des Hauptortes der Provinz, Aimarà-Worte, ebenso die Worte tullpa, racu, matu und manche andere.[1]) Auch die Chullpas oder Grabstätten in Form kleiner Türmchen, die sich in der Nähe von Tarica finden, und denen wir später im Thale des Marañon wieder begegnen werden, sprechen dafür, dass das einst hier ansässige Volk der Aimaràrasse angehörte.

Auf dem Rückwege von den Ruinen kamen wir nochmals über eine kleine Brücke, über die wir schon bei der Ankunft geritten waren, aber ohne sie zu beachten, obgleich sie, wie wir jetzt erfuhren, zu den Merkwürdigkeiten des Orts gehört. Etwas unterhalb der Ruinen ergiesst sich ein linksseitiger Nebenfluss, der Chongo oder Chuncu, in den Rio de Chavin. Er fliesst, wo er die Strasse kreuzt, in einem nur drei Meter breiten gemauerten Bett, welches durch darüber gelegte Platten oder Steinbalken überbrückt ist. Es sind deren vier, wovon die beiden mittelsten 6,50 Meter lang und 0,40 breit sind. Die beiden äusseren sind etwas kürzer und werden daher an beiden Ufern durch untergeschobene Steinblöcke gestützt. Diese Brücke stammt aus alter Zeit und wird die Inkabrücke oder auch Rumi-chaca, die Steinbrücke, genannt. In der aus neuerer Zeit stammenden Brustwehr finden sich eingemauert zwei alte Skulpturen, von denen die eine ein menschliches Gesicht, die andere einen Löwenkopf vorstellt. Zwei ähnliche Bildwerke finden sich in den Wänden eines Hauses eingefügt. Sie gehören offenbar zusammen und mögen Ornamente einer der Thüren des Tempels oder Palastes gewesen sein.

In der Stadt begegneten wir wieder den indianischen Tänzern, die wir schon am Morgen angetroffen hatten. Sie schienen in unaufhörlicher Bewegung zu sein und zogen von Haus zu Haus, um vor jedem ihre einförmigen, schlürfenden Bewegungen zu wiederholen, wofür sie jedesmal um ein kleines Almosen oder einen Schluck Chicha baten, ungefähr wie in deutschen Dörfern die Neujahrsänger. Die Musik, die den Tanz begleitete, wurde durch Pfeifen und Trommeln geliefert. Bei der Prozession, die am Nachmittage zu Ehren des heiligen Peter stattfand, wurden neben dem Bilde des Heiligen auch alle die Bilder mit umhergetragen, welche die Indianer mit von ihren Bergen gebracht hatten.

1) Chavin ist ein Name, der noch mehrmals in Peru vorkommt, daher der Ort, wo sich die Ruinen befinden, zum Unterschiede von anderen Chavin de Huantar genannt wird. Das Wort Chavin ist eine verdorbene Aussprache des Aimara-Worts chapi, das Dorngebüsch, davon der Lokativ chapi-na oder chapin, im Gebüsch. Huari bedeutet eine Vikuña, tullpa den Herd, racu Firneis, matu die Stirn. Alle diese Worte haben im Keshua keine Bedeutung.

Jede Tänzerschar tanzte vor dem Bilde ihrer Gemeinde her, und zwar rücklings fortschreitend, die Gesichter gegen das Bild gewendet, und den Weg vor der Tragbahre mit Blumen bestreuend. Die Chicha von Chavin, von der bei dieser Gelegenheit natürlich ausserordentliche Quantitäten getrunken wurden, ist in der Gegend berühmt, und wie mir schien, verdiente sie ihren Ruf besser, als die von Carhuàs und Huaylas. Das Getränk, das uns in unseres Landsmanns Hause vorgesetzt wurde und welches seine Frau selbst bereitet hatte, war das beste, das ich bisher gekostet. Ich lernte im Verlaufe meiner Reisen im Hochlande nicht, dem Maisbier Geschmack abzugewinnen, trank es aber diesmal mit Vergnügen. Das Wetter muss warm sein, wenn die Chicha munden soll, in der Kälte widersteht sie.

Am nächsten Morgen durchwanderte ich nochmals die Ruinen und machte am Nachmittag einen Ritt nach der rechtseitigen Thalwand, um von dort ihre Gesamtanlage zu überblicken. Es führt eine Brücke über den Fluss, die aber so stark nach unten gebogen war und so baufällig schien, dass wir abstiegen und unsere Maultiere vorsichtig hinüber führten. Diese Brücken sind indes nicht so unsicher, als es den Anschein hat. Sie bestehen aus vier bis sechs Stämmen, die auf beiden Seiten durch einen Unterbau gestützt werden. Über die Stämme legt man Holzstücke oder Baumzweige, die an den Balken mit Bastseilen festgebunden werden und bedeckt sie mit Erde. Eine solche Brücke, auch wenn sie schadhaft wird, kann nie mit einem Male hinabstürzen, sondern man erkennt aus Senkungen und Rissen, wenn eine Ausbesserung nicht mehr aufgeschoben werden darf.

Huallanca.

Nachmittags um vier Uhr (1. Juli) verliessen wir Chavin, um auf demselben Wege, auf dem wir gekommen waren, wieder nach Machac zurück zu reiten. Wir hatten für den nächsten Tag einen langen und beschwerlichen Ritt vor uns und wollten denselben wenigstens um diese kleine Strecke abkürzen. Unser Landsmann P. begleitete uns ein Stück Weges. Zwei Kilometer thalaufwärts von Chavin ist eine Schwefelquelle, deren Geruch wir schon tags zuvor deutlich wahrgenommen hatten, obgleich das Wasser eine gute Strecke vom Wege zu Tage tritt. Als wir wieder Schwefelgeruch spürten, stiegen wir ab und kletterten auf einem schmalen steilen Pfad zum Flusse hinunter, wo wir unmittelbar am Ufer eine Felsengrotte fanden, deren Gewölbe und Seitenwände einen gelben Überzug von ausgeschiedenem Schwefel hatten. Im innersten Winkel der Grotte befand sich die Quelle und gleich dabei

Indianische Tänzer in Chavin. S. 104.

eine elende Badeeinrichtung: eine niedrige Strohhütte mit zerfallenem Dach und ein Wasserbehälter von schmutzigen Steinen, der den Badenden als Wanne dienen musste. In Machac ritten wir wieder zu dem freundlich gelegenen Hause am Berge, wo wir uns für die Nacht angekündigt hatten, trafen aber niemanden auf dem Hofe als das blödsinnige Kind. Es begrüsste uns mit einem Freudengeheul, denn Herr D. hatte sich bei unserem ersten Besuch mit ihm beschäftigt und ihm ein Stück Brot geschenkt. Nach Sonnenuntergang erschien auch unsere Wirthin, war aber mürrischer als zuvor und hatte nichts zu essen für uns. Glücklicherweise waren wir mit etwas kalter Küche von Chavin versehen, und brauchten nichts als heisses Wasser für unseren Thee. — Da der lange Weg, den wir am folgenden Tage zurückzulegen gedachten, wenig betreten war und durch ganz abgelegene Gegenden führte, so hatten wir tags zuvor im Dorfe einen Führer gemietet, der uns bis an das Ziel unserer Reise begleiten sollte. Wir standen vor Tagesanbruch auf und waren um sechs Uhr reisefertig, allein der Führer fehlte. Nachdem wir eine halbe Stunde vergeblich gewartet hatten, ritt ich ins Dorf, um mich nach einem anderen Führer umzusehen, und war auch so glücklich, einen Mann zu finden, der bereit war, uns zu begleiten. Er meinte, wir möchten nur einstweilen fortreiten, er werde uns schon einholen; allein ich traute solchem Versprechen nicht und blieb, bis ich ihn im Sattel sah. Als wir im Begriffe waren wegzureiten, erschien auch der erste Führer, schläfrig und noch halb betrunken, denn er war abends in Chavin gewesen und hatte den heiligen Peter mit feiern helfen. Die Unzuverlässigkeit und Saumseligkeit der Leute im Innern ist noch schlimmer als an der Küste, und die Ursache des Übels ist in der Regel die Trunksucht. Unser neuer Führer war nicht ein gewöhnlicher Indianer, sondern ein Cholo, d. h. er hatte einen kleinen Bruchteil weissen Blutes. Auch war er nicht ganz ohne Bildung, war des Spanischen mächtig und konnte lesen. Er hatte in Silberbergwerken gearbeitet und hatte selbst eine Ader entdeckt, von der er sich grosse Reichtümer versprach, wenn er nur das nötige Kapital hätte, um sie auszubeuten.

Während er uns so von seinen Aussichten und Hoffnungen unterhielt, waren wir weiter im Thale aufwärts geritten. Wie alle Thäler der Sierra, so hatte auch das, durch welches uns der Weg führte, in seinen verschiedenen Abschnitten eine Reihe verschiedener Namen, die allemal auch auf den Fluss übertragen werden. In ihrem oberen Laufe haben die Flüsse nur selten besondere eigene Namen. So heisst der Fluss, der bei seiner Mündung in den Marañon Puccha genannt

wird, weiter oben San Marcos, dann Chavin, darauf Machac und augenblicklich befanden wir uns im Thale von Pichuy. Die ganze Gegend, durch welche wir bisher gekommen waren, war voll von verschiedenartigen prächtigen Bergbildungen gewesen, aber jetzt wurden die Formen immer kühner und grossartiger. Der Schiefer wird hier von vulkanischem Tuff durchbrochen und die Thalwände bestehen statt aus aufgerichteten Lagern des Gesteins aus kompakten gelblich grauen Massen. Wir überschritten den Fluss auf einer Brücke, worauf das Thal plötzlich ausserordentlich steil wird — cuesta de Urumpa — dann kommt man durch eine wunderbare Schlucht — quebrada de Pisco — eingeschlossen von senkrechten Felswänden, die mit rotblättrigen Tilandsiabüscheln überzogen sind, im Grunde Dickichte von Quinarbäumen, bedeckt mit parasitischen Gewächsen und Schlingpflanzen, unter deren Schatten blaues klares Wasser in zahllosen kleinen Fällen über Granitblöcke sprudelt. Nachdem man eine Stunde lang auf einem für die Tiere freilich mühseligen Wege durch diese interessante Gegend bergauf geritten ist, gelangt man plötzlich in ein fast horizontales Thal, gleichfalls von hohen, doch nicht so steilen Felsen begrenzt, als die bisherigen — quebrada de Cunin. Der Fluss fliesst eine Viertelstunde lang ruhig durch Wiesen, an seinen Ufern stehen viele alte und hohe Kisuarbäume, bald einzeln, bald in Gruppen. Die meisten dieser Bäume haben hohle, halb ausgebrannte Stämme, man sagte uns, sie seien von Blitzen getroffen. Die Gewitter sollen entsetzlich sein in diesen Hochthälern.

Dann beginnt der Weg wieder zu steigen, man überschreitet den Fluss auf einer natürlichen Felsenbrücke, oberhalb und unterhalb deren man das Wasser in einer finsteren tiefen Schlucht rauschen hört, nicht sieht. Nach und nach verschwindet nun der Baumwuchs, das Thal wird offener, die Wände weniger steil, die Felsen von vulkanischem Tuff, welche die jähen Abgründe gebildet hatten, gehen wieder in den gewöhnlichen Thonschiefer über, und man gelangt in die Region der Puna, in ein ödes, mit dürftigem Grase bedecktes, ganz allmählich steigendes Hochthal, in dessen langen, einförmigen Windungen der Weg nun stundenlang weiter führt. Nach einiger Zeit erscheinen wieder die Spitzen der Schneeberge, mit jeder Wendung des Thales neue, und die Luft wird kühler, je mehr man sich den Eisfeldern nähert. Bald nach drei Uhr waren wir am Fusse der Kette angekommen. Wir verliessen nun den betretenen Weg, dem wir bisher gefolgt waren, und ritten auf schmalen, an vielen Stellen ganz verschwindenden Pfaden durch den sumpfigen Thalgrund, wo wir ohne Führer unfehlbar verunglückt sein würden. Nach öfterem Zaudern und mehrfachem

Probieren kamen wir endlich wieder auf festen Grund am Bergabhang. Doch gab es auch dort noch unsichere Stellen: einmal brach mein Maultier mit den Vorderfüssen durch eine anscheinend feste Torfdecke und sank bis an die Brust in den Schlamm, so dass ich über den Kopf des Tieres geschleudert wurde.

Der Führer wies auf einen vor uns liegenden hohen Berg hin, bei welchem von der Schneegrenze an, sich ein Abhang von gelbrotem Geröll bis weit herab ins Thal erstreckte, und bemerkte, dies sei der Ort, wo wir die Kette übersteigen müssten. Bald darauf gelangten wir zu einem überhängenden Felsen, der eine Art Grotte bildete. Hier schlug uns der Führer vor lieber die Nacht zuzubringen, denn es sei schon zu spät für den Pass. Das Wetter war sehr trübe und der Mann irrte sich in der Tageszeit, welche die Indianer sonst sehr genau nach dem Stande der Sonne anzugeben wissen. Wir belehrten ihn durch Vorzeigen der Uhr, dass wir noch zwei Stunden bis zum Sonnenuntergang vor uns hätten, worauf er sich erbot, sein ermüdetes Maultier zurückzulassen, und uns zu Fusse bis auf den Pass zu begleiten. Der Aufstieg war zwar nicht sehr steil, jedoch ziemlich beschwerlich, denn an manchen Stellen war gar kein Weg sichtbar, an anderen nur ein schmaler, unter struppigem Grase versteckter Pfad. Wir ritten meist an rasenbedeckten Abhängen, kamen an kleinen Seeen und Sümpfen vorüber und ereichten endlich das rote Geröll, von dessen Rande an alle Vegetation aufhörte. Von dieser von Eisenerz herrührenden Ockerfarbe der Bergwand heisst der Pass Puca-racu, der rote Schneeberg. Bald nach 5 Uhr langten wir auf dem Kamme an und wurden in der That durch den Anblick des grossartigen Bildes, dass sich uns darbot, für die gehabte Mühe reichlich belohnt. Wir befanden uns auf einer Abzweigung der grossen Kette von Huaràs, welche sich in östlicher Richtung bis zum Marañon erstreckt, die Provinzen Huari und Huamalies und zugleich auch die Departemente Huánuco und Junin von einander scheidet. Wir betrachteten jetzt die ganze Reihe der Schneeberge, die das Thal des Santa begrenzen, von ihrer Rückseite und da auch die Kette von Puca-racu sehr hoch ist, waren wir ringsum von Schneegipfeln umgeben. Das eben noch trübe Wetter hatte sich plötzlich aufgeklärt und die ganze Kette strahlte in rötlichem Lichte der sinkenden Sonne. Alle Gipfel übertraf an Schönheit, und wie es von dort aus schien, auch an Höhe die Eispyramide des Pic von Huaylas. Der Pass von Puca-racu war der zweithöchste, den wir auf dieser Reise überschritten, er liegt 4710 Meter über dem Meere.

Der Führer verliess uns nun mit der Versicherung, dass wir von

jetzt an den Weg nach Torres, einem Bergwerke, wo wir übernachten wollten, nicht verfehlen könnten. Wir fanden aber bald, dass er uns getäuscht hatte, denn es war überhaupt kein Weg zu sehen, nur hierhin und dorthin laufende Spuren, die von weidendem Vieh herrührten. Wir hielten uns immer hoch an der Bergwand, um nicht in Sümpfe zu geraten, und gelangten so endlich, ehe die Dunkelheit hereinbrach, auf einen betretenen Pfad, dem wir thalabwärts folgten. Von einem Hirten, dem wir begegneten, hörten wir aber, dass Torres noch über eine Legua weit entfernt sei, und dass wir diesen Ort schwerlich noch am Abend erreichen würden. Wir mussten uns daher nach einem andern Obdach umsehen, und lenkten unsere Tiere nach einer Hütte, die in geringer Entfernung vom Wege am Bergabhang stand. Bei unserer Annäherung wurden wir von wütendem Hundegebell empfangen und zugleich brach ein Rudel schmutziger brauner Kinder aus einer niedrigen Thüre hervor. Eine zerlumpte Frau folgte und gab uns mehr durch Zeichen als durch Worte zu verstehen, dass wir hier nicht bleiben könnten. Beim Ansichtigwerden ihrer Kinder hatten wir uns das bereits selbst gesagt und ritten weiter. Es war inzwischen Nacht geworden und wir dachten bereits daran, unser Lager unter dem Schutze eines Felsens oder grossen Steins aufzuschlagen, als wir in der Dunkelheit etwas Schwarzes bemerkten, das aussah wie der Giebel eines Hauses. Wir hatten uns nicht geirrt, es war eine menschliche Wohnung, und wir ritten auf dieselbe zu, entschlossen hier ein Unterkommen zu erzwingen, wenn man uns nicht gutwillig aufnehmen wollte; denn es war mittlerweile sehr kalt geworden. Indessen hatten wir nicht nötig Gewalt zu brauchen; als wir gleich darauf bei einer kleinen strohgedeckten Hütte anlangten, stellte es sich heraus, dass sie verlassen war; ein wahres Glück, dachte ich, denn beim Anblick der schmutzigen Kinder hatte ich mir das Ungeziefer vorgestellt, in dessen Gesellschaft wir vermutlich die Nacht würden verleben müssen. In der Folge freilich mussten wir uns überzeugen, dass auch unbewohnte Hütten nicht frei von ekelhaften Insekten sind. Wir waren nun notdürftig gegen Wind und Kälte geschützt, hatten aber nichts zu essen und konnten uns nicht einmal Thee machen; denn in der finstern Nacht wagten wir nicht unsere Leute nach Wasser auszuschicken, aus Besorgnis, sie möchten in den Sümpfen stecken bleiben. Ich meinesteils vermisste die Abendmahlzeit nicht, mir fehlte der Appetit und ich fühlte, dass ich in der Nacht an Soroche leiden würde. Ich machte hier dieselbe Erfahrung, die mir unter ähnlichen Umständen schon früher aufgefallen war, dass ich nämlich an hohen Orten von der Krankheit freiblieb und an tiefer gelegenen von ihr be-

fallen wurde. Die Hütte lag 4220 Meter hoch, also beinahe 500 Meter tiefer als der Pass Puca-racu. Auf dem Passe hatte ich mich vollkommen wohl gefühlt, hatte einen Felsen zu Fuss erstiegen, um die Aussicht besser zu geniessen, ohne ausser Atem zu kommen, jetzt aber fühlte ich heftige Kopfschmerzen und Fieber. Ich kroch durch den niederen Eingang in die Hütte, schlug mein Feldbett auf, und während D. sich vergeblich bemühte, die Lücken im Strohdach und in der Mauer zuzustopfen, wickelte ich mich sogleich in meine Decken. Die Nacht währte lange, denn sie war für mich fast schlaflos.

Sobald der Tag graute, standen wir auf, um unsere Arrieros zu wecken. Ich bemerkte mit Verwunderung die Unempfindlichkeit dieser Menschen gegen Kälte. Bei Tage marschierten sie mit nackten Unterbeinen und Nachts schliefen sie trotz der scharfen dünnen Luft bloss mit ihren Ponchos bedeckt, ohne Dach, nur am Fusse einer Mauer oder Wand einigermassen vor dem Winde geschützt. Als wir aus der Hütte herauskrochen, sahen wir das ganze Thal mit dickem Reif bedeckt. Einer unserer Leute brachte Wasser aus einem Bache, der nahe an der Hütte vorbeirieselte, ohne dass wir es am Abende vermutet hatten. Wir machten uns Thee, nach dessen Genusse ich mich besser fühlte, und als die Sonne aufging und die Strahlen unsere Hütte erreichten, verschwand mein Kopfschmerz in wenigen Minuten. Das Sonnenlicht scheint wirklich die Höhenkrankheit zu lindern wie das Aufhören des Schwankens die Seekrankheit.

Bald nach 6 Uhr brachen wir von unserer unwirtlichen Herberge auf und ritten thalabwärts. Nachdem wir wegen des sumpfigen Moorbodens einen weiten Umweg hatten machen müssen, gelangten wir zu einem breiteren betreteneren Weg, der in einem anderen Thal aus dem Gebirge herabkam, sodass wir von jetzt an keine Verirrung mehr zu besorgen brauchten. Wir mochten eine halbe Stunde auf diesem Wege weiter geritten sein, als wir auf der anderen Seite des Baches eine Gruppe von mehreren Häusern mit einem hohen Schlot erblickten, das Bergwerk von Torres, wo wir die Nacht hatten zubringen wollen. Allem Anscheine nach waren wir in unserer Hütte besser aufgehoben gewesen als hier, denn das Werk war gleichfalls verlassen und überdies sämtliche Gebäude ohne Dächer. Wir kamen nun wieder durch ein langes, kahles Hochthal, wie am vorigen Tage, doch war es nicht so öde und einsam, an mehreren Orten weideten Herden von Schafen, Rindern, auch Pferden, und von Zeit zu Zeit sah man kleine strohgedeckte Hütten, die Wohnungen der Hirten. Alle diese Weiden, die viele Quadratleguas umfassen, wie die des Gutes Urcon, warenehe dem im

Besitz des Marquis von Corpa und zahlen noch jetzt dessen Erben einen geringen jährlichen Pachtzins. Der Ritt durch dieses Thal, Mesapata genannt, war lästig, denn ein schneidender Wind wehte uns gerade entgegen, doch wurde dies besser in Chaspi, einem Weiler von wenigen Häusern, wo ein neues Thal sich mit dem von Mesapata vereinigte, und ihm eine andere Richtung gab. Dann wurde das bisher leicht geneigte Thal abschüssig und der Weg führte durch einen Wald von Quiuarbäumen wie tags zuvor beim Aufstieg von Pisco. Die Gegend wird wilder und wilder, hohe Felswände türmen sich zu beiden Seiten und verengern sich endlich zu einer jähen Schlucht, in welcher der Fluss zwischen grossen Steinblöcken hinabbraust. Dieser romantische Ort führt den lächerlichen Namen: Quebrada Quitacalzon, ins Deutsche übersetzt: »Das Thal Hosenherunter«. Ehe nämlich der neue Weg gebaut worden war, der jetzt am Fusse der Felsen hinführt, war die Schlucht in ihrer ganzen Breite Flussbett, und die Treiber, welche Lasttiere begleiteten, mussten eine lange Strecke im Wasser waten. Nach diesem Engpasse wird das Thal etwas weiter, bleibt aber von hohen felsigen Bergwänden eingeschlossen bis Huallanca. Die Entfernung von der Hütte im Grunde von Torres bis zu dieser Stadt wird nur zu fünf Leguas berechnet und vor 2 Uhr langten wir daselbst an. Unsere Maultiere waren an diesem letzten Tage so träge und erschöpft, dass wir, wiewohl der Weg beständig bergab gewesen war, doch über eine Stunde zu jeder Legua gebraucht hatten. Wir begaben uns zum Hause des Bergwerksbesitzers D. Ignacio Duran, wo wir freundliche Aufnahme fanden und drei Tage blieben.

Huallanca liegt 3550 Meter hoch in einer Erweiterung des Thales, welche durch die Vereinigung zweier Flüsse gebildet wird. Es ist ein kleines abgelegenes Städtchen der Sierra, aber in Peru bekannt, ja gewissermassen berühmt wegen seiner Silberminen. Allein trotz des gepriesenen Reichtums derselben ist der Ort arm und hat ein dürftiges verkommenes Aussehen. Die Häuser sind aus rohem Adobes gebaut, haben nur ein Geschoss, meist ungeweisste Wände, und viele sind mit Stroh gedeckt, die Strassen schlecht oder garnicht gepflastert, schmutzig und vernachlässigt. Die Leute, die mich auf meinen Gängen durch den Ort begleiteten, schienen sich ihrer Stadt zu schämen und suchten, ihren verwahrlosten Zustand zu entschuldigen: »der Krieg, sagten sie, hat uns alle ruiniert.« Doch hörte ich von anderer Seite, dass der Krieg nicht allein die Schuld trage, sondern mehr noch der Charakter und die Verdorbenheit der Bewohner: die Mehrzahl sei faul, diebisch und dem Trunke ergeben. Dies Urteil wurde auch von unserm Wirt Duran

Huallanca. S. 110.

bestätigt. Bei allem Reichtum der Erze, sagte er, kommen wir nicht weiter, denn wir haben zu wenig Leute, und die wenigen taugen nichts. Die Regierungs- und Munizipalbeamten, bemerkte er weiter, können uns nicht schützen, denn sie haben keine Macht, und hätten sie Macht, so würden sie uns auch nicht helfen, sondern lieber nach wie vor die Schelme und Gauner begünstigen.

Ignacio Duran war derzeit, und ist wahrscheinlich noch jetzt, der angesehenste Bergwerksbesitzer von Huallanca. Er bearbeitet mehrere sehr ergiebige Silberminen, besitzt ein Amalgamierwerk und Schmelzöfen, hat mehr Wasserkraft zu seiner Verfügung als er bedarf, und eine Grube von ausgezeichnet guten Steinkohlen kaum hundert Schritte von seinem Hause. Allein trotz so vieler günstigen Umstände hielt man seine Lage doch für keine befriedigende. Er selbst gab dies im Gespräch zu verstehen. Früher, so erzählte er, war ich Eigentümer der Gruben von Ticapampa, gab sie aber ab (an Thierry), um statt ihrer die Minen von Huallanca zu bearbeiten. Sie kennen unser Sprichwort: »Habsucht zerreisst den Beutel«. Hätte ich doch Ticapampa behalten! Die Entfernung bis zum Meere ist zu gross, so erklärte er weiter, der reiche Silbergehalt der Erze, eine zu lockende Versuchung zum Diebstahl, und durch die lange Reise zur Küste wird der Entwendung Vorschub geleistet. Die Maultiertreiber öffnen unterwegs die Säcke, ersetzen das geraubte reiche Erz durch ärmeres von äusserlich ähnlicher Beschaffenheit, und erst wenn die späteren Analysen mit den bei der Absendung entnommenen Proben nicht übereinstimmen, wird der Betrug entdeckt. Um solche Verluste zu vermeiden, hatte Duran wiederholt Schmelzversuche angestellt, zu denen ihm seine Kohlengrube ein gutes und wohlfeiles Brennmaterial lieferte. Allein das Schmelzen peruanischer Erze scheint eine schwierige Aufgabe. Gerade damals hatte er einen spanischen Schmelzer bei sich, der seit einigen Wochen experimentierte, einen neuen Ofen gebaut hatte, und dem es, wie er versicherte, jetzt endlich gelungen war, das zum Flusse der Erze erforderliche Maass des Zuschlags zu finden. Der Spanier lud mich ein, ihn zu besuchen und sein Werk zu betrachten. Die Haufen gemahlenen Erzes lagen bereit, und die Kohlen die verwendet werden sollten, waren grob gepulvert mit Wasser zu einem Teig oder dickem Schlamm angemengt, aus welchem ein halbes Dutzend Arbeiter faustgrosse Kugeln zusammenballten. Wir blieben gerade lange genug in Huallanca, um das Ergebnis dieses Schmelzversuchs zu erleben. Am Abende vor unserer Abreise wurde der Ofen beschickt und angeblasen, und als ich am Morgen hinging, um mich zu erkundigen, fand ich ihn zerborsten und vor den

Trümmern Haufen von halbgeschmolzenem Metall und halbverbrannter Kohlenkugeln.

Am Morgen nach unserer Ankunft machten wir in Gesellschaft unseres Wirts einen Ausflug nach dessen Minen. Dieser Ritt war für mich eine wahre Erholung, denn nachdem ich mich wochenlang mit schlechten Maultieren abgequält hatte, fand ich mich zum ersten Male wieder auf dem Rücken eines vortrefflichen Pferdes, lebhaft und feurig, doch zugleich sanft und lenksam. Wir ritten wieder in das Thal hinauf, in welchem wir gestern heruntergekommen waren, bis zur Schlucht Quitacalzon. Dort ruhten wir eine Zeit lang im Schatten eines hohen Busches und plauderten über die Gruben, die wir besuchen wollten, ihre Ausbeuten, Beschaffenheit der Erze und Schwierigkeit der Verhüttung: unerschöpfliche Themata, welche den Gegenstand jeder Unterhaltung bildeten. Es fiel mir auf, wie mild die Luft war in dieser Schlucht. Man sah in diesem weit höher als Huallanca gelegenen Orte allerlei üppig grünende Büsche und Kräuter, während die Umgebung von Huallanca eigentlich noch zur Puna gehört und nur Graswuchs hat. Wir ritten darauf weiter thalaufwärts bis zum kleinen See Contaykocha, dessen Wasser so grün ist, als sei es eine gesättigte Lösung von Eisenvitriol. Von hier aus wendeten wir uns gegen die linke Thalwand, wo man schon von weitem die Erzadern als braungelbe Streifen zwischen den aufrecht stehenden Lagen der Felsen erkannte. Nachdem wir einige hundert Fuss gestiegen waren, gelangten wir zur ersten Grube: Union del Banco, jetzt jedoch verlassen, und die Gebäude, in denen Duran einst jahrelang gelebt hatte, dachlos. Etwas weiter oben folgt die Grube San José del Banco, die noch bearbeitet wird, aber nur mit geringem Erfolg. Wir stiegen nun auf steilem Pfade noch einige hundert Fuss höher und erreichten den Eingang zu Duran's Hauptmine, die den vielversprechenden Namen La Poderosa — die mächtige — führt. In der That sieht man schon von aussen mächtige Erzgänge, die an einem senkrechten Felsen strahlenförmig von einem Punkte ausgehen, oder vielmehr von beiden Seiten aufeinander zulaufen, um sich nach unten zu vereinigen. An dieser Stelle ist ein Stollen in den Berg getrieben und etwa hundert Meter nach rechts und etwas tiefer ein zweiter. Die Erze, die gefördert werden, sind silberhaltiger Bleiglanz und Fahlerz. Die Grube La Poderosa liegt 4320 Meter hoch und die Felswand, an welcher sich die Eingänge der Stollen befinden, schliesst das kurze steile Nebenthal ab. Steigt man über den Kamm der Felsen, so gelangt man in eine andere steile Bergmulde, wo ungefähr auf gleicher Höhe mit der Poderosa die ebenfalls Duran gehörige Grube Santa Rosa liegt. Dem Stollen Duran's

gegenüber an der Thalwand sieht man eine ganze Anzahl schwarzer Flecken, alle Eingänge zu ebenso vielen Stollen. Fast alle Gruben Huallancas finden sich in drei steilen Thälern oder Bergmulden mit sonderbar klingenden Namen, nämlich Contay-Cocha, Tucapa und Copácoc, und diese drei liegen am Fusse einer Reihe von zackigen Bergen, die aus aufrecht stehenden Lagern von Schiefergestein bestehen. Am deutlichsten ist die Schichtung dieser aufgerichteten Lagen von Gestein am Cerro Ñatir Irca — dem Lungenberg, vermutlich von seiner rötlich grauen Farbe — welcher das Thal von Huallanca nach Osten zu abschliesst und im Hintergrunde der beistehenden Photographie sichtbar ist.

Am folgenden Tage ruhten wir aus und waren nur mit der Beschaffung von Tieren zur Weiterreise beschäftigt, denn die in Huaràs gemieteten kehrten von hier wieder zurück. Man hatte uns gesagt, Reisende fänden in Huallanca vielfache Gelegenheit zur Weiterbeförderung, besonders in der Richtung nach Huánuco und dem Cerro de Pasco; allein dies war keineswegs der Fall. Im Kriege mit Chile und mehr noch im darauf folgenden Bürgerkriege hatten die Leute ihre Tiere eingebüsst, und die erlittenen Verluste waren noch nicht wieder ersetzt. Es war daher ein glücklicher Zufall, dass gerade jetzt ein Zug von Maultieren nach Huánuco geschickt werden sollte, zum Einkauf und Transport von Waren für das nahe bevorstehende Fest des Schutzpatrons von Huallanca. Gegen Vergütung eines guten Preises liess sich der Unternehmer bereit finden, uns fünf seiner Maultiere zu überlassen und diese nebst einem Führer schon für den nächsten Tag in Bereitschaft zu halten. Nachmittags begab ich mich in den Hof des Mannes, Namens Manuel Zevallos, um mich zu überzeugen, ob er Wort gehalten habe. Die Tiere waren wirklich da, freilich keine stattlichen Exemplare, aber wir waren wenigstens sicher weiter zu kommen. Im Hause dieses Manuel Zevallos sah ich die in den unterirdischen Gängen von Chavin gefundene Opferschale, die bei der Beschreibung der Ruinen erwähnt und abgebildet wurde.

Huánuco, das alte und neue.

Am 6. Juli verliessen wir also Huallanca und machten uns auf den Weg nach Huánuco, bis wohin wir die Maultiere gemietet hatten. Die Entfernung beider Orte von einander beträgt 28 Leguas und da der Weg zum grossen Teil durch dünnbevölkerte Thäler und einsames Hochland führt, so hatten wir ihn auf den Rat des Herrn Duran in vier

Tagereisen geteilt. Die erste Nacht wollten wir in Aguamiro bleiben, einem kleinen Städtchen im Thale desselben Flusses, an dessen Ufern auch Huallanca liegt. Es führen von da zwei Wege nach Aguamiro, einer an der rechten, der andere auf der linken Seite des Flusses, aber keiner von beiden kann dem Thale folgen, da dasselbe an einigen Stellen durch senkrecht aufsteigende Felsen in unzugängliche Schluchten verwandelt wird. Wir wählten den Weg auf der rechten Seite. Um acht Uhr brachen wir auf, begleitet von Señor Duran und in Gesellschaft eines Arztes, der nach Aguamiro zu einer Kranken gerufen worden war. Wir mussten langsam reiten und öfters anhalten aus Sorge um unser Gepäck; denn der Arriero, der uns begleiten sollte, war so betrunken, dass er sich kaum im Sattel zu halten vermochte. Als ich ihn eine halbe Stunde vor der Abreise sah, war er noch ganz vernünftig, allein es ist allgemeine Sitte bei den Maultiertreibern, beim Anfang jeder Reise mit ihren Freunden einen Abschiedstrunk zu nehmen, der natürlich mehrmals wiederholt wird. Diese Festlichkeit heisst cacharpariy, ein Keshuawort, das soviel als Entlassung, Abfertigung bedeutet. Der Arriero entschuldigte sich lallend wegen seines Zustandes und beteuerte, so etwas geschehe nur am ersten Tag. Zu unserer Verwunderung hielt er Wort, und dieser Cholo Mauricio erwies sich in der Folge als der beste von allen Führern, die uns auf der Reise begleiteten.

Wir wendeten uns alsbald aus dem Thale zur rechten in die Berge und langten nach dreistündigem Ritt auf dem höchsten Punkte unseres Weges an, dem Cerro de las tres cruces (4060 Meter), dessen Name ohne Zweifel von ehemals auf seiner Spitze vorhandenen Kreuzen herrührt, von denen aber jetzt nichts mehr zu sehen ist. Man hat von diesem Berge eine sehr interessante Umsicht. Ganz tief in einem Winkel des Thals liegt Huallanca, dessen Häuser aus der Entfernung aussehen wie am Boden liegende Hirsekörner; dahinter der Ñatir Irca, der von hier aus mächtiger erscheint, als in der Nähe. Man sieht jetzt, dass dieser Berg zu der Reihe steiler Schieferfelsen gehört, an deren Fusse die Minen liegen, die wir besucht hatten. Nach der anderen Seite, d. h. nach Aguamiro zu, erblickt man etwa 2000 Fuss unter sich eine weite Hochebene. Mitten durch dieselbe zieht sich wie eine ungeheure Furche das Thal. Man erkennt auf den ersten Blick, dass hier einst ein See gewesen ist, in dessen Boden sich der Fluss im Laufe der Jahrtausende ein Bett gegraben hat. Auf dieser Hochebene liegen die Ruinen des alten Huánuco, doch waren sie von unserem Aussichtspunkte nicht sichtbar. Auch das Städtchen Aguamiro war

durch seine Lage in der Tiefe des Thals dem Blicke entzogen. Wir mussten nun von der Höhe, die wir soeben erst erklommen hatten, auf einmal wieder hinab bis zum Boden des Thals steigen. Der Weg war steil, bestand auf einer langen Strecke aus losem Geröll und wurde zuletzt so schlecht, dass wir alle absteigen mussten und den letzten Teil des Abhangs zu Fusse zurücklegten. Ein Nebenfluss kam an dieser Stelle von rechts her, um sich mit dem Huallanca zu vereinigen und man konnte von oben die Windungen beider Flüsse zugleich überblicken. Wir überschritten den Nebenfluss auf einer Brücke und blieben darauf im Thale des Huallanca, das etwas breiter wurde, bis nach Aguamiro. Man fühlte, dass man sich hier schon wieder in einer etwas tieferen Gegend befand, denn die Agaven, die wir mehrere Tage lang vermisst hatten, erschienen wieder und ihre stachligen Stauden dienten dem Wege als Stütze und Brustwehr.

Etwa eine Legua vor Aguamiro tritt links vom Wege und unmittelbar am Ufer des Flusses die warme Stahlquelle von Tauripampa zu Tage. Die Menge des Wassers ist sehr gering und die Badeeinrichtungen so zerfallen, dass sie in ihrem gegenwärtigem Zustande unbrauchbar sind. Diese Quelle genoss früher eines gewissen Rufs wegen der heilkräftigen Wirkungen einer Grotte, worin die Kranken durch aus dem Felsen ausströmende Dämpfe zum Schwitzen gebracht wurden. Ziemlich früh am Nachmittage kamen wir in Aguamiro (3388 Meter) an, eine kleine Stadt auf dem linken Ufer des Flusses, der hier nach dem Ort benannt wird. Sie ist gebaut wie alle Ortschaften der Sierra, macht aber doch einen angenehmen Eindruck, viel freundlicher als Huallanca. Wir waren hier zwar nur 230 Meter tiefer, aber das macht schon einen sehr merklichen Unterschied, man fühlt sich gleich so viel behaglicher. Der Ort besteht nur aus ein paar Strassen, welche sich am Ufer des Flusses hinziehen. Von einer steineren Brücke, die über denselben führen soll, ist nur ein Bogen fertig geworden und dieser ist so hoch, dass man nach Vollendung des Baues darüber zu steigen haben wird, wie über einen Hügel. Wir waren an einen italienischen Kaufmann empfohlen, fanden ihn zwar nicht zu Hause, wurden aber von seiner Frau bereitwillig aufgenommen. Unsere Maultiere wurden in einem grossen verschliessbaren Hof untergebracht, was hier nötig war, denn der Ort war wegen der daselbst verübten Diebereien berüchtigt. Uns selbst wurde ein unbenutzter Laden angewiesen, wo wir unsere Feldbetten aufschlugen. Auch der Arzt, der mit uns gereist war, gesellte sich zu uns, da das junge Mädchen, für welches man ihn hatte kommen lassen, bei seiner Ankunft bereits gestorben war. Im Hause der Toten

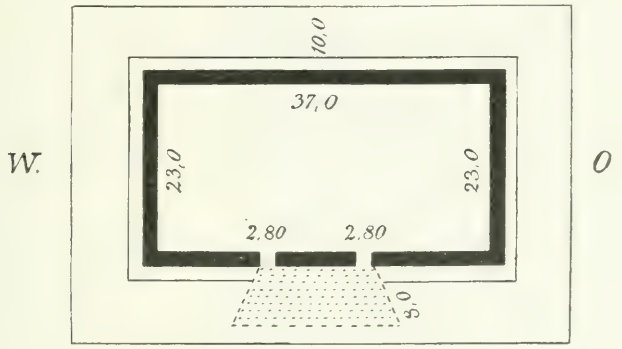
schickte man sich an, die Trauer und den Schmerz über den Verlust durch ein Trinkgelage zu mildern, welches voraussichtlich die ganze Nacht und den folgenden Tag bis zur Beerdigung dauern würde.

Da wir wussten, dass uns am nächsten Tage (7. Juli) unser Weg zu interessanten Ruinen führen sollte, und wir daselbst längere Zeit zu verweilen wünschten, so ritten wir schon um 6 Uhr aus und wendeten uns gleich oberhalb des Orts nach links gegen die rechte Thalwand, deren steiler Abhang nur aus Gerölle und Lehm besteht. Wir stiegen in einer Schlucht auf steinigem Wege eine Stunde lang aufwärts, worauf wir auf der Ebene ankamen, auf die wir vom Cerro de tres Cruces aus hinabgeblickt hatten. Den Eindruck, den diese Ebene von dort oben gesehen macht, dass sie nämlich ehemals der Boden eines Sees gewesen, in welchen sich der Fluss sein gegenwärtiges Bett gegraben, fanden wir unterwegs bestätigt, denn die Wände der Schlucht, durch welche wir auf die Hochebene gelangten, bestanden überall aus angeschwemmten Massen. Wir befanden uns jetzt wieder auf einer Höhe von 3700 Metern und der Unterschied der Temperatur gegen die des Thales war sehr fühlbar. Die Halme des Grases, das die Fläche bedeckte, schimmerten von Reif, den die Morgensonne noch nicht aufzutauen vermochte. Die vollkommen flache Hochebene ist zwei Leguas breit und beinahe vier Leguas lang; nach Osten zu wird sie vom Thalrande begrenzt, im Süden und Norden von hohen Bergen, gegen Westen jedoch nur von mässigen Höhen. Da wo die Ebene beginnt, sich gegen den Fuss dieser Höhen allmählich zu heben, liegen die Ruinen einer alten indianischen Stadt, bekannt unter dem Namen Huánuco viejo — Alt Huánuco — und so genannt zum Unterschied von der neuen Stadt gleichen Namens, welche die Spanier im Thale des Huallaga gründeten.

Die Ruinen von Huánuco gehören zu den merkwürdigsten altperuanischen Denkmälern und bestehen aus einem Tempel, einem Palast und weitläuftigen Trümmermassen von Wohnungen, an welche sich am Abhang der Hügel eine Reihe eigentümlicher Türme schliesst, welche den Alten als Speicher oder Provianthäuser dienten. Die Bauten rühren nach dem Zeugnisse Cieza de Leons von den Inkas her, und auch wenn wir die Angaben dieses verlässlichsten der alten Berichterstatter nicht besässen, so würde die Übereinstimmung der Bauweise bei den Hauptgebäuden mit den noch vorhandenen Überresten der Inkapaläste in Kusko, jeden Zweifel über den Ursprung der Ruinen von Huánuco ausschliessen. Für mich war der Besuch dieses Ortes um so interessanter, als ich hier zum ersten Male den Steinbau der Inkas kennen lernte, und ich bei der Vergleichung desselben mit den Mauern

des Tempels zu Chavin, eine Bestätigung der dort ausgesprochenen Ansichten fand.

Das auffallendste der Gebäude, und schon von weitem sichtbar, ist der Tempel, gewöhnlich wegen seiner massiven Mauern El Castillo — die Burg — genannt, wiewohl eine nähere Betrachtung alsbald erkennen lässt, dass der Bau nicht zur Verteidigung oder sonstigen militärischen Zwecken gedient haben kann, sondern zur Gottesverehrung bestimmt war. Der Tempel liegt auf einem weiten freien Platz, bildet ein Rechteck 40 Meter lang und 23 Meter breit, und besteht aus glatten, weder durch Fenster noch durch Thüren unterbrochenen Mauern, welche nicht ganz senkrecht sind, sondern etwas nach innen geneigt.



Grundriss des Tempels.

Sie sind 4 bis 5 Meter hoch und aus Quadersteinen aufgeführt, deren Aussenfläche nicht ganz eben gehauen, sondern wie flache Kissen vorgewölbt sind. Die Fügung der Steine ist ausserordentlich genau und keine Bindemasse ist zwischen ihnen sichtbar. Um den oberen Rand läuft ein gesimsartiger Wulst, die Basis ist von einer meterbreiten Stufe umgeben, an welche sich eine 9,5 Meter breite und 0,50 hohe Terrasse anschliesst. Von dieser Terrasse führten Stufen zu dem umgebenden Platz hinab, von denen sich aber nur an wenigen Stellen Bruchstücke erhalten haben. Auf der den Bergen zugekehrten südlichen Seite führte eine an der Basis 14,5 breite und 8 Meter tiefe Freitreppe zum oberen Rand der Mauer, in deren Brustwehr sich zwei 2,80 breite, durch ein Mauerstück von einander getrennte Eingänge befinden. Oben am Gesims dieser Eingänge sieht man rohe, halb verwitterte Skulpturen von löwenartigen Tieren. Durch diese Eingänge tritt man auf eine von einer meterhohen Brustwehr umgebenen Plattform von 37 Meter Länge

und 22 Meter Breite. Das Innere des Baues ist eine solide Masse von aufgeschütteter Erde und Steinen. Die Stufen der Freitreppe sind sämtlich abhanden gekommen und besteht dieselbe gegenwärtig aus einem mit Gras bewachsenen Abhang, doch lassen sich aus dessen Form die Umrisse der ehemaligen Treppe deutlich erkennen.

Aus der soeben gegebenen Beschreibung ergiebt sich, dass ein solcher Bau von so geringer Höhe, auf einem weiten freien Platz gelegen, von welchem eine breite Freitreppe hinaufführte, kein Verteidigungswerk gewesen ist und auch keine Warte, um die Bewegungen anrückender Feinde zu beobachten. Einem solchen Zweck entspricht auch nicht der Luxus des Materials und seiner Bearbeitung, denn wie wir sogleich beim Besuch des Palastes finden werden, wurden die so sorgfältig behauenen Quadersteine nur bei wenigen bevorzugten Teilen des Gebäudes verwendet. Die ganze Form und Anordnung des Baues entspricht einem Tempel, ist dieselbe, die wir bei den Stätten der Gottesverehrung im Küstenlande angetroffen und beschrieben haben, deren Plattform zu Opfern und sonstigen religiösen Handlungen bestimmt war, und um welche sich auf einem weiten Hof das Volk versammelte, um den Feierlichkeiten beizuwohnen.

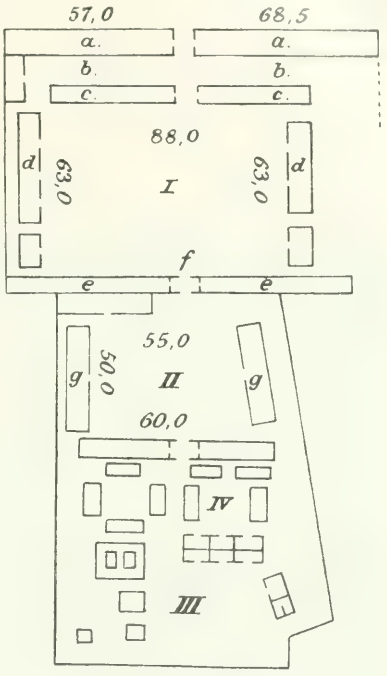
Der Tempelhof bildet gleich dem in seiner Mitte liegenden Gebäude ein Rechteck, von 400 Meter Breite und 300 Meter Tiefe. Der Platz scheint ursprünglich ganz frei gewesen zu sein, denn die eingestürzten Mauern und zerfallenen Wohnungen, die man an einigen Stellen sieht, datieren aus späterer Zeit. Auf drei Seiten, nach Süden, Westen und Norden, wurde der Platz ehemals durch die Häuser der Stadt begrenzt, die sich in verschiedenen Richtungen ungleich weit in die Ebene erstreckten. Auf der vierten oder östlichen Seite liegt die Front des Palastes. Die dem Platze zugekehrte Seite dieses weitläuftigen Gebäudes ist 125 Meter lang und wird durch den Haupteingang in zwei nicht ganz gleiche Abschnitte geteilt. Die Räume zu beiden Seiten des Thorweges scheinen grosse Hallen gewesen zu sein, wahrscheinlich zum Aufenthalt der Wachtmannschaften. Aus der Halle zur Linken des Thores führen acht kleinere offene Thüren auf den Platz; auf der rechten Seite wechseln vier Thüren mit ebenso viel Fenstern ab. Zur Veranschaulichung der weiteren Beschreibung begleiten wir dieselbe mit einem Plane des Grundrisses.

Die Hallen *a, a* zu beiden Seiten des Thorweges haben verhältnismässig nur eine geringe Tiefe. Hat man die Eingangshalle durchschritten, so erblickt man einen langen, aber nur 15 Meter breiten Platz (*b, b*) von welchem man durch eine zweite Vorhalle (*c*) in den ersten

Der Tempel in Huánuco viejo. S. 118.

Thor im Hof Puma-cancha, Huánuco viejo. S. 119.

grossen Hof (I) gelangt. Während das Thor nach dem Tempelhof zu nur aus gewöhnlichen Bruchsteinen aufgeführt ist, wie die übrigen Mauern, besteht der Eingang zum ersten Hof, sowie die nun folgenden aus feinbehauenen und gefügten Quadern. Dieses Thor hat die den Inkabauten eigentümliche Form, ist unten breiter als oben und die Oberschwelle besteht aus einem mehrere Meter langen Block. Oben an der Schwelle sieht man zu beiden Seiten der Thüröffnung in plumper Reliefarbeit löwenartige Tiere in den Stein gehauen gleichsam zur Bewachung der Thür. Von diesen rohen Skulpturen wird der Hof und überhaupt der ganze Palast von den Eingeborenen Pumacancha — der Löwenhof — genannt. Der erste Hof bildet ein Rechteck von 88 Meter Breite und 63 Meter Tiefe, und ist auf allen vier Seiten von Hallen oder Wohngebäuden umgeben, die aber so zerfallen sind, dass die Raumverteilung im Innern nur unvollständig zu erkennen ist Aus den Seitenflügeln (*d*, *d*) öffnen sich Thüren auf den Hof, die Vorder- und Hintergebäude (*e*, *e*) hatten ihre Zugänge von den Thorhallen aus. Durch eine dritte Vorhalle (*f*), mit zwei eben solchen Thoren wie das eben beschriebene, gelangt man sodann auf den zweiten Hof (II), der erheblich kleiner ist als der erste (50 : 55 Meter) und nicht ganz so regelmässig, denn der Flügel links vom Eingang bildet mit demselben einen etwas stumpfen Winkel, so dass die Hinterwand des Hofes länger ist als die vordere.



Grundriss des Palastes.

Von diesem zweiten Hofe tritt man durch zwei kleinere, aber im übrigen den bisherigen in Form und Arbeit ganz ähnlichen Thüren, in einen mässig weiten, langen Gang, der zu einem freien Platz (III) führt, von wo aus man eine weite Aussicht über die Ebene geniesst. Dieser Platz bildet das Ende des Palastes und ist eine Terrasse, die von einer 6 Meter hohen Mauer gestützt wird. Auf diese Terrasse öffnen sich die

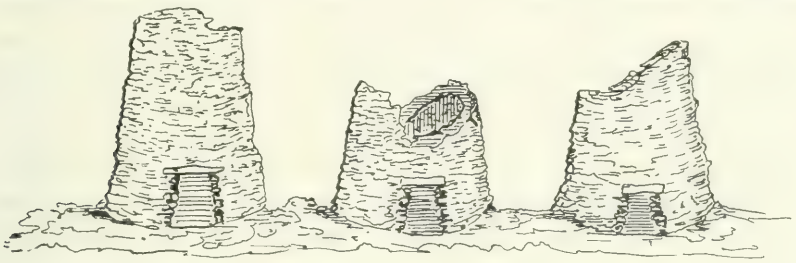
vornehmsten Räume des ganzen Baues, offenbar die für den König oder seine Stellvertreter bestimmten Wohnungen. Die Zimmer sind allerdings ziemlich klein, aber aus denselben feinbehauenen Kalksteinquadern gebaut wie der Tempel und die Löwenthore. Die Fügung der Steine ist so genau, dass an vielen Orten nicht die Spitze eines Messers einzudringen vermag. Nach der Terrasse öffnen sich drei Thüren, welche die beistehende Abbildung zeigt. Sie sind höher und schmäler als die übrigen (2,50 : 1,50). Andere, diesen vorderen ähnliche Wohnräume liegen hinter ihnen um einen kleinen viereckigen Hof (IV); die Zimmer

Königswohnung auf der Terrasse.

stehen selten unter einander in Verbindung, sondern öffnen sich, jedes für sich allein, nach einem Gange oder einem Hofe. In den Wänden sieht man kleine Nischen, ebenso geformt wie die Thüren, unten breiter als oben, welche den alten Indianern als Schränke dienten, zum Aufbewahren von Kleidern und Hausgerät. Der Hof (IV) liegt zur linken Seite des Korridors, der auf die Terrasse führt; auf der rechten findet sich noch eine Gruppe von Wohnräumen, die nicht aus Quadern, sondern aus Bruchsteinen erbaut sind, also vermutlich für die Dienerschaft bestimmt waren.

Wandert man vom Tempelplatze nach den naheliegenden südlichen Höhen hin, so kommt man zunächst durch eine verworrene Masse von

Trümmern alter Wohnungen, zwischen denen sich keine Strasse mehr erkennen lässt. Nach einigen hundert Schritten gelangt man zu einer leichten Vertiefung des Bodens, in deren Mitte man den Spiegel eines kleinen Weihers erblickt. Ein im Grunde dieses Beckens hervorbrechende wasserreiche Quelle bildet einen starken Bach, der am östlichen Rande austritt und einen Teil der Ebene bewässert. Nähert man sich jetzt dem Fusse der Anhöhen, so sieht man den ganzen Abhang mit Ruinen eigentümlicher Bauten bedeckt, welche sich aus der Entfernung ausnehmen wie Befestigungswerke. Es sind niedrige runde Türme, welche auf schmalen Terrassen errichtet, und in horizontalen Reihen über einander geordnet, die ganze Hügelwand bis zu ihrem Kamme einnehmen. Die meisten dieser Türme sind ganz verfallen, einige jedoch haben sich erhalten und lassen ihre ursprüngliche Form



erkennen. Sie haben an ihrer Basis 5 Meter im Durchmesser, sind etwa ebenso hoch und verschmächtigen sich etwas nach oben zu, haben also ungefähr die Form von steilen abgestumpften Kegeln. Alle stehen einzeln zwei Meter von einander und haben nach der Bergseite zu einen viereckigen niedrigen Eingang, so dass man nur gebückt und fast kriechend ins Innere gelangen kann Die Zahl dieser Türme vermögen wir nicht anzugeben, indess mag sich dieselbe nach einer ungefähren Schätzung auf weit über hundert belaufen. Diese Türme dienten den alten Indianern als Speicher oder Vorratskammern und die Lage am Abhang eines Berges war augenscheinlich gewählt, um die aufbewahrten Feldfrüchte — Mais und Kartoffeln — vor Feuchtigkeit zu schützen.

Von dem Hügel aus überblickt man das ganze Ruinenfeld der alten Stadt, die sich vorzüglich in nordwestlicher Richtung weit in die Ebene hinaus erstreckte. Man ist verwundert, dass sich einst eine Bevölkerung von so beträchtlicher Zahl, wie sich aus den Überresten der Wohnungen schliessen lässt, auf einer so kalten, unwirtbaren, fast unbewässerten Hochebene angesiedelt haben sollte, denn diese Ebene eignet sich nur zur Viehzucht und zeigt mit Ausnahme weniger Stellen keine Spuren

früherer Bebauung. Auch das benachbarte Thal von Aguamiro ist eng und vermag eine zahlreichere Bevölkerung nicht durch seine Erzeugnisse zu ernähren. Die Erwägung dieser Umstände führt zu dem Schluss, dass das alte Huánuco eine künstliche Stadt gewesen sei, nicht eine Ortschaft, deren Lage sich die ersten Bewohner selbst ausgesucht hatten, und die später durch günstige Lebensbedingungen wuchs, sondern eine auf Befehl des Herrschers gegründete Kolonie, deren Bevölkerung zum grossen Teil aus Kriegern, Beamten und Priestern bestand und aus Staatsmitteln unterhalten wurde. In der That scheint Huánuco ein grosses Militärlager gewesen zu sein, welches die Inkas errichteten, nachdem sie ihre Herrschaft über die Gegenden zu beiden Seiten des oberen Marañon ausgedehnt hatten. Um für den Monarchen selbst während seines zeitweiligen Aufenthalts eine seiner Würde entsprechende Wohnung bereit zu haben, diente der Palast, in dessen ausgedehnten Räumen zugleich eine ansehnliche Besatzung Platz fand. Die in den Vorratshäusern auf dem Hügel angehäuftem Lebensmittel dienten zum Teil der Bevölkerung zum Unterhalt, wohl noch mehr aber zur Verproviantierung auf dem Marsche befindlicher Heeresabteilungen. Dass diese wichtige Kolonie in so kalter Gegend angelegt wurde, geschah wahrscheinlich aus Rücksicht auf den Gesundheitszustand der Truppen. Die Heere der Inkas bestanden zum grössten Teil aus Hochländern, die in den tieferen Thälern immer von den dort herrschenden Fiebern litten, aber gegen Kälte unempfindlich waren, wie das ja noch heute der Fall ist[1]).

Ihrer einsamen Lage verdanken die Ruinen von Huánuco, dass sie im Verhältnis zu anderen noch ziemlich gut erhalten sind. Der einzige in der Umgegend gelegene Ort ist Aguamiro, aber die Entfernung von dort bis zu den Ruinen beträgt mehr als zwei Leguas und die Bewohner scheinen sich selten die Mühe genommen zu haben, zum Bau ihrer Häuser behauene Steine von dort herunter zu holen. Das Material, aus dem die Gebäude im alten Huánuco erbaut sind, ist ein harter, marmorartiger, grauweisser Kalkstein, der in schönen Lagen an verschiedenen Orten der Gegend zu tage tritt.

1) Hiermit stimmt überein was Cieza de Leon (Cronica, C. 80) über Huánuco bemerkt: In dem Guánuco genannten Orte war ein königliches Haus, ein wunderbarer Bau, denn die Steine waren gross und sehr sauber gefügt. Dieser Palast oder Hof war Hauptort der an das Andesgebirge grenzenden Provinzen, und neben ihm befand sich ein Tempel der Sonne mit vielen Priestern und Sonnenjungfrauen; und war zu Zeiten der Inkas eine so grosse Sache, dass aus der Umgegend bloss zur Dienstleistung mehr als 30 000 Indianer aufgeboten wurden.

Als ich mit meinen photographischen Aufnahmen, sowie mit dem Abschreiten der einzelnen Gebäude zu Ende war und nach dem Tempel zurückkehrte, wo wir unsere Maultiere gelassen hatten, war ich überrascht, daselbst eine zahlreiche Gesellschaft zu finden. Auf Anstiften und unter Anführung der Frau Forsani, unserer Wirtin, hatten sich ihre Verwandten und Freunde beiderlei Geschlechts aufgemacht, um auf einer der aufzunehmenden Photographien als Staffage zu figurieren. Es waren über 30 Personen, junge und alte, welche auf Pferden, Maultieren und Eseln von Aguamiro heraufgekommen waren. Ich bedauerte, dem Wunsche meiner Wirtin nicht willfahren zu können, da alle in den Rahmen mitgebrachten Platten bereits gebraucht seien. Allein die Leute bestanden darauf, photographiert zu werden, sie seien nur in dieser Absicht heraufgekommen, und ganz Aguamiro würde lachen, wenn sie unverrichteter Sache zurückkehrten. Ich musste mich also bequemen, meinen Koffer zu öffnen und neue Platten in die Rahmen einzusetzen. Die Frau eines Hirten bot dazu ihre Hütte an, und dort gelang es, mit Ponchos und Decken alles Licht auszuschliessen; die Platten wurden gewechselt, worauf sich die ganze Gesellschaft auf dem Treppenhügel des Tempels gruppierte. Allein Alles dies war vergebliche Mühe. Als ich später meine Platten entwickelte, entdeckte ich zu meinem Verdruss, dass ich mich in der Dunkelheit der Hütte in den Rahmen vergriffen hatte, und dass durch doppelten Gebrauch einer Platte nicht nur das Bild misslungen, sondern auch eine frühere Aufnahme unbrauchbar geworden war.

Nach der Aufnahme wurde die Gesellschaft sehr heiter, denn Männer und Frauen sprachen den mitgebrachten Flaschen von Chicha und Chacta (Zuckerbranntwein) fleissig zu. Die bereits halb bezechten Leute forderten uns dringend auf, wieder mit ihnen nach Aguamiro zurückzukehren, allein wir hatten an dem Tage noch einen weiten Weg vor uns und mussten an den Aufbruch denken. Alle gaben uns darauf ein Stück Weges das Geleit. Es war eine sonderbare Kavalkade: einige ritten auf guten Pferden, andere auf schäbigen Eseln, auf einigen Maultieren sassen zwei Personen. Als wir an einer Kapelle vorbeikamen, hielten wir an, und einige junge Leute stiegen ab, um der Jungfrau Maria ein Paar Kerzen anzuzünden, damit sie uns auf der Reise in ihren Schutz nähme. Nach diesem frommen Akte nahmen wir Abschied, wobei nochmals die Flaschen im Kreise herumgereicht wurden, worauf die fröhliche Bande nach Aguamiro zurückkehrte und wir uns nach rechts wendeten, um unsern Weg nach Huánuco nuevo fortzusetzen.

Wir ritten zunächst noch eine Legua über die Ebene, worauf wir wieder anfingen zu steigen, denn unser Weg lag über den Höhenzug, der sich in den Winkel zwischen dem Flusse von Aguamiro und dem Marañon vorschiebt. Das enge Thal, in welchem wir hinaufritten, hiess Kakaracra (die Felsenschlucht) und führt seinen Namen mit Recht, denn es wird zu beiden Seiten von hohen Kalkfelsen eingeschlossen. Gegen 3 Uhr erreichten wir das Ende des Thales, wo dasselbe in einer Höhe von 4050 Meter in eine öde wellenförmige Puna übergeht. Auf dieser einsamen kalten, mit dürrem halbverdorrtem Gras bewachsenen Fläche ritten wir den Rest des Tages weiter. Wir begegneten keinem Menschen, sahen nur zuweilen von weitem Schafherden und kamen an Steinhürden am Fusse von Felsen vorüber, wohin sie abends getrieben werden, um die Jungen vor dem Nachtfrost zu schützen. Die Dunkelheit brach herein, und wir waren noch weit von dem Ort, wo wir diese Nacht bleiben wollten. Unser Führer schlug uns daher vor, in einer Hirtenhütte am Wege einzukehren, deren Inhaber mit seiner Schwester verheiratet sei. Wir folgten bereitwillig seinem Rate, zumal der Ort schon etwas tiefer und geschützt zu liegen schien. Er hiess Rumichaca — die steinerne Brücke — von einem ungeheuren Felsblock, der von einer Bergwand herab und quer über die Schlucht gestürzt war, und so den darunter fliessenden Strom überbrückt hatte. Gleich nachdem wir diese natürliche Brücke überschritten hatten, gelangten wir zu den Hütten, die auf einer kleinen Rasenplattform am Abhange standen. Man wies uns ein kleines Häuschen an, das als Vorratskammer diente und von der Familie des Hirten nicht als Schlafstelle benutzt wurde. Es war kreisrund, und hatte 4 Meter im Durchmesser, über der anderthalb Meter hohen Mauer ein spitzes Strohdach und eine niedrige Thür, durch welche man hineinkriechen musste. Unter dem Dach hing an dünnen Fäden allerlei Hausrat, Körbe, Säcke, Kleider, Maiskolben, getrocknetes Fleisch, so dass wir darunter nicht aufrecht stehen konnten. Wir kochten uns Wasser zu Thee und Grog und wärmten ein gebratenes Huhn auf, das uns die vorsorgliche Frau Duran mitgegeben hatte. Dann verstopften wir den Eingang mit Satteldecken und betteten uns zwischen Kartoffelhaufen, so gut es gehen wollte.

Als wir am Morgen aus der Hütte krochen, beschien die Sichel des abnehmenden Mondes die reifbedeckte Landschaft. Es war empfindlich kalt, aber doch nicht so wie am Passe Puca-racu; denn Rumichaca liegt nur 3860 Meter hoch, also beinahe 600 Meter tiefer als die Hütte im Thale Torres. Sobald der Tag anbrach, sahen wir das tiefe Thal

des Marañons zu unseren Füssen, der Fluss selbst war noch nicht sichtbar. Bald nach Sonnenaufgang ritten wir fort; unser Führer bat um Erlaubnis, noch einige Zeit bei seiner Schwester verweilen zu dürfen, wogegen wir nichts einzuwenden hatten, denn obgleich er ein schlechtes, mageres Pferd ritt, kam er doch besser vorwärts, als wir auf unseren faulen Maultieren. Wir ritten beständig bergab und schon nach einer Stunde kamen wir wieder in mildere Luft und fingen an uns etwas behaglicher zu fühlen. Dort lag das Dorf Chulluyacu, wo wir tags zuvor hatten bleiben wollen. Beim Anblick seiner elenden Hütten sagten wir uns, dass wir durch Nichterreichung unseres Reiseziels wahrscheinlich nichts verloren hätten. Bald darauf schimmerten die Windungen des Marañons aus der Tiefe und um 8 Uhr gelangten wir zu seinem Ufer.

Der grösste der Ströme ist hier noch ganz jung und klein. Seine Wassermenge in der trockenen Jahreszeit ist kaum so gross als die des Rheins bei Ragatz. Er hat von Süden nach Norden nur 34 Minuten eines Breitegrades durchlaufen, die Länge seines Laufes mag also unter Berücksichtigung der Krümmungen ungefähr 50 Kilometer betragen. Der Marañon entspringt nicht, wie sonst angenommen wurde, aus der Laguna Lauricocha, sondern wird durch die Vereinigung dreier Quellflüsse gebildet, deren einer allerdings der Lauricocha ist, der längste jedoch ist der mittlere, Rio Ñupe genannt, der auf 10° 20′ am Fusse der Cordillera von Huayhuash entspringt. Wir gelangten an den Marañon bei dem kleinen Ort Chacabamba — Brückenfeld — so genannt von der Brücke, die dort über den Fluss führt. Diese ist in der gewöhnlichen Weise durch lange Holzstämme hergestellt, an einem Orte, wo das Flussbett auf beiden Seiten durch Felsen eingeengt ist. Der Thalboden liegt etwas tiefer als Aguamiro, 3240 Meter, und die Wände waren dort bis hoch hinauf mit Weizen bebaut, der gerade reif und zum Teil schon geerntet war. In den gelben Feldern, besonders an der rechtsseitigen Wand, bemerkte ich eine grosse Zahl von Chullpas, oder alten Grabstätten, ganz ähnlich denen, die am Wege von Tarica nach Yanac stehen und früher beschrieben worden sind. Auch Trümmer von alten Verteidigungswerken oder Burgen sieht man hier und da auf vorspringenden Höhen.

Wir verweilten im Thale des Marañons nicht lange, denn schon bald nachdem wir die Brücke überschritten hatten, begann der Weg sich wieder an dem rechtsseitigen Abhange zu erheben. Wir kamen dort an einer alten Bergfeste vorüber, die den abenteuerlichen Namen Uturuncuracra — Tigerkluft — führt. Ich stieg ab, fand aber bei näherer Besichtigung nichts Bemerkenswertes, nur zerfallene, schlecht aus losen

Schieferstücken gebaute Mauern. Immerhin liefern diese, sowie ähnliche Trümmer, die man in der Ferne erblickt, Beweise vom Vorhandensein eines Volkes in dieser Gegend, das bereits eine eigene Kultur besass, ehe es den Inkas unterthan wurde.

Wir stiegen nun in einem Nebenthale des Marañons hinauf zu den Höhen, welche die Wasserscheide zwischen diesem Fluss und dem Huallaga bilden. Diese Höhen sind, wie in der allgemeinen Übersicht bemerkt wurde, der Anfang der sogenannten Cordillera central, eine bescheidene Kette im Vergleich zu der, die wir vor kurzem überschritten hatten, auf der sich keine hohen Gipfel erheben, und deren Kammhöhe nur selten so hoch liegt als die der Cordillera negra oder Küstenkette. Der obere Teil des Thals, in den wir hinaufritten, war ausgezeichnet durch einen Berg von auffallender Gestalt und Farbe, dessen zackige Gipfel man schon aus weiter Entfernung bemerkt. Als wir näher kamen, fanden wir uns vor einem in seltsamer Weise rot und schwarz gestreiften Kalkfelsen, dessen senkrechte Wand sich mehr als 300 Meter über dem Fusse erhebt und mit turmartigen Blöcken, wie eine Burg mit riesenhaften Zinnen endigt. Wenn ein solcher Berg sich in Deutschland fände, so würde er alljährlich das Reiseziel von Tausenden von Touristen sein, die sich in zahlreichen Hotels am Fusse zum Besteigen stärken und auf der Spitze von der gehabten Mühe erholen könnten.

Bald hinter diesem Felsenberge erreichten wir die Puna, die nicht höher ist als die zwischen Aguamiro und dem Marañon (4050 Meter), ebenso einförmig, aber bei Weitem nicht so lang. Schon bald nach Mittag fing der Weg wieder an sich zu senken, und bei 3680 Meter Höhe kamen wir zum ersten Dorfe Namens Chasqui. Das Thal war enge, die Vegetation nahm rasch zu und wurde besonders auf der linken Seite üppig. Der Weg hob und senkte sich hoch an der Thalwand, und führte mehrmals zu Aussichtspunkten von merkwürdiger Schönheit, von denen besonders eine Höhe mir in der Erinnerung geblieben ist — der Führer nannte sie Chinchupalca — wo man über eine Reihe ineinandergreifender Thalwindungen bis in die Gegend von Huánuco und den Huallaga hinabblickt. Es liegen in diesem Thale keine Ortschaften, doch kommt man oft an Häusern vorüber, die bald einzeln, bald in Gruppen am Wege stehen. Da der Tag sich mittlerweile zu Ende neigte, so sahen wir uns nach einem Nachtquartier um und hielten vor einem paar Häuschen, deren Lage uns einladend schien, hatten aber schlecht gewählt. Der Inhaber war ein mürrischer, unfreundlicher Cholo, der halb betrunken zu sein schien, unserem Führer jede Hilfeleistung verweigerte und uns nicht einmal Wasser zum Thee geben wollte. Wir

kümmerten uns daher nicht weiter um ihn, sondern schlugen unser Lager in einer der Hütten auf, die leer zu sein schien. Allein auch hier waren wir unglücklich in unserer Wahl, denn wie sich später herausstellte, mussten wir unser Logis mit anderen Schlafgenossen teilen, nämlich zwei Hähnen, einer Schar Hühner und einem blödsinnigen Jungen. Der Kretin schnarchte und grunzte die ganze Nacht, und bereits um 1 Uhr begannen die Hähne mit den Flügeln zu klappen und zu krähen. Unter solchen Umständen erhoben wir uns schon vor Tagesanbruch um bald möglichst aus der widrigen Spelunke ins Freie zu kommen. Im übrigen hatten wir keinen Grund uns zu beeilen, denn die Strecke, die wir bis Huánuco zurückzulegen hatten, betrug nur noch fünf Leguas.

Der Ritt an diesem Tage war angenehm, und würde ein wahres Vergnügen gewesen sein, wenn unsere Tiere nicht so müde und träge gewesen wären. Der Bach, an dem wir herunterkamen, war allmählich wasserreicher geworden, und binnen kurzem wurde er durch zwei aus Seitenthälern herabströmende Bäche verstärkt und dadurch zum Fluss. Die Vereinigung dieser Gewässer bildete eine mässige Erweiterung, Llamarumi genannt, ein malerischer Punkt, wo Gruppen von Hütten an grünen Geländen lagen und unter schattigen Bäumen hervorblickten. Dann folgte ein Ort Namens Punchau, eine Reihe von Häusern, in welchen überall Töpfe gedreht und gebrannt wurden. Ein Stunde später gelangten wir nach Huancapallac, wo in einer Höhe von 2500 Metern das erste Zuckerrohr wuchs; auch sahen wir einzelne Apfelsinen und Citronenbäume. Das Gefälle des Flusses nahm nun ab, das Thal wurde allmählich breiter und der Pflanzenwuchs dichter und reicher. Der Boden schien ausserordentlich fruchtbar, an einigen Stellen bemerkten wir auf Maisfeldern 10—12 Fuss hohe Pflanzen, wie ich sie noch nie zuvor gesehen hatte. Die Häuser waren mit Obstgärten umgeben, lagen in Dickichten von Chirimoyas, deren Früchte in Peru für die feinsten gelten, auch die Ranken der Granadilla sah man allenthalben sich an den Stämmen der Bäume hinaufwinden. Wo der Weg an abschüssigen Abhängen hinläuft, wird sein Rand durch Stauden der grossen graublättrigen Agave americana befestigt, an anderen mehr ebenen Strecken wird er von Rosenhecken eingefasst, die mit kleinen roten und gefüllten Blumen übersät waren. An den Bergwänden wuchs weniger die graue Agave als eine dunkelgrünblättrige Art, deren baumartige Blütenstengel in zahlloser Menge wie Kerzen an den steilen Abhängen aufschossen. Je weiter wir indessen hinabstiegen, desto mehr verminderte sich das frische Grün an den Thalwänden und besonders nach oben zu trat trockenes Gras an dessen Stelle. Der untere Teil des Thales war ganz

mit Zuckerrohr bepflanzt, lauter gut gehaltene Felder, die wie man uns sagte, zum Gute eines Franzosen gehörten. In den zahlreichen Schenken, die am Wege standen, wurde hier nicht Chicha verkauft, sondern Guarapo, ein halb süsses halb säuerliches Getränk, welches bereitet wird, indem man das in der Mühle zerquetschte Zuckerrohr mit Wasser kocht und dann gähren lässt.

Bald nach Mittag gelangten wir in das Thal des Huallaga, in welchen sich der Fluss, dessen Lauf wir bisher gefolgt waren, ergiesst. Dieser Fluss hat, wie so viele andere der Sierra keinen besonderen Namen, sondern wird nach den verschiedenen Gegenden, die er durchströmt, verschieden benannt. Bei seiner Mündung nennt man ihn Rio Tingo, ein Name, der von dem Keshuawort tincuy — zusammentreffen, hergeleitet ist, daher man dieselbe Benennung bei vielen Flüssen des Hochlands wiederfindet. Der Huallaga fliesst in einem breiten fruchtbaren Thal von hohen Bergwänden eingefasst, die aber ebenso wie die unteren Gegenden des Tingo ein gelbliches verdorrtes Aussehen hatten. Eine Viertelstunde unterhalb der Mündung des Tingo kamen wir zu den ersten Häusern von Huánuco, doch mussten wir noch eine gute Strecke zwischen von Lehmwänden umgebenen Gärten reiten, bis wir in die eigentliche Stadt gelangten. Wir hatten gehört, es gäbe in Huánuco ein Gasthaus und hatten daher beschlossen, keine Gastfreundschaft in Anspruch zu nehmen, sondern lieber dort unser Quartier aufzuschlagen. Nach einigem Umherfragen gelangten wir endlich zu dem Hause, über dessen offener Thür auf einem Schild mit grossen blauen Buchstaben der Name stand: Hotel de la Union. Die Einigkeit trifft man vielfach auf peruanischen Hotelschildern, da sie sonst im Lande kein Unterkommen gefunden hat. Wir ritten in den Hof, wurden aber von niemand empfangen, nicht einmal von einem bellenden Hunde. Indessen stiegen wir ab und versuchten die verschlossenen Thüren zu öffnen, von denen eine dem Drucke nachgab. Wir gelangten durch einen Korridor zu einem zweiten Hof wo endlich auf wiederholtes Rufen eine alte Frau erschien, die sich als Wirtin vorstellte. Sie entschuldigte sich, indem sie bemerkte, dass gegenwärtig keine Gäste im Hause seien, und dass sie schon seit lange keinen Zuspruch gehabt habe, auch sei sie selbst nicht die Eigentümerin des Hauses, sondern nur die Verwalterin. Sie sprach das Spanische mit französischem Accent und erzählte uns später, sie sei von Geburt eine Deutsche, Tochter eines bayerischen Offiziers, aber in Frankreich aufgewachsen. So wenig das Hotel anfangs zu versprechen schien, so fanden wir doch bald, dass wir garnicht so übel aufgehoben waren. Die Zimmer hatten zwar nur die unentbehrlichsten Möbel, waren aber

luftig und reinlich, besonders die Betten. Freilich konnten wir nichts zu essen, nicht einmal Erfrischungen bekommen. Allein die Wirtin versprach uns, alsbald einen chinesischen Koch kommen zu lassen, mit dem wir zufrieden sein würden. In der That hielt sie Wort. Als wir abends nach Hause kamen, sahen wir den bisher verschlossenen Speisesaal offen, einen kleinen Tisch sauber gedeckt, die Speisen waren gut zubereitet und schmackhaft, auch fand sich ein ganz trinkbarer Wein von Ica, dazu das herrliche Klima von Huánuco, so dass wir uns zum ersten male seit Wochen einmal wieder behaglich fühlten.

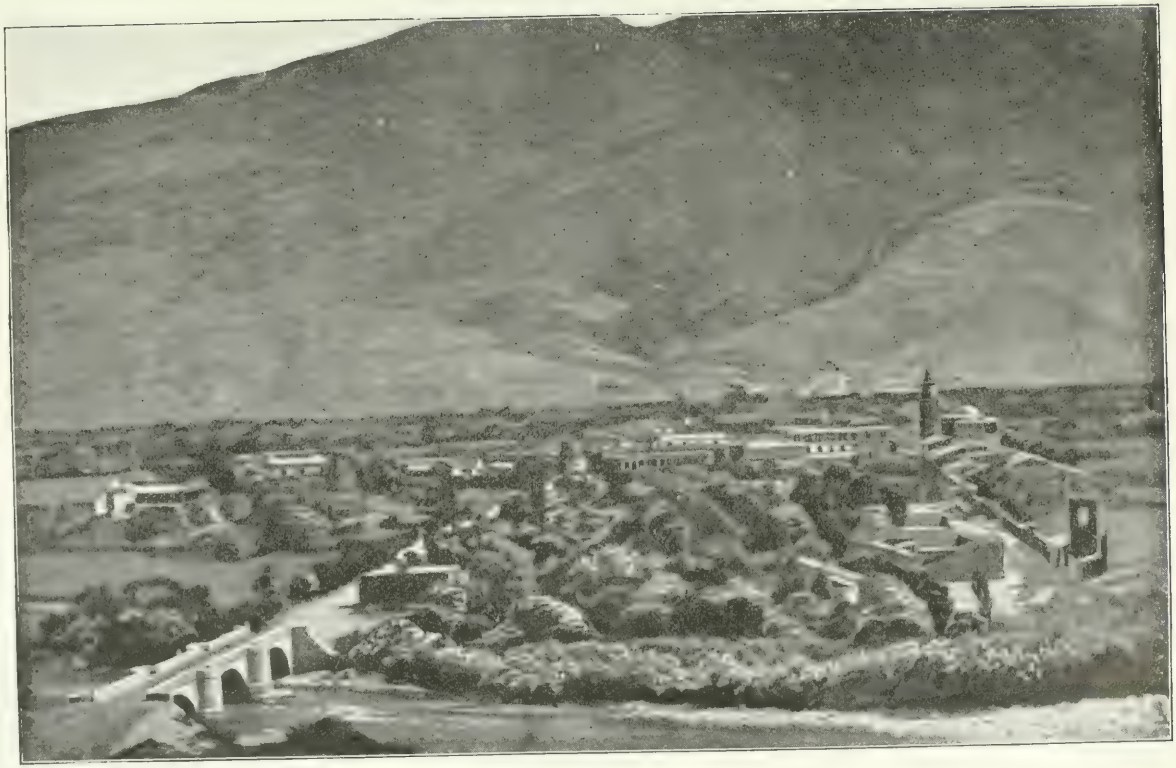
Huánuco liegt unter 9° 53′ südl. Breite und 78° 1′ 24″ westl. Länge von Paris, 1812 Meter über dem Meere. Die Stadt ist Hauptstadt des Departements gleichen Namens, Sitz des Präfekten, eines Bischofs und eines Obergerichts (Corte superior). Nach dem Plane der Stadt zu urtheilen ist diese von beträchtlicher Ausdehnung, doch bestehen die Strassen im oberen und unteren Teil nur aus Lehmwänden, welche grosse Gärten umgeben. Die Zahl der Einwohner beträgt gegenwärtig nicht mehr als 7000, und da sich diese über eine so grosse Fläche verteilen, so scheint die Stadt menschenleer und verlassen, als wenn sie von einer verheerenden Seuche heimgesucht worden wäre. Die Strassen schneiden sich in regelmässigen Abschnitten und alle in rechten Winkeln, sind ziemlich breit, aber schlecht und nur zum Teil gepflastert. In der Mitte der Stadt liegt ein grosser viereckiger Platz — La Plaza — in dessen Mitte der übliche, von einem Gitter umgebene Brunnen steht. Früher sollen rings um die Plaza Orangenbäume gestanden haben, von denen gegenwärtig nur noch zwei übrig geblieben sind. An einer Seite des Platzes erhebt sich die Kathedrale, welche sich insofern vor den meisten Gebäuden dieser Art in Peru auszeichnet, als sie ein steinernes Gewölbe und einen massiven, spitz zulaufenden Turm hat. In Huánuco sind Erdbeben seltene Ereignisse und man braucht beim Bau der Kirchen nicht dieselben Rücksichten zu nehmen wie in Lima, wo alle Gewölbe und Spitzen der Kirchen aus Fachwerk bestehen. Die fünf Mönchsorden, die sich in Peru niederliessen, hatten auch hier ihre Klöster, seit lange jedoch sind diese aufgehoben und ihre Kirchen in Verfall. Am besten erhalten ist die Kirche der Mercedarier, bietet aber nichts bemerkenswertes; San Francisco ist gross, hat einen vergoldeten Altar, aber sonst ganz kahle Wände, Santo Domingo ist gar nicht vollendet worden.

An Sehenswürdigkeiten besitzt Huánuco nur zwei, nämlich seine Obstgärten (Las huertas) und die neue Brücke über den Huallaga. Die etztere besuchten wir gleich am Abend des Tages, an welchem wir

angekommen waren. Sie ist das beste Bauwerk dieser Art, das die Republik aufzuweisen hat: drei schöngeschweifte Bogen aus Granitquadern überspannen den Fluss. Die Brücke war damals erst vor kurzem dem Verkehr eröffnet worden und es fehlte noch einiges an Brustwehr und Zugängen. In Anbetracht der Festigkeit und Eleganz des Werkes waren die Kosten der Ausführung auffallend gering gewesen, denn sie hatten nur 50,000 Sols betragen: ein Zeichen, dass man jetzt auch in Peru sparsamer mit dem Gelde umzugehen lernt; früher, zu Zeiten des Guanos, würden die Unternehmer gewiss dreimal so viel verlangt und auch erhalten haben. Die Stadt liegt am linken Ufer des Flusses, welcher dort nahe am rechten Thalrande hinfliesst. Der Huallaga, den wir in den nächsten Tagen bis zu seinen Quellen verfolgten, ist einer der grossen Nebenflüsse des Marañon und ergiesst sich in diesen, bald nachdem er im Pongo von Manseriche die Andes durchbrochen hat und in die Ebene getreten ist. Hier bei Huánuco ist der Huallaga wasserreicher als der Hauptstrom bei Chacabamba, denn er hat hier bereits 26 Leguas durchlaufen, während auf gleicher Breite der Marañon nur zehn.

Die Obstgärten Huánucos sind in Peru berühmt wegen des guten Kaffees, der dort gezogen wird. Im ganzen Thale sind viele Kaffeebäume angepflanzt, aber nur der aus den Huertas, so sagt man, sei von feiner Qualität. Für manche Gärten mag das wahr sein, wiewohl mir meine an Ort und Stelle gemachten Erfahrungen bewiesen, dass die Gärten auch sehr ordinären Kaffee liefern. Unsere Wirtin besass selbst einen Garten in der Stadt und der ganze Hof war mit Kaffeekirschen bedeckt, die dort zum trocknen an der Sonne lagen. Allein das Getränk, das man uns zweimal am Tage vorsetzte, war zwar sehr stark, aber ganz ohne Arom. Wenn man von den Strassen aus, die Spitzen der Bäume über die Lehmwände hervorblicken sieht, stellt man sich die verborgenen Gärten als einen reizenden Aufenthalt vor, tritt man aber hinein, so ist man enttäuscht. Man findet ungepflegte, verwachsene Dickichte, wo allerlei Fruchtbäume durcheinander wachsen und sich gegenseitig erdrücken. Allein trotz mangelhafter Pflege und Sorgfalt liefern die Gärten doch ausgezeichnete Früchte und in solcher Menge, dass sie auf dem Markte um ein Fünftel der Preise zu haben sind, die man in Lima bezahlt.

Das Klima von Huánuco ist vortrefflich; besonders im Winter ist die Luft warm und mild, wie in Deutschland an schönen Maitagen. Auch im Sommer wird die Hitze durch den dann fallenden Regen gemässigt. Die Leute klagen über den Wind, der im Winter in den



Huánuco. S. 130.

Nachmittagsstunden thalaufwärts weht und an manchen Tagen sehr stark wird. Ohne Zweifel ist er dann lästig, denn dicke Staubwolken erfüllen nicht nur die Strassen, sondern dringen auch in die Häuser ein. Dafür hält aber der Wind die Luft rein und gesund, man kennt kein Wechselfieber, keine Mosquitos und Mücken, nicht einmal Fliegen.

Die Bevölkerung ist zusammengesetzt wie überall in Peru. Die besitzenden Klassen sind vorwiegend spanischer Abstammung, die ärmere Mehrzahl sind Cholos und reine Indianer, doch hat die spanische Sprache auch unter diesen mehr Eingang gefunden, als an anderen Orten des Hochlands, z. B. in Huaràs und im ganzen Santathale. Unter dem weiblichen Teil der weissen Bevölkerung soll es schöne Gesichter geben, doch war es uns nicht vergönnt sie zu sehen. Die Zahl der weissen Bewohner hat sich gegen früher erheblich vermindert, auch soll die Stadt im allgemeinen zurückgekommen sein. Das mag sich wohl so verhalten, wird aber in Huánuco nicht in erheblicherem Masse der Fall gewesen sein, als an anderen Orten des Innern; denn überall in Peru ist es das Trachten aller Klassen, besonders aber der Leute von vorwiegend weisser Abstammung, sich, wenn irgend möglich, in Lima niederzulassen. Es giebt in der Stadt nur wenige Ausländer, von denen die Mehrzahl Italiener, Spanier und Chinesen sind. Diese letzteren halten, wie überall, kleine Kramläden und Speisewirtschaften und sind sehr nützlich. Als wir ankamen und im Hotel nichts zu essen fanden, wies man uns zu einem Chinesen. Die Asiaten siedelten sich in dieser Gegend der Republik von vornherein als freie Leute an, denn hierher sind keine Kontrakt-Kulis gekommen. Die deutsche Nationalität hatte zur Zeit nur einen Vertreter, einen Schneider Namens Prellwitz aus Burg bei Magdeburg, der bereits seit 30 Jahren in der Stadt ansässig und Senior aller Fremden war.

Huánuco gehört zu den ältesten Kolonien der Spanier in Peru. Bereits im Jahre 1539, also nur vier Jahre nach der Gründung Limas, beauftragte der Statthalter Francisco Pizarro einen Kavalier Namens Gomez de Alvarado, sich mit den Eingeborenen dieser Gegend über einen geeigneten Platz zu verständigen, worauf die neue Stadt unter dem Namen Leon de Huánuco gegründet wurde. Zwar schien zu jener Zeit, wie der Geschichtschreiber Herrera bemerkt, für eine Niederlassung in so entlegener Gegend noch kein besonderes Bedürfnis vorzuliegen, aber viele der sogenannten Entdecker und Eroberer waren bei Verteilung der Beute und Ländereien entweder nicht zufrieden gestellt worden, oder hatten ihr rasch erworbenes Vermögen ebenso schnell wieder verloren. Besonders galt dies von den Anhängern Diego de Almagros, nachdem

dieser in der Schlacht bei den Salinen besiegt und hingerichtet worden war. Um diese Leute mit ihrem Geschicke einigermassen auszusöhnen, und zugleich von der Hauptstadt zu entfernen, sollten ihnen Grundbesitz und Leibeigene in der neuen Stadt und der dazu gehörigen Provinz zugewiesen werden. Allein bald nachdem die ersten Häuser gebaut waren, wurden sie bei einem Aufstand der Indianer wieder zerstört, worauf nach Ermordung Pizarro's (1541) und nach der Besiegung des jüngeren Almagros in der Schlacht bei Chupas, durch den Statthalter Cristobal Vaca de Castro, Pedro de Puelles von neuem ermächtigt wurde, eine Kolonie in das Thal des Huallaga zu führen (Cieza, l. c. 79). In der Folge gelangte Huánuco zu grosser Blüte, vorzüglich durch seine Nachbarschaft mit dem Cerro de Pasco und soll zu einer Zeit gegen 70,000 (?) Einwohner gehabt haben. Gegenwärtig ist, wie bereits bemerkt, die Einwohnerzahl sehr geschmolzen, da auch diese Stadt im Kriege viel gelitten hat.

Es war meine Absicht gewesen, von Huánuco aus einen Besuch in der deutschen Kolonie zu machen, welche etwas weiter im Innern des Landes am Flusse Pozuzo angesiedelt ist, allein es war nicht möglich die dazu erforderlichen Tiere zu beschaffen. Ich hatte zu diesem Ende auf den Beistand des Präfekten des Departements gerechnet, für den ich einen Brief vom Ministerium mitgebracht hatte. Aber der Präfekt war seit meiner Abreise von Lima abberufen worden und sein Nachfolger noch nicht angekommen. Zu meinem Bedauern kam daher die beabsichtigte Reise nicht zur Ausführung. Der Pozuzo ist nicht ein Nebenfluss des Huallaga, sondern ergiesst sich in den Pachitea, einen Nebenfluss des Ucayali. Die Stromgebiete des Huallaga und Ucayali werden durch die östliche Kette der Anden (Cordillera oriental) getrennt, die man also zu überschreiten hat, um zu der Kolonie zu gelangen. Trotzdem man somit von Huánuco aus wieder ein ziemlich hohes Gebirge zu ersteigen hat, so wurde der Weg doch sonst in zwei und einem halben Tage zurückgelegt. Während des Kriegs jedoch zerstörten die Kolonisten eine Brücke, um sich vor dem Besuche der Chilenen zu schützen. Sie erreichten allerdings ihren Zweck, aber seitdem war die Brücke noch nicht wieder hergestellt worden, so dass man jetzt nur auf einem grossen Umwege zu der deutschen Niederlassung gelangen konnte und fünf Tage zur Reise brauchte.

Es wurden im ganzen 160 Familien im Thale des Pozuzo angesiedelt, 80 im Jahre 1857 unter Führung des Barons von Schütz und ebenso viele einige Jahre später durch die Herren Martin und Scotland. Die Einwanderer kamen teils aus Tirol, teils aus dem Rheinland, waren

daher alle katholischer Religion und standen unter der geistlichen Obhut eines würdigen Priesters, des Pfarrers Joseph Egg, der noch lebt und in grossem und verdientem Ansehen steht. Viele der Ansiedler haben nach und nach die Kolonie verlassen und sind nach anderen Orten der Republik gezogen, besonders nach Lima. Dafür haben sich Peruaner dort niedergelassen, so dass die Gesamtzahl der Einwohner sich auf etwa 600 Seelen beläuft. Diese leben nicht in einer Ortschaft vereinigt, sondern in einzelnen Häusern und Gehöften, die inmitten des dazu gehörigen Grundbesitzes liegen. Die Kolonisten treiben Viehzucht und Ackerbau, ziehen Mais und Kartoffeln, aber auch Zuckerrohr und Tabak. Nach den Angaben des Herrn Prellwitz, der vielfach mit seinen Landsleuten verkehrt, erwerben alle ihren Lebensunterhalt ohne zu harte Arbeit; doch lässt sich nicht sagen, dass die Kolonie sich in einem blühenden Zustande befinde. Dazu liegt sie zu fern und abgeschlossen von aller Verbindung mit den übrigen bewohnten Teilen der Republik. Die Wege sind so schlecht, dass eine Ausfuhr und ein Austausch der Erzeugnisse mit denen anderer Provinzen sehr erschwert wird.

Der Cerro de Pasco.

Wenn es mir nun nicht gelang, Tiere zu einem Ritte nach dem Pozuzo zu bekommen, so waren wir doch so glücklich, schon am zweiten Tage die erforderliche Anzahl von Pferden und Maultieren zu mieten, um unsere Reise nach dem Cerro de Pasco fortsetzen zu können. Diese Tiere gehörten nach Chiclla, der damaligen Endstation der transandinischen Eisenbahn, waren vor einigen Tagen mit Waren beladen von dort gekommen und sollten eben jetzt wieder zurückkehren. Der Eigentümer derselben war ein Italiener Namens Forzati, ein etwas wild und unstät aussehender, immer halb betrunkener Geselle, der uns jedoch nicht selbst begleiten wollte, sondern uns einen seiner Leute mitzugeben versprach. Für den 12. Juli war unsere Abreise festgesetzt und um acht Uhr kamen die Tiere, die alle gut genährt und stark aussahen. Wir liessen satteln und blieben noch, bis wir all unser Gepäck auf dem Rücken der Packtiere festgeschnürt sahen, worauf wir uns auf den Weg machten und den Arriero hinter uns herkommen liessen. Dies war ein Fehler, denn wenn man sich auf Reisen in der Sierra vor Verdruss und Verzögerung schützen will, muss man sein Gepäck immer vorausschicken. Wir ritten über die steinerne Brücke des Tingo und dann auf einem schönen, breiten Wege im Thale des Huallaga hinauf. Die ganze Gegend oberhalb Huánuco ist mit Zuckerpflanzungen bedeckt,

weiter aufwärts folgen Kaffeegärten. Auch unterhalb der Stadt wird Kaffee gebaut, daneben aber neuerdings auch viel Coca, denn da der Fluss beständig stark fällt, so wird das Klima dort heisser und man kommt in die Region, die als Montaña bezeichnet wird. Unser Reiseziel an diesem ersten Tag war das nur fünf Leguas entfernte Städtchen Ambo. Wir kamen allerdings bei Zeiten dort an, hatten aber unterwegs Gelegenheit, uns zu überzeugen, dass die Leistungsfähigkeit unserer Tiere ziemlich weit hinter unseren Erwartungen zurückblieb. Indessen waren wir auf der ganzen früheren Reise nicht verwöhnt worden, mussten uns darein fügen langsam vorwärts zu kommen und durch fleissigen Gebrauch der Sporen zu der Reisearbeit nach Kräften beizutragen. In Ambo stiegen wir etwas vor dem Orte auf dem Gute eines Herrn Tafur ab, von Herrn Prellwitz empfohlen, der dessen Schwager war. Der Mann war zwar eben erst von ernstlicher Krankheit genesen, nahm uns aber freundlich auf. Wir brachten den Rest des Nachmittags mit Besichtigung von Kaffee- und Obstpflanzungen zu und warteten auf die Ankunft unseres Gepäcks, allein die Nacht brach an und unser Arriero erschien nicht, so dass wir in Ermangelung unserer Feldbetten unseren Wirt um ein Lager bitten mussten, welches uns auch bereitwillig auf Bänken zurecht gemacht wurde.

Am nächsten Morgen waren wir im Begriff, nach Huánuco zurück zu reiten, als wir Forzati auf der Strasse herangaloppieren sahen. Er erzählte, man habe unseren Arriero schuldenhalber in der Stadt festgehalten und schliesslich ihn selbst gefangen gesetzt, weil er dem Richter zu grobe Vorwürfe gemacht habe. Es sei ihm aber doch noch gelungen, sich selbst und den Cholo zu befreien und dieser müsse noch in der Nacht in Ambo eingetroffen sein. Die Geschichte klang nicht wahrscheinlich, indess als wir in den Ort kamen, stellte es sich doch heraus, dass unser Gepäck früh am Morgen wirklich angelangt sei, und das war die Hauptsache. Wir bekamen nun einen anderen Führer und brachen wieder auf. Ambo ist ein freundliches Städtchen, in einer Erweiterung des Thales gelegen, die durch die Einmündung des Huakar in den Huallaga entsteht. Der Huakar kommt von rechts und lässt sich eigentlich kaum als einen Nebenfluss des Huallaga bezeichnen, denn er scheint von beiden der wasserreichere; doch gilt der Huallaga als der Hauptfluss, weil sein Thal mit dem bisherigen gleiche Richtung hat. Über beide Flüsse führen gut gebaute steinerne Brücken. Das Klima von Ambo ist noch angenehmer als das von Huánuco, denn es hat alle Vorteile dieses letzteren, ohne windig zu sein. Viele Leute aus dem Cerro de Pasco halten sich hier zeitweilig auf, wenn ihre Gesund-

heit durch die rauhe Bergluft gelitten hat. Man trifft in Ambo mehrere gut versehene Läden und auch zwei Gastwirtschaften, die sich Hotels nennen. Von Ambo an verengt sich das Thal des Huallaga, beginnt erheblich zu steigen und wird an langen Strecken so schluchtartig, dass kein anbaufähiger Boden an den Ufern des reissenden Bergstromes mehr übrig bleibt. Der Weg führt fast immer hoch an der linken Thalwand hin, ist breit und gut gehalten, auch von Wanderern und langen Zügen von Maultieren belebt, die Gegend jedoch bietet wenig Interesse. Gegen Abend gelangten wir zu einem Gehöft, Chayamachay genannt, und blieben dort bei einem Bolivianer, der, ohne sein Haus einen Gasthof zu nennen, ein Geschäft daraus machte, Reisende bei sich zu beherbergen. Wir zogen aber vor, statt seine Matratzen zu benutzen, lieber unsere Feldbetten aufzuschlagen. Die Mahlzeit, die uns vorgesetzt wurde, war so schlecht, dass wir sie nicht geniessen konnten und uns lieber Thee machten, das grosse Labsal auf allen Reisen im Innern.

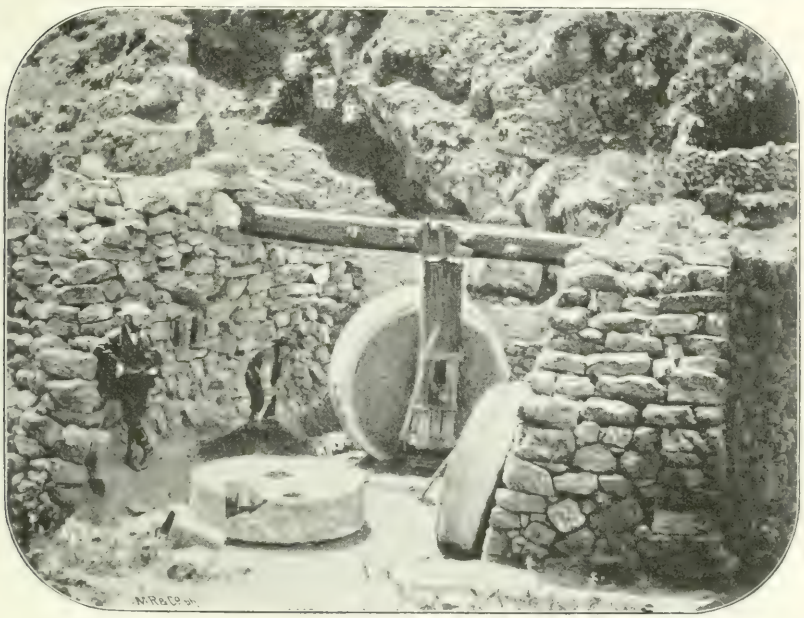
Am folgenden Tage ritten wir im Thale des Huallaga weiter und kamen gegen Mittag nach der Ortschaft Huariaca, wo wir uns bereits 1000 Meter über Huánuco befanden. In diesem Orte schienen viele Reisende die Nacht zu bleiben oder doch zu verkehren, denn wir sahen überall vor den Häusern Brot zum Verkaufe angeboten, sowie Chicha, Zuckerbranntwein und auch ausländische Getränke. Wir stiegen vor der Wirtschaft eines Chinesen ab und erhielten ein gutes Beefsteak und frische Eier. Nach einiger Ruhe setzten wir unsere Reise fort und trafen jetzt zu unserer Verwunderung, trotz der schon bedeutenden Höhe des Thales, wieder mehr Feldbau als früher, dabei auch ganz schmucke Blumengärtchen, besonders schöne Kallas an geschützten Orten. Dies waren Landsitze, welche wohlhabenden Leuten vom Cerro de Posco zum zeitweiligen Aufenthalte dienten. Der Tag neigte sich zu Ende und ich hoffte bei jeder Wendung des Thales, sie möchte uns ein Haus in Sicht bringen, wo wir ein Obdach finden könnten, denn mein Pferd gab bedenkliche Zeichen von Ermüdung, so dass ich in beständiger Sorge war, es möchte stehen bleiben und den weiteren Dienst versagen. Es war schon ganz dunkel, als wir in der Ortschaft Quinua ankamen, wo wir bei der Herrin einer grossen Hacienda Aufnahme fanden. Anfangs zögerte die Frau, da, wie wir später erfuhren, ihr Mann abwesend war; sie mochte sich aber doch wohl überzeugt haben, dass wir keine Räuber seien, und wurde bald freundlicher. Es brannte im Wohnzimmer ein prächtiges Kohlenfeuer, um welches wir uns nach dem Essen setzten, um uns warm zu halten, denn es war

hier schon sehr kalt. Wir waren nur noch drei Leguas vom Cerro de Pasco entfernt und die Unterhaltung drehte sich natürlich um Minen und Silbergehalt der Erze. Die Frau war auch Minenbesitzerin und interessierte sich mehr für Metalle als für ihre Schafe und Kühe.

Am Morgen erhoben wir uns bei Zeiten, um unsere Feldbetten zusammenzupacken, denn wir hatten in der Sala, d. h. dem Wohn- und Gesellschaftszimmer des Hauses geschlafen. Dann traten wir vor die Thür, um den Ort in Augenschein zu nehmen, an dem wir uns befanden. Das Haus stand an der Seitenwand eines von Mauern umgebenen, geräumigen viereckigen Hofes, aus welchem ein grosses Thor in's Freie führte; rings umher felsige Berge mit Reif bedeckt, denn der Ort Quina liegt bereits auf 3680 Meter Höhe. Der Hof war voll von Vieh aller Art, Rinder, Maultiere, Schafe und Ziegen. Kleine Indianerjungen mit nackten Beinen übten sich im Getümmel der Tiere im Werfen des Lassos, und trieben sie rudelweis dahin und dorthin, bis der Verwalter erschien und dem Spiel ein Ende machte. Dann wurde das Thor geöffnet, das eingeschlossene Vieh in Heerden geteilt und auf die Weiden getrieben. Als der Hof frei geworden war, liessen auch wir unsere Tiere bringen und zur Abreise satteln. Wir hatten zwar nur eine kurze Strecke bis zum Cerro de Pasco, wünschten aber möglichst bald daselbst anzukommen, um den Rest des Tages noch ausnutzen zu können. Unser Weg führte im Thale des Huallaga weiter, welches aber nunmehr zu einer stark steigenden, felsigen Schlucht geworden war. Überall, wo es eine kleine Erweiterung des Grundes gestattet, hat man diese zur Anlage von Erzmühlen und Amalgamationskreisen benutzt und so die Wasserkraft des jetzt zu einem starken Bache gewordenen Flusses verwertet. Es war mir tags zuvor aufgefallen, dass das Wasser des Huallaga immer trüber wurde, je höher wir im Thale hinaufstiegen. Jetzt erklärte sich diese Veränderung aus dessen Verwendung zum Waschen und Schlämmen der gemahlenen Erze. Die ganze Schlucht von Quinua bis hinauf zur Hochebene, auf welcher der Cerro liegt, ist eine ununterbrochene Reihe von Anlagen zur Verarbeitung von Erzen, welche, in Säcke gefüllt, alle Tage von hunderten von Llamas aus den Gruben heruntergebracht werden.

Das Verfahren, durch welches das Silber aus den Erzen des Cerros gewonnen wird, ist noch immer dasselbe, das man seit Jahrhunderten zur Abscheidung des Metalls befolgt hat. Alle Bergwerksbesitzer und Techniker wissen und geben zu, dass dabei oft beinahe die Hälfte des Silbers verloren geht und auch eine Einbusse an Quecksilber sich nicht vermeiden lässt; allein trotz aller Unvollkommenheiten ist es noch nicht

gelungen ein besseres auszufinden, und die Versuche, die man zu verschiedenen Zeiten gemacht hat, sind wieder aufgegeben worden, da der durch sie erzielte Reingewinn noch weniger befriedigte als der vorher erreichte. Wir hatten auf unserem Wege nach dem Cerro hinreichende Gelegenheit, die Einzelnheiten des Verfahrens zu beobachten, welche so einfacher Natur sind, dass man sie auch ohne Anschauung durch blosse Beschreibung leicht versteht. Die Erze, die verarbeitet werden, sind meist arm und bestehen aus einem stark eisenhaltigen, bröckeligen



Erzmühle.

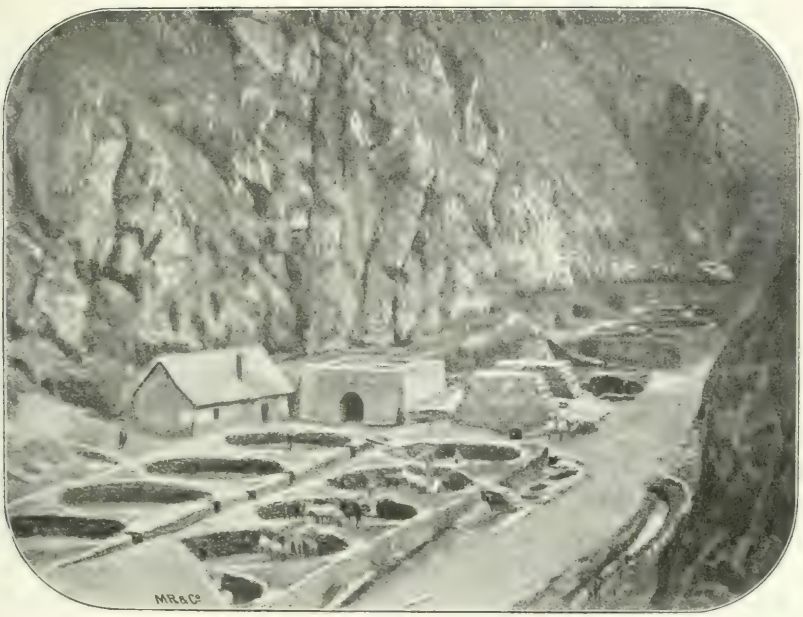
und erdigen Gestein, welchem kleine Silberteilchen beigemengt sind. Die Stücke werden zunächst mit dem Hammer zerkleinert und dann durch Steine zermalmt. Die Mühlsteine sind von bedeutender Grösse, 6—10 Fuss im Durchmesser und einen Fuss dick, stehen aufrecht auf ihrer Kante und haben in der Mitte eine horizontale Axe, welche an einem senkrechten Balken befestigt ist. Dieser endigt unten in einer Walze und wird durch ein wagerecht liegendes Rad in drehende Bewegung gesetzt. Der Rand des Steins rollt um die Walze in einer kreisförmigen Furche, in welcher sich das Erz befindet, dessen feinste zermalmte Teile durch beständig zugeleitetes Wasser fortgeschwemmt und

in die Amalgamationskreise geleitet werden. Damit schliesst der erste Akt der Bearbeitung.

Die kreisförmigen Becken, in denen sich jetzt das gemahlene Erz befindet, haben bis zu acht Meter im Durchmesser, sind mit 1,25 Meter hohen gemauerten Wänden eingefasst und mit verkitteten Steinstücken gepflastert. In der Mitte des Kreises ist eine zwei Fuss hohe, viereckige kleine Plattform angebracht. Der Schlamm des Erzes, der den Boden einen Fuss hoch bedeckt, wird darauf mit Kupfervitriol und Kochsalz vermischt, und zwar geschieht diese Mischung mit Hilfe von Pferden. Je nach der Grösse des Beckens werden 6—12 Pferde beständig im Kreise herumgetrieben, meistens im Trab. Ein Indianer, der in der Mitte des Kreises auf der Stufe steht, treibt sie mit einer langen Peitsche an und gönnt ihnen nur von Zeit zu Zeit eine kleine Erholung. Ist die Masse auf diese Weise einen Tag lang gestampft worden, so hat sich das Erz hinreichend mit dem schwefelsauren Kupfer und dem Salze gemischt, und man lässt sie einige Tage ruhen. Hierauf wird sie mit Quecksilber versetzt, und zwar wird die Menge desselben je nach dem Silbergehalt des Erzes bemessen. Darauf beginnt das Stampfen von neuem und wird alle acht Tage einen Tag lang wiederholt. Nach vierzig Tagen wird der Prozess als beendet betrachtet, d. h. alles Silber, das überhaupt in der Masse amalgamierbar ist, hat sich alsdann mit dem Quecksilber verbunden. Die Amalgamation ist für die Tiere eine schwere Arbeit, denn sie müssen beständig in einem zähen Schlamm laufen, der ihnen bis weit über die Fesseln reicht. Man verwendet dazu eine eigene kleine, langhaarige Rasse von Pferden, die in der Gegend von Kusko gezüchtet werden. Die Pferde arbeiten täglich 6 Stunden und nach acht Tagen lässt man sie einen Monat ausruhen. Die Hufe werden durch das Treten des Schlammes nicht angegriffen, sondern sollen noch fester werden.

Mit der Amalgamation ist die Arbeit der Maschinen und Tiere beendigt, und es beginnt jetzt die der Menschen, nämlich die Sonderung des Amalgams von den erdigen Massen. Jeder Cirkus hat an einer Seite eine enge Öffnung, vor welcher eine kleine ausgemauerte Grube angebracht ist. Diese Grube, tinaja genannt, steht wiederum in Verbindung mit einer gleichfalls ausgemauerten Rinne oder Gosse, welche an einer Reihe von Kreisen hinläuft, deren jeder etwas tiefer liegt als der vorhergehende. Soll das Amalgam ausgewaschen werden, so lässt man eine gewisse Menge des Breis aus einem Circus in die Grube laufen, worauf ein Indianer, der seine Hosen bis zur Mitte der Schenkel aufgekrempelt hat, sie mit seinen nackten Füssen knetet, wobei die

erdige Lösung durch die Rinne abfliesst, während sich das schwere Amalgam im unteren Teile der Grube ansammelt. Die Arbeiter, welche diese Arbeit zu verrichten haben, müssen den ganzen Tag in dem eiskalten Wasser stehen, aber die Indianer sind so abgehärtet und gegen Kälte so unempfindlich, dass sie nicht darunter zu leiden scheinen. Da immer kleine Mengen Amalgams oder reines Quecksilber mit fortgespült werden, so kleidet man die Rinnen mit Schaffellen aus, in deren Wolle die kleinen glänzenden Kügelchen hängen bleiben. Trotz dieser Vorsicht



Amalgamationskreise.

jedoch lässt sich, wie bereits bemerkt wurde, der Verlust von Quecksilber nicht ganz vermeiden. Das Amalgam wird sodann in Säcken ausgepresst und das Quecksilber durch Destillation abgeschieden.

Das letzte, höchstgelegene Amalgamierwerk des Thals gehört einem Herrn Augustin Tello, einem der reichsten Minenbesitzer des Cerro, der aber sein Vermögen nicht der Bearbeitung von Silberbergwerken verdankt, sondern einer Steinsalzgrube, aus welcher er sämtliche in der Nähe der Stadt gelegenen Werke mit dem zur Amalgamierung nötigen Salz versorgt. Wir trafen diesen Herrn auf seinem Besitztum und er hatte die Freundlichkeit, uns selbst herumzuführen. Um die alther-

gebrachten, plumpen Erzmühlen durch bessere Einrichtungen zu ersetzen, hatte dieser Mann sich ein eisernes Stampfwerk aus Kalifornien kommen lassen. Allein trotz Aufwendung bedeutender Summen und grosser persönlicher Mühe und Arbeit erwies sich die Anlage als vollständig fehlgeschlagen; denn die mit eisernen Stösseln gestampften Erze liessen sich nicht amalgamieren. Nachdem er mehr als 80 000 Sols vergeblich ausgegeben hatte, sah er sich genötigt zu der alten Bearbeitungsweise zurückzukehren.

Bald nachdem man bei den Werken von Tello vorbeigeritten ist, wird das Thal weiter und öffnet sich zu einer flachen Mulde. Man steigt dann noch eine Viertelstunde, worauf man auf der Hochebene oder Puna anlangt und alsbald die Häusermasse der Stadt Cerro de Pasco vor sich sieht. Woher der Name derselben stammt, ist nicht recht klar. Etwa zwei Leguas von der Stadt liegt eine kleine Ortschaft Namens Pasco, welche ohne Zweifel zu der Benennung Veranlassung gegeben hat, aber Cerro bedeutet im Spanischen einen Berg, und einen solchen sucht man vergebens. Man befindet sich auf einer Hochebene, welche von hügeligen Anschwellungen des Bodens umgeben, sich nach Süden zu ganz allmählich zu dem See von Chinchay-cocha hinabsenkt. Höhere Berge erheben sich erst in einiger Entfernung und sind Ausläufer der Küstenkordillere. Trotz ihres öden und kahlen Anblicks ist diese Gegend, auch abgesehen von dem mineralischen Reichtum, den sie in sich birgt, eine interessante. Die hohe Tafel, auf welcher der Cerro liegt, bildet die Wasserscheide zweier grosser Flussgebiete. Am nördlichen Abhang entspringt der Huallaga, in dessen Thale wir heraufgestiegen waren, während das Wasser der Quellen, an denen wir jetzt vorbeikamen, dem See Chinchay-cocha zuläuft, dessen Ausfluss sich später mit dem Apurimak und durch diesen mit dem Ucayali vereinigt. Obgleich verhältnismässig von geringer Höhe ist die Hochebene des Cerro einer der Hauptknotenpunkte des Andesgebirges. Die beiden Ketten, die sich vom Passe der Raya (zwischen dem Titicaca-See und Kusko) abzweigen kommen hier wieder zusammen, nachdem die eine der Küste näher geblieben, die andere anfangs weit nach Osten abgewichen war und dann sich allmählich der ersteren wieder genähert hatte. Nördlich vom Cerro teilt sich die Masse des Gebirges von Neuem in verschiedene Züge, welche wir hier zur Übersicht des zurückgelegten Weges nochmals aufführen. Unmittelbar an der Küste erhebt sich die sogenannte schwarze, schneefreie Kette; von dieser durch das Santathal getrennt, die weisse Hauptkette (Cordillera nevada de Huaràs), die wir von Ticapampa aus überschritten hatten; zwischen dem Marañon

und dem Huallaga zieht sich ein Gebirgszug hin, Cordillera central genannt, der zwar keine Schneegipfel aufzuweisen hat, aber doch an manchen Stellen ebenso hoch ist als die Küstenkette. Diese Höhen überschritten wir auf dem Wege vom Marañon nach Huánuco. Den Huallaga endlich trennt von den Ebenen des Ucayali die vierte oder zweite Hauptkette, die Cordillera oriental, an deren Ostabhang die deutsche Kolonie am Pozuzo liegt.

Die Stadt, in welche wir jetzt hineinritten, ist nicht wie in der Regel die von den Spaniern gegründeten Kolonieen nach einem bestimmten Plane angelegt, indem gerade Strassen von einem viereckigen Platze ausgehen und sich in gleichen Abschnitten rechtwinklig schneiden, sondern sie ist so unregelmässig gebaut, als nur möglich. Der ganze Grund und Boden, auf welchem sie liegt, ist silberhaltig. Die ersten Hütten entstanden zwischen den Gruben, und aus den Hütten wurden Häuser, die sich nach und nach zu Strassen zusammenreihten. Eine Menge von Schachten und Stollen öffnen sich noch jetzt in Häusern und Höfen, und mehrere grosse Tagbaue liegen mitten in der Stadt. Wir liessen uns zunächst durch die winkligen, schlecht gepflasterten Strassen den Weg zu einem Gasthause zeigen, das uns als das beste am Platze empfohlen worden war und den anspruchsvollen Namen Hotel del Universo führte. Man sollte erwarten, dass an einem Orte, wo so viel Geld verdient worden ist, und noch verdient wird, wo viele Fremde verkehren, dem Reisenden, wenn nicht Eleganz, doch eine gewisse Bequemlichkeit geboten werden würde. Allein schon der blosse Anblick des Gastzimmers liess von den übrigen Räumlichkeiten des Hauses das Schlimmste erwarten. Das Hotel del Universo war in der That ein schrecklicher Ort. Universal war in demselben nur der Schmutz, der überall auf Treppen, in Gängen und in den Zimmern in dicken Krusten lagerte. Man wies mir das Zimmer Nr. 1 an, vermutlich das beste im Hause, allein die Thür war nicht verschliessbar, mehrere Fensterscheiben fehlten, und es liess sich nicht erkennen, ob der Fussboden aus Wachstuch, Backsteinen oder Brettern bestand.

Während ich meine Kleider wechselte, und mit mir selbst bereits einig geworden war, wo möglich schon am nächsten Tage dieses unsaubere Haus und die Stadt zu verlassen, wurde ich in unerwarteter Weise aus meiner widrigen Spelunke erlöst. Ein Landsmann und wohlhabender Minenbesitzer, Herr S., der von unserer Ankunft gehört hatte, kam mich aufzusuchen, und lud mich aufs freundlichste ein, in seinem Hause Wohnung zu nehmen. Nachdem ich so den Cerro de Pasco von seiner üblen Seite gesehen hatte, lernte ich ihn nun auch

von einer besseren kennen, denn das Haus, wohin man mich führte, war wohl gebaut und eingerichtet, wie eine elegante Wohnung in Lima, mit Teppichen, feinen Möbeln, Spiegeln, Kandelabern und Silbergeschirren, auf welchen uns wohlbereitete Mahlzeiten in Begleitung von guten Weinen aufgetragen wurden.

Nachdem wir uns etwas ausgeruht hatten, machten wir in Begleitung unseres Wirts einen Gang durch die Stadt. In dem mittleren Teil derselben sind die Häuser zweistöckig und manche ziemlich gut gebaut; man sieht viele Kaufläden, die mit Waren aller Art reichlich versehen sind. In den äusseren Gegenden werden die Häuser immer kleiner und hüttenartig. Hier wohnen die indianischen Bergleute, meist viele Menschen in engen Räumen zusammengedrängt. Wir waren etwa eine Viertelstunde umhergewandert, als wir zum Rande des Tajo de Santa Rosa gelangten, des grössten in der Stadt gelegenen Tagbaus. Nichts ist besser geeignet, dem Besucher einen Begriff von dem erstaunlichen Erzreichtum des Cerro zu geben, als der Anblick dieser ungeheuren Grube. Der Tajo (Einschnitt) grenzt unmittelbar an den Cerro de la Cruz, den sogenannten Kreuzberg, nach dem die Stadt benannt sein soll. Der Fuss desselben ist an einer Seite bereits abgetragen und tiefe Risse im Boden erstrecken sich beinahe bis an die Spitze des Hügels. Der Bau ist an dieser Seite 25—30 Meter tief, die Länge schätze ich auf ungefähr 200 Meter, die Breite auf 100; die Entfernungen liessen sich wegen Unebenheit des Bodens durch aufgeschüttete Massen von Erzen und Gestein nicht durch Abschreiten messen, denn das wertlose Gestein wird nicht herausgeschafft, sondern nach Bedürfnis nur von einem Ort zu einem andern. An einigen Stellen wurden die erzhaltigen Massen nur durch Dynamit abgesprengt, an andern dringen Stollen tiefer ein. Das Erdreich, das man im Tagbau vor sich sieht, besteht aus einer bald festen, bald bröckligen, gelbbraunen Masse, in welcher keine Schichtung bemerkbar ist. Diese Masse findet sich überall unter der Stadt in ihrer ganzen Ausdehnung und ist allenthalben silberhaltig, freilich an vielen Stellen in so geringem Grade, dass sie die Amalgamation nicht lohnt. Auch die Erze, die verarbeitet werden, haben gewöhnlich nicht mehr als 8—10 Mark Silber auf den Cajon Erz. Unter Cajon versteht man ein Gewicht von 10 Centnern zu 100 Pfund oder 12 000 Mark; also ein Erz von 12 Mark im Cajon will so viel sagen als einen Silbergehalt von $^1/_{10}$ pCt. Diese Weise den Silbergehalt eines Erzes — la ley — auszudrücken, ist in Peru überall die gebräuchliche.

Die Gebirgsarten, die man in der Nachbarschaft des Cerro beobachtet, sind ein schwärzlicher Thonschiefer und daneben Granit und

Cerro de Pasco. S. 142.

Porphyr. Die Erzmasse ist in diesem Gestein nicht in Form von Adern und Gängen, sondern wie ein ungeheures Nest eingebettet, eine Masse von solcher Mächtigkeit und Ausdehnung, dass sie in Jahrhunderten nicht erschöpft werden kann. Die peruanischen Bergleute nennen diese Art Erze, die aus einer bröckligen, erdigen Substanz bestehen, Pacos. Die gelbliche Färbung derselben rührt von Eisenoxyd her und das in derselben vorkommende Silber ist entweder gediegen, in fein verteilten Körnchen und Fasern, oder zersetztes Schwefelsilber. Die oberflächlichen Lagen des Erzes sind gewöhnlich arm, weiter in der Tiefe jedoch nehmen sie an Silbergehalt zu, nur kann man ihnen dort nicht beikommen, da sie unter Wasser liegen. Eine genügende Entwässerung der Gruben ist das Problem, an dessen Lösung die Bergwerksbesitzer im Cerro schon seit langen Jahren vergeblich gearbeitet haben. Durch die jetzt vorhandenen Entwässerungsstollen können die Gruben nur bis zum Spiegel des Sees Kilhuacocha trockengelegt werden, und ein tieferer Tunnel lässt sich in dieser Richtung nicht anlegen. Die Pumpwerke, die man mit grossem Geldaufwand auf Kosten der gesamten Innung hergestellt hat, erfüllen ihren Zweck nicht, denn die Wassermasse, die sich in einer gewissen Tiefe unter der Oberfläche findet, ist so beträchtlich und in so grosser Ausdehnung verbreitet, dass sie nicht bewältigt werden kann. Soll daher die Bearbeitung der Gruben in grösserer Tiefe ermöglicht werden, so muss ein Tunnel nach einer andern Seite hin bis zu einem tiefergelegenen Thale gegraben werden, und dies war das Unternehmen, das von dem Eisenbahnunternehmer Henry Meiggs noch kurz vor seinem Tode angefangen wurde, dann aber liegen blieb und bis jetzt noch nicht vollendet worden ist.

Ausser dem Tajo de Santa Rosa werden im Cerro de Pasco noch fünf andere Tagbaue bearbeitet, doch hat keiner eine gleiche Ausdehnung. Das ganze Gebiet, auf welchem die Stadt liegt, ist vermessen und vergeben und wird in 12 Distrikte geteilt, welche um den Cerro de la Cruz als Mittelpunkt liegen. Man zählt im ganzen über 1000 Gruben, aber nur etwa 500 entrichten ihre Abgabe an den Staat, welche für jede Grube 15 Sol jährlich beträgt. Die Verarbeitung der Erze geschieht in der Weise, die wir bereits auf unserem Wege durch das Thal des Huallaga zu beobachten Gelegenheit hatten. Eine andre Wasserkraft, die in derselben Weise verwendet wird, liefert der Ausfluss des Sees Kilhuacocha. In diesen südöstlich vom Cerro gelegenen kleinen See ergiesst sich das Wasser des Stollens; sein Ausfluss bildet einen starken Bach, der dem grossen See Chinchaycocha zuströmt und in seinem Laufe eine Reihe von Erzmühlen treibt. Die Erze werden

zum Teil durch Llamas aus den Gruben zu den Mühlen gebracht, zum Teil auf einer engspurigen Eisenbahn befördert, welche vom südlichen Ende der Stadt ausgeht.

Am Tage nach unserer Ankunft auf dem Cerro besahen wir morgens die Pumpwerke. Die Maschinerie derselben ist von vorzüglicher Arbeit und die Aufstellung war sehr kostspielig und mühsam; denn alle Stücke, aus denen die einzelnen Teile bestehen, durften nur das Gewicht haben, das ein starkes Maultier zu tragen imstande ist. Die Zusammensetzung der einzelnen Bruchstücke zu einem grossen Ganzen war daher eine schwierige und lange Arbeit. Wie aber bereits bemerkt wurde, erwies sich aller Aufwand von Mühe und Geld als vergeblich, denn die Maschine ist nicht imstande die Gruben zu entwässern und steht daher schon seit Jahren still.

Am Nachmittag besuchten wir die Amalgamationswerke Esperanza, das bedeutendste industrielle Unternehmen des Cerro. Sie liegen einen halben Kilometer von den letzten Häusern der Stadt an den Ufern eines kleinen Sees. Das dort befolgte Verfahren unterscheidet sich von den übrigen nur insofern, als hier die Bewegung der Steine durch eine Dampfmaschine bewirkt wird, da keine Wasserkraft zur Verfügung steht. In der Mühle arbeiten acht Steine von zehn Fuss Durchmesser. Nach sechsmonatlichem Gebrauch sind sie abgenutzt und müssen durch neue ersetzt werden, welche in Steinbrüchen, drei Leguas vom Cerro, hergestellt werden. Der verwendete Stein ist ein fester Kalk, der dort in anderthalb Fuss dicken Lagen vorkommt, aus welchen die Räder herausgesprengt werden, indem man ihren Umfang durch eingebohrte Löcher abgrenzt. Der Preis eines Steines im Bruch ist gewöhnlich 250 Sols, und zur Herbeischaffung sind 40 Ochsen erforderlich, welche die Steine in einem Tage herbeischleifen. Das gemahlene Erz wird in 65 Kreisen veramalgamariert, und die Zahl der dazu verwendeten Pferde beträgt über 1000. Die Gruben, aus welchen die zur Speisung der Dampfmaschine verwendeten Kohlen gewonnen werden, liegen eine Legua weit vom Cerro entfernt.

Die Lage des Bergbaus im Cerro de Pasco war zur Zeit meines Besuchs keine günstige, vorzüglich wegen des damals gegen früher schon stark gewichenen Preis des Silbers, und wird heute nach dem grossen Preisfall natürlich eine noch gedrücktere sein. Die Hoffnung aller Bergwerksbesitzer war die Ausführung des grossen Tunnels, welcher die Ausbeutung der tiefer liegenden, reicheren Erze ermöglichen soll.

Die Stadt liegt auf 10° 55′ südlicher Breite und 78° westlich von Paris 4300 bis 4330 Meter über dem Meere. Sie war keine von Staats-

wegen angelegte Kolonie, sondern verdankte ihre Entstehung lediglich der Auffindung ihrer Erzlager. Die Entdeckung derselben war, wie bei so manchen anderen reichen Bergwerken, ein Werk des Zufalls. Ein indianischer Hirt, Namens Huauri Capcha, der im Jahre 1630 auf der Puna sein Vieh weidete, sah, dass einer der Steine, die er als Unterlage seines Kartoffelkessels in sein Feuer geschoben hatte, in der Glut zu einer weissen, glänzenden Masse schmolz. Diese erwies sich bei der Untersuchung als sehr silberhaltig, und das Gerücht von der Entdeckung verbreitete sich so rasch, dass binnen kurzem Unternehmungslustige von allen Seiten herbeikamen, welche den Boden umher untersuchten und Gruben anlegten. Es entstand so eine Ortschaft, die schnell wuchs und zu einer Zeit über 20 000 Einwohner gehabt haben soll. Doch scheint diese Angabe zu hoch, und beruht wahrscheinlich auf einer ungefähren und übertriebenen Schätzung, denn nach dem Census vom Jahre 1876 betrug die Zahl der Einwohner nur 6400. Seit diesem letzten Census hat sich die Zahl einigermassen vermehrt und ist auch jetzt nach dem Kriege noch höher als vor zehn Jahren.

Die Ortschaft, welche um die Gruben entstand, gehörte in der spanischen Zeit zur Intendanz Tarma und nach der Lostrennung Perus vom Mutterlande zur Präfektur Huánuco. Zum Andenken an den Sieg den das Patriotenheer unter Bolivar am 6. August 1824 am Ufer des Sees Chinchaycocha unweit des Ortes Junin erfocht, erhielt im folgenden Jahre dieser Distrikt den Namen: Departement von Junin. Die Hauptstadt desselben blieb anfangs Huánuco, später aber wurde der Sitz der Behörden nach dem Cerro de Pasco verlegt. Im Jahre 1870 wurde das Departement Junin geteilt und aus der Provinz Huánuco ein eigenes Departement geschaffen. Zum Regierungssitz des Departements von Junin wurde darauf wieder Tarma bestimmt, wie zu Zeiten der Kolonialherrschaft. Der Grund dieser Verlegung war teils der Umstand, dass der Cerro, der sich früher ungefähr in der Mitte des Departements befunden hatte, nach der Abtrennung der Provinz Huánuco ganz nahe an die Grenze desselben gerückt worden war, sodann liess auch das bei weitem mildere Klima von Tarma diesen Ort als den geeigneteren erscheinen. In der That macht das rauhe und kalte Klima des Cerro de Pasco diesen Ort zum unangenehmsten Wohnplatz der peruanischen Republik und nur die Aussicht auf sehr hohen Arbeitslohn oder grossen Handelsgewinn kann Fremde bewegen, längere Zeit daselbst zu verweilen. Die offene und ungeschützte Lage der Stadt macht die Kälte noch fühlbarer und Menschen sowie Tiere leiden hier mehr als an anderen höheren, aber weniger frei gelegenen Orten. Leute, die bereits

an den Aufenthalt in hohen Regionen gewöhnt sind, werden hier von neuem von der Höhenkrankheit befallen. Ich selbst litt in der ersten Nacht wieder an Beklemmung, Kopfschmerz und Fieber. Auch wenn man nicht eigentlich krank ist, kann man sich doch nie ganz wohl und leicht fühlen. Während der Mittagsstunden wird die Wärme der Sonne lästig, tritt man aber in den Schatten, so friert man. Nachts fühlt man sich unter der Last der Decken beklommen, allein kaum hat man sie von sich gestossen, um freier zu atmen, so zwingt die Kälte, sie wieder heranzuziehen. Die Betttücher sind von Flanell oder Barchent. Trotz der niedrigen Temperatur ist das Wetter im Winter immer noch weniger unleidlich als im Sommer. Es wird dann allerdings etwas wärmer, dafür aber giebt es fast alle Tage Schnee- und Hagelstürme, während im Winter das Wetter trocken und der Himmel unbewölkt ist, wie überall im Hochlande. Leute, die im Cerro ihren dauernden Wohnsitz haben, finden dagegen manches am Klima zu loben: es sei gesund, erfrischend, stärkend, ja angenehm. Doch schien es mir, als sagten sie dies mehr, um sich selbst über ihren gezwungenen Aufenthalt zu trösten, als weil sie aufrichtig so dachten. Die Einzigen, die sich wirklich wohl zu fühlen scheinen, sind die Indianer, denn diese kennen kein anderes Wetter und sind gegen Kälte und Wind unempfindlich. Sie gehören zu den Erzeugnissen des Bodens wie das Punagras, die Llamas und die Vögel, die auf dem eisigen Wasser umherschwimmen. In den Häusern hat man überall Kamine, keine Öfen, denn man sagt, diese erzeugen eine beklemmende Hitze. Das mag sich so verhalten, allein die Kamine vermögen ein grösseres Zimmer nur unvollkommen zu durchwärmen, denn die heisse Luft entweicht durch den Schornstein und die Räume bleiben kühl. Erst nachdem stundenlang grosse Haufen Kohlen verbrannt sind, verbreitet sich eine gleichmässigere Wärme.

Wir blieben einen Tag länger im Cerro, als ursprünglich unsere Absicht gewesen war, um unsere Tiere noch etwas mehr ausruhen zu lassen, denn schon auf dem Wege von Huánuco hatte ich am letzten Tage mehrmals gefürchtet, mein Pferd werde stehen bleiben. Wenn ein Maultier, das im übrigen gesund und stark ist, unterwegs müde wird, so erholt es sich in der Regel in einigen Stunden wieder. Ein Pferd dagegen geht weiter bis zur äussersten Erschöpfung, wenn es aber endlich nicht mehr weiter kann, so darf man nicht hoffen, es wieder in Gang zu bringen. Wir hatten leider Gelegenheit, diese allen Arrieros bekannte Thatsache im ferneren Verlauf unserer Reise bestätigt zu finden. Am 18. Juli gedachten wir früh aufzubrechen, da wir eine Tagereise von 12 Leguas vor uns hatten, allein unser Arriero und

Chiella. S. 150.

Führer war nicht zur Stelle, und als er endlich erschien, bemerkte man in seinem Gesicht und Gang noch deutliche Spuren seiner Ausschweifungen in der vergangenen Nacht. Es wurde daher beinahe neun Uhr, ehe wir die Stadt verliessen, begleitet von Herrn S., der uns eine Legua weit das Geleit gab. Der Weg, hier eine breite, gut geebnete Strasse, teilt sich auf den niedrigen Höhen, welche die Stadt kreisförmig umgeben, der linke führt nach Tarma, der rechte nach Lima. Wir folgten dem letzteren, der sich langsam nach der grossen Ebene hinabsenkt, welche sich viele Meilen von Norden nach Süden zwischen den beiden Ketten der Andes erstreckt. Die Spitzen der Berge, auch die mit Schnee bedeckten, erscheinen hier von verhältnismässig geringer Höhe, denn der Standpunkt, von wo aus man sie betrachtet, liegt mehr als 4000 Meter über dem Meere. Die Ebene heisst Pampa de Bonbon (Pumpu) und den mittleren tiefsten Teil derselben füllt der See Chinchaycocha aus, in einer Länge von 9 Leguas bei 2 Leguas Breite. Man sah schon von weitem den blauen Spiegel des Wassers schimmern.

Nachdem wir drei Stunden geritten waren, gelangten wir zum Ausfluss des Sees (4160), den wir auf einer Brücke überschritten. Der Ausfluss ist eng und tief, hat nur wenig Gefäll, und sein klares Wasser fliesst ruhig und geräuschlos. Deshalb wird dieser Fluss, der etwas weiter unten die Namen Pari und später Mantaro führt, von den Anwohnern des Sees Upa-mayo, der stumme Fluss genannt. Der Upamayo tritt am nördlichen Ende der Laguna de Chinchay-cocha aus, wendet sich aber alsbald nach Süden und fliesst in dieser Richtung parallel mit dem See, aber von diesem durch einen Höhenzug getrennt. Wir ritten zuerst eine kurze Strecke am Ufer des Flusses hin und dann einige Stunden lang am See. Die Ufer desselben sind morastig, das Wasser anfangs sehr seicht und bis weit hinein mit Schilfdickichten bedeckt, welche tausenden von Wasservögeln zum Aufenthalte dienen. Man sieht Schwärme von Wasserhühnern, Enten und Möven, dazwischen Punagänse, Gruppen von weissen Reihern und anderen langbeinigen Seebewohnern. Die vierbeinigen Geschöpfe sind nur durch eine Froschart von erstaunlicher Grösse vertreten, deren Fleisch bei den um den See wohnenden Eingeborenen als ein Leckerbissen gilt. Nach zwei Leguas gelangten wir nach Inkapilca (Inka-Mauer), eine unmittelbar am See gelegene Hacienda. Das Wasser scheint in dieser Gegend etwas tiefer und ein Fährboot lag an einer kleinen Landungsbrücke bereit, um Reisende auf das gegenüberliegende Ufer zu setzen. Der Weg führt noch eine Legua weiter am See hin und erhebt sich sodann an den rechtseitigen Uferbergen. Dieser Weg ist eine kunstgerecht angelegte

schossierte Fahrstrasse, welche D. Augustin Tello hat erbauen lassen, zum Transport des Salzes aus seinem Bergwerk San Blas nach dem Cerro de Pasco. Die Sonne war eben untergegangen, als wir auf dem Kamme der Höhe ankamen. Der See bot einen wunderbaren Anblick in der niedersinkenden Dämmerung: der Spiegel des Wassers erschien tiefblau und die umliegenden Bergwände schimmerten in einem duftigen Purpurviolett. Da wir zu spät vom Cerro aufgebrochen waren, so mussten wir jetzt noch zwei Stunden in der Dunkelheit reiten, ehe wir das Bergwerk San Blas erreichten. Der Verwalter des Señor Tello hielt dort eine Art Gasthaus, wo wir ein gemütliches Feuer, guten Kaffee und reinliche Betten fanden.

San Blas liegt so hoch wie die niedrigsten Gegenden des Cerro de Pasco (4300) und als wir am Morgen aus dem Hause traten, sahen wir uns von einer Winterlandschaft umgeben, dicker Reif bedeckte die ganze Gegend und lange Eiszapfen hingen am Rande der Dächer. Das Haus, wo wir geschlafen hatten, dient dem Verwalter und den Beamten des Salzbergwerks zur Wohnung, und ein paar hundert Schritte davon ist der Eingang der Grube. Auf dem Lager befanden sich nur wenige Centner Salz, ein Zeichen, dass der Artikel sehr begehrt ist. Alles Salz, das im Cerro zur Amalgamation verwendet wird, kommt von San Blas. Der Besitzer braucht sich um den Absatz seiner Ausbeute nicht zu kümmern, die Leute kommen, um ihren Bedarf abzuholen und müssen zuweilen warten. Der Preis ist vier Real (1,20 Mark) für die Arroba von 25 Pfund und wird baar bezahlt. Ehe das Steinsalz in San Blas entdeckt worden war, musste das im Cerro verbrauchte Salz aus den Salinen von Huacho von der Küste heraufgebracht werden.

Wir hatten abends zuvor in der Dunkelheit die Höhen überschritten, die den See Chinchaycocha von seinem Ausfluss Upamayo, jetzt Pari genannt, trennen. Das Thal, dem wir jetzt folgten, führte uns also wieder nach dem Flusse hin. Nach einem angenehmen Ritte auf gutem Wege, immer leicht bergab, gelangten wir früh am Vormittag zum Ufer des Flusses. Der Pari hat hier bereits eine Strecke von acht bis zwölf Leguas durchlaufen und ist durch Aufnahme mehrerer Nebenflüsse erheblich wasserreicher geworden, lässt sich aber in der trockenen Jahreszeit noch an manchen Stellen durchreiten. Der Ort, welchen Reisende, die vom Cerro kommen, gewöhnlich wählen, heisst der Vado — die Furt. Unser Gepäck und wir selbst gelangten ohne Unfall an's andere Ufer; das Wasser reichte den Tieren an den tiefsten Stellen bis an die Brust und der Strom war nicht reissend. Wir blieben darauf noch eine Legua Weges an seinem Ufer und wendeten uns dann rechts

gegen die Küstencordillera. Der Weg hob sich ganz allmählich, wir ritten stundenlang auf einem breiten, öden, mit spärlichem Grase bewachsenem Bergrücken. Ein schneidender Wind wehte von den nahen Schneebergen, doch glücklicherweise von seitwärts, so dass man sich durch Herabschlagen der Hutkrempe Kopf und Gesicht einigermassen zu schützen vermochte. Gegen Abend stiegen wir wieder in ein flaches Thal, öde und trostlos wie die Bergfläche, die wir verlassen hatten, aber geschützt vor dem Winde. Dort hielten wir in einer Estancia oder Viehzüchterei, deren Eigentümerin in ein paar elenden Hütten Reisende beherbergt und blieben über Nacht. Der Ort heisst Baños — Bäder — von heissen Salzquellen, die dort hervorbrechen, aber von niemandem zum baden gebraucht werden. Das Wasser tritt an mehreren Orten in verschiedener Stärke zu Tage, die ausgiebigste Quelle findet sich in einem kleinen viereckigen Becken, ganz nahe an den Hütten, wo das Wasser siedend heiss und wallend aus der Erde kommt. Der Boden in der Umgebung der Quellen ist mit Salzkrusten bedeckt. Nach Beendigung einer frugalen Mahlzeit, die wir stehend verzehrten, da es keine Möbel gab, auf die man sich setzen konnte, liessen wir uns unser Schlafgemach zeigen. Man führte uns zu einem kleinen Behälter, dessen Wände teils aus Kistenbrettern, teils aus Sackleinwand bestanden, aber doch ziemlich luftdicht waren. Auch die Betten schienen leidlich und wir legten uns in Ermangelung einer anderen Ruhestätte sogleich nieder.

Wenn der Morgen nicht so frostig gewesen wäre, würden wir ohne Zweifel die Schönheit der bereiften Landschaft im schwachen Schimmer des Mondlichts besser gewürdigt haben, so aber beeilten wir uns nur die Leute zu wecken und unsere Abreise zu betreiben. Ein indianischer Junge wurde ausgeschickt, um die Tiere von der Weide zu holen. Das Pferd unseres Arrieros war über und über mit Schlamm bedeckt und zitterte am ganzen Körper; es war augenscheinlich in einen Sumpf geraten und hatte nur mit Not aufs Trockene gebracht werden können. Diesem armen, abgehärmten und kreuzwunden Tiere war es beschieden, an diesem Tage das Ende seiner irdischen Laufbahn zu erreichen. Als wir den Cerro verliessen, hatte unser Arriero uns gebeten, einem Bruder zu erlauben, sich auf der Weiterreise an uns anzuschliessen. Wir setzten voraus, der junge Mann sei beritten, fanden jedoch später, dass dies nicht der Fall war, und dass die beiden Brüder zusammen auf demselben Pferde sassen. Wir konnten uns dem nicht widersetzen, denn das Pferd gehörte nicht zu den von uns gemieteten Tieren, und die Folge war, dass der alte erschöpfte Klepper die ihm

aufgebürdete Plackerei nicht länger auszuhalten vermochte und am letzten Tage der Reise zusammenbrach. Während die Brüder mit Packen beschäftigt waren, ritten wir voraus und begingen damit zum zweiten Male eine Unvorsichtigkeit, für die wir nachher bestraft wurden.

Wir ritten nun gerade auf die Cordillera zu, deren Kamm nur fünf Leguas von Baños entfernt ist. Der Weg ist meist gut, steigt ganz allmählich und wird nur zuletzt etwas steiler. Gegen Mittag gelangten wir auf die Höhe des Passes, dem Portachuelo de Antaranra, welcher 4820 Meter über dem Meere liegt, nur 600 Meter höher als Baños. Der Pass ist ein tiefer Einschnitt des Gebirges, welches hier aus bröckeligem Thonschiefer besteht. Nahe zur Linken des Passes erhebt sich ein hoher Schneeberg; auf der rechten Seite erreichen die Höhen nicht die Schneegrenze. Vom Passe aus liess sich ein langes Stück des zurückgelegten Weges überblicken, wir hielten daher eine Zeit in der Hoffnung, unsere Packtiere herankommen zu sehen, warteten aber vergebens. Die westliche Seite des Passes ist weit steiler als die östliche, man gelangt alsbald in ein enges, abschüssiges Thal, in welchem ein kleiner Bach fliesst. Dieser Bach ist der Anfang des Flusses Rimak, oder richtiger, der mittlere der drei Bergströme, durch deren Vereinigung der Rimak gebildet wird. Nachdem wir zwei Stunden lang im Thal hinabgeritten waren, stiegen wir ab und lagerten uns am Ufer des Flusses, um hier die Ankunft unseres Gepäcks abzuwarten. Wir hatten einige Zeit gesessen, als ein Reiter den Weg herabkam, der uns auf Befragen erzählte, er habe allerdings zwei Burschen, die unserer Beschreibung entsprachen, am östlichen Fusse der Cordillera angetroffen. Sie hätten ihr erschöpftes Pferd seinem Schicksal überlassen und trieben jetzt die Packtiere zu Fuss. Bei dieser Nachricht kam mir sogleich die böse Ahnung dessen, was in der Folge geschah, dass nämlich jetzt die Arrieros die Packtiere besteigen und unser Gepäck zu Schaden bringen würden. Uns selbst blieb unter diesen Umständen nichts übrig als unseren Weg fortzusetzen. Gegen 3 Uhr gelangten wir nach Casapalca, von hier bis Chiclla, der damaligen Endstation der transandinischen Eisenbahn, sind nur zwei Leguas, und die Sonne beschien noch die Spitzen der Berge, als wir an diesem Ziele unserer Wanderschaft ankamen.

Chiclla ist ein kleines Dorf, 3784 Meter über dem Meere, von steilen hohen Bergen umgeben wie das ganze obere Thal des Rimaks. Die meist neuen Häuser liegen an beiden Ufern des Flusses, dessen abschüssiges Bett von zwei Drahtseilbrücken überspannt wird. Am linksseitigen Ufer finden sich eine Menge kleiner Gastwirtschaften und Läden, die eine Strasse bilden, denn es herrscht hier ziemlich viel

Verkehr und Leben: alle Reisenden, die sich aus den mittleren Provinzen der Republik nach der Hauptstadt begeben, kommen hier zusammen, und die Erze zahlreicher Minen in der Umgegend werden hierher zum Versand an die Küste gebracht. Wir ritten durch Herden von Llamas und Maultieren bis zum unteren Ende des Ortes, wo unmittelbar am Bahnhof das Hotel Schulz steht, das von einem Deutschen gehaltene beste Gasthaus des Ortes. Das Haus war voll von Menschen, doch bekamen wir eines der besseren Zimmer und freuten uns dankbar seiner bescheidenen Bequemlichkeit, nach den elenden Nachtlagern, zu denen wir uns so oft hatten bequemen müssen.

Während wir uns bei Tische in Vermutungen ergingen, was wohl aus unserem unglücklichen Gepäck geworden sein möchte, brachte ein Kellner die Nachricht, dass dasselbe in Chicila angekommen und in dem italienischen Gasthaus abgeladen worden sei, von dessen Besitzer wir unsere Tiere gemietet hatten. Ich war angenehm überrascht, hatte mich aber etwas zu früh gefreut. Da der Arriero sich nicht meldete, so schickte ich einen Burschen, um unsere Sachen bringen zu lassen. Gegen 10 Uhr kam dieser mit einem Indianer zurück, der unser sämtliches Gepäck, mit dem zwei Maultiere beladen gewesen waren, allein auf seinem Rücken die Treppe herauftrug. Als dieser sich seiner Bürde entledigte und sich aufrichtete, bemerkte ich mit Verwunderung, dass es ein junger Mensch unter Mittelgrösse war, an dem keine besondere Muskelentwicklung die ausserordentliche Leistungsfähigkeit verriet, von der er soeben eine Probe abgelegt hatte. Wir waren froh, früher als wir erwartet hatten, unsere Sachen in scheinbar unversehrtem Zustande erhalten zu haben, und liessen sie ohne uns weiter darum zu kümmern auf unsere Zimmer bringen. Erst am Morgen fanden wir aus, weshalb der Arriero nicht selbst gekommen war, um sich seine Gratifikation zu holen; denn als wir die Stücke öffneten, war alles nass. Offenbar waren die Burschen auf den Packtieren geritten und hatten sie bei den Übergängen des Flusses zu Falle gebracht. Im ersten Augenblick hielt ich meine photographischen Platten für verloren, fand aber später, dass sie durch einen glücklichen Zufall nur wenig gelitten hatten, da der Boden des Koffers, in welchem sie sich befanden, nach oben gekehrt gewesen und beinahe trocken geblieben war.

Am nächsten Morgen fuhr ich auf der Bahn nach Lima zurück und langte am Nachmittag nach zehnwöchentlicher Abwesenheit wohlbehalten wieder in der Hauptstadt an.

Übersicht der Höhen der auf dieser Reise berührten Punkte.

Moro	345 Meter	Carhuàs	2690 Meter
Pampa Romas	3050 »	Huaràs	3120 »
Cajabamba	3724 »	Recuay	3366 »
Paso de Chacay (Pass)	4510 »	Ticapampa	3510 »
Caràz	2240 »	Cahuisch (Pass)	4520 »
Huailas	2780 »	Machac	3390 »
Brücke von Yuracmarca	1330 »	Chavin	3180 »
Yuracmarca	1795 »	Pucaracu (Pass)	4710 »
Alto 3 Cruces	2285 »	Torres	4220 »
La Pampa	1860 »	Huallanca	3540 »
Yanac	2920 »	Mine Poderosa	4325 »
Urcon	3276 »	Cerro 3 Cruces	4060 »
Tarica	3380 »	Aguamiro	3380 »
Condorhuasi (Pass)	4130 »	Huánuco viejo	3645 »
Andamayo	3100 »	Punta Huinchos	4050 »
Altos de Sipa	4010 »	Rumichaca	3860 »
Gräber in Pasacancha	3890 »	Chacabamba	3240 »
Tumaringa	2430 »	Puna	4050 »
Sihuas	2670 »	Chasqui	3680 »
Ticahuasi	3710 »	Huánuco nuevo	1812 »
Pillucunca (Pass)	4430 »	Chayamachay	2680 »
Tauli	3820 »	Huariaca	3005 »
Conchucos	3220 »	Quinua	3680 »
Punta del Carbon (Pass)	4370 »	Cerro de Pasco	4350 »
Huarilca	3570 »	Laguna Junin	4060 »
Alto de Huinchos	4105 »	Baños	4220 »
Caràz	2240	Antaranra (Pass)	4830 »
Altos Pata-pata	3530 »	Casapalca	4215 »
Yungay	2530 »	Chiclla	3724 »

II.

Das Hochland von Nord-Peru.

Reise von Pacasmayo über Cajamarca nach Chachapoyas und zurück über Huamachuco nach Trujillo.

Cajamarca.

Der ansehnlichste Ort im nördlichen Binnenlande von Peru ist die Stadt Cajamarca. Sie liegt dreissig Leguas vom Meere entfernt unmittelbar am Fusse des Ostabhanges der Küstenkordillere, und wiewohl von nur bescheidener Einwohnerzahl, ist sie doch für die dortigen Gegenden von Wichtigkeit als Vermittlerin des Handels mit der Küste und als Ausgangspunkt für allen weiteren Verkehr mit dem Innern des Landes. Auch in geschichtlicher Hinsicht ist sie interessant als Schauplatz des verwegenen Handstreichs, durch welchen Francisco Pizarro mit der Gefangennahme des Königs Atahuallpa die Eroberung des Landes zugleich begann und im Wesentlichen vollbrachte. Es führen von der Küste zwei Wege nach Cajamarca, der eine von Trujillo, ein zweiter von Pacasmayo aus. Der Weg von Trujillo, ehemals der allein benutzte, steigt im Thale Chicama hinauf durch Gegenden, mit denen der Leser bereits bekannt geworden ist, und diente früher als Poststrasse. Den ersten Teil dieses Weges bildet jetzt die engspurige Eisenbahn, die den Hafen Salaverry mit Trujillo verbindet, und von hier nach dem Thale Chicama bis zu der Ortschaft Ascope verlängert ist. Doch wird durch die Fahrt auf dieser Bahn noch nicht ein Dritteil des Weges zurückgelegt; denn nach den Posttafeln beträgt die Entfernung bis Ascope nus 12 Leguas, der Rest des Weges von Ascope bis Cajamarca 33 Leguas. Vom Hafen Pacasmayo aus ist die Entfernung bis Cajamarca geringer als von Trujillo, denn sie wird nur zu 28 Leguas oder 156 Kilometer gerechnet. Aus diesem Grunde, und weil die Bucht von Pacasmayo als Landungsplatz den Vorzug verdient, wurde

diese zum Ausgangspunkt für die nördliche transandinische Eisenbahn gewählt. Von dieser Bahn wurde vom Eisenbahn-Unternehmer Henry Meiggs eine Strecke von 145 Kilometer bis nahe an den westlichen Fuss der Kordillere gebaut, aber bald nach ihrer Eröffnung durch den aus seinen Ufern getretenen Fluss Jequetepeque wieder zerstört, sodass nur der unterste Teil in brauchbarem Zustand blieb und befahren werden konnte. Beide Wege, der von Trujillo und der von Pacasmayo kommende, vereinigen sich am Fusse der Kette in dem Orte Magdalena, von wo aus der Übergang über das Gebirge leicht ist und nur 6 Leguas — 30 Kilometer — beträgt.

Die Spanier unter Pizarro benutzten auf ihrem Zuge nach Cajamarca keinen der beiden Wege, sondern überstiegen das Gebirge etwas weiter nördlich auf einem weit unbequemeren und daher jetzt wenig betretenen Pfade. Francisco de Jerez hat diesen Marsch umständlich beschrieben, und wenn auch die von ihm gegebenen Ortsnamen öfters entstellt und zum Teil nicht mehr zu finden sind, so lässt sich doch der von Pizarro eingeschlagene Weg nach seiner Erzählung mit Sicherheit verfolgen. Die Spanier zogen vom Hafen Tumbez zunächst am Meere hin bis zum Flusse La Chira, in dessen Thale sie die erste Kolonie zurückliessen, sodann nach Piura, nach welchem Orte später die Kolonisten versetzt wurden. Nachdem Pizarro daselbst einige Tage verweilt hatte, um Erkundigungen einzuziehen, durchzog er in drei Tagen die wasserlose Sandwüste, welche jetzt als Desierto de Sechura bekannt ist, und gelangte nach Motupe im Thale des Flusses von Mórope, wo er wiederum Halt machte. Ein weiterer Vormarsch brachte ihn zum Ufer eines angeschwollenen reissenden Flusses (rio furioso), über den er aus gefällten Baumstämmen eine Brücke für sein Fussvolk schlagen liess, während die Pferde schwimmend auf die andere Seite gelangten. Dieser grössere reissende Fluss war ohne Zweifel der jetzt Rio de Lambayeque genannte. Nachdem die Spanier der Küstenstrasse weitere drei Tage gefolgt waren, teilte sich der Weg; nach rechts führte der Hauptweg durch das Küstenland weiter bis zum Thale Chincha, während ein anderer Pfad sich nach links dem Gebirge zu wendete. Aus dieser Erzählung ergiebt sich also, dass Pizarro im Thale von Saña hinaufzog, in dessen oberen Gegenden sich noch Ruinen alter Festungsbauten finden, die der Chronist erwähnt.[1])

Von den drei eben besprochenen Wegen wählte ich für meine

1 Relacion de la Conquista del Peru, enviada á su Magestad el emperador por Francisco de Jerez. Historiadores primitivos de Indias II.

Reise nach Cajamarca den zweiten, teils weil von Pacasmayo aus die zu Maultier zurückzulegende Strecke die kürzere war, teils auch, weil ich gehört hatte, es werde mir in der dortigen Gegend leichter sein, die für die Reise erforderlichen Tiere zu mieten. Auch gelang mir dies wirklich schon zwei Tage nach meiner Ankunft, dank dem Beistand des Verwalters der Eisenbahn, bei dem ich gastliche Aufnahme gefunden hatte, und am Tage der Abfertigung des nächsten Zuges sollten Maultiere und Führer bereit sein. Bei dem geringen Verkehr wurde die noch brauchbare Strecke der Bahn wöchentlich nur einmal befahren, die nächste Fahrt war auf Donnerstag (19. Mai 1887) angesetzt und am Morgen dieses Tages verliess ich daher Pacasmayo. Wie bereits im zweiten Teile dieses Werkes bemerkt wurde, liegt der Hafenort Pacasmayo am südlichen Ende der deltaförmigen Thalausbreitung, welche der Fluss Jektepek durchströmt, um sich in einer flachen Bucht eine Legua nördlich von der Stadt ins Meer zu ergiessen. Die nächste Umgebung des Ortes ist trocken und wüst, erst weiter ins Land wird die Gegend durch Kanäle aus dem Flusse bewässert und ist angebaut. Die erste Haltestelle der Bahn ist San Pedro, Hauptort der Provinz und 11 Kilometer von Pacasmayo entfernt. Hier verliessen die meisten Fahrgäste den Zug und auch ich stieg aus, denn auf dieser Station sollte ich meine Maultiere finden. Ein ziemlich dunkelfarbiger Mann stellte sich mir als Vorsteher des Bahnhofes vor, um mir mitzuteilen, dass die bestellten Tiere und ihr Führer bereits seit Tagesanbruch auf mich warteten, eine Nachricht, die ich mit grosser Genugthuung vernahm, denn in Peru ist man immer in einiger Unruhe, wenn es sich um Pünktlichkeit oder die Erfüllung eines Versprechens handelt. Meine Maultiere wurden nebst anderen in einem Packwagen untergebracht, worauf der Zug weiter fuhr. In unserem Wagen, dem einzigen erster Klasse des Zuges, befanden sich nur noch wenige Personen. Meine Reisegefährten waren drei Mönche des Barfüsserklosters in Lima, die ihre Ordensbrüder, die Franziskaner in Cajamarca besuchen wollten, ein amerikanischer Ingenieur Namens Cartland, den ich früher als Verwalter der Hacienda San Antonio im Thale Nepeña kennen gelernt hatte, und ein junger deutscher Kaufmann, Hafenagent des deutschen Handlungshauses in Cajamarca, an welches ich empfohlen war.

Etwas oberhalb San Pedro, bei der Station Calasñique, 15 Kilometer von Pacasmayo, teilt sich die Bahn, ein Zweig führt quer durch die Thalebene nach Guadalupe, die Hauptlinie steigt am Ufer des Flusses Jektepek aufwärts. Sobald die Bahn die Ebene verlässt, tritt sie in ein ziemlich enges gewundenes Thal, das sich nur hier und da zu kurzen

Ausbuchtungen erweitert, in welchen sich kleine Zucker und Reispflanzungen finden. Der grösste Teil des Thalbodens ist unkultiviert, mit Algorrobos, langdornigem Huarango- und anderem Gestrüpp dicht überwachsen. Eine Stunde vor Mittag gelangte der Zug zur Brücke von Paipai, oder richtiger gesagt, zu der Stelle, wo früher die Bahn den Fluss überschritten hatte, denn die Brücke war bei dem letzten Anschwellen desselben fortgerissen worden. Personen, Gepäck und Frachtgüter wurden hier vermittelst eines an einem Drahtseile hängenden Korbes auf das rechte Ufer befördert. Die Maultiere und Pferde, die sich im Packwagen befanden, mussten den Fluss durchschwimmen, wobei sie von sogenannten Chimbadores begleitet wurden, sehr gewandten Schwimmern, welche die Tiere durch Schreien und Schlagen des Wassers mit Ruten dem anderen Ufer zutrieben. Auf dem rechtseitigen Ufer stand eine geheizte Lokomotive nebst zwei Wagen bereit, welche uns in einer Viertelstunde nach Yonan brachte, damals die Endstation der befahrenen Bahnstrecke. Yonan ist eine Gruppe elender Schilfhütten am Fusse eines hohen, steilen Felsenberges; neben den Schienen steht ein kleines Stationshaus aus Brettern und einige Schritte davon eine Baracke zur Aufnahme der Reisenden. So wenig das schäbige Äussere dieses Schuppens versprach, so fanden wir doch im Innern reinlich gedeckte Tische, auf welchen ein schmackhaftes Frühstück mit gutem Wein aufgetragen wurde. Natürlich waren es Chinesen, welche diese Speisewirtschaft hielten.

Die Entfernung von Pacasmayo bis Yonan beträgt 64 Kilometer, also ungefähr ein Drittel des ganzen Weges bis Cajamarca. Fertig gebaut war die Bahn bis nahe an den Fuss der Kordillere bis zur Station La Viña, 75 Kilometer weiter thalaufwärts, und diese ganze Strecke von 139 Kilometer wurde im Jahre 1875 dem Verkehre übergeben. Allein kaum war sie ein Jahr lang befahren, als schon im folgenden Sommer durch eine Überschwemmung infolge heftiger Regengüsse der grösste Teil zerstört wurde und später nicht wieder ausgebessert werden konnte. Meiggs, der sonst grundsätzlich nur gute Arbeit lieferte, hatte in diesem Falle eine Ausnahme gemacht, und von meinem Reisegefährten, dem Ingenieur Cartland erfuhr ich den Grund. Dieser war selbst mehrere Jahre lang bei dem Bau der Bahn beschäftigt gewesen und hatte dem Ober-Ingenieur, seinem Vorgesetzten, wiederholt Vorstellungen hinsichtlich der Unsicherheit einer Bahn in der unmittelbaren Nachbarschaft eines reissenden Flusses gemacht, allein vergeblich. Der Bau der zur selben Zeit unternommenen Oroya-Bahn hatte sich als weit kostspieliger erwiesen, als im Voranschlag vorausgesehen war, daher an der Pacas-

Seil-Brücke bei Paipai. S. 156.

mayo-Bahn gespart werden sollte, was natürlich nicht möglich gewesen sein würde, wenn man den Fahrdamm an der Bergwand hingeführt hätte, statt in der Thalsohle.

In Yonan trennte sich unsere bisherige Reisegesellschaft. Die Mönche, welche gemächlich reisten, quartierten sich auf der anderen Seite des Flusses in einer Hacienda ein, Cartland, der sich vergebens bemühte ein Pferd zu bekommen, musste in Yonan bleiben, nur mein Landsmann aus Pacasmayo und ich setzten unsere Reise fort. Wir mussten uns zunächst wieder auf das linke Ufer des Flusses übersetzen lassen, was wie in Paipai vermittelst eines Drahtseils geschah, während die Maultiere auch hier schwimmend durch den Fluss getrieben wurden. Unser Weg lag anfangs im Thale, bald auf dem halbzerstörten Damm der Bahn, bald in Dickichten von Weiden, Schilf und Schlingpflanzen, war bald schattig und angenehm, bald verwachsen und wegen der scharfen Dornen der Huarangobäume lästig. Gegen Sonnenuntergang langten wir vor einer Schilfhütte an, welche an der Bergwand in geringer Höhe über dem Thalboden stand. Da wir wegen dieser Lage vor der Fieberluft sicher waren, baten wir den Inhaber des Häuschens um die Erlaubnis unsere Feldbetten unter dem Schutzdach vor seiner Thür aufzuschlagen und brachten dort eine ziemlich unruhige Nacht zu, denn Schwärme von Meerschweinchen sprangen umher, über uns raschelten Ratten im Schilf des Daches und hungrige Hunde liefen uns über den Leib und suchten umherwühlend nach übrig gebliebenen Fleischbrocken von unserer Abendmahlzeit.

Bei Tagesanbruch liessen wir satteln und verliessen das Haus, das zu einer kleinen Ortschaft gehörte, Yatahual genannt. Der Weg, der am ersten Tage leidlich gewesen war, wurde nun schlecht. Der Fluss hatte auf lange Strecken den Damm der Eisenbahn weggeschwemmt, und indem er bis unmittelbar an die Felswand des Thales herantrat, auch den Reitweg zerstört, sodass man am Rande bald aufwärts, bald abwärts durch abschüssige Schluchten klimmen musste. Gegen Mittag kamen wir nach Llallan, einem kleinen Dorfe von Rohrhütten, wo wir vor dem Hause des Goberdanors hielten, um unseren Tieren etwas Futter geben zu lassen. Uns selbst bot man Becher mit schäumender Chicha an, die man uns als ganz vorzüglich pries. Wir stimmten dem Lobe bei, denn das Wetter war heiss, wir waren durstig und das sind unerlässliche Bedingungen, um auch die beste Chicha schmackhaft zu finden. Die Bewohner des Ortes schienen arm und hatten alle blasse und fieberkranke Gesichter, denn das Thal ist sehr ungesund, besonders wenn das Wasser im Flusse fällt und die überschwemmten Gegenden

abtrocknen. Wir ritten darauf, immer auf schlechten Wegen, am Thalrand weiter und gelangten gegen 3 Uhr nach Chilete, einer ehemaligen Station der Bahn, so genannt nach einem dort einmündenden Thal, in welchem sich eine der reichsten Silberminen der Küste befindet.

Mein Reisegefährte, welcher Geschäfte halber Eile hatte nach Cajamarca zu kommen, wünschte an diesem Tage noch La Viña zu erreichen, die ehemalige Endstation der Eisenbahn. Diese ist allerdings nur 3,5 Leguas von Chilete entfernt, wenn man den Thalweg benutzen kann, aber man muss dabei mehrmals durch den Fluss reiten. Der Wächter des Bahnhofsgebäudes riet uns auf Befragen davon ab; allein mein Reisegefährte, ein junger Mann, der den Weg schon öfters zurückgelegt hatte und die Furten kannte, liess sich dadurch nicht abhalten. Ich begleitete ihn bis zum Ufer und sah nicht ohne Besorgnis für ihn den trüben reissenden Strom; auch erzählte er mir später in Cajamarca, dass er, nachdem er die erste Furt mit Mühe zurückgelegt, seine Ungeduld bereut habe. Als ich nach dem Stationshause von Chilete zurückgekehrt war, hatte ich die angenehme Überraschung den Ingenieur Cartland ankommen zu sehen. Er sass auf einem abgehärmten Pferde und konnte daher weder daran denken den Fluss zu durchreiten, noch auf dem Umwege über die Berge an diesem Tage noch La Viña zu erreichen, daher wir zusammen im ehemaligen Wartesaale des Bahnhofs unser Quartier für die Nacht aufschlugen. Das Haus stand nicht unmittelbar auf dem Boden, sondern auf kurzen Pfeilern zur Sicherheit gegen die Fieberluft; auch waren Thüren und Fenstern abhanden gekommen und der Raum dadurch um so luftiger und gesunder. In Chilete wie in Llallan sah man nur fieberkranke Gesichter und ich verteilte dort beinahe die Hälfte meines Vorrats an Chinin.

Als wir am folgenden Morgen aufbrachen, liess sich unser Arriero von einem kränklich aussehenden Jungen beim Aufladen des Gepäcks helfen, den wir mitnahmen, um uns den Weg zu zeigen; denn wir mussten sogleich das Thal verlassen, um einen steilen Bergrücken zu erklimmen, um dessen felsigen Fuss sich der Fluss wand. Dieser Berg, der Cerro San Antonio, erhebt sich beinahe 1000 Meter über die Thalsohle und wir brauchten zwei Stunden, um seine Spitze zu erreichen, oder doch die Stelle, wo der Weg den Kamm überschritt. Während dieses Anstiegs zeigte sich ein auffallender Wechsel des landschaftlichen Bildes. Die Vegetation, die in den unteren Gegenden der Thalwand spärlich war und nur aus einzeln stehenden Kakteen und struppigen Mimosenbüschen bestand, wurde zusehens dichter und mannichfaltiger, man sah, dass hier schon viel mehr Regen gefallen war. Mit hohem

Gebüsch wechselten üppige Grasmatten und Flächen von farbenprächtigen, duftenden Blumen. Weiter oben sahen wir die ersten Pati-Bäume (bombax discolor), welche an den Bergwänden der Binnenthäler so verbreitet sind, kurze dicke Stämme mit grauweisser Rinde und sperrigen Ästen, deren Enden mit Büscheln grosser sternförmig gelappter Blätter bekleidet sind. In ihrem Schatten weidete am Berge zerstreut und ungehütet zahlreiches Vieh, meist junge Tiere, und alle von vortrefflichem Aussehen. Oben angelangt ruhten wir etwas im Grase unter einem mächtigen Baum und genossen die schöne Aussicht. Hinter uns lagen die felsigen Berge, die uns vom Thale aus so hoch zu sein schienen und auf die wir jetzt hinabblickten, vor uns erhob sich die Cordillera von Cajamarca, alle Höhen bis zum Kamm mit dunklem, duftigen Grün bekleidet.

Der Abstieg vom San Antonio ist länger und beschwerlicher, als der Weg hinauf, denn der Pfad windet sich stundenlang steigend und fallend um die Bergwand. In einer Schlucht trafen wir eine Herde wilder Esel, welche ihr Staunen durch Aufrichten der Ohren zu erkennen gaben und dann die Flucht ergriffen. Gegen Mittag senkte sich endlich der Weg wieder ins Thal hinab. Bei dem Orte Huaquilla überschritten wir auf einer noch erhaltenen Brücke der Bahn den Fluss und gelangten so wieder auf das rechte Ufer. Auch bleibt der Weg fortan im Thale und folgt dem Fahrdamm durch Dickichte von Schilf, Ricinuspflanzen und blumenbedeckte Schlinggewächse bis zur Hacienda La Viña, der ehemaligen Endstation der Bahn. Dort sieht man, von Gebüsch umwachsen, das Empfangsgebäude, das ganz ansehnlich gewesen zu sein scheint. Unweit desselben blickten auch noch mehrere Wagen und zwei verrostete Lokomotiven aus dem Gestrüpp, die man sich nicht einmal die Mühe genommen hat, unter Dach zu schieben. Unter der roh gezimmerten Verranda der Hacienda ruhten wir etwas aus und liessen unsere ermüdeten Tiere durch einige Bündel Klee erfrischen. Woher der Name La Viña stammt, konnte ich nicht erfahren, denn jetzt bemerkt man nirgends mehr Spuren von Rebenpflanzungen.

Nur wenige Kilometer thalaufwärts von La Viña liegt das Dorf Magdalena, nach welchem in dieser Gegend der Fluss benannt wird, und wo der Weg von Trujillo mit dem von Pacasmayo zusammentrifft. Wir ritten indess nicht durch den Ort, sondern schlugen einen Richtweg nach links ein, und gelangten so auf eine Anhöhe, von wo aus wir die Häuser des Dorfs unter uns liegen sahen: ärmliche, einstöckige, schilfgedeckte Hütten, deren weiss getünchte Wände inmitten frisch grüner Felder und Gärten doch einen freundlichen Anblick boten. Noch vor

Sonnenuntergang erreichten wir die Hacienda Ñamas, hoch und anmutig gelegen auf einer grassbewachsenen Alp in einer kesselartigen Mulde, die sich nach dem Thale öffnet. Mein Reisegefährte kannte den jungen Besitzer, der uns bereitwillig aufnahm und zu dessen frugaler Mahlzeit wir unseren mitgebrachten Wein beisteuerten. Was meinem Reisegefährten Cartland veranlasst hatte, die Hacienda Ñamas zu unserem Nachtquartier zu wählen, war die Hoffnung, hier ein Tier zur Fortsetzung der Reise zu finden, denn wiewohl die Entfernung bis Cajamarca nur fünf Leguas betrug, so fürchtete er doch mit Grund, dass sein abgemagertes, müdes Pferd nicht mehr die Kraft haben würde, ihn über den Kamm zu tragen. Es gelang ihm endlich, den Gutsbesitzer zur Überlassung eines Maultiers zu bewegen, das ihm dieser jedoch nur mit sichtlichem Widerstreben gewährte. Ich begriff nicht, warum der sonst freundliche junge Mann, der so viele Tiere besass, solche Schwierigkeiten machte, hatte aber noch im Laufe des Tages Gelegenheit, den Grund seiner Befürchtungen kennen zu lernen: nämlich die Unsicherheit, ein geliehenes Tier wieder zu erhalten, nicht wegen Unzuverlässigkeit des Mieters, sondern wegen gewaltsamer Beschlagnahme seitens der Regierungsbeamten.

Das Gut Ñamas liegt bereits 2220 Meter hoch, 200 Meter höher als der Gipfel des San Antonio. Es wachsen in der Gegend zwar wenig Bäume, aber dichtes Gebüsch, das Gras sprosste üppig und die Hecken waren mit prächtigen Blumen bedeckt. Der Weg über den Pass ist nur an einzelnen Stellen etwas steil, sonst überall breit und gut. Der Boden besteht meist aus roter lehmiger Erde, die sich in der Regenzeit in tiefen zähen Kot verwandelt und beim Abtrocknen glatt und schlüpfrig wird wie Seife, daher besonders der Weg in der Nähe von Ñamas »Cansa-caballos« — das Pferdemühsal — genannt wird. Nachdem man eine Stunde lang stark gestiegen ist, gelangt man bei der Hütte von Chumbico (2840 Meter) zu einem etwas weniger abschüssigen Ruhepunkt. Wir wollten uns hier ein Frühstück kochen lassen, allein die junge Frau, die wir in der Hütte trafen, konnte uns nichts geben. Sie selbst und alle ihre Kinder waren vom Fieber blass und abgemagert, trotz der Höhe von 8000 Fuss, wo sie wohnten. Das Wasser, das in der Nähe des Hauses aus einer kleinen Rinne floss, konnte die Ursache der Krankheit nicht sein, denn es schien mir das beste, das ich je in Peru getrunken. Der Weg zum Kamme scheint dem Reisenden lang, denn so oft man auch glaubt, den höchsten Punkt erreicht zu haben, so sieht man doch immer noch eine neue kleine Anhöhe vor sich. Alle diese sanft ansteigenden Abhänge sind mit Gras bewachsen, fast so

Hacienda Ñamas. S. 160.

saftig wie eine Schweizeralm, auch weiden dort Herden von Rindern, Ziegen und Schafen, meist wohlgenährte, gut aussehende Tiere. Wenn man sich endlich dem Passe nähert, sieht man links auf einer mässigen Höhe seltsam geformte, getrennt stehende, senkrechte Felsbrocken, statt deren weiterer Beschreibung wir eine photographische Abbildung beifügen. Sie bestehen aus vulkanischem Tuff, der hier das Schiefergebirge durchbrochen hat. In geringer Entfernung bemerkt man zu beiden Seiten senkrecht aufgerichtete Lager von Kalkschiefer, der Gebirgsart, welche die Wände des Thals bilden, durch das man herauf-

Der Pass La Cumbre.

gestiegen ist. Auf dem Passe (Paso de la cumbre) steht ein kleines Kreuz, aber nirgends sieht man sogenannte Apachetas, Steinhaufen, wie sie in Mittel- und Süd-Peru auf allen hohen Bergübergängen an der Seite des Weges zusammengetragen werden.

Sobald man den Pass überschritten hat, erblickt man ein weites Thalbecken und gerade vor sich in der Tiefe die Häuser der Stadt Cajamarca. Der Blick auf die Ebene und die dahinter aufsteigende Höhenreihe ist von überraschender Schönheit. Diese jenseitigen Berge, die das Thal von Cajamarca vom Marañon scheiden, scheinen höher zu sein als die Küstenkette, auf welcher man sich befindet, aber sie erheben sich ganz allmählich, durchklüftet von einer Reihe anmutiger Thäler und Gründe, in welche man hineinblickt. Alles war von der eben vorauf-

gegangenen Regenzeit frisch und grün, auch die Passhöhe und die sich daran anschliessenden niedrigen Rücken waren nicht kahl. Wie man also in Mittelperu die erdfarbene Küstenkette die schwarze, und die schneebedeckte Hauptkette die weisse genannt hat, so könnte man diesen Teil des Andesgebirges als grüne Cordillera bezeichnen. Der Abstieg vom Passe ist zwar nicht steil, aber holperig von vielen umherliegenden Tuffstücken. Zeitig am Nachmittage kamen wir in Cajamarca an, wo mein Reisegefährte, der amerikanische Ingenieur, sich zu seiner daselbst wohnenden Familie begab, während ich selbst im Hause des deutschen Konsuls, Herrn Oskar Kunze, freundliche und herzliche Aufnahme fand. Kaum eine Viertelstunde, nachdem ich meinen Arriero verabschiedet hatte, kam der Mann weinend zurück und erzählte, man habe ihm auf Befehl des Subpräfekten eines seiner Maultiere genommen. Er bat mich flehentlichst, ihm doch zur Wiedererlangung desselben behilflich zu sein, und da ich Empfehlungsbriefe von der Regierung an den Präfekten mitgebracht hatte, so begab ich mich in Reisekleidern, wie ich war, zu diesem Herrn, fand in ihm einen mir von Lima her bekannten Obersten, und erlangte nach einigen Ausflüchten, dass dem armen Menschen sein Maultier zurückgegeben wurde. Dies Beispiel zeigt, wie die Behörden oder Vertreter der Regierung im Innern des Landes schalten und walten. Werden zur Truppenbeförderung oder -Verpflegung Tiere gebraucht, so werden diese sowie Futter und Lebensmittel den Indianern und Cholos ohne weiteres weggenommen. Entschädigung wird freilich zuweilen versprochen, aber niemals geleistet. Im Verlaufe dieser Reise kamen wiederholt ähnliche Fälle zu meiner Kenntnis, einmal wurde sogar das gewaltthätige Verfahren zu meinen Gunsten in Anwendung gebracht, allerdings nicht durch mich veranlasst, sondern ohne meine Schuld und mein Mitwissen.

Am Morgen nach meiner Ankunft machte ich in Begleitung eines der jungen Leute des Handlungshauses, wo ich zu Gast war, einen Spaziergang durch die Strassen der Stadt, um zunächst einen allgemeinen Überblick zu gewinnen. Cajamarca liegt (9° 9′ 31″ südl. Breite und 80° 49′ 16″ westlich von Paris) unmittelbar am Fusse eines Hügels, der sich an den Ostabhang der Cordillera anlehnt, am Rande einer weiten, nach Norden zu geneigten Ebene. Der Hauptplatz befindet sich 2736 Meter über dem Meere. Die Stadt ist Hauptort des Departements und der Provinz gleichen Namens, Sitz des Präfekten und eines Subpräfekten sowie eines Obergerichts. Die ortsansässige Bevölkerung betrug nach der letzten Zählung (von 1876) 7500, mit Einschluss des Distrikts 15000 Seelen. Die Strassen sind, wie in allen spanischen Kolonial-

Cajamarca von Santa Polonia. S. 162.

städten, regelmässig ausgelegt und schneiden sich in rechten Winkeln, neun laufen miteinander parallel und horizontal in der Thalrichtung von Nordwesten nach Südosten, sechszehn kreuzen dieselben in der Richtung auf den Hügel zu und sind daher steigend. Ungefähr in der Mitte der Stadt liegt ein grosser viereckiger Platz, geräumiger als der Hauptplatz in Lima. Von dem Platze aus läuft in westlicher Richtung die Hauptstrasse, Calle de Lima, auch gewöhnlich nur Calle del comercio, die Handelsstrasse genannt, da sich daselbst die meisten Läden und Verkaufslokale befinden. Nur wenige Läden sind besser eingerichtet

Strasse in Cajamarca.

und mit einer grösseren Auswahl von Waren versehen, von Grosshandlungshäusern gab es zu jener Zeit nur eines, nämlich das der Herren Hilpck und Kunze, bei denen ich wohnte. Von den besseren Häusern sind einzelne geräumig und nach altspanischer Weise gebaut, mit Hof und Balkonen, die meisten sind klein und haben nur ein Erdgeschoss. Alle Dächer sind mit dicken grossen Hohlziegeln gedeckt und stehen weit über die Mauern vor, so dass sie Schutz vor Regen und Sonne gewähren.

Die Bevölkerung der Stadt ist, wie überall in Peru, eine gemischte. Die besser situierte Minderzahl besteht aus Nachkommen spanischer Ansiedler und ist daher vorwiegend europäischen Bluts und weisser Hautfarbe, die Mehrzahl sind dunkle Mischlinge (Cholos); reine Indianer

wohnen im Orte selbst nur wenige, in der Umgegend jedoch ist die einheimische Rasse fast unvermischt. Diesen Verhältnissen entsprechend ist das Spanische in Cajamarca die allgemeine Umgangssprache und das Keshua wird nur von der niederen Bevölkerung verstanden, die Indianer der Nachbarschaft dagegen sprechen nur die alte Landessprache und viele sind mit dem Spanischen ganz unbekannt. Der um Cajamarca gebräuchliche Dialekt ist weich und die Aussprache etwas singend. Schon zur Zeit der Ankunft der Spanier zeichneten sich die Cajamarkiner durch manche gewerblichen Geschicklichkeiten vor den Bewohnern der benachbarten Provinzen aus, besonders in der Anfertigung feiner Gewebe aus Wolle und Baumwolle. Diese Kunstfertigkeit hat sich bis auf den heutigen Tag erhalten, man webt dort hübsche Teppiche, wollene Decken und Ponchos, auch feine Frauenmäntel. Ausserdem wird gute Sattlerarbeit geliefert, auch viele Strohhüte geflochten, aber alles nur für den Verbrauch an Ort und Stelle, nichts zum Versand. Die Mehrzahl der Einwohner lebt von den Erzeugnissen des Feldbaues und vom Ertrag der Viehzucht. Das Klima ist trotz der tropischen Lage bei einer Höhe von 10000 Fuss kühl und die Gewächse der gemässigten Zone wie Mais, Weizen, Gerste, allerlei Gemüse gedeihen daselbst vortrefflich, die Kartoffel ist dort in ihrer Heimath. Der Handel dagegen ist unbedeutend und die Einfuhr europäischer Waren nur gering, denn es mangeln die Ausfuhrartikel, durch welche der Wert ausländischer Waren beglichen werden könnte. Allerdings fehlt es im Departement nicht an mineralischen Vorräten, darunter der silberreiche Berg von Hualgayoc, wo früher grosse Ausbeuten erzielt wurden, allein diese Bergwerke liegen zu weit von der Stadt entfernt (14 Leguas) und was dort gewonnen wird, kommt Cajamarca nicht zu gute.

Im Verhältnis zu ihrer Ausdehnung und ihrer Einwohnerzahl besitzt die Stadt viele Kirchen, alle in massivem Steinbau aufgeführt und einige mit Skulpturen reich verziert. Nach dem Zeugnis der alten Chronisten fanden die Spanier in Cajamarca ansehnliche königliche Gebäude vor, von denen fast nichts mehr übrig ist, und es scheint, dass die Steine derselben später zum Bau der Kirchen verwendet worden sind. Die Privathäuser sind beinahe alle aus Adobes von schlechtem, mit vielen Steinen verunreinigtem Lehm gebaut, wiewohl man in dem vulkanischen Tuff einen sehr brauchbaren Baustein nahe zur Hand hatte. Unter den Kirchen zeichnen sich drei durch reich verzierte Fassaden aus: Santa Catalina, San Francisco und Belen, aber alle drei sind unvollendet geblieben. Überhaupt ist unter allen Kirchen der Stadt keine in ihren

oberen Teilen ausgebaut worden, vielleicht weil ihrer für die Mittel der Bewohner zu viele und nach zu grossem Plane angelegt wurden, vielleicht auch, weil der anfangs grosse religiöse Eifer später sich abkühlte. Santa Catalina, die Haupt- oder Parochialkirche, erhebt sich an der Westseite des Hauptplatzes, von welchem drei grosse Portale, den drei Schiffen entsprechend, ins Innere führen. Die Bogen derselben sind mit Rosetten verziert, die zwischen ihnen stehenden Säulen tragen korinthische Kapitäle und die Schafte sind mit Guirlanden von Weinlaub umwunden. Die drei Geschosse, in welche die Fassade geteilt

Der Hauptplatz und die Kirche Santa Catalina.

werden sollte, sind nur im Mittelstücke zu einem gewissen Abschluss gebracht worden. Zu beiden Seiten desselben sollten sich Türme erheben, deren Bau aber schon vor Vollendung des zweiten Geschosses unterbrochen wurde und in den Bogen, die zu Fenstern bestimmt waren, hängen keine Glocken. Die Schiffe des Innern sind gewölbt und in schönen Verhältnissen ausgeführt, aber die Ausschmückung der Altäre und des Chors ist unscheinbar und geschmacklos.

An der Ostseite des weiten, ungepflasterten Platzes, in dessen Mitte ein plump gearbeiteter Brunnen steht, liegt das Franziskanerkloster. Der Eingang zur Kirche desselben öffnet sich nicht unmittelbar nach

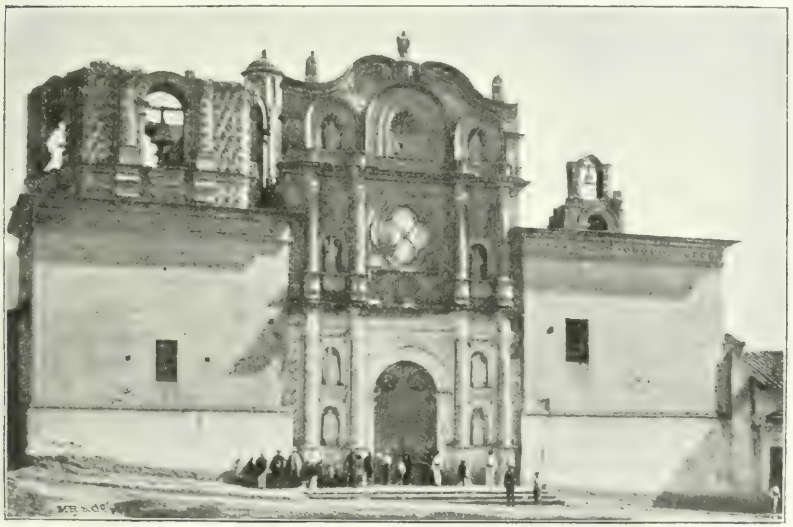
dem Platze, sondern auf einen kleinen Garten, der nach der Strasse zu mit einer Mauer umgeben ist. Der Garten ist mit Rosenbüschen bepflanzt, die von hohen Weidenbäumen beschattet werden. Drei kurze Alleen führen auf die Portale zu, so dass die zierlichen Formen derselben zum Teil durch Laub verdeckt sind, was den freundlichen Eindruck des ganzen noch erhöht. Die Fassade der Kirche ist der von Santa Catalina in ihren Bauformen ähnlich, und gleich dieser nur in ihrem Mittelstück vollendet, aber das Innere der Kirche ist ganz stattlich. Das Gewölbe ist höher, die Seitenschiffe geräumiger, eine noble Kuppel erhebt sich über dem Kreuz und kleinere Kuppeln über den fünf Bogen, durch welche die Seitenschiffe mit dem Mittelschiffe in Verbindung stehen. Auch die innere Ausschmückung steht mit den schönen Verhältnissen des Baues im Einklang. Der Hauptaltar, sowie die zu beiden Seiten des Transepts sind neu, die älteren haben zwar die gewundenen Säulen und schnörkeligen Verzierungen, die im vorigen Jahrhundert beliebt waren, sind jedoch alle von besserer Arbeit als die der Parochialkirche, und in jeder Beziehung ist San Francisco die schönste der Stadt.

Das Innere des Klosters besuchte ich erst zwei Tage nach meiner Ankunft, als ich den Brief abgab, den mir der Pater Cortès, mein Reisegefährte von Pacasmayo her, an den Guardian mitgegeben hatte. Als ich an die Thür klopfte, wartete daselbst ein brauner Junge mit einem grossen Korbe, in welchem nebst mancherlei Früchten sechs gerupfte Hühner und zwei gemästete Truthähne lagen, ausnahmsweise reiche Geschenke, die vermutlich wegen der erwarteten Ankunft des vornehmen Gastes aus Lima geschickt worden waren, denn der Pater Cortès, einer der drei Mönche, mit denen ich bis Yonan reiste, war ein angesehener Mann, General-Kommissar seines Ordens für Peru und Ecuador, und zudem ein von den Frauen sehr bewunderter Kanzelredner. Die inneren Räume des Klosters sind weit einfacher, als man nach der Ausstattung der Kirche erwartet, und entsprechen der strengen Regel der Barfüssermönche, welche sie bewohnen. Nicht einmal der Haupthof ist von gewölbten Kreuzgängen umgeben, sondern von einem auf rohen Holzstämmen ruhendem Schutzdach, unter welchem sich die Eingänge zu den Zellen befinden. Ausser zwei Höfen umschliesst die Klausur noch einen Garten mit Eukalyptusbäumen, in welchem sich die Ruinen einer Kirche befinden, die sich an die neuen Gebäude anlehnt. Diese Kirche oder Kapelle wird für die älteste gehalten, die von den Spaniern in Cajamarca erbaut wurde. Während mich ein Laienbruder umherführte, hörte ich die Mönche im Chor singen. Der Gesang klang schwach und auf meine Frage sagte mir der Bruder, dass gegenwärtig

Kirche San Francisco in Cajamarca. S. 166.

nur neun Priester nebst einigen Novizen und Laienbrüdern im Kloster lebten. Die Priester waren Spanier.

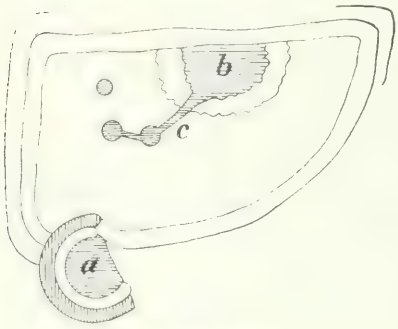
Eine noch kunstvoller gemeisselte Fassade als die von San Francisco und Santa Catalina hat die Kirche des ehemaligen Klosters von Belen (Betlehem), welche die beistehende Abbildung wiedergiebt. Sie besitzt zwar auch nur ein verziertes Mittelstück, doch sind die Formen der Skulpturen besser gezeichnet und geschmackvoller ausgeführt, als bei den beiden anderen. Die Räume des Klosters werden jetzt als Hospital benutzt. Aus der rechten Seitenthür der Kirche tritt man in einen



Kirche des Klosters Belen.

mit Eukalyptusbäumen bepflanzten Hof, um welche die für Männer bestimmten Krankenzimmer liegen; auf einen zweiten freundlichen Hof gehen die Fenster eines für weibliche Kranke eingerichteten Saales. Alle Räume sind sehr hoch und gewölbt, was sie etwas kalt und unwohnlich erscheinen lässt. Das Hospital steht unter der Aufsicht von sieben französischen barmherzigen Schwestern, die zugleich auch eine mit demselben verbundene Mädchenschule leiten. Neben dem Barfüsserkloster für Männer giebt es in Cajamarca auch ein solches für Frauen, welches der heiligen Empfängnis geweiht ist — Monasterio de las descalzas de la Concepcion, daher dessen Bewohnerinnen der Kürze halber als Descalzas concebidas — empfangene Barfüsserinnen — bezeichnet werden.

Den besten Überblick über die Stadt hat man von dem Hügel, um dessen Fuss sie liegt. Dieser Hügel, Santa Apolonia oder Polonia genannt, erhebt sich 80 Meter über den Hauptplatz. Er besteht aus einem Kerne von weisslichem vulkanischem Tuff, bedeckt mit Erde und Geröll und überwachsen mit kurzem Grase, Hecken von Agaven und Dickichten von grosslappigen stacheligen Kakteen (Opuntien). Der vordere Teil des Gipfels, der sich nach rückwärts an die Bergwand der Cordillera anlehnt, ist eine 60 Schritt lange und halb so breite mit Rasen überwachsene Platte, woselbst sich die Ruinen einer Kapelle finden, halb zusammengestürzte Mauern aus grossen Adobes. Reste alter Bauten lassen sich nicht mehr entdecken, obgleich einst auf dem Hügel eine Burg stand. Die einzige Merkwürdigkeit aus vorspanischer Zeit ist der sogenannte Königssitz — la silla del Inca —, der sich einige Meter unterhalb des Gipfels am östlichen Rande des Hügels befindet. Dort sieht man, eingehauen in den Tufffelsen, einen halbrunden Sitz, dessen Rücken dem Thale zugekehrt ist. Zwei Meter davon gewahrt man auf der Oberfläche desselben Felsens den verwitterten Rand eines zweiten in den Felsen gehauenen, gleichfalls halbrunden kleinen Platzes, der etwas niedriger ist als der erste. Dieser Rand wird durch eine Rinne unterbrochen, welche mit zwei kleinen Aushöhlungen in der Oberfläche des Felsens in Verbindung steht. Beide halbrunde Sitze finden sich auf einem Felsstück von dreiseitiger Form, an dessen Rand Stufen eingehauen waren, deren Überreste noch deutlich erkennbar sind. Die in Cajamarca herrschende Ansicht, welche den eben beschriebenen Sitz als Königsstuhl bezeichnet, d. h. als einen Thronsessel, den der Monarch bei feierlichen Gelegenheiten einzunehmen pflegte, scheint uns auf einer irrtümlichen Deutung zu beruhen. Wahrscheinlicher ist, dass der Stein ein Opferplatz war, indem auf dem halbrunden Platze *b* kleinere Tiere geschlachtet wurden, deren Blut durch die Rinne *c* herabfloss und sich in kleinen kreisförmigen Gruben sammelte, während der beobachtende Priester seinen Sitz in *a* hatte. In der Nähe von Kusko, auf den Felsen des Kenko, sowie auf dem Steine von Concacha bei Curahuasi werden wir später ähnliche Opferstätten kennen lernen. Den Sitz für



Der Königssitz.

Das Haus Atahuallpas. S. 169.

einen Königsthron zu erklären scheint schon deshalb unpassend, da er der Stadt den Rücken zukehrt.

Ausser diesen Steinsitzen auf dem Hügel Santa Polonia findet sich in Cajamarca nur noch ein Überrest aus vorspanischer Zeit, nämlich das sogenannte Haus Atahuallpas. Es liegt in der Nähe des Platzes in einem Hofe, zu welchem man von der Strasse aus gelangt, die vom Platze aus an der Seite des Klosters San Francisco hinführt. Man tritt durch eine wackelige alte Thür in einen kleinen, wüst aussehenden Vorplatz, umgeben von halb eingestürzten Lehmmauern und sieht das zwar merkwürdige, aber höchst unscheinbare Bauwerk vor sich. Das Haus bildet ein Rechteck, dessen längere 17 Schritt lange Seite dem Hofe zugekehrt ist, während die kürzere nur 13 Schritt misst. Die Mauern ruhen auf felsigem Grunde von vulkanischem Tuff und bestehen in ihrem unteren Teile aus Quadersteinen von demselben Material, die nach der Art der Königswohnungen in Huánuco genau und ohne sichtbaren Mörtel zusammengefügt sind. Die Steine sind viereckig, ebenso hoch als breit, aber nicht alle vollkommen rechtwinklig und auch nicht in ganz gerade Reihen gesetzt. Die Fügung ist wegen der bröckligen Beschaffenheit des Tuffs nicht ganz so eng und linienförmig, wie wir es in Huánuco hervorgehoben haben und später bei den Bauten in Kusko wiederfinden werden. Die feingefügte Mauer ist an der Vorderseite 11—12 Fuss hoch, weiter oben folgt eine Fortsetzung von Adobes und ein Dach von gewöhnlichen Hohlziegeln. Vor dem Hause stehen vier hölzerne Säulen, welche ein kurzes Schutzdach tragen, unter dem sich der Eingang befindet. Wiewohl die Thür neu ist, scheint hier doch auch in alter Zeit der Eingang gewesen zu sein, denn drei in den Felsen gehauene Stufen führen zu der niedrigen Plattform, die sich unter dem Schutzdach an der Vorderseite des Hauses hinzieht. Die beste Ansicht des Hauses erhält man von einem daran stossenden Garten, von wo aus die beigegebene Abbildung aufgenommen ist. Das Haus wurde zur Zeit meines Besuchs von einer achtzigjährigen Greisin bewohnt, der Wittwe eines gewissen Manuel Astupilcu, des verstorbenen Eigentümers, der seine Abkunft von den Inkas ableitete. Die alte Frau schien sich in drückender Armut zu befinden und es herrschte in der dunklen Spelunke ohne Möbel ein erstickender Gestank nach Meerschweinchen und Fledermäusen.

Die Überlieferung nennt dieses Haus das Zimmer, das dem Inka Atahuallpa nach seiner Gefangennehmung als Wohnung diente, und wo er Pizarro das Anerbieten machte, es zum Lösegeld für seine Freiheit mit goldenen und silbernen Gefässen und Schmucksachen anfüllen zu

lassen, so hoch er mit seiner Hand reichen könne. Es ist in der That wohl möglich, dass dieses Haus wirklich das von dem gefangenen König bewohnte gewesen ist, und dass man es aus diesem Grunde als Merkwürdigkeit erhalten hat, denn in keiner anderen Stadt Perus sind die aus alter Zeit herstammenden Gebäude, von denen die Chronisten ausführliche Beschreibungen hinterlassen haben, so vollständig verschwunden wie in Cajamarca. In seiner Geschichte der Eroberung Perus, erzählt Francisco de Jerez als Augenzeuge: »Der Hauptplatz ist grösser als irgend einer in Spanien, rings herum mit Mauern umgeben, aus welchen zwei Thore in die Strassen der Stadt führen. Die Häuserreihe an jeder Seite ist über 200 Schritt lang und besteht aus starken, drei Klafter hohen Mauern; die Dächer sind aus Stroh und ruhen auf an die Wände gefügten Balken. Im Innern dieser Häuser finden sich gewisse Wohnräume, aus acht Gemächern bestehend, die weit besser gebaut sind, als die übrigen. Ihre Wände bestehen aus fein behauenen Steinen, und in den Höfen sind Brunnen, zu denen das Wasser durch Röhrenleitungen gebracht wird. Nach dem freien Felde zu findet sich, mit eingeschlossen in die Mauern des Platzes, eine Festung aus Stein mit Treppe aus behauenen Steinen und einem kleinen Ausgang nach der Ebene. Oberhalb der Stadt, am Abhang der Berge, da wo die Häuser anfangen, erhebt sich eine Festung auf einem Felsen, welcher zum grossen Teil behauen ist. Diese Festung ist grösser als die andere, mit drei Wallmauern umgeben, die sich schneckenförmig hinaufwinden, Festungen, wie sie sonst nirgends bei Indianern angetroffen werden. Zwischen dem Bergabhang und dem Hauptplatz liegt ein kleiner Platz, ganz umgeben von Wohnräumen, welche für die Weiber im Dienste des Königs Atahuallpa bestimmt waren. — Vor dem Eingang zur Stadt steht in einem, von Mauern umgebenen Hof, ein Gebäude, zu dem eine Reihe gepflanzter Bäume führt. Dieses Haus ist, wie man sagt, der Sonne geweiht, denn in allen Ortschaften befinden sich Sonnentempel.«

Von allen diesen Bauten ist nichts erhalten, als das kleine Haus, das wir oben beschrieben haben. Mann kann jedoch nicht sagen, die alten Bauwerke seien zerstört wurden, blos um sie zu vernichten, denn nirgends findet man Ruinen oder Trümmerhaufen, sondern sie wurden abgetragen und die behauenen Steine zum Bau der Kirchen verwendet. Damit scheint man schon früh angefangen zu haben, denn Cieza de Leon, der sein Werk (la cronica del Peru) bald nach der Eroberung verfasste, bemerkt, dass alle Gebäude der Inkas bereits sehr gelitten hätten. Nach Cieza wurde die Gegend von Cajamarca durch den

10. König von Kusko, Inca Yupanqui, unterworfen, andere Berichte der Eingebornen lassen dies erst unter dessen Sohn Tupac Inca geschehen, alle aber stimmen darin überein, dass die Bewohner tapferen Widerstand leisteten und mehr durch List und Unterhandlungen als mit Gewalt unterworfen wurden. Die Provinz wurde von den Inkas sehr geschätzt, zahlreiche Kolonisten — mitimaes — wurden dahin versetzt, die Stadt mit grossen Vorratshäusern versehen und mit einem Sonnentempel geschmückt, wo viele Sonnenjungfrauen sich mit der Anfertigung feiner Gewebe beschäftigten. Cieza lobt den sanften Charakter der Bewohner, die nicht stolz und ehrgeizig seien, sondern gastfrei und freundlich gegen Fremde; dabei sehr erfahren im Feldbau und Viehzucht, geschickt in der Bearbeitung von Metallen, und im Weben wollener Teppiche nicht weniger kunstfertig als die Leute in Flandern.

Während meines Aufenthaltes in Cajamarca machte ich wiederholt Spaziergänge und kleine Ausflüge zu Pferde in die Umgegend, wo sich aber nur in der nächsten Umgebung der Stadt angenehme und schattige Pfade finden, denn bei weitem der grösste Teil der Thalebene ist baumlos und besteht aus Weideland, welches hier und da mit Getreidefeldern abwechselt. Das Thalbecken von Cajamarca, welches anderthalb Leguas breit und doppelt so lang ist, wird rings umher von Bergen umgeben, die sich nach Osten zu allmählich ebenso hoch, ja noch höher erheben, als der Kamm der Küstenkordillere, die man auf dem Passe La Cambre überschreitet. Diese Höhen sind mannichfach gegliedert durch grössere Thäler und Gründe, die sich alle nach dem Becken öffnen und ihm Bäche und kleine Flüsse zuführen. Die beträchtlichsten derselben sind drei: der Cajamarca, Chonta und der Maschcon. Der Cajamarca, der von der Stadt seinen Namen führt [1]), kommt von Süden aus dem Gebirge, tritt an der Westseite in die Stadt, wo sein Wasser, in Gossen geleitet, in manchen Strassen zum Wegspülen der Abfälle benutzt wird. Am westlichen Ende der Stadt wird er von einem steinernen Bogen überbrückt, über welchen die Strasse nach der Vorstadt Chonta Paccha führt. Der Chonta, ein etwas ansehnlicherer Strom, kommt von Nordosten aus dem Thale von Otuzco. Der wasserreichste unter den drei Flüssen ist der Mascon oder Maschcon. Er tritt am westlichen Ende in die Ebene aus dem Thale, durch welches der Weg nach San Miguel

1) Der Name Cajamarca, ursprünglich von den Chronisten Caxamarca geschrieben und von den Eingeborenen Caschamarca ausgesprochen, ist zusammengesetzt aus dem Worte Kasa, die Lücke, Ausschnitt, Bergpass, und marca, die Ortschaft, bedeutet also die Stadt am Bergübergang.

und den bekannten Bergwerksorten Hualgayoc und Coschuro führt. Bei seinem Eintritt in das Thal benetzt sein Wasser den Fuss eines felsigen Hügels, des Cerro de Pizarro, sogenannt, weil der Eroberer Perus bei seiner Ankunft von dort aus zuerst das Lager Atahuallpas beobachtete, dessen weisse Zelte die Ebene bedeckten. Die Flüsse Cajamarca, Chonta und Maschcon vereinigen sich am nordöstlichen Ende der Ebene, verwandeln das dortige Tiefland in einen Sumpf, und verlassen endlich das Becken durch ein enges Thal unter dem Namen Fluss von Llacanora, welcher sich, nachdem er noch mehrere Nebenflüsse aufgenommen hat und nun Cresñejos genannt wird, in den Marañon ergiesst. Der Sumpf in der Gegend von Llacanora ist der letzte Rest eines Sees, der einst das ganze Thalbecken von Cajamarca ausfüllte, ehe sich das Wasser einen Ausweg zum Marañon bahnte. Nicht weit vom Anfang des Thals von Llacanora liegt eine kleine Ortschaft desselben Namens, und in den Kalkbergen an der linken Thalseite findet sich eine grosse Höhle. Der Eingang zu dieser liegt 50 Meter über dem Spiegel des Flusses und bildet eine weite, spitz zulaufende Grotte, die von stachligen Kaktusbäumen umgeben ist. Von dieser Eingangsgrotte führen in mehreren Richtungen Gänge und stollenartige Gallerien zu kleineren Höhlen. Die Wände sind an vielen Stellen mit Russ geschwärzt und zeigen Spuren von Sprengstoffen. Es scheint daher, dass die ursprüngliche natürliche Höhle künstlich erweitert worden ist durch Arbeiten, welche die überall thätigen Schatzgräber unternommen haben. Die Höhle dient Schafen und Ziegen als Zufluchtsort bei Regenwetter und zahlreichen Fledermäusen zum Aufenthalt. Es herrscht daher allenthalben ein widriger ammoniakalischer Geruch.

Nahe am nördlichen Rande der Thalebene, der Stadt schräg gegenüber und anderthalb Leguas von ihr entfernt, treten heisse Quellen zu Tage, die schon in alter Zeit zu Bädern bei Krankheiten benutzt wurden. Der Weg dahin führt über einen gepflasterten Damm quer durch das Thal, ein Werk, das die Inkas anlegten, da während der Regenzeit der Boden dort sumpfig wird, und der Weg ohne künstliche Erhöhung und Befestigung nicht gangbar sein würde. Man überschreitet zweimal einen Fluss, d. h. die beiden Arme in welche er sich geteilt hat. Das Wasser reichte den Pferden bis an die Knie. Nach einer Stunde Reiten gelangt man nochmals zu einem kleinen Fluss und jenseits desselben zu einem niedrigen einstöckigen Gebäude, über dessen Eingang man in grossen Buchstaben liest: Baños de Atahuallpa. Man tritt zuerst in einen kleinen viereckigen Hof, um welchen Wohnungen liegen, und von hier in einen zweiten, wo sich die Badevorrichtungen finden. Eine der Wannen

oder Wasserbehälter soll angeblich noch aus den Zeiten der Inkas stammen und heisst daher: Pozo viejo — das alte Becken —, die drei anderen sind neu. Alle sind vierseitige gemauerte Behälter, etwa 2,5 Meter ins Geviert und 1,5 Meter tief, in dunklen unheimlichen Räumen, nur eines der Bäder sieht etwas heller und freundlicher aus. Unmittelbar hinter dem Badehause in einer schilf- und binsenbewachsenen Fläche treten die Quellen zu Tage. Es sind deren sehr viele; die stärkste findet sich ungefähr in der Mitte in einer natürlichen kreisförmigen Grube von zwei Metern Durchmesser, an deren Boden siedendes Wasser aus vielen Öffnungen hervorwallt. Unweit dieser heissen Quellen treten auch kalte aus, deren Wasser zur Abkühlung der heissen beim Baden benutzt wird. Das Wasser hat einen ganz schwachen Schwefelgeruch und setzt nur ganz wenig Kalk ab. Die Quellen sind so ergiebig, dass sie einen ganz ansehnlichen warmen Bach bilden.

In der Gegend dieser heissen Quellen befand sich das Lager des peruanischen Heeres, dessen weisse Zelte die Spanier bei ihrer Ankunft im Thale von Cajamarca in der Ferne erblickten. Der König hatte sein Hauptquartier in einem Hause, das der Ortsbeschreibung nach an derselben Stelle stand, wo sich das gegenwärtige Badegebäude befindet. Auch war die Anordnung der Räume eine ähnliche, nur waren sie besser gebaut, denn der Chronist bemerkt, es sei zwar ein kleines, aber das feinste Haus gewesen, das die Spanier bis dahin im Lande angetroffen. Die Wohnungen lagen um einen Hof mit einem Wasserbecken, welches durch zwei Leitungen mit heissem und kaltem Wasser gefüllt werden konnte. Die Röhren vereinigten sich auf dem Wege, doch konnte je nach Wunsch und Bedürfnis das heisse oder kalte Wasser abgesperrt werden. Die vom Könige benutzten Räume waren ein schneeweiss getünchtes Vorderzimmer mit glockenförmig gewölbter Decke, und ein innerer Saal mit anstossendem Schlafgemach, beide mit glänzend roter Farbe angestrichen.

Hier sahen am Nachmittag des 15. Novembers 1532 die Abgesandten Pizarros zum ersten Male den König Atahuallpa, der damals der unumschränkte Herr des Landes war und am nächsten Abend ihr Gefangener sein sollte. Über diese ausserordentliche, für Peru so folgenreiche Begebenheit besitzen wir drei gedruckte Berichte von Augenzeugen, die zugleich bei den Vorgängen als handelnde Personen beteiligt waren, nämlich einen, den der bereits erwähnte Francisco de Jerez als Sekretär Pizarros für den Kaiser Karl V. aufsetzte; einen Brief Hernando Pizarros, des ältesten Bruders des Statthalters, geschrieben auf der Insel Santo Domingo an die dortige königliche Audienz, als

Hernando bei seiner ersten Rückreise nach Spanien daselbst verweilte[1]) und drittens die Erzählung Pedro Pizarros eines entfernten Verwandten Franciscos, der den Statthalter als Page begleitet hatte, fortan in Peru blieb und später seine Erlebnisse in einem Werke beschrieb[2]). Die drei Berichte stimmen im wesentlichen mit einander überein und unterscheiden sich nur durch mehr oder weniger grosse Ausführlichkeit bei Mitteilung der Unterredungen und Verhandlungen.

Pizarro hatte auf seinem Marsche durch die Küstengegenden und beim Aufstieg nach dem Hochland wiederholt Botschaften von Atahuallpa empfangen und diesem geantwortet, dass er der Diener eines grossen Herrschers sei, von Atahuallpas Ruhm gehört habe, und komme ihm seine Dienste anzubieten. Noch am Tage vor seiner Ankunft in Cajamarca erschien eine Gesandtschaft mit Lebensmitteln für die Fremden; als die Spanier aber in der Stadt anlangten, fanden sie dieselbe von allen Bewohnern geräumt und niemand zugegen, um sie zu empfangen. Pizarro schickte daher den Hauptmann Hernando de Soto mit 20 Reitern nach dem Lager, um dem König seine Ankunft anzuzeigen und ihn einzuladen zu kommen, um sich ihm vorstellen zu können. Inzwischen liess er die leere Stadt durch seine Leute untersuchen und stieg selbst auf die Festung, um den Ritt seiner Abgesandten zu beobachten und zu überwachen. Da grosse Massen von Kriegern aus dem Lager zu kommen schienen, so schickte er auf den Rat seines Bruders Hernando diesen selbst mit noch weiteren 20 Reitern ab, um sich im Notfall gegenseitig zum Schutze zu dienen.

Als Soto bei dem kleinen Flusse ankam, an welchem sich das Lager der Peruaner hinzog, liess er daselbst seine Leute und wurde in Begleitung des Dolmetschers vor den König geführt. Der Inka sass vor dem Hause auf einem niedrigen Sessel, umgeben von seiner Leibwache, einem grossen Gefolge von Häuptlingen, hohen Würdenträgern und Frauen des königlichen Haushalts. Um den Kopf trug er ein Band mit seidenartig glänzenden roten Fransen, welche die Stirn bis zu den Augenbrauen bedeckte. Dies war der Llautu, das Zeichen der königlichen Würde, das bei den Inkas der Krone entsprach, und welches Atahuallpa seit der Besiegung seines Bruders trug. Soto galt für den besten Reiter in der Schar Pizarros und besass ein schönes feuriges Pferd. Um seine Gewandtheit und Kraft zu zeigen, tummelte er es vor dem König und brachte es endlich vor dessen Füssen zum Stehen, so nahe,

1) Abgedruckt in Oviedos Historia general y natural de las Indias.
2) Pedro Pizarro, Descubrimiento y conquista del Peru.

dass der schnaubende Atem des Tieres das Gesicht des Monarchen berührte. Mehrere aus dessen Umgebung sprangen erschrocken zur Seite, und man sagte, diese seien später ob dieses Zeichens von Feigheit mit dem Tode bestraft worden. Der König blieb scheinbar unbewegt und kalt, aber innerlich erzürnt über die unziemliche Keckheit des weissen Fremdlings. Er würdigte Soto keines Blicks, sondern hielt seine Augen auf den Boden gerichtet; auch als dieser seinen Auftrag durch den Dolmetscher Felipillo übersetzen liess, antwortete er nicht selbst, sondern einer der Häuptlinge sprach für ihn. Erst als bald darauf Hernando Pizarro erschien und von Soto als Bruder des Statthalters vorgestellt wurde, erhob er zum ersten Male die Augen und erwiderte dessen Gruss. Seine Gesichtszüge waren von stolzer Schönheit, der Kopf etwas zu gross für den Körper, und der Ausdruck seiner Augen, deren Weisses mit Blut unterlaufen war, hatte etwas Wildes. Seine Sprache war langsam, ernst und würdevoll. Er habe einen Häuptling Maizabilka am Flusse Zuricara, sagte er, der habe ihm gemeldet die Spanier hätten seine Leute gemisshandelt und in Ketten geworfen; der Häuptling habe drei Spanier und ein Pferd getötet. Allein Hernando liess sich weder durch die finstere Miene des Königs noch durch dessen grosses Gefolge einschüchtern, er nannte Maizabilka einen Schelm und Lügner und antwortete in so prahlerischem Tone, dass man kaum glauben kann, der Dolmetscher habe gewagt seine Worte zu übersetzen. Und als der König bemerkte, er wolle den Fremden Gelegenheit geben ihre Waffentüchtigkeit zu beweisen, sie sollten seine Leute bei einem Zuge gegen einen rebellischen Häuptling begleiten, entgegnete Hernando: »für einen Kaziken, so viel Krieger er auch haben mag, genügen zehn christliche Reiter, deiner eigenen Leute bedarf es höchstens, um die Versteckten zu suchen.« Über diese übermütige Ruhmredigkeit lächelte der König und lud seine Gäste zum Trinken ein. Auf seinen Wink brachten die Frauen grosse goldene Becher mit Chicha. Die Spanier entschuldigten sich anfangs, da sie nicht absteigen mochten, nahmen aber doch schliesslich einen Trunk an, worauf der Inka beim Abschiede erklärte, am nächsten Tage wolle er den Statthalter besuchen. Es scheint nicht, dass Hernandos keckes Benehmen auf den König einen ungünstigen Eindruck gemacht habe; denn später in seiner Gefangenschaft war unter allen Spaniern der Bruder des Statthalters der Mann, mit dem er am liebsten verkehrte, und zu dem er am meisten Vertrauen hegte.

Soviel selbstbewusste Zuversicht Hernando in der Unterredung mit dem Inka zur Schau trug, so liess ihn doch Alles, was er im Lager der

Peruaner erblickte, die Grösse der Gefahr ermessen, in welche sich die Spanier begeben hatten. Sie befanden sich vor einem grossen, wohlgeordneten Heere von kräftigen kampfgeübten Kriegern, zwar unvollkommen bewaffnet, aber einem tapferen Führer unbedingt ergeben, und so zahlreich, dass nach der niedrigsten Schätzung auf jeden Spanier 200 Indianer kamen; denn Pizarro verfügte nur über 170 Streiter, während die Angaben über die Zahl von Atahuallpas Truppen zwischen 30 000 und 50 000 Mann schwanken. Und dass dieser König den Fremden nicht freundlich gesinnt sei, war offenbar; denn warum hatte er, obgleich im Besitz solcher Streitkräfte, ihnen nicht den Eintritt ins Innern des Landes verwehrt, warum war ihnen ein Platz in einer von Einwohnern verlassenen Stadt mit nur wenigen engen Zugängen zum Quartier angewiesen worden, als um sich ihrer desto sicherer bemächtigen zu können? Bei einem so furchtlosen Manne, wie Francisco Pizarro war, schien jedoch das Gefährliche seiner Lage nur noch den Mut zu erhöhen; er sah nur die Blösse, die sich der Inka durch den angekündigten Besuch gab und traf sogleich seine Vorbereitungen für den folgenden Tag. Seine 60 Reiter teilte er in 3 Abteilungen, die unter den Befehl seines Bruders Hernando gestellt wurden, unter welchem Hernando de Soto und Sebastian Belalcazar kommandierten. Die beiden kleinen Kanonen, die er besass, wurden unter dem Griechen Pedro de Candia auf der Plattform der Festung aufgestellt; er selbst behielt sich und seinen Brüdern Juan und Gonzalo die Leitung des Fussvolks vor, und hatte um seine Person eine Schar von 20 erlesenen Leuten, die ihm bei Gefangennehmung des Königs zur Hand sein sollten. In der Nacht liess er wiederholt durch ausgeschickte Streifwachen die Nachbarschaft des Lagers durchsuchen, während er selbst mit seinem Bruder Hernando die Reihen der Seinigen durchwanderte und ihnen durch seine Zusprache das Vertrauen und die Zuversicht einzuflössen wusste, die ihn erfüllten. Sie sollten aus ihren Herzen Festungen machen, sagte er ihnen, sollten sich erinnern, dass nur ihre Tapferkeit und Festigkeit sie retten könne, unter dem Beistande Gottes, in dessen heiliger Sache sie gegen die Heiden kämpften. Zwar war Habsucht die mächtigste Triebfeder, welche die spanischen Abenteurer bewegte, dabei lebte aber doch auch im Herzen der niedrigsten das erhebende Bewusstsein, Werkzeuge zur Verbreitung der christlichen Lehre zu sein, und ein Aufruf an den Glaubenseifer fand allezeit williges Gehör.

Am folgenden Morgen (16. November) erschien ein Abgesandter Atahuallpas mit der Botschaft, sein Herr werde die Spanier besuchen, und da diese am Tage zuvor mit ihren Waffen bei ihm gewesen wären,

so würden auch seine Leute bewaffnet kommen. Pizarro liess ihm antworten, er möge es damit halten, wie er wolle, sein Besuch werde ihm willkommen sein. Die Beobachter auf der Festung sahen darauf, wie aus dem peruanischen Lager sich Scharen von Kriegern nach der Stadt in Bewegung setzten, und immer neue Abteilungen über die Dammstrasse kamen. Wahrscheinlich, um die Spanier über das Ausrücken so grosser Truppenmassen zu beruhigen, kam ein zweiter Bote des Königs mit der Nachricht, dass dieser nur von wenigen Bewaffneten begleitet sein werde. Der Zug der Peruaner bewegte sich sehr langsam und es wurde bereits Abend, als er in der Nähe der Stadt Halt machte und der Inka erklären liess, es sei schon spät, er werde erst am nächsten Morgen kommen. Diese Unschlüssigkeit ist auffallend und stimmt nicht mit dem Charakter, den Atahuallpa bei anderen Gelegenheiten gezeigt hatte; es scheint beinahe, als habe er ein warnendes Vorgefühl seines Schicksals gehabt. Dem Statthalter, der seine Vorbereitungen für den Tag getroffen hatte, kam der Wankelmut des Königs sehr ungelegen; er liess ihn dringend ersuchen, bei seinem ursprünglichen Vorsatze zu bleiben, denn er erwarte ihn zur Abendmahlzeit. In der That setzte sich darauf der königliche Zug von neuem in Bewegung und Pizarro wies nun seinen Leuten ihre Stellungen an. Die Reiter wurden in den Strassen zur Seite des Platzes verteilt, die Kanonen gerichtet und die Lanzknechte in verdeckten Hallen aufgestellt, die sich mit grossen Thoren auf den Platz öffneten. Niemand sollte sich zeigen, bis er Pizarros Schlachtruf »Santiago« vernähme.

Die Sonne neigte sich bereits dem Untergang zu, als der Inka endlich in Cajamarca anlangte, mit einer zahlreichen Begleitung, deren pomphafter Aufzug augenscheinlich bezweckte, den Fremden einen hohen Begriff von seiner Macht und Grösse einzuflössen. Voraus ging eine Schaar gleichgekleideter Indianer, welche den Weg fegten, dann folgten in drei Abteilungen Tänzer und Sänger, darauf ein grosser Schwarm reichgekleideter Diener mit goldenen und silbernen Kronen; endlich erschien der König selbst auf einer von Golde strotzenden und mit bunten Federn gefütterten Tragbahre, die von vielen vornehmen Häuptlingen auf den Schultern getragen wurde. Hinter ihm folgten in zwei anderen Bahren und zwei Hängematten die höchsten Würdenträger seines Hofes. Auf der Mitte des Platzes angelangt, hielt der König, umgeben von seinem Gefolge, während der Platz allmählich von den nachfolgenden Kriegern sich dicht füllte. Auf einen Wink Pizarros trat sodann der Dominikanermönch Vicente Valverde vor, der den Statthalter als Feldkaplan begleitete und nachmals erster Bischof von

Kusko wurde. Mehrere spanische Chronisten (Gomara, Garcilaso und auch Zárate) lassen diesen eine lange Rede halten, die mit Adam und Eva anfing, von Christi Geburt und Tod, sowie der Errichtung seiner Kirche durch den Apostel Petrus erzählte, dessen Nachfolger und Stellvertreter Christi auf Erden der Pabst sei. Dieser habe die Länder der Erde unter die christlichen Könige verteilt, deren mächtigster, der Kaiser Karl, seinen General Pizarro gesandt habe, um den Bewohnern Amerikas den christlichen Glauben zu bringen und sie aufzufordern, den Kaiser als ihren Oberherrn anzuerkennen. Es ist jedoch nicht wahrscheinlich, dass der Mönch eine so lange Predigt gehalten hat, schon deshalb, weil es bereits anfing Abend zu werden und die Dämmerung zwischen den Wendekreisen nur von kurzer Dauer ist. Auch bemerkt Francisco de Jerez nur, Valverde sei mit einer Bibel in der Hand vor Atahuallpa getreten und habe sich als den Priester der Christen vorgestellt, der diesen das Wort Gottes lehre, und es auch dem Könige lehren wolle; was Gott gesprochen habe, sei in diesem Buche enthalten. Der König verlangte das Buch zu sehen und versuchte die Klammern zu öffnen. Als ihm dies nicht gelang, wollte ihm der Mönch behülflich sein, erhielt aber einen zornigen Schlag auf den Arm. Atahuallpa öffnete dann das Buch allein, zeigte aber keinerlei Verwunderung über Papier und Schriftzeichen, sondern schleuderte die Bibel mit Verachtung weit von sich. Dann sagte er dem Priester in drohendem Tone: Ihr wisst recht wohl, was Ihr unterwegs gethan, wie Ihr meine Kaziken behandelt und die Kleider aus meinen Vorratshäusern genommen habt, aber ich werde nicht von hier weggehen, bis Ihr mir alles zurückerstattet habt. Während Valverde zu Pizarro eilte, um ihm die Antwort des Königs zu melden, erhob sich dieser auf seiner Tragbahre und erteilte Befehle an seine Leute. Da keiner der Fremden sich zeigte, so glaubte er und seine Umgebung, sie hielten sich aus Furcht verborgen und seien bereits in seiner Gewalt.

Pizarro glaubte jetzt nicht länger mehr zaudern zu dürfen. Mit Schwert und Schild bewaffnet stürzte er sich mit seinen Begleitern in die Masse der Indianer mit dem Schlachtrufe »Santiago!« Auf dieses verabredete Zeichen wurden die Kanonen auf der Festung gelöst. Die Trompeten schmetterten, und die ganze Mannschaft der Spanier, Reiter und Fussvolk brachen aus ihren verdeckten Stellungen auf die Peruaner los. Die Überraschung des plötzlichen Angriffs, der Knall der Feuerwaffen, der ungewohnte Anblick der galoppierenden und schnaubenden Pferde, das Klirren der Schellen, mit denen sie behangen waren, alles dies erzeugte einen solchen Schrecken bei den Indianern, dass keiner

an Gegenwehr dachte, obgleich viele Waffen unter den Kleidern verborgen hatten, sondern alle sich nur bestrebten, den Hufen der Pferde und den scharfen Schwertern zu entrinnen. Aber der Platz hatte nur zwei Ausgänge nach den Strassen, die nach beiden Seiten hin in die Stadt führten. In dem verworrenen Gedränge stürzten die Menschen übereinander, bis es endlich dem vereinten Anstemmen der Masse gelang, die Mauer, die den Platz nach der Ebene zu umgab, zu Falle zu bringen, und sich einen Ausweg ins Freie zu schaffen. Nur die Leute, welche die Bahre des Königs trugen und ihn umgaben, flohen nicht, leisteten aber auch nur passiven Widerstand und liessen sich töten: sobald einer der Träger gefallen war, trat ein anderer an seine Stelle. Pizarro war es vor allem darum zu thun, den König lebend in seine Gewalt zu bringen, er hatte strengen Befehl erteilt, ihn zu schonen, erfasste daher, als die Sänfte ins Schwanken kam und sich neigte, seinen Arm, und wurde bei seinem Bemühen, ihn vor den Streichen der Seinen zu schützen, selbst von einem Degen an der Hand verletzt. Er war der einzige verwundete Spanier in diesem Kampfe, und zwar von der Hand eines seiner Leute; ausser ihm erlitt nur ein Pferd eine unbedeutende Quetschung.

Als der König gefangen war, suchten auch die, welche um ihn gewesen waren, sich durch die Flucht zu retten, allein nur wenigen gelang es, fast alle wurden erschlagen, auch die Häuptlinge, die in den anderen Tragbahren gekommen waren, darunter der Kazike von Chincha, den Atahuallpa besonders hochschätzte. Die Zahl der auf dem Platze getöteten Indianer wird zu 2000 angegeben, nach einigen Berichterstattern sollen aber noch mehr umgekommen sein, wiewohl der Kampf oder Überfall nicht länger gedauert hatte als eine halbe Stunde. Auf der Flucht wurden dann noch viele von den Reitern ereilt und als Gefangene eingebracht. Am nächsten Morgen zählte man deren 3000, von denen die Soldaten so viele behielten, als jeder zu seiner persönlichen Dienstleistung brauchen konnte, die Übrigen wurden in ihre Heimat entlassen. Einige Spanier waren der Meinung, man solle alle Gefangenen töten oder ihnen die rechte Hand abhauen, eine Grausamkeit, welche Pizarro von sich wies, indem er bemerkte, der Beistand ihres Gottes sei mächtiger und nütze ihnen mehr, als die grösste Zahl von Feinden ihnen schaden könnte. Den gefangenen König liess der Statthalter in sein eigenes Quartier bringen und streng bewachen, behandelte ihn aber im Übrigen mit ehrerbietiger Rücksicht. Während er mit ihm bei der Abendmahlzeit sass, zu der er ihn kurz zuvor hatte einladen lassen, bemühte er sich ihn zu beruhigen und über sein Un-

glück zu trösten durch die Versicherung, dass sein Leben nicht in Gefahr sei, und dass schon mächtigere Könige durch ebenso wenig Christen überwunden worden seien. Atahuallpa antwortete, es gehöre zum Kriege zu siegen und besiegt zu werden, er habe die Fremden unterschätzt, da ihm von seinen Ratgebern falsche Berichte über dieselben erstattet worden seien, aber sie alle hätten ihren Irrtum mit dem Leben gebüsst.

Während der ganzen Zeit seiner Gefangenschaft blieb Atahuallpa in Cajamarca, und wie früher schon erzählt wurde, verlor er endlich auf dem Platze, wo er seiner Freiheit beraubt worden war, auch sein Leben (29. August 1533). Zárate, der in seiner Geschichte Perus die Hinrichtung selbst nur kurz erwähnt, bespricht die Veranlassung zu derselben ausführlicher. Schon als Hernando Pizarro nach Verteilung des Lösegelds mit dem für den Kaiser bestimmten Fünftel nach Spanien geschickt wurde, kamen dem Gefangenen trübe Ahnungen seines ihm bevorstehenden Schicksals; denn Hernando, der sonst so stolz und abweisend war, hatte sich dem Inka stets freundlich gezeigt und dessen Vertrauen erworben. »Du gehst, Kapitän, und mir thut es leid«, sagte der König beim Abschied, »denn wenn Du weg bist, werden mich der Einäugige und der Dicke umbringen«, womit Almagro und der Schatzmeister Riquelme gemeint waren, von denen der erste ein Auge verloren hatte und der andere sehr wohl beleibt war. Wirklich begannen auch bald nach der Abreise Hernandos die Verläumdungen und Umtriebe, die den Untergang des Königs vorbereiteten. Das Hauptwerkzeug derselben war der Dolmetscher Felipillo, ein junger Indianer, den Francisco Pizarro mit nach Spanien genommen hatte. Dieser junge Mensch hatte eine Liebschaft mit einer der Frauen Atahuallpas, der es erfuhr und sich darüber bei Pizarro beklagte: er fühle sich durch den ehrfurchtslosen Frevel dieses gemeinen Sklaven mehr gedemütigt, als durch seine Gefangenschaft, denn der Mensch wisse, dass nach den Landesgesetzen, wer ein solches Verbrechen nur beabsichtige, zusammen mit der Frau lebendig verbrannt werde; führte er es aber aus, so würden Vater, Brüder und Verwandte getötet, ja sogar seine Llamas, sein Haus würde niedergebrannt, seine Bäume umgehauen und seine Felder verwüstet. Entweder um seine Geliebte in seine Gewalt zu bringen, oder auf Anstiften der Almagristen, sagte dieser Felipillo aus, Atahuallpa habe heimlich Vorbereitungen getroffen, um alle Spanier ermorden zu lassen, und da alle deshalb eingezogenen Erkundigungen durch ihn übersetzt werden mussten, so gab er an, was für seine Zwecke passte. Almagro und die mit ihm angekommenen neuen Soldaten

wünschten den Tod Atahuallpas, da sie als nicht bei seiner Gefangennehmung beteiligt, bei der Verteilung der Beute leer ausgegangen waren, und fürchteten, dass alles zukünftig ankommende Gold als zum Lösegeld gehörig betrachtet, und ihnen aus diesem Grunde ein Anteil daran vorenthalten werden würde.

Atahuallpa stand bei seinem Tode noch in den Blütejahren. Er war ein schöner, geistig begabter und tapferer Mann, aber stolz, hartherzig und von entsetzlicher Grausamkeit, so dass er mehrmals zur Strafe für geringfügige Vergehungen Einzelner sämtliche Einwohner eines Ortes töten liess, in Kusko nach dem Siege fast die ganze Inkarasse seiner Rachsucht opferte, und endlich auch seinen Bruder nicht verschonte. Aber die Vorstellung des jähen Glückswechsels, der ihn betraf, wirkt erschütternd und versöhnend. Selten hat die Geschichte das Sprichwort, dass Hochmut vor dem Falle kommt, in so ergreifender Weise bewahrheitet; denn der König, der sich rühmte, in seinem weiten Reiche wage ohne seine Erlaubnis kein Vogel durch die Luft zu fliegen, ja nicht einmal die Blätter auf den Bäumen sich zu bewegen, wurde von einer Handvoll verwegener Abenteurer inmitten seines Heeres gefangen genommen, und schliesslich auf verläumderische Anschuldigungen hin wie ein gemeiner Verbrecher erdrosselt.

Celendin und der Marañon.

Nach achttägigem Aufenthalt in Cajamarca setzte ich meine Reise ins Innere fort, um mich nach Chachapoyas zu begeben, das fernste Ziel, das ich auf dieser Wanderung zu erreichen gedachte. Um dahin zu gelangen, musste ich zunächst das Thal des Marañons kreuzen und sodann die Mittelkette oder Cordillera central übersteigen, die an der rechten Seite dieses Flusses hinzieht Es wurde bemerkt, dass die Stadt Cajamarca am Ostabhang der Küstenkette liege, doch senkt sich dieser Abhang nicht unmittelbar und sogleich zum Ufer des Marañons hinab, sondern bildet erst ein Kesselthal, dessen östliche Wände sich ebenso hoch erheben wie der Pass La Cumbre. Das Thal von Cajamarca ist der Boden eines Sees, der in alter Zeit eine Einsenkung auf dem Rücken der Küstenkordillere ausfüllte, und dieser Rücken ist hier ziemlich mächtig, denn die Entfernung von Cajamarca bis zum Orte Balsas am Marañon beträgt 20 Leguas. Ich hatte einige Mühe gehabt mir Tiere zu verschaffen und konnte sie auch nicht, wie ich wünschte, für die ganze Reise mieten, sondern musste froh sein, zwei schlechte Pferde zu bekommen, die mich nach Celendin, 14 Leguas von Caja-

marca, bringen sollten; denn da damals die Regierung alle Maultiere, deren man habhaft werden konnte, für sich wegnahm, so hielten sich die Arrieros mit ihren Tieren in den Bergen versteckt.

Am 28. Mai verliess ich Cajamarca, begleitet von Herrn Hilpck, Gründer des Handlungshauses Hilpck & Kunze, dessen Gastfreundschaft ich genossen. Wir ritten quer durch das Thal auf demselben Wege, der zu den heissen Quellen führt, liessen diese links und durchritten den warmen Bach, der sein Wasser dem Flusse zuleitet. Der steinige Pfad, auf dem ich darauf mit meinem Führer die Bergwand hinaufstieg, war ein Vorspiel dessen, was mir im weiteren Verlauf der Reise bevorstand, indess wenn der Weg schlecht war, so war die Aussicht von der Höhe schön, denn man überblickte das ganze Thal besser und vollständiger als von dem gegenüberliegenden Passe, von dem ich herabgestiegen war. Wir ritten nun durch hohes, meist mit Gerste bestelltes Hügelland, dann senkte sich der Weg wieder etwas und früh am Nachmittage gelangten wir zur Hacienda Polloc, wo Reisende, die von Cajamarca kommen, gewöhnlich bleiben. Eine Frau jedoch, hatte kurz zuvor meinen Führer gewarnt, er werde dort kein Futter für unsere Tiere finden, daher wir die Häusergruppe rechts liegen liessen und noch eine Stunde weiter ritten bis zum Orte Tambomayo. Hier wurde die bisher etwas eintönige Gegend anmutiger. An den Wänden einer von hohen Bergwänden eingeschlossenen und von einem wasserreichen Flusse durchströmten Schlucht standen zahlreiche Häuschen in abschüssigen Höfen im Grünen. In den Erweiterungen des Thalgrunds sah man sorgfältig eingehegte Kleefelder, die unseren müden Tieren eine gute Abendmahlzeit versprachen, und dies war die Hauptsache, denn für meinen Reiseproviant hatten meine freundlichen Wirte in Cajamarca reichlich gesorgt. Mein Führer war im Orte bekannt, und ich folgte ihm zu einem besser als die übrigen gebauten Hause, wo man uns bereitwillig aufnahm. Im Hofe sass vor der offenen Thür eine alte Frau, umgeben von vier jungen Frauen, die erstere war die Besitzerin, die jungen ihre Töchter und Schwiegertöchter, die alle mit der Mutter zusammenlebten. Es war kein Mann im Hause, alle waren vom Dorfe abwesend, entweder als Arrieros auf Reisen, oder als Feldarbeiter auf fremden Gütern. Die Frauen waren emsig bei der Arbeit, nähten oder stickten Überzüge für Kissen und Besatz für Bettwäsche. Die Frauen in dieser Gegend schienen so fleissig zu sein wie in Mittelperu, fast alle, denen wir unterwegs begegneten, trugen die Spindel in der Hand, ein Wollbündel unter dem Arm und spannen im Gehen. Es fiel mir auf, dass alle Bewohner des Ortes nur spanisch sprachen und kein

Keshua verstanden, während doch in der Umgegend von Cajamarca die Inkasprache die herrschende ist. In der Stadt Celendin und am Marañon machte ich dieselbe Beobachtung, erst in Leimabamba am Ostabhang der Cordillera central trifft man wieder eine Keshuaredende Bevölkerung. Es findet sich also hier im Sprachgebiet des Keshua eine grosse Lücke, die sich daraus erklärt, dass in diesen Gegenden von den Inkas Kolonien von Chimus angesiedelt wurden, die der Sprache ihrer Unterdrücker einen zäheren Widerstand entgegensetzten als die andern unterworfenen Völker. Das Keshua fand daher auch in den Gegenden, wohin sie zwangsweise versetzt wurden, wenig Eingang bei ihnen, und wich später zugleich mit ihrer eigenen Sprache dem Spanischen.

Am folgenden Tage lag unser Weg durch hohes Weideland, und zwar begann der Anstieg unmittelbar hinter dem Dorfe, nachdem wir den Fluss überschritten hatten. Der Weg war zwar steil, aber anfangs nicht schlecht. Nachdem wir die Höhe der Thalwand erklommen hatten, fuhren wir fort langsam zu steigen auf einem schmalen Kamm, von welchem man nach beiden Seiten in Thäler hinabsah. Die ganze Landschaft war frisch grün, die Umrisse der Berge gerundet, nur hie und da traten Felsen zu Tage und niederes Gesträuch und vielfarbige Blumen bedeckten die Abhänge. An die Heimat erinnerten Gentianen, deren Büschel von violetten Blüten auf fusshohen Stengeln sassen, grosse glänzend gelbe, stiellose Blumen von Kompositen schimmerten auf dem Rasengrunde wie Sterne. Je höher wir hinauf kamen, desto mehr verschlechterte sich der Pfad, es hatte in der Nacht geregnet, der Boden war noch nass und an vielen Stellen schlüpfrig wie Seife, so dass unsere Tiere sehr ermüdet waren, als wir gegen Mittag den höchsten Punkt erreichten, der bei 3690 Meter noch höher lag als der Pass La Cumbre. Meine Hoffnung, dass von jetzt an die Reitbahn besser sein würde, wurde getäuscht. Es war hier oben noch mehr Wasser gefallen, der Hauptpfad war eine enge, über fusstiefe Furche voll dunklen Schlammes, so dass man auf lange Strecken zur Seite reiten musste, um auf grasigen Stellen den Tieren die Arbeit zu erleichtern, und viele Nebenpfade bezeugten, dass frühere Reisende mit denselben Unannehmlichkeiten zu kämpfen gehabt hatten. Doch stiess man bei diesem Suchen nach besseren Wegen nicht selten auf noch schlimmere, denn überwuchert von dichten Farnkräutern lagen zwischen grossen Steinen tiefe Schlammlöcher. Mein armer alter Schimmel stolperte jämmerlich und kam dreimal zu Falle, indess hatte ich das Glück nicht abgeworfen zu werden.

Die hohen Gegenden der Sierra, über die wir ritten, werden hier

im Norden, sowie auch in Mittel-Peru, Jalcas genannt. Es sind nicht horizontale Hochebenen, wie die Punas in Süd-Peru, sondern wellenförmige, in denen flache Gründe mit hügeligen Anschwellungen des Bodens wechseln. Sie sind bis zu den höchsten Punkten mit dichtem Grase und niedrigem Buschwerk bewachsen. Hin und wieder sieht man in Vertiefungen kleine Weiher, an andere Stellen kleinere und grössere trichterförmige Senkungen ohne Wasser, Tragaderos genannt — Schlucker oder Aufsauger, da sich daselbst durch Spalten des Gesteins im Grunde das Wasser ins Innere der Erde verliert. Dieses grasbewachsene Hochland bietet vortreffliche Weideplätze, und viele Tausende Stück Vieh könnten hier reichliche Nahrung finden, doch sieht man nur selten ein paar einsame Kühe oder kleine Gruppen von Pferden. Auch das Reich der wildlebenden Tiere ist nur spärlich vertreten. Zuweilen bemerkt man in der Ferne Rudel von Rehen, die Vicuñas und Huanacos des Südens scheinen zu fehlen. Kleine Vögel, die von Insekten und Raupen leben, sind selten, wahrscheinlich, da die kleinen Tierchen, die ihnen zur Nahrung dienen, gleichfalls nicht häufig sind. Die Wenigen, die man sieht, sind klein und grau, von der Farbe des vertrockneten Grases. Am oftesten bemerkt man den Huaichu, auch Huichu genannt, ein Vogel von der Grösse einer Amsel mit dunkelgrauem Rücken und Kopf, schwarzem Schnabel, hellgrauem Hals und Bauch und weissem Schwanz. Er ist zutraulich und bleibt sitzen, wenn man vorbereitet. Auf den Weihern schwimmen zuweilen Enten und Möven, am Ufer derselben liegen auf dem Rasen hin und wieder einige Punagänse. Ein stelzfüssiger Laufer von der Grösse eines jungen Huhns, der von seinem Rufe »Liklik« genannt wird, lebt paarweis auf feuchten und sumpfigen Niederungen. Von Raubvögeln sieht man ausser kleinen Sperbern den Kinalinda, der so gross ist wie eine Ente, mit gelbrotem, dicken, gebogenem Schnabel, schwarzem Kopf und Flügeln, weissem Hals, Bauch und Beinen. Er schreitet auf dem Rasen umher und scheint Würmer zu suchen. Zuweilen schwebt ein nach Beute spähender Kondor vorüber, man hört das Rauschen des Windes in den aufwärts gebogenen Schwungfedern seiner ausgebreiteten Flügel.

Nachdem man einige Stunden lang um grüne Bergabhänge geritten ist, senkt sich der Weg und man gelangt zu einem kleinen Flusse. Er heisst hier Sendamal und ergiesst sich später unter dem Namen Llanca bei Bombon in den Marañon. An seinem Ufer steht eine Viehstation, gleich dem Flusse Sendamal genannt, die einzige menschliche Wohnung, die man auf dieser ganzen Strecke antrifft. Doch wird von jetzt an

die Jalca weniger öde und verlassen. Man bemerkt hin und wieder kleine Hütten, meist auf der Spitze von Hügeln, wahrscheinlich, um von dort aus die weidenden Tiere beobachten und aufsuchen zu können. Dass die Viehzucht bei den sonst so günstigen Bedingungen nicht eifriger gepflegt wird, liegt an der Unsicherheit, denn niemand mag für Diebe Vieh ziehen. Sobald man den Fluss überschritten hat, hebt sich der Weg alsbald wieder an der rechtseitigen Thalwand und wird jetzt etwas gangbarer. Nach einer Stunde erreicht man eine Höhe, den Cerro Quillimpas, von wo sich auf einmal der Blick in ein tiefes Thal öffnet, in dessen Grunde man in Gevierte gesonderte Felder erkennt, umgeben von Hecken und Baumreihen, die sich von der Höhe ausnehmen wie die Felder eines Schachbrettes. Dazwischen liegen in Gruppen die Häuser des Dorfes Huanko. Thalabwärts von Huanko liegt die Stadt Celendin, doch ist diese noch nicht sichtbar, denn sie wird durch einen vorspringenden Berg verdeckt, den Cerrito Kalapocho (Kara puchu, das kahle Ende). Der Herunterweg vom Berge Quillimpas ist sehr abschüssig und felsig. Früher würde ich auf einem solchen Wege abgestiegen sein, aber die Gewohnheit macht gegen Gefahr gleichgiltig. Am Fusse des Berges gelangt man ans Ufer des Flüsschens Huañambra, welches man überschreitet, dann windet sich der Weg um den Fuss des Kalapocho, worauf man nach einer Viertelstunde von der niedrigen Anhöhe des Calvario aus die Stadt zu seinen Füssen liegen sieht.

In Celendin hielt ich vor dem Hause des Señor Apolinar Pereira, eines Geschäftsfreundes des Hauses Hilpck & Kunze, an den ich einen Brief dieser Herren mitbrachte. Ich wurde von der Tochter Pereiras empfangen, einem jungen, hübschen und fast weissen Mädchen; bald darauf kam auch ihr Vater zurück, ein kleines, kränklich aussehendes Männchen, der auf die Empfehlung seiner Kreditgeber hin mich mit Freundlichkeiten überhäufte. Er war Besitzer zweier neben einander gelegener Häuser, von denen das eine leer stand. Dieses wurde mir zur Wohnung angewiesen, ich schlug also im grössten Zimmer desselben, der Sala, mein Feldbett auf, und wurde dort von den Garrapatas, vor denen man mich gewarnt hatte, in meiner Nachtruhe nicht gestört. Die Garrapatas sind ein lästiges Ungeziefer, eine Art Zecken, die sich mit ihren scharfen, feinen Krallen fest ansetzten und in die Haut einbohren.

Am folgenden Morgen machte ich mit meinem Wirt einen Gang durch die Stadt und war angenehm überrascht, Alles was ich sah, besser zu finden, als ich erwartet hatte. Celendin ist zwar etwas menschen-

leer, macht aber einen freundlichen Eindruck. Die Strassen sind so gut wie die meisten in Cajamarca und besser gepflastert. Der Hauptplatz ist ohne Pflaster und besteht aus einem viereckigen Rasenplatz. Die an demselben sich erhebende Kirche ist freilich im Vergleich zu den stattlichen Gotteshäusern von Cajamarca sehr bescheiden und ärmlich: ein langer speicherartiger Bau, dessen kahles schmuckloses Innere mit rohen Baumstämmen gedeckt ist. Der Ort ist verhältnismässig neu und datiert nach der Angabe des Señor Pereira vom Jahre 1802. Bis dahin befand sich daselbst nur eine Hacienda, einem Kaziken gehörig, von welchem die Ansiedler, Spanier und Portugiesen, ihren Grundbesitz kauften. Die Bevölkerung ist daher für einen Ort der Sierra auffallend weiss und man sieht viele hübsche Gesichter. Die Bewohner — etwa 4000 — leben von Ackerbau, Viehzucht, vom Warentransport und Verleihen von Maultieren. Es giebt unter ihnen keine reichen Leute, aber auch keine sehr armen. Es wird nur spanisch gesprochen, niemand versteht die Inkasprache.

Die wichtigste Angelegenheit für mich war die Beschaffung von Tieren zur Fortsetzung der Reise, und mein Wirt, dem meine demnächstige Ankunft von seinen Geschäftsfreunden in Cajamarca gemeldet worden war, hatte in dieser Hinsicht bereits Schritte gethan. Nachdem zwei Anerbieten abgelehnt worden waren, erschien am nächsten Morgen ein Treiber, dessen Tiere mir Pereira riet zu nehmen. Mir gefiel der Mann nicht: ein unheimlich aussehender Bursche mit einem italienischen Banditengesicht, dem ich mich nicht hätte anvertrauen mögen. Da er indess nur der Eigentümer und Vermieter der Tiere war und sich erbot, mir einen seiner Leute zur Begleitung mitzugeben, so fiel dies Bedenken weg. Die Frachten und Mieten für Tiere sind in diesen entlegenen Gegenden sehr niedrig. Der Treiber verpflichtete sich, mir drei gute Tiere zu stellen, wovon zwei für mich, um sie abwechselnd zu reiten und das dritte für mein Gepäck. Der Führer, der mich begleitete, ging oder lief zu Fuss. Für die Reise von Celendin nach Chachapoyas und zurück, die voraussichtlich 20—24 Tage erfordern würde, verlangte der Treiber mit Inbegriff des Lohnes für den Arriero 38 Sols, also nach dem damaligen Silberpreise 95 Mark. Am nächsten Morgen bei Tagesanbruch sollten Tiere und Führer vor der Thür des Hauses sein. Nachdem dies Übereinkommen getroffen und in Gegenwart Señor Pereiras wiederholt worden war, liess ich ihm die Hälfte des bedungenen Preises als Angeld auszahlen. Er schien vergnügt, als er das Geld nachzählte und mein Wirt sagte mir nachher, ich habe dem Manne

Celendin. S. 186.

weit mehr gegeben, als in Celendin üblich sei, allein er habe seinen Landsmann nicht verhindern mögen, ein gutes Geschäft zu machen.

Den Rest des Tages verwendete ich zu photographischen Aufnahmen und zur Beschaffung des nötigen Proviants, denn von Celendin bis Chachapoyas trifft man nur drei kleine Ortschaften und ausserdem blos einzelne meist unbewohnte Hütten oder Tambos. Der Reisende muss sich also hier mit Lebensmitteln versehen, wobei mein Wirt und seine treffliche Frau meiner Unerfahrenheit aufs bereitwilligste zu Hilfe kamen. Man erklärte mir, auf frisches Fleisch müsse ich verzichten, auch einfach gebratenes werde in den heissen Thälern bald ungeniessbar; um das Fleisch vor Fäulnis zu bewahren, müsse es vollkommen ausgetrocknet sein. Es wurde also ein grosser Hammel gekauft, im Hause geschlachtet, das Fleisch von den Knochen getrennt und in kleine Stücke geschnitten. Diese wurden gebraten und sodann 15 Stunden im Ofen gelassen, aus welchem sie als schwarzbraune, unappetitlich aussehende Brocken wieder zu Tage gefördert wurden. Ich habe später von dem Hammel wenig genossen, aber mein Führer hat sich diese Leckerbissen um so besser schmecken lassen. Nebst dem Fleisch kaufte man mir einen kleinen Sack Reis und eine Blechbüchse mit Schweineschmalz, welches mit spanischem Pfeffer gewürzt und davon gelb gefärbt war. Ausserdem hatte meine vorsorgliche Wirtin einen ansehnlichen Vorrat von Brot kommen lassen, so viel, dass ich nicht umhin konnte, ihr meine Verwunderung auszudrücken. »Glauben Sie nicht, dass es zu viel ist«, bemerkte dagegen ihr Mann, »nehmen Sie mit, so viel Sie unterbringen können. Wenn Sie unterwegs in einer Hütte ein Nachtlager suchen, werden Sie sehen, wie dankbar die Leute für ein Stückchen Brot sind.« Ich fand dies wirklich im Verlauf meiner Reise öfters bestätigt: Kinder und Erwachsene assen das Brod, als sei es feines Zuckergebäck, obgleich es zwar aus Weizenmehl gebacken, aber braun und hart war wie grober Schiffszwieback. Die in einzelnen Hütten lebenden Hirten und kleinen Bauern bekommen das ganze Jahr über kein Brod zu sehen, auch in den Dörfern trifft man es nur selten, wiewohl man zuweilen Backöfen sieht, die frei vor den Häusern stehen, halbkugelig aus ungebrannten Backsteinen gewölbt. Statt des Brotes essen die Leute, wenn sie zu Hause sind, gekochten Mais — Mote — auf Reisen trockenes Maismehl, das sie mit hölzernen Löffeln sich in den Mund werfen. In den heissen Thälern werden auch halb reife gekochte Bananen statt des Brotes gegessen.

Am Morgen (31. Mai) war ich zur festgesetzten Zeit reisefertig, mein Gepäck lag zum Aufladen bereit, der Proviant in den geräumigen

Sattelsäcken untergebracht, allein als ich vor die Thür trat, sah ich mich vergebens nach den Tieren um, die ich daselbst vorfinden sollte. Wer in Peru lebt, muss sich bei Zeiten abgewöhnen sich über Unpünktlichkeit zu ärgern, und an diesem Morgen trug das prächtige Wetter dazu bei, mich in heiterer Stimmung zu erhalten. Ich erinnerte mich nicht, an irgend einem Orte des Hochlands den Himmel so tiefblau und durchsichtig gesehen zu haben, dabei war die Luft zugleich mild und durch eine leise fächelnde Bewegung erfrischend. Die Sonne stand schon hoch, ich glaubte bereits auf meine Abreise an diesem Tage verzichten zu müssen und befand mich auf einem Spaziergang durch die Strassen, als ein nachgeschickter brauner Bote mir meldete, dass die Tiere endlich angekommen seien. Die Aufzählung der Ursachen für die Verspätung ersuchte ich den Treiber mir zu ersparen und ohne weiteren Verzug zu satteln und aufzuladen. Die gebrachten Tiere waren zwei kleine rotbraune, langhaarige Bergpferde und ein graues Maultier, das mich tragen sollte. Es stand mit aufgerichteten Ohren und scheuem Blick da und als ich mich ihm vorsichtig näherte, prallte es mehrere Schritte weit zurück. Der Mann mit dem Räubergesicht versicherte zwar, das Maultier sei sehr fromm, nur jetzt etwas mutwillig von der längeren Ruhe, ich zog aber doch vor, dass eines der Pferde für mich gesattelt und das Maultier mit dem Gepäck beladen werden sollte, eine Vorsicht, die sich in der Folge als sehr heilsam für meine Person erwies, wenn auch weniger für meinen Koffer. Als die Leute endlich mit dem Aufschnüren des Gepäcks auf dem schlechten Packsattel zu stande gekommen waren, nahm ich Abschied von meinem freundlichen kleinen Wirt und seiner Frau und Tochter, die mir ihre Segenswünsche mit auf den Weg gaben und mir versprachen, mich in ihre Gebete einzuschliessen, worauf unsere kleine Karawane langsam aus dem Hofe zog. Nun war man in Celendin zur Zeit mit Vorbereitungen zum nahen Fronleichnamsfeste beschäftigt und an verschiedenen Orten der Stadt wurden Altäre errichtet, vor denen die Prozession halten sollte. Auf einem kleinen Platze war ein solcher Altar bereits fertig geworden und als wir vorbeikamen, bemühten sich die Leute gerade, einen Heiligen darauf zu stellen. Bei seinem Anblick geriet das fromme Maultier in Verzückung, riss beim Zurückspringen den Burschen nieder, der es am Halfter führte, schlug aus und machte so tolle Sprünge, dass Gepäck und Sattel endlich unsanft zu Boden kamen. Die umstehenden Arbeitsleute halfen meinem Führer den Sattel wieder befestigen, indem sie dem widerspenstigen Tiere einen Poncho um die Augen schlangen, worauf wir nach Pereiras Haus

zurückkehrten. Nachdem dort der aus den Fugen gegangene Koffer ausgebessert und der zerbrochene Kochtopf durch einen neuen ersetzt war, machten wir uns wieder auf den Weg, vermieden den gefährlichen Altar und hatten keinen weiteren Unfall; einmal im Gange, scheute das Maultier nicht mehr, sondern hatte einen sicheren und raschen Schritt.

Das Thal von Celendin wird von einem kleinen Flusse durchströmt, der sich nach kurzem Laufe in den Marañon ergiesst und wird von dem Thale dieses Flusses durch einen hohen Bergrücken geschieden. Das anfangs beckenartig weite und fast ebene Thal verengert sich später und wird sehr abschüssig, denn die Stadt liegt 1300 Meter höher als der Spiegel des Marañons. Der Weg liegt zuerst quer durch das Thal und erklimmt dann den eben erwähnten Rücken, Cerro de la Cruz — der Kreuzberg genannt, ein Name, den man oft im Hochland antrifft von dem Kreuze, das die Missionäre oder die Frömmigkeit der Bekehrten auf so vielen Anhöhen errichteten. Auf der Hälfte des Anstiegs hat man einen schönen Blick auf die Ebene und die Stadt. Man sieht gerade unter sich die Masse der bescheidenen weissen Häuschen, die durch die regelmässig sich schneidenden Strassen in Gevierte geschieden wird. Auch die Felder rings um den Ort sind in Quadrate geteilt wie ein Damenbrett. Die Einförmigkeit einer solchen Anordnung wird belebt durch Hecken von Agaven und Baumreihen, welche die Grundstücke wie mit Säumen einfassen und deren dunkles Grün sich von der lichten Farbe der Saaten anmutig abhebt. Der obere Teil des Berges ist steil und der Weg voll hoher Stufen, aber unsere Tiere waren noch frisch bei Kräften und so brauchten wir zu dem 400 Meter hohen Aufstieg weniger als anderthalb Stunden. Der Bergrücken ist mit Gras bewachsen und von ganz geringer Breite. Ich ritt rasch darüber hin, da man mir gesagt hatte, dass man nach der anderen Seite sogleich den Marañon sehen könne. Allein ich blickte nur in eine neblige Tiefe, in welcher Dunstmassen hin und her wogten. Doch war es inzwischen beinahe 1 Uhr geworden und man durfte erwarten, dass sich die Nebel durch die warme, aus dem Thale aufsteigende Luft bald zerteilen würden. Ich lagerte mich auf dem Rasen und hatte wirklich die Freude, binnen kurzem diese Hoffnung erfüllt zu sehen. Allmählich drang der Blick weiter nach unten, bis auf einmal eine Lücke in den Wolken entstand und in ferner Tiefe eine Windung des Stromes sichtbar wurde; doch nur auf einen Augenblick, dann wurde sie wieder verhüllt. Ich musste mich jetzt mit dieser beschränkten und kurzen Aussicht begnügen; später, auf der anderen Seite, war ich glücklicher

und habe mich am Flusse und seinem grossartigen Thale satt sehen können.

Die Thalwände des Marañons sind in ihren oberen Gegenden selten ganz frei von Wolken. Das Thal ist tief und heiss, daher die unteren Luftschichten durch das verdunstete Wasser des Flusses mit gasförmigem Dampfe gesättigt sind. Steigt dann die warme Luft empor und gelangt sie in kühlere Regionen, so verdichtet sich ein Teil des durchsichtigen Gases und wird als Nebel sichtbar. Blickt man von oben hinab, so sieht man in den mittleren Höhen beständig neue Nebel entstehen, die sich bei dem weiteren Emporsteigen in den Sonnenstrahlen wieder zerteilen.

Der Höhenunterschied zwischen dem Cerro de la Cruz und der Thalsohle des Marañons beträgt 2400 Meter, also ungefähr 7300 Fuss, und dieser Abstieg wird in sechs Stunden zurückgelegt. Der Weg führt zunächst in mannigfachen Windungen an einer hohen und jähen Bergwand hinunter. Am Fusse derselben gelangt man in eine von steilen Abhängen umgebene geneigte Mulde, die sich zu einer abschüssigen Schlucht verengt. Ein Bach, der sich bald zu einem kleinen Fluss vermehrt, stürzt durch dieselbe in zahllosen kleinen Wasserfällen dem Marañon zu. Der Weg vermag diesem Strom in seinem Laufe durch sein unzugängliches Felsenbett nicht zu folgen, er zieht sich stundenlang, beständig fallend, am Bergabhang hin, bis er die Spitze der Höhen erreicht, deren Wände sich unmittelbar zum Ufer des Marañons hinabsenken. Der Hinabweg von diesen Höhen ist wieder steil und mühsam für Tiere und Reiter. Doch ist derselbe nicht ununterbrochen, denn der Berg besteht aus zwei Absätzen oder Stufen, zwischen denen der Weg eine Strecke lang über beinahe ebenen Boden läuft: aber besonders der untere Teil desselben ist felsig, vielfach gewunden und voll hohen unregelmässigen Steinstufen. Zum Glück erreichten wir die schlimmsten Stellen noch vor Anbruch der Nacht, es war aber schon dunkel, als ich am Boden der Schlucht ankam und den Fluss, den ich oben als Quelle hatte entstehen sehen, durchritt.

Abgesehen von einigen beschwerlichen, aber sonst ungefährlichen Stellen, war der Weg angenehm und interessant durch den raschen Wechsel des landschaftlichen Bildes. Steigt man in der Sierra aus den Thälern zu den höchsten Gegenden hinauf, so kann man sich einer Anwandlung von Bedauern nicht erwehren, wenn man bemerkt, wie allmählich die Pflanzenwelt immer dürftiger wird. Zuerst verschwinden die Baumgruppen, dann werden auch die Sträucher immer niedriger, das Gras wird spärlicher und wächst nur noch in Büscheln, endlich

bedecken nur noch Flechten und Moose den felsigen Boden bis zur Schneegrenze. Zwar wird an vielen Stellen die Grasflur durch schönfarbige, zierlich geformte Blüten belebt, aber das Gras selbst mit seinen langen halbvertrockneten Halmen entbehrt der Frische und der Anblick der Höhen ist mit Ausnahme der Regenzeit einförmig und öde. Steigt man dann wieder hernieder, so wird alsbald das Bild wieder lebhafter und mannigfaltiger. Auf bestimmten Höhen und in rascher Folge begrüsst man wieder die Pflanzenformen, von denen man vor kurzer oder längerer Zeit Abschied genommen. Anfangs bringt jedes Hundert Meter Höhenunterschied eine merkliche Veränderung. Auf dem Cerro de la Cruz gehört nur der Kamm der Grasregion an. Kaum ist man auf der Ostseite einige hundert Fuss hinuntergestiegen, so kommt man schon in ein Gehölz von dichtstehenden, dünnstämmigen Bäumen und baumartigen Sträuchern. Die etwas höheren Bäume, die hier und da aus dem Dickichte emporstreben, tragen auf ihren Zweigen parasitische Tilandsien und Orchideen, die nestartig auf den Teilungsstellen der Äste sitzen. In der Mulde am Fusse dieses steilen Bergabhanges wird die Vegetation alsbald noch mannigfaltiger. Hier begegnet man neben manchen anderen Gewächsen der Leguminosenfamilie dem an der Küste wachsenden Huarango mit den fein und zierlich doppelt gefiederten Blättern, auch den dem Huarango verwandten Espino, der sich von jenen durch seine langen braunroten Stacheln unterscheidet. Auch sieht man hier auf einer Höhe von 2200 Metern das erste Zuckerrohr, allerdings nur ein paar ganz kleine Pflanzungen, deren helles Grün von dunkelbelaubten Fruchtbäumen umsäumt wird. Einige braune Strohdächer, die aus den Bäumen hervorblicken, gehören zu einer Hacienda, nach deren Namen »Guayavos« diese ganze Gegend benannt wird. Etwas weiter unten sind die Bergwände mit Patibäumen (bombax discolor) bestanden und der Wegrand wird nach aussen durch dickblättrige Agavenhecken geschützt. Den Patibaum haben wir bereits auf dem Wege nach Cajamarca angetroffen, ein nicht sympatischer Baum mit niedrigem, dickem grauweissem Stamm, dicken sperrigen Ästen und grossblättrigem spärlichem Laube. Dazwischen ist der Boden bestanden mit mehreren Arten von Bromelien, deren grosse Büschel von langen, harten, an der Kante mit Hacken bewehrten Blättern in der Keshuasprache »Ahuarancu« — Kleiderzerreisser genannt werden. Hier und da erheben Agaven aus dickblättrigen Wurzelstauden ihre 30 Fuss hohen Blütenstämme, auch einzelne Pfefferbäume bemerkt man, deren dünne Endzweige mit den feingefiederten Blättern trauerweidenartig über den Weg hängen. Indessen ist die Vegetation in dieser Gegend schon

nicht mehr dicht, und je tiefer man kommt, desto lichter wird sie, denn hier wird der Boden nicht wie weiter oben durch die Nebel befeuchtet. Bei 1800 Metern beginnt die Region der Kakteen, deren Arten alle mit scharfen, einige mit langen Nadeln besetzt sind. Zuerst bemerkt man den struppigen Heckenkaktus (Opuntia vulgaris) mit seinen verfilzten Ästen, dann den Riesenkaktus — Cereus peruvianus — von den

Kaktus-Dickicht.

Eingeborenen Giganton genannt, dessen dicker, sechskantiger, stachliger Schaft sich zweiglos bis zu 30 Fuss Höhe erhebt, der zu derselben Familie gehörige Kandelaberkaktus mit seinen kerzenartigen Ästen, die sich in einiger Höhe über dem Boden vom Stamme abzweigen und sich nach kurzer Biegung nach aussen senkrecht und dem Mittelstamme parallel erheben. Zahlreich ist auch der Wollenkaktus, an dessen Schaften ein baumwollenartiger Flaum haftet, seltener sieht man die grosslappigen Cochenillenkaktus. Ausserdem wachsen vermischt mit den oben ge-

nannten die kleinen kugeligen Mammillarien, alle mit Stacheln und Nadeln bewaffnet. Je weiter man hinuntersteigt, desto mehr nehmen die Kakteen überhand und in der Nähe der Thalsohle stehen sie an manchen Stellen so dicht, dass sie Gehölze bilden.

Da mein Führer sich unterwegs wiederholt aufhalten musste, um das lose gewordene Gepäck wieder festzuschnüren, so war ich vorausgeritten und gelangte etwas nach Sonnenuntergang zum Ufer des Marañons, sah aber nichts von der Ortschaft, die ich daselbst zu finden gehofft hatte. Die Dunkelheit war inzwischen hereingebrochen, daher ich wieder zurückkehrte, um den Führer zu erwarten. Von diesem erfuhr ich, dass auf dieser linken Seite des Flusses zwar kein Dorf vorhanden sei, aber einige bewohnte Häuser, wo wir die Nacht zubringen könnten. Wir schlugen also einen engen Pfad ein, der nach links durch dichtes Gebüsch führte, ein paar Hunde bellten und einige Augenblicke später gelangten wir zu einem kleinen freien Platz, auf welchem man die dunklen Umrisse von zwei Hütten unterschied. Dies war die Hacienda Balsas del Marañon, die Ortschaft gleichen Namens liegt der Hacienda gegenüber am rechten Ufer des Flusses.

Ein brauner Junge kam heran, den ich fragte, ob ich hier Futter für meine Tiere bekommen könne. Er wies nach einem der Häuschen: dort wohne der Mayordomo oder Verwalter des Guts. Ich stieg also vor der niedrigen Veranda ab und zündete, um mich zu orientieren, ein Streichhölzchen an. Beim Aufflammen desselben sah ich auf einer Lehmbank neben der Thür einen kleinen abgemagerten Mann liegen und hinter ihm kauerte eine junge, im Fieberfroste zitternde Frau. Auf meinen Gruss antwortete er schläfrig und gleichgiltig. Ich liess also durch den Führer ein Licht anzünden und ihm ein Glas Branntwein reichen, worauf er alsbald munter wurde. Und als ich mich sodann erbot, seine Frau vom Fieber zu befreien, und zwar sogleich, wurde der Mann ganz freundlich und gesprächig. Er bedauerte, mir diesen Abend kein Futter für meine Tiere geben zu können, es sei zu spät, zur Nachtzeit getraue sich niemand in die Grasfelder, denn es gebe da zu viele giftige Schlangen, vor deren Biss man sich in der Dunkelheit nicht schützen könne. Ich hielt dies damals für eine Ausflucht seiner Faulheit, indessen wurde mir die Sache später von anderer Seite bestätigt. Die Pferde und das Maultier mussten sich also bis zum Morgen gedulden. Nachdem mein Führer dieselben abgesattelt hatte, zündete er auf dem Platze ein Feuer an, das zugleich zur Beleuchtung und zum Kochen diente, und bereitete aus dem mitgebrachten Proviant ein Abendessen, denn in der Hacienda gab es wohl Früchte im Überfluss, aber sonst

keine Nahrungsmittel. Das Gericht, das mir nach einer halben Stunde in dem berussten irdenen Topfe vorgesetzt wurde, war ein Mittelding zwischen Suppe und Brei aus Reis mit eingestreuten schwarzen Fleischbrocken, stark mit spanischem Pfeffer gewürzt. Ich konnte mich nicht entschliessen, das schmutzig und widrig aussehende Gemengsel zu kosten, sondern machte mir Thee und ass etwas Brod dazu. Mein Führer dagegen verschlang das Erzeugnis seiner Kochkunst mit grossem Appetit und der Verwalter half ihm dabei. Später habe auch ich den nach ranzigem Hammeltalg riechenden Reisbrei essen lernen.

Man wies mir die eine der beiden Hütten als Schlafgemach an, wo ich ohne Verzug mein Feldbett aufschlug, wenn auch nicht, um sogleich zu schlafen, sondern um bequem auszuruhen, denn in der Hütte gab es weder Stuhl noch Bank. Ich war müde, schlief aber nur wenig und unruhig. Das Wetter war schwül und doch durfte man nicht ohne Decke bleiben, denn von Zeit zu Zeit kamen Windstösse vom Flusse her, gegen welche die aus Rohrstäben bestehenden Wände keinen Schutz boten. Das Thal des Marañons liegt hier nur 990 Meter über dem Meere, daher die Temperaturunterschiede zwischen diesem Orte und den Gegenden des Hochlandes, aus denen ich herabkam, sehr erheblich waren. Nachts um 1 Uhr zeigte das Thermometer noch 27½° C., Morgens um 6 Uhr 26°. In Celendin und Cajamarca war die Morgentemperatur 8—10° und stieg im Schatten nicht über 14°. Während ich schlaflos lag, lauschte ich den Geräuschen der Nacht, dem Brausen des nahen Stromes, das lauter schien als bei Tage, den seltsamen Stimmen kleiner Vögel, die aus dem nahen Gebüsch hervordrangen und leise st—st zu flüstern schienen, als wollten sie jemand heimlich rufen. Uber meinem Kopfe raschelte es im Schilf und leise Schritte eines kleinen Tieres schienen über das Dach zu schleichen. Ich freute mich, als ich die Morgendämmerung durch die Ritzen der Rohrstäbe schimmern sah, und die Sonne war noch nicht über den hohen Bergen sichtbar geworden, als ich vor die Thür der Hütte trat. Die Luft war lau und weich, aber nicht mehr schwül. Da ich den Fluss ganz nahe durch das Gebüsch schimmern sah, so holte ich mein glasiertes blechernes Waschbecken hervor und stieg zum sandigen Ufer hinunter. Drei glattgewaschene Porphyrblöcke bildeten im seichten Wasser eine natürliche Wanne und ich konnte zum erstenmal seit langer Zeit wieder ein angenehmes Bad nehmen. Die mancherlei Geschäfte, welche die Reinhaltung des Körpers zum Zweck haben, wie Baden, Waschen, Kämmen, Bürsten sind bei warmer Temperatur und bequemen Einrichtungen ein Vergnügen und Genuss, aber in der Kälte werden sie zur sauren Pflicht. Wenn man

Hacienda Balsas del Marañon. S. 194.

längere Zeit im Hochland gereist ist, urteilt man weniger hart über den Mangel an Reinlichkeit, der den Gebirgsbewohnern zum Vorwurf gemacht wird. Unter den obwaltenden Umständen machte ich meine anspruchslose Toilette mit grossem Wohlgefühl und begann nach deren Beendigung die Gegend, die mich umgab, zu betrachten.

Das Wasser des Flusses ist von grünlich grauer Farbe und nicht ganz klar, aber dessenungeachtet doch wohlschmeckend und gesund. Der Marañon hat an dem Orte, wo wir uns befinden (7° südl. Breite) etwa 3,5 Breitegrade durchlaufen. Zur Zeit meines Besuchs, zu Anfang des zweiten Wintermonats, war der Wasserstand schon ziemlich niedrig und die Breite des Flusses schwankte zwischen 50 und 60 Metern. Die Grenze des Uferrandes, bis zu welcher der Fluss während der Regenzeit anschwillt, lag gegen 20 Fuss über dem derzeitigen Spiegel; bei Hochwasser mag die Breite 70—80 Meter betragen. Die Strömung ist reissend; etwa 100 Schritt von dem Orte, wo ich mich befand, schien das Flussbett bei einer leichten Krümmung stärker geneigt. Dort gingen die Wellen hoch, besonders an einer Stelle, wo ein Felsblock unter dem Wasser liegt. In sehr trockenen Wintern soll die Spitze dieses Steines zuweilen sichtbar werden und dann unterhalb desselben ein heftiger Wirbel entstehen. Von dieser Stromschnelle rührte das Brausen her, das ich in der Nacht vernommen. Gegenüber auf der rechten Seite liegen am Uferrande hinaufgezogen ein halbes Dutzend Flösse, welche zum Übersetzen der Reisenden und Frachtgüter dienen. Etwas über der Hochwasserlinie gelegen erstreckt sich dahinter eine sandige Ebene von mässiger Ausdehnung, auf welcher man zwei Reihen einzeln stehender Häuschen und Hütten bemerkt. Dies ist die Ortschaft Balsas del Marañon — die Flösse — welche sonst keinen anderen Namen führt. Das Thal ist eng; auf der linken Seite zieht sich ein schmaler Streifen von Vegetation etwa einen Kilometer weit am Flusse hin, auf der rechten entsteht durch die Ausmündung eines Nebenthals eine flache Ausbuchtung, hinter welcher steile Bergwände emporsteigen und sich noch höher erheben als die, von denen wir gestern heruntergestiegen sind. Bei dem stark gewundenen Lauf des Flusses wird auch nach oben und unten der Blick durch nahe Berge beschränkt: stromaufwärts sieht man den Spiegel des Wassers etwa einen Kilometer weit, stromabwärts noch weniger. Die kurze Windung, die man vor sich hat, liegt nicht in der allgemeinen Richtung des Flusses von Süden nach Norden, sondern zieht von Westen nach Osten. Die oberen Gegenden der rechtseitigen Höhen sind mit dunklem Grün bekleidet und erscheinen im Dufte der Ferne wie von einem bläulichen Schimmer umflossen.

An den tiefer gelegenen Bergwänden ist der Pflanzenwuchs weniger lebhaft, sie haben ein graugrünes Aussehen von den vielen Kakteen, die auch bei spärlicher Bewässerung gedeihen. Man sagte mir, dass es im ganzen Thale des Marañons wenig regnet, was sich dadurch erklärt, dass der starke aufsteigende Luftstrom, welcher durch Erhitzung der tieferen Gegenden entsteht, die Wolken wegtreibt.

Im Sande des Uferrandes umhergestreut, findet sich eine ziemlich vollständige Sammlung aller Gesteinsarten des Andesgebirgs, und zwar in allen Grössen, von der Gestalt einer Erbse bis zu kolossalen Felsblöcken. Die Oberfläche aller ist vom Wasser glatt gewaschen und wie poliert, so dass man das Gefüge der Steine deutlich erkennen kann. Da ist Granit, Diorit, Grünstein, Porphyr, Melaphyr, Trachyte und Andesite; von geschichtetem Gestein: Gneis, Thon und Glimmerschiefer, Sandstein, Kalk und andere mehr. Am meisten vertreten ist der Porphyr, bald mit braunroter Grundmasse, bald in mannigfaltigen Schattierungen zwischen violett und grau. Ganz in meiner Nähe lag ein enormer Block von rotem Porphyr, der recht wohl als Grundlage für die Pfeiler einer Kettenbrücke dienen könnte. Mehrmals wurde wirklich der Bau einer Brücke über den Marañon in Erwägung gezogen, allein obwohl eine solche ein dringendes Bedürfnis ist, für die Entwicklung eines regeren Verkehrs in den östlichen Gegenden der Republik eine Notwendigkeit, so kam sie doch nicht zur Ausführung. In den Zeiten des Geldüberflusses hatte man in Peru an andere Dinge zu denken, als an die Bedürfnisse entlegener Provinzen.

Als ich nach der Hacienda zurückkehrte, um zu sehen, ob meine Tiere besorgt worden seien, fand ich sie unter einem Guayavenbaum eifrig fressend. Das Futter war schlecht, ein hartes, schilfartiges Gras, allein es gab nichts anderes. Eines der Pferde, welches am vorderen Teile des Rückens etwas wund gerieben war, hatte über Hals und Brust eine halbvertrocknete Blutlache; es war während der Nacht von einer blutsaugenden Fledermaus gebissen worden. Während ich den Tieren zusah, kam der Verwalter heran, um mir guten Morgen zu wünschen und mir zu sagen, dass sich seine fieberkranke Frau bereits besser fühle. Zugleich bot er mir an, mich auf einem Spaziergang durch sein kleines Reich zu begleiten, »denn Sie können nicht sogleich weiter reisen«, bemerkte er, »Ihre Tiere haben seit gestern Morgen gehungert und müssen erst satt werden, sonst werden sie auf den schlechten Wegen matt«. Der Verwalter war ein schmächtiges Männchen mit kleinem, blassem Gesicht und dichtem schwarzem Haar. Seine buschigen Augenbrauen waren über der Nase zusammengewachsen und glichen dem

Schnurrbarte eines Schutzmanns in mittleren Jahren, was seinem Aussehen etwas Unheimliches gab. Indessen war er ein ganz harmloses Geschöpf, schwächlich und träge. Er erzählte mir, er sei von portugiesischer Abkunft und aus Celendin gebürtig, was ich bereits nach seiner singenden Aussprache gemutmasst hatte. Die Hacienda, die er für den in Cajamarca lebenden Eigentümer zu beaufsichtigen hatte, bestand im Wesentlichen aus einem Dickicht von Fruchtbäumen, welche durch Kanäle aus einem Nebenfluss bewässert, einen Landstreifen von der Länge eines Kilometers bedeckten. Die Vegetation war üppig und mannigfach: viele grosse Apfelsinen und Citronenbäume, Guayaven und Paltas; die Ciruelen (der peruanische Pflaumenbaum), die an der Küste gewöhnlich nur 20 Fuss hoch werden, erhoben sich hier zu 50. Der Boden war mit abgefallenen reifen Früchten übersäet, besonders Orangen und Paltas. Ich wollte dem Verwalter einige Früchte abkaufen, um sie mit auf den Weg zu nehmen, allein er lehnte die Bezahlung ab. »Lassen Sie Ihren Führer auflesen, so viele er will«, sagte er, »hier ist niemand, der sie umsonst wegträgt, das einzige Erzeugnis der Besitzung, welches einigen Nutzen bringt, ist der Kakao«. Wir gingen durch einen kleinen Wald von diesen Bäumen. Die Ernte war schon vorüber, nur hie und da hingen noch einige Fruchtkapseln nahe an den Stämmen unter dem grossblättrigen Laubdach. Als wir zu den Hütten zurückkehrten, war mein Führer eben damit beschäftigt, den russigen Topf vom Feuer zu heben, und das oben beschriebene Gericht, das Abends Nachtessen geheissen hatte, wurde mir jetzt als Frühstück vorgesetzt. Ich nahm Thee mit geröstetem Brot und einigen gequellten Maiskörnern, die mir die Frau des Verwalters anbot. Dann erfrischte ich mich mit einer Apfelsine, die ich sehr süss und ausnehmend aromatisch fand. Die Leute auf der Hacienda sah ich keine Früchte essen. Da sie solche beständig umherliegen sahen, schienen die Menschen den Geschmack dafür verloren zu haben.

Inzwischen war es 10 Uhr geworden und Zeit an die Weiterreise zu denken. Ich liess mein Gepäck ans Ufer bringen und den Fährleuten an der anderen Seite Zeichen machen, dass jemand übergesetzt zu werden wünsche. Die Flösser waren träge und übereilten sich nicht. Sie bilden eine Gilde, von welcher immer drei eine Woche lang den Dienst versehen, und während dieser Zeit darf kein anderer Flossbesitzer Reisende oder Fracht übersetzen. Nach einer halben Stunde sahen wir einige beladene Maultiere am gegenüberliegenden Ufer ankommen, und da jetzt eine Hin- und Rückfracht zu verdienen war, kamen die Fährleute in Bewegung. Ein Floss wurde vom Strande in den Fluss ge-

schleppt und mit einer Leine bis an den Ort gezogen, den man als Fähre bezeichnete, da man sich dort einschiffte. Als die Lasten der Maultiere auf das Floss gebracht waren, erhoben die Treiber und Flösser ein grosses Geschrei, scheuchten die Tiere ins Wasser und diese schwammen von selbst ohne weitere Leitung unserem Ufer zu. Dann stiess auch das Floss ab und langte nach kurzer Zeit an der Stelle an, wo wir uns befanden. Die Flösse sind ganz rohe Fahrzeuge, etwa sechs Meter lang und an der Basis drei Meter breit. Sie bestehen aus geschälten, aber sonst unbehauenen Stämmen eines sehr leichten Holzes, Palo de balsas genannt, welche am dicken Ende mit Bastseilen fest verbunden sind, und da sich die Stämme stark verschmächtigen, so ist das eine Ende viel breiter, als das andere und das Floss hat beinahe eine dreieckige Gestalt. In der Mitte des Flosses läuft eine aus zwei bis drei Stämmen gebildete Bank zum Sitzen für die Fahrgäste und zur Befestigung der Frachtgüter. Ich liess den Flössern Branntwein anbieten, was in der Sierra immer das wirksamste Mittel ist, irgend eine Arbeit zu beschleunigen. Als das Gepäck an Bord war, trieb der Verwalter und seine Leute die Tiere in den Fluss und wir stiessen vom Ufer. Das Floss wurde mit der breiten Seite gegen den Strom gerichtet, drei Männer knieten am Vorderrande nieder und ruderten mit breiten Schaufeln. In der Mitte des Flusses schlugen die Wellen mehrmals über die Stämme, aber niemand wurde nass. Durch die Strömung wird das Floss etwa 100 Meter abwärts getrieben und ebenso die Tiere, welche noch vor uns ans Ufer gelangten. An der Landungsstelle steht am Strande (fünf Fuss über dem damaligen Wasserspiegel) ein in den Sand gerammter, zehn Fuss hoher Baumstamm. Wenn das obere Ende dieses Stammes vom Wasser bedeckt wird, stellen die Fährleute ihre Arbeit ein, sie sind wenigstens nicht mehr verpflichtet Reisende zu befördern.

Nachdem die Tiere etwas abgetrocknet waren, liess ich satteln und aufpacken und da die Flösser dabei meinem Führer zur Hand gingen, so waren wir bald reisefertig. Von der grossen Hitze, vor welcher man mich im Thale des Marañons gewarnt hatte, blieb ich verschont, denn der Himmel war bewölkt. Es war gerade Mittag, als wir uns auf den Weg machten und die Luft war zwar warm, aber doch erträglich. Wir kamen zunächst durch die Ortschaft Balsas auf einer breiten staubigen Strasse, an welcher rechts und links Reihen von Häusern standen, einige aus Lehmziegeln, die meisten aber nur aus Rohr und Schilf. Auch eine kleine Kirche stand darunter mit zwei niedrigen Glockentürmchen zur Seite des Eingangs. Einen halben Kilometer unter dem

Thal des Marañons von Osten, 800 Meter über dem Spiegel des Flusses. S. 199.

Dorfe biegt der Weg nach rechts in ein starksteigendes Nebenthal, das mit Riesen- und Kerzenkaktusbäumen überwachsen ist. Die Schlucht, durch welche ein kleiner Fluss herabkommt, verengert sich bald und zuletzt so sehr, dass kein Platz für den Weg mehr da ist und man im Wasser reiten muss. Ob die Reisenden diesen Weg auch während der Regenzeit benutzen müssen, und wie sie es möglich machen, wusste mir mein Begleiter nicht zu sagen. Endlich wird die Schlucht zu einer steilen unwegsamen Rinne, der Weg verlässt sie und klimmt in kurzen Windungen die Bergwand hinauf. Die Thalwände sind hier noch abschüssiger als auf der anderen Seite und man erreicht bald eine Höhe, von wo aus man das Thal wieder überblickt. Von jetzt an behält man den Fluss beständig vor Augen und je höher man steigt, desto ergreifender wird die Grossartigkeit des Bildes. Die Vegetation wechselte in aufsteigender Richtung umgekehrt wie gestern in absteigender. Auf die Kaktusse folgten die weissstämmigen Patibäume, Agaven und Bromelien und weiter hinauf die Schaar der Leguminosen. Auch das Gestein der Schlucht wechselte in kurzen Abständen. Die untersten Felsen bestanden aus Gneis, dem anfangs Glimmerschiefer folgte, dann Thonschiefer und an diesen schloss sich ein feinkörniger gelblich weisser Sandstein, dessen Rauhigkeit die Tiere vor dem Ausgleiten bewahrte. Diesen armen Geschöpfen wurde der Weg sauer, denn vier Stunden lang mussten sie beständig steigen, ohne sich auch nur einmal auf einer kurzen ebenen Strecke etwas erholen zu können. Sie keuchten heftig und blieben oft stehen, um einige Augenblicke zu verschnaufen. Nach vier Uhr erreichten wir die Kante eines Bergrückens, auf welchem der Pfad eine Strecke lang hinlief, dann bog er in eine bewaldete Ausbuchtung der Thalwand und wir gelangten zum Tambo del Carrizal.

Das Reiseziel, das ich für den Tag in Aussicht genommen hatte, war Tambo viejo, eine Hütte, die acht Leguas oder ebenso viele Wegestunden von Balsas entfernt und schon hoch im Gebirge liegt. Da wir nun einen halben Tag am Marañon verloren hatten, so hätten wir den Tambo viejo wohl erreichen können, aber erst lange nach Einbruch der Nacht. Auf so schlechten Wegen in der Dunkelheit zu reiten, schien aber nicht ratsam, zumal die Tiere wegen des schlechten Futters nicht recht bei Kräften waren. Obgleich es daher noch früh war, so zog ich vor, die Nacht im Carrizal zuzubringen. Auf der ganzen Strecke von Balsas bis Chachapoyas stehen in Zwischenräumen von drei bis vier Leguas am Wege sogenannte Tambos, eine Einrichtung, die noch aus den Zeiten der Inkas herrührt. Die Tambos (tampu) sind roh aus Steinen gemauerte kleine Häuser mit einem oder zwei offenen Zugängen

und mit Stroh oder Gras gedeckten Dächern. Das Innere dieser Schuppen ist leer, höchstens findet sich am Boden eine aus drei Steinen bestehende Feuerstelle und etwas trockenes Brennholz. Diese Tambos dienen den Reisenden in den unbewohnten Gegenden zum Obdach und müssen von den Gemeinden der nächsten Ortschaften unterhalten werden.

Bei meiner Ankunft im Carrizal (Rohrdickicht) traf ich statt der einsamen, stillen Hütte, die ich zu finden erwartet hatte, eine zahlreiche lärmende Gesellschaft. Einige dreissig junge Leute aus Balsas waren damit beschäftigt, das eingestürzte Dach des Tambos durch ein neues zu ersetzen. Sie standen unter der Leitung ihres Ortsvorstehers, des Gobernadors. Der Wert und die Bedeutung der Titel sind, wie alles auf der Welt, veränderlich. Francisco Pizarro war der erste Gobernador in Peru, jetzt wird der Schulze jedes elenden Dorfes so genannt. Der Gobernador von Balsas war ein grosser, kräftiger hellbrauner Bursche, der augenscheinlich von seiner Würde eine hohe Meinung hatte. Zwar schien er gleich seinen Untergebenen Schuhe als einen überflüssigen Luxus zu betrachten, aber er trug den Kopf hoch und sprach alles in lautem befehlenden Tone. Er stellte sich mir vor, mit einer komischen Mischung von Herablassung und Respekt. Ich liess ihm und den Umstehenden durch meinen Führer Branntwein reichen und bot ihnen Cigarretten an, worauf ich sogleich von Allen mit wohlwollenden Augen betrachtet wurde. Man war eben dabei, das Dach zu richten, indem man unbehauene dünne Baumstämme — meist Blütenschafte von Agaven — mit Stricken aus dem Baste des Patibaums an den Enden zusammenband. Es fehlte nun noch das Stroh oder Schilf, um das Dach zu decken. Unter diesen Umständen langte ein Zug beladener Maultiere auf dem kleinen freien Platz vor dem Tambo an. Der barfüssige Gobernador liess sogleich die Eigentümer oder Treiber derselben vor sich kommen und hielt ihnen eine pomphafte Ansprache: Die Arbeiten, mit denen man hier beschäftigt sei, erklärte er, würden zum Besten der Reisenden und Handeltreibenden ausgeführt, nicht für die Bürger von Balsas, denn er und seine Leute hätten ihre Häuser, gingen nicht auf Reisen und brauchten keinen Tambo. Alle Reisenden müssten daher zum Bau beitragen, uud sie — die Treiber — müssten ihren Beitrag dadurch entrichten, dass sie auf jedem ihrer Maultiere eine Ladung Schilf herbeibrächten. Die Treiber wollten sich verwahren, allein der Gobernador unterbrach die Sprecher in barscher Weise: Hier befehle niemand als er, rief er mit einer majestätischen Handbewegung, sie sollten unverzüglich ihre Maultiere in Bereitschaft setzen,

um noch vor Sonnenuntergang wieder zurück zu sein. Die Treiber schienen sich mit verdriesslicher Miene fügen zu wollen, als einer von ihnen die Beistehenden fragte, ob man hier nicht etwas Branntwein kaufen könne. Bei diesen Worten fiel der pompöse Schulze plötzlich aus seiner Rolle. Er hatte selbst auf Spekulation einen Vorrat Schnaps mit heraufgebracht und als er vernahm, dass die Ankommenden Käufer seien, wurde sein Ton alsbald ein ganz bescheidener. Er erbot sich in zuvorkommender Weise, sie zu seinem Lager zu führen und von Fronleistungen war natürlich nicht mehr die Rede.

Nach fünf Uhr machten die Arbeiter Feierabend, kauerten in Gruppen um mehrere angezündete Feuer und begannen ihre Mahlzeiten zu kochen. Mein Führer that ein gleiches und diesmal liess ich ihn den Reisbrei mit dem schwarzen Hammelfleisch nicht allein verzehren. Ich war hungrig geworden, konnte aber trotzdem nur wenig zu mir nehmen, denn des Gericht war für einen zivilisierten Magen entsetzlich scharf mit Aji gewürzt. Ich empfahl daher dem Koch, künftighin mit dem Pfeffer nicht so verschwenderisch umzugehen, was in der Folge auch geschah. Als die Dämmerung hereinbrach, packte ich mein Feldbett aus und schlug es an der Aussenwand des Tambos auf. Wir befanden uns im Carrizal auf einer Höhe von 2400 Meter, 1300 Meter über dem Marañon, aber durch die aus dem Thale aufsteigende Wärme war die Luft ganz mild, es wehte kein Wind und man brauchte nur wenig Bedeckung. Bald nach dem Essen suchten die Arbeiter ihre Lagerstätten auf, einige im Tambo, die meisten im Gebüsch und schon um 8 Uhr war alle Unterhaltung verstummt. Auch ich wickelte mich in meine Decke und blieb nicht lange wach, denn im Hochland lernt man sich früh zur Ruhe zu begeben, um bei Zeiten wieder auf zu sein.

Pomacocha und das Thal des Utcubamba.

Am Morgen (2. Juni) erwachte ich lange vor Tagesanbruch und weckte beim ersten Morgengrauen den Führer, um meine Tiere holen zu lassen, die am Abend mit den übrigen auf eine in einiger Entfernung an der Bergwand gelegene Weide getrieben worden waren. Da das Maultier, welches bis jetzt das Gepäck getragen hatte, an zwei Stellen wund geworden war, so verfügte ich, dass heute das eine der Pferde damit beladen werden solle. Bei dieser Gelegenheit erfuhr ich, dass das zweite Pferd Eigentum des Führers sei und dass der Mann mit dem Banditengesicht in Celendin mich hintergangen hatte, indem er mir statt der versprochenen drei Tiere nur zwei gestellt. Er vergütete

dem Führer für meine Begleitung, also für dreiwöchentliche Dienstleistung, nur drei leichte Thaler (etwa sieben Mark), daher der junge Mann, um wenigstens noch etwas mehr zu verdienen, ein Pferd mitnahm, auf dem er seinen Eltern eine Ladung Salz von Chachapoyas mitzubringen gedachte. Ich mietete dem Führer sein Pferd für die Dauer der Reise ab und verhiess ihm eine Gratifikation, die doppelt so hoch sein würde als sein Lohn, wenn er sich auf dem Wege immer so gut aufführte als bisher. Bei der Unterhaltung, die infolge der oben stehenden Erörterungen zwischen uns stattfand, lernte ich meinen Führer etwas näher kennen. Er war ein neunzehnjähriger heller Mestize von vorwiegend europäischer Abstammung, klein, aber kräftig und ausdauernd, dabei genügsam, nüchtern, ehrlich und stets dienstwillig, auch wenn er nach einer langen Tagereise ermüdet sein musste, überhaupt der beste Diener, den ich auf meinen Reisen antraf. Für einen Mann von seiner bescheidenen Rassenstellung hatte er eine vorteilhafte Gesichtsbildung und ganz geweckten Verstand, war aber freilich durchaus unwissend. Von der Welt kannte er nur Celendin und den Weg, auf dem er mich führte, sonst nichts. Er fragte mich z. B., ob Lima, die Hauptstadt seines Landes, nach Brasilien zu läge.

Als wir uns anschickten vom Carrizal aufzubrechen, waren auch die Leute von Balsas schon auf und zündeten ihre erloschenen Feuer wieder an. Der Gobernador trat zu mir heran, wünschte mir eine glückliche Reise und bat mich, dem Präfekten in Chachapoyas zu sagen, wie seinem Befehle pünktlich Folge geleistet worden sei, was ich ihm gerne versprach, worauf wir den kleinen freien Platz vor dem Tambo verliessen. Der Weg lief zunächst an einer Bergwand hin, anfangs mit blos geringer Steigung, aber bald begann er sich wieder stark zu heben und klomm in kurzen Windungen eine steile Kante hinan, von deren schmalem Rücken man nach rechts und links in tiefe, schluchtereiche Thäler blickte. Der Pflanzenwuchs wurde dichter und üppiger, je höher wir stiegen. Obwohl die Bergwände sehr abschüssig sind, so treten doch nirgends Felsen zutage. Allenthalben ist das Gestein durch Verwitterung der Oberfläche mit einer Lage loser Erde bedeckt und mit Gras und Kräutern überwachsen. Bewaldete Strecken werden häufiger und ausgedehnter, doch stehen die Bäume zwar dicht, sind aber im allgemeinen niedrig und buschartig, nur selten überragen höhere Stämme die Masse des Unterholzes. Einen Gegensatz zu der reichen Entwicklung der Pflanzenwelt bildet die verhältnismässige Armut des Tierreichs. Vierfüssige Tiere fehlen ganz, auch von Vögeln bemerkt man wohl hin und wieder einige seltene, buntbefiederte Arten, aber im ganzen doch

nur wenige. Die Zahl der Insekten, besonders der Käfer und Schmetterlinge ist auffallend gering. Am zahlreichsten sind die Eidechsen, deren Arten mit den Höhen rasch wechseln; aber auch sie leben nur in den tiefen heissen Abhängen und Schluchten, weiter oben verschwinden sie.

Gegen 9 Uhr gelangten wir zu einem kleinen freien Platze in einem Gehölz, der nach einer in der Nähe stehenden hohen Erle »el Aliso« genannt wird. Dort trafen wir auf dem Rasen ein Lager von Maultiertreibern, die aus ihren Ladungen eine Mauer gebaut und mit darüber gehängten Decken eine Art Zelt errichtet hatten. Die Arrieros oder Treiber von Lasttieren benutzen die Tambos nur während der Regenzeit; für's gewöhnliche ziehen sie vor, die Nacht unter freiem Himmel zuzubringen, und zwar an solchen Orten, wo sie neben Wasser das reichlichste Futter für ihre Tiere finden. Etwas oberhalb des Aliso tritt der Weg aus dem Gehölz und läuft eine Strecke horizontal am Abhang der Bergwand und am Saume des Waldes hin. Hier, 2040 Meter über dem Spiegel des Marañons hat man wieder einen freien Blick über das Thal, dem man lange Zeit während des Aufsteigens hatte den Rücken zukehren müssen. Dies ist der letzte und schönste Aussichtspunkt, von dessen Grossartigkeit die nebenstehende Abbildung freilich nur einen sehr unvollkommenen Begriff zu geben imstande ist. Gleich darauf biegt der Weg nach links wieder in den Wald, und man verliert den Strom aus dem Gesicht. Ehe sich jetzt der Weg weiter zum Kamme erhebt, senkt er sich noch einmal durch einen dichtbewaldeten Sattel und führt am Abhange einer neuen Bergwand hin. Dort liegt der Tambo viejo (die alte Herberge), der Ort, den ich eigentlich abends zuvor hatte erreichen wollen. Es ist eine auf einem Rasenplatze im Walde stehende Steinhütte, der im Carrizal ähnlich, aber etwas besser gehalten. Ich stieg hier ab, um auszuruhen und liess auch die Tiere abladen, damit sie sich bequemer Futter suchen könnten. Mein Führer, der, wie ich jetzt erfahren hatte, den poetischen Namen Narciso führte, kochte seinen Brei und ich machte Thee, worauf wir uns in das Frühstück teilten, natürlich behielt Narciso die grössere Hälfte. Der junge Mann hatte einen merkwürdigen Appetit, es war erstaunlich, welche Massen von seinem Gericht er verschlingen konnte, ohne dadurch später im raschen Gehen behindert zu werden.

Vom Tambo viejo bis zur Kammhöhe hat man noch 660 Meter zu steigen. Bei 3500 Meter hört der Baumwuchs auf man gelangt auf die Jalca und jetzt gehen die steilen Bergwände in flache Abdachungen über. Der Weg hebt sich nur ganz allmählich und so erreicht man endlich den Pass Calla-Calla. Man befindet sich hier auf dem Rücken der

Cordillera central, überschreitet sie aber nicht, sondern der Pass führt in einer Höhe von 3710 Meter über die Abzweigung oder Kette, welche die Wasserscheide zwischen dem Marañon und seinem Nebenflusse Utcubamba bildet. Es weht dort ein schneidender Wind von Osten her, dem man jedoch nicht lange ausgesetzt bleibt, denn der Pass ist nur wenige Schritte breit, der Abhang auf der Ostseite senkt sich rasch und man befindet sich bald unter Schutz. Der Pass Calla-Calla steht in üblem Rufe wegen des schlechten Wetters, von dem man öfters dort überrascht wird. Ich traf es ziemlich gut, denn hinter Tambo viejo kamen wir wohl mehrmals durch dichten Nebel aber nicht in Regen; und der Gummimantel, den ich aus der Satteltasche hervorgeholt hatte, blieb an diesem Tage unbenutzt. Man bemerkt aber sogleich schon auf der Passhöhe, dass man jetzt in eine neue Gegend mit ganz anderen klimatischen Verhältnissen eintritt, denn an verschiedenen Stellen des Gesichtsfeldes sah man zu gleicher Zeit Strichregen niedergehen.

Der Herunterweg war anfangs noch von leidlicher Beschaffenheit, bald aber kamen jetzt sehr böse Strecken, zunächst an einem Orte, Coipata genannt, ein Wort der Keshuasprache, welches Meerschweinchen-Stufen bedeutet. Dort blickt man vom Rande eines steilen Abhanges hinab in einen kesselartigen Grund, wo in Mitten einer Wiesenmatte und umgeben von Baumgruppen eine einsame Hirtenhütte steht: ein ganz reizendes Bild, aber der Weg hinunter ist halsbrechend, eine gewundene lange Reihe von hohen ungleichen Steinstufen. Ich stieg daher ab; denn mein Pferd schien nicht besonders fest auf den Vorderfüssen, und Pferde sind überhaupt beim Bergabsteigen weniger sicher als Maultiere.

Eine Stunde weiter unten kommt man zu einer ehemaligen an der Seite des Weges stehenden Herberge, dem Tambo de Lluy. Er ist ganz verfallen, und wie es scheint bereits seit Jahren, denn seine dachlosen Wände sind mit Moos und Gras überwachsen. Von hier ab wird der Weg wieder schlechter: glatte Lehmschliffe, lückenhafte Knüppeldämme über morastige Stellen, und dazwischen tiefe, mit schlammigem Wasser halb gefüllte Löcher. Endlich folgt eine sehr steile lange Treppe mit engen Stufen, die für den Reiter gefährlicher sind als hohe Stufen in gewissen Abständen, bei welchen die Tiere mit den Augen die Tiefe messen und dann einen sicheren Sprung thun. Hierauf wurde der Pfad etwas bequemer und führte in einem waldigen engen Grunde hin, welcher sich bei der Vereinigung mit einem anderen Thale zu einer kleinen Rasenebene erweiterte. Dort lag das Ziel unserer Reise für diesen Tag, Pomacocha, eine ehemalige Ortschaft, wo ich mich etwas

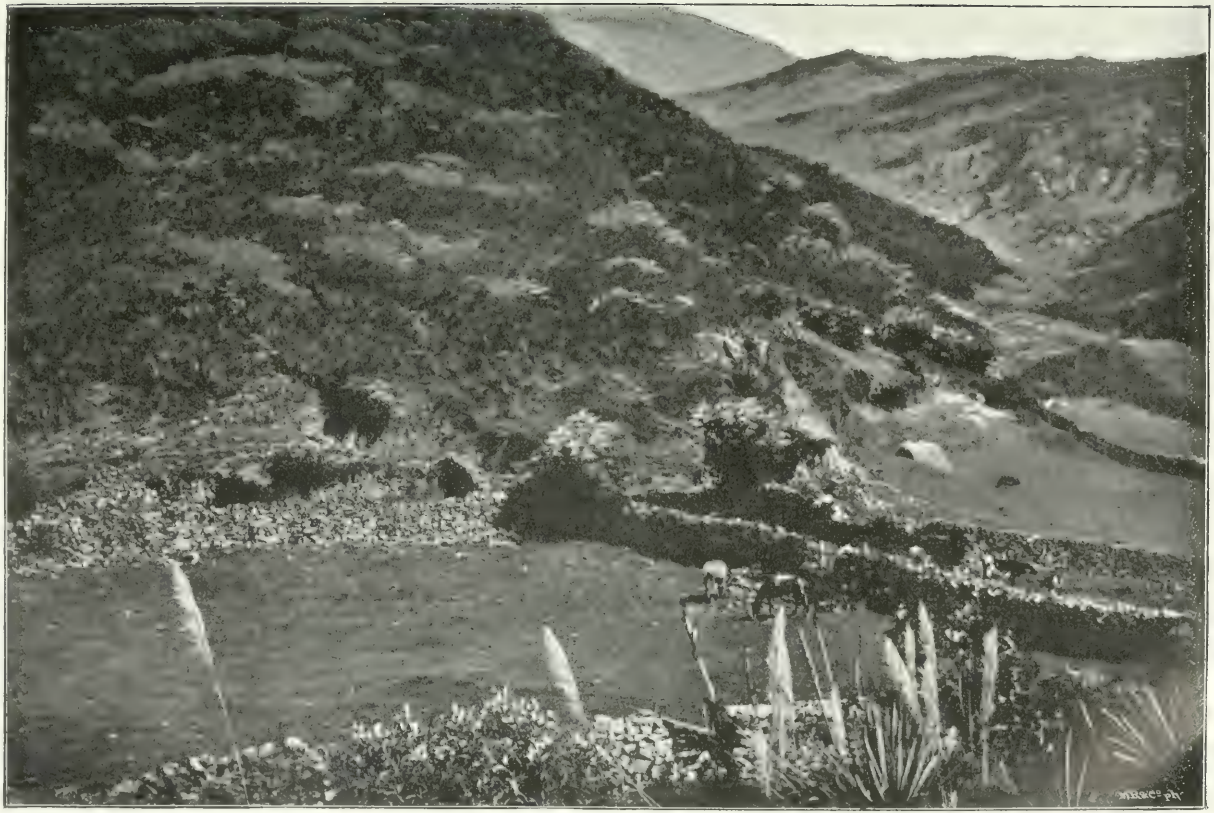
aufzuhalten gedachte, um die Ruinen zu besichtigen, die sich daselbst befinden. Die Sonne war jedoch bereits dem Untergange nahe, als wir ankamen, so dass wir an diesem Tage nichts mehr thun konnten, als ein Unterkommen für uns und Futter für unsere Tiere zu suchen. Wir fanden beides in einer in unmittelbarer Nähe der Ruinen gelegenen Hütte.

Das kleine Häuschen stand frei im Thale auf einer niedrigen Terrasse und wurde von zwei ziemlich hellfarbigen jungen Frauen nebst mehreren Kindern bewohnt. Die Frauen waren Schwestern und die ältere, ein kräftiges, ganz hübsches Weib, die Laura genannt wurde, begrüsste meinen Führer Narciso als einen alten Bekannten und schien ihn mit wohlwollenden Augen zu betrachten. Man lud uns ein, es uns bequem zu machen, was freilich leichter gesagt als gethan war, denn das Vorderzimmer des Hauses, das zugleich als Küche diente, hatte keine Möbel und war so enge und voll von allerlei Hausgerät, dass sich nicht einmal Raum für mein Feldbett freimachen liess. Als ich den Hüttenbewohnerinnen meine Verwunderung ausdrückte, sie an einem so einsamen Orte allein wohnend ohne männlichen Schutz zu finden, erfuhr ich, dass ihr Vater und ihre Brüder mit Maultieren auf Reisen seien, übrigens sei der Ort nicht so einsam, denn alle Tage kämen lange Züge beladener Tiere vorbei. Es fiel mir auf, dass Laura nur von Vater und Brüdern sprach und keines Ehemanns erwähnte, woraus ich schloss, dass entweder kein Gemahl oder deren mehrere vorhanden seien. Für die letztere Annahme sprach der Umstand, dass die Gesichter ihrer Kinder unter einander keine Ähnlichkeit zeigten. Als die Nacht hereinbrach, entdeckte ich in einem anstossenden gleichfalls engen Raum, welcher der Familie als gemeinschaftliches Schlafgemach diente, einen Winkel, wo ich meine Vorbereitungen für die photographischen Aufnahmen des nächsten Tages machen konnte, und als ich wieder in die Küche zurückkehrte, fand ich die Abendmahlzeit bereit. Diese bestand für unsere Wirtinnen und ein Paar inzwischen angekommene Arrieros aus gequelltem Mais und braunen Bohnen, die in Kürbisschalen herumgereicht und mit hölzernen Löffeln gegessen wurden. Ich liess durch meinen Führer an die Anwesenden von unserem aus Celendin mitgebrachten schlechten Brote verteilen und klebte auf einige vorstehende Steine der Mauer kurze Stearinkerzen. Als diese brannten, brachen die Kinder über diese nie gesehene Beleuchtung in Jubel aus. Der gequellte Mais, Mote genannt, ist im Norden das Hauptnahrungsmittel der Gebirgsbewohner. Die dazu verwendeten Kolben sind noch nicht reif, daher die Körner wohl schon Stärkemehl, daneben aber noch so

viel Zucker enthalten, dass sie einen deutlich süssen Geschmack haben. Die Körner werden abends mit warmem Wasser angesetzt, bleiben die Nacht über darin, um zu quellen und werden morgens gekocht, bis sie weich sind. Als die Lichter niedergebrannt waren, begaben sich alle zur Ruhe. Mir räumte man die Küche zum Aufschlagen meines Feldbettes ein. Die Frauen und Kinder zogen sich ins Schlafgemach zurück, und dort fand später auch Narciso ein Unterkommen, der für die Gunstbezeugungen Lauras nicht so unempfindlich zu sein schien, als sein mythologischer Namensvorgänger für die Liebe der Nymphe Echo. Allein, wie dem auch gewesen sein mag, morgens mit Tagesanbruch war er wieder auf und begab sich zum nahen Kleefeld, um Futter für die Tiere zu schneiden.

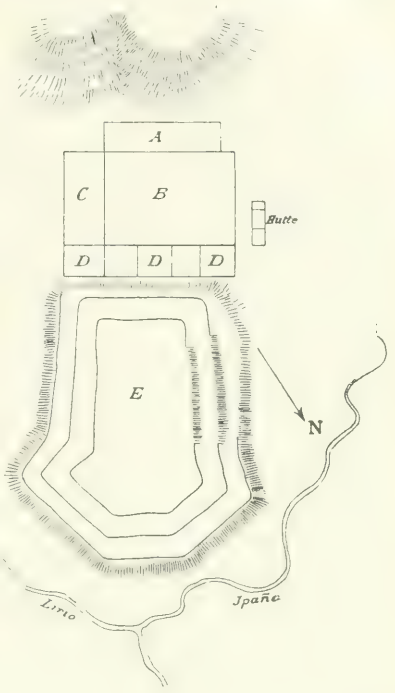
Der Morgen war klar und kalt, die Bergwände an manchen Stellen bereift. Als die Sonne den Tau etwas abgetrocknet hatte, stieg ich zunächst auf eine hinter dem Hause gelegene Anhöhe, um einen Überblick über die Gegend und die Lage der Ruinen zu gewinnen. Die bereits erwähnte grasbewachsene Ebene, auf die ich hinabsah, ist anderthalb Kilometer lang, etwa halb so breit und wird durch die Vereinigung zweier Thäler gebildet, deren Flüsse in der Mitte der Wiese ineinander münden. Zu einem verbunden, setzen sie ihren gewundenen Lauf durch die horizontale Fläche in östlicher Richtung fort, wo sich die umliegenden Bergwände einander nähern, um eine immer enger werdende, abschüssige Schlucht zu bilden. Der Fluss, in dessen Thal ich herunter gestiegen war, heisst der Lirio, der von links kommende der Ipaña. Einst haben diese beiden Gewässer augenscheinlich einen kleinen See gebildet, der sich im Laufe der Zeit durch die Schlucht einen Ausweg bahnte, um sein Wasser in den Utcubamba zu ergiessen. In dem Winkel, den der Lirio und Ipaña vor ihrem Zusammenflusse bilden, liegt ein flacher natürlicher Hügel, der aber künstlich erhöht, und dessen Form durch Menschenhand verändert worden ist. Dies war die ehemalige Festung Pomacocha, ein Keshuawort, welches »Löwensee« bedeutet. Der Ursprung dieses Namens ist nicht klar, denn der See, der hier in alter Zeit vorhanden gewesen ist, war gewiss seit Jahrtausenden vertrocknet, als die Burg gebaut wurde. Die Ruinen liegen zwischen dem künstlichen Hügel und der Bergwand, von welcher ich hinabblickte, und die beigegebene Skizze zeigt die einfache Anordnung ihrer Räumlichkeiten.

Der Burghügel (*E*) bildet in dem an die Ruinen anstossenden Teile ein Rechteck, ist aber an der entgegengesetzten Seite, nach der Vereinigung der Flüsse zu, von unregelmässiger Gestalt, die Wände



Ruinen von Pomacocha. S. 206.

zeigen drei verfallene, von Gras und Büschen überwachsene Stufen, die aus dem Konglomeratgestein des Hügels ausgehauen und an manchen Stellen durch Mauerwerk gestützt sind. Von Brustwehren auf den Stufen, sowie von Gebäuden auf der Plattform ist nichts mehr zu sehen. Auch die Ruinen, die südlich von der Burg, zwischen diesen und der Bergwand liegen, sind sehr zerfallen. Sie bestehen aus einem grossen Hof (*B*), von welchem aus Zugänge nach zwei kleineren Höfen (*A* und *C*) führten. Eine Anzahl kleinerer, an den grossen Hof stossender Zimmer (*D*, *D*) scheinen Wohnräume gewesen zu sein. Alle Mauern sind aus unbehauenen Steinstücken gebaut, meist Kalk, der hier in sehr regelmässigen Lagen das Steingerüst der Berge bildet. Die Thüren, durch welche *A* und *C* mit *B* verbunden waren, sind zugemauert, denn die Höfe dienen gegenwärtig zum Einschliessen des Viehes, allein man erkennt noch deutlich, dass sie oben enger waren als unten; desgleichen sieht man in *A* noch mehrere ebenso gestaltete Wandnischen. Da diese Bauformen der Architektur der Inkas eigentümlich sind, so lässt sich hieraus schliessen, dass die Burg und die daranstossenden Ruinen von Pomacocha aus der Inkaperiode herrühren und vermutlich ein kleiner Militärposten war, welcher zum Schutze der Strasse diente.



Nachdem ich die Räume der Ruinen durch Abschreiten gemessen und photographiert hatte, liess ich meine Tiere zur Weiterreise satteln und packen und trat in die Hütte, um unsere Zeche für Viehfutter und Beherbergung zu berichtigen. Unsere Wirtin Laura kauerte am Boden vor dem Herde und spann, während sie das Frühstück kochte. Die Frauen im Hochland sind nie müssig, so oft sie einen freien Augenblick haben, spinnen sie. Sie spinnen bei ihren Unterhaltungen, beim Weiden des Viehes, im Gehen, mag der Weg bergauf oder bergab führen. Sie

werden von Klein auf dazu angehalten, und ich habe Mädchen von vier Jahren mit Rocken und Spindel gesehen. Diese uralte häusliche Kunst wird noch in derselben einfachen Weise geübt, wie sie der Überlieferung zufolge Mama Ocllo, die Gattin des Gesetzgebers Manco Kapak, den Frauen der unterjochten wilden Volksstämme lehrte. Die Spinnerin hält den Stock, an welchem der Rocken von Wolle oder Baumwolle befestigt ist, unter dem linken Arm, der Daumen und Zeigefinger derselben Hand dreht den Faden, während die rechte Hand die Spindel in Bewegung setzt, um welche sich der Faden aufwickelt. Für unsere Verpflegung forderte die Frau nur wenig und schien sehr dankbar, als ich ihr das Doppelte gab. Die Leute sind sehr arm in diesen entlegenen Gegenden, und besonders damals waren die meisten im Kriege mit Chile und noch mehr in dem darauffolgenden Bürgerkriege ihres Viehes beraubt worden, und in diesem besteht ihre ganze Habe.

Kurz vor Mittag brachen wir von Pomacocha auf. Sobald man das Ende der kleinen Ebene erreicht hat, auf welcher die Ruinen liegen, beginnt der Weg sich stark zu senken. Die Gegend wird jetzt, je weiter man nach Osten und Norden vordringt, immer waldiger. Da hier kein höherer Berg sichtbar war, so konnte man sich in dem Wiesengrund, in welchem der Fluss im Schatten hoher Bäume dahinrauschte, umgeben von Felswänden, deren oberer Rand sich in dichtem Laub verlor, in einem heimischen Gebirgsthal glauben, wenn nicht im Baumschlag etwas fremdartiges gewesen wäre. Bald verliert sich nun der Fluss in einer unzugänglichen Schlucht, der Weg muss sein Ufer verlassen und führt stets durch Wald den Bergabhang hinunter, bis man nach zwei Stunden nach Leimebamba gelangt, einem kleinen Dorfe im Thale des Utcubamba, dessen Lauf man von jetzt an folgt. Die Lage des Ortes ist vorteilhaft auf einer kleinen ebenen Ausbuchtung am Fusse der Berge, doch ist das Bild kein freundliches: die Erdfarbe der Lehmwände, die dunkelgrauen Strohdächer, das Fehlen der Fenster und jedes belebenden Anstrichs geben dem Anblick der Wohnungen etwas Düsteres und Trauriges. Der Name des Dorfes scheint allerdings dem Gesagten zu widersprechen, denn Leimebamba ist eine verdorbene Aussprache des Wortes Raimi-pampa[1]), welches in der alten Landessprache eine Ebene bedeutet, auf welcher Tänze und Festlichkeiten stattfanden, das also durch »Tanzplan« übersetzt werden kann. In

1) Das weich mit der Zungenspitze ausgesprochene r der Keshuasprache ist im Munde der Spanier wie auch bei einheimischen Völkern vielfach zu l geworden, wie z. B. Lima aus Rimac, Lunahuana aus Runahuanac, Lucanas aus Rucana entstanden ist.

Leimebamba gelangt man wieder in das Gebiet der Keshuasprache, welches in dieser Gegend, wie bereits bemerkt wurde, durch eine grosse Lücke unterbrochen wird, denn in Tambomayo, Celendin, Balsas und Pomacocha ist die alte Landessprache verschwunden und wird nicht mehr verstanden. Von jetzt an bis nach Chachapoyas, im Thale des Utcubamba und auf den benachbarten Bergen, ist sie noch die Sprache des Volks, allein schon sehr verdorben und mit vielen spanischen Worten gemischt. Auch scheinen die jüngeren Leute dem Spanischen in der Unterhaltung den Vorzug zu geben, daher hier das Keshua, so wie es früher die einheimischen Mundarten verdrängt hat, nun auch allmählich der Sprache der herrschenden Rasse wird weichen müssen. Übrigens ist zu bemerken, dass die Bewohner des Thales, besonders in Leimebamba, keineswegs reine Indianer sind. Die Leute, denen ich unterwegs begegnete waren Cholos mit deutlicher Beimischung europäischen Blutes.

Vom Dorfe führt der Pfad einen kurzen abschüssigen Abhang hinunter zum Flusse, den man auf einer bedeckten Brücke überschreitet. Man erblickt einen prächtigen Bergstrom, von dichtbelaubten Bäumen beschattet, dessen krystallhelles Wasser in bläulich schimmernden Kaskaden über die Felsen seines Bettes hinabrauscht. Der Fluss heisst hier Chiri oder Chillu; erst später erhält er den Namen Utcubamba, den er an diesem Orte noch nicht führen könnte; denn Utcu-Pampa bedeutet ein Baumwollenfeld, und auf einer Höhe von 2500 Meter wächst die Baumwollenstaude noch nicht. Von der Brücke bei Leimebamba an bleibt man auf dem rechten Ufer des Flusses und der Weg wird von jetzt an weit besser als er früher gewesen. Zwar hebt er sich und senkt sich noch fortwährend je nach der felsigen oder steilen Beschaffenheit der Bergwände, aber er ist breit und überall ziemlich gut geebnet. Auch wird er jetzt allmählich mehr betreten, man begegnet öfters längeren Zügen von Maultieren auch einzelnen Reitern zu Pferd oder zu Esel, selten Fussgängern. Alle beladenen Tiere gehen nach Chachapoyas, oder kommen von dieser Stadt. Auf der Hinreise tragen sie Waren in Kisten und Ballen, auf der Rückreise bringen sie Steinsalz. Das Salz wird von einer 12 Leguas von Chachapoyas entfernten Grube geholt; es ist von schwärzlicher, schmutziger Farbe, aber wohlfeiler als das Seesalz der Küste und wird daher von den armen Leuten vorgezogen. Die Menschen, denen ich begegnete, waren ohne Ausnahme freundlich und zuvorkommend, alle grüssten, nicht wenige blieben stehen, um zu fragen, woher ich komme, wohin ich gehe, und wünschten mir glückliche Reise. Nur in Sachsen erinnere ich mich in meiner Jugendzeit so viel gesellige Zuthunlichkeit angetroffen zu haben, und

in keinem Teile Perus bin ich mit einem solchen Gefühl von Sicherheit gereist, wie in dieser abgelegenen Gegend. Man hatte mich in Lima mehrfach vor der Reise in diese Provinz gewarnt, die voll sei von wegelagernden Räubern. Ich hatte mir deshalb durch Vermittelung eines Freundes einen Empfehlungsbrief vom Präsidenten an den Präfekten von Cajamarca verschafft, und konnte mir von diesem, falls ich es wünschte, zwei Soldaten zur Begleitung geben lassen. Allein schon in Cajamarca versicherte man mir die Grundlosigkeit aller Befürchtungen und jetzt konnte ich mich selbst vom Gegenteil überzeugen. Niemals hatte ich auch nur eine entfernte Veranlassung, mich meines Revolvers, der am Sattelbug hing, zu erinnern; nur in den ersten Nächten legte ich die Waffe unter das Kopfende meines Bettes, später nahm ich mir diese Mühe nicht mehr, sondern liess sie am Sattel.

Da ich erst gegen Mittag von Pomacocha aufgebrochen war, so konnte ich an diesem Tage kaum sechs Leguas zurücklegen. Reisende auf diesem Wege pflegen gewöhnlich auf einer verdeckten Brücke, dem Puente de Santo Tomas, zu übernachten, allein es war unmöglich diesen Punkt am selben Abende noch zu erreichen. Als daher die Sonne hinter der Bergwand verschwand, sahen wir uns nach einem anderen Nachtlager um. Was wir vor allem brauchten, war Wasser und Futter für unsere Tiere, und beides fanden wir auf einem traulichen, kleinen Rasenplatze in der Nähe des Flusses. Allein kaum war das Gepäck abgeladen und das Feuer noch nicht angezündet, als ein plötzlicher Regenguss uns daran erinnerte, dass das Übernachten unter freiem Himmel hier nicht so ungestört sei, wie an der Küste. Ich bedeckte also mich selbst und das Gepäck mit dem Gummimantel und schickte den Führer aus nach einem Schutzdach zu suchen. Es war schon Nacht als er zurückkam, aber er brachte erwünschte Nachricht, und zwar war die Hütte, die er aus der Entfernung gesehen, nicht weit von unserem Lager; auch entdeckten wir im schwachen Dämmerlicht einen engen Pfad, der uns dahin führte. Beim Anzünden eines Streichhölzchens sahen wir, dass die Thür mit Planken verlegt, die Hütte also nicht bewohnt war. Wir nahmen also die Balken weg und Besitz von der Wohnung. Unter der Asche des Herdes glimmten noch glühende Kohlen und ein Topf mit Maiskörnern stand mit Wasser angesetzt daneben, bereit für die Mahlzeit des nächsten Tages. Der Besitzer hatte also sein Haus erst vor kurzem verlassen und es war nicht zu erwarten, dass er an diesem Abend noch zurückkehren werde, sonst würde er seine Thür nicht so sorgfältig verschlossen haben. Narciso fachte das halberloschene Feuer wieder an und kochte das gewöhnliche Gericht.

Er kratzte dabei beständig an seinen nackten Beinen und erwiderte auf mein Befragen, der Boden sei voll von Garrapatas, einer Art kleiner sehr bissiger Insekten. Infolge dieser Warnung behielt ich meine hohen Reitstiefel an, legte mich angekleidet auf mein Bett und blieb von dem Ungeziefer verschont.

Am folgenden Tage hatten wir einen etwas längeren Weg vor uns, daher ich meinen Führer vor Tagesanbruch weckte. Als wir uns anschickten die Hütte zu verlassen, fragte ich Narciso, ob diese einen Namen habe, und hörte von ihm, die Gegend werde Chaur genannt. Wir liessen dem unbekannten Besitzer zum Dank für das Nachtlager einiges Geld und einen kleinen Vorrat Brot, verschlossen die Thür ebenso sorgfältig, wie wir sie gefunden, und waren vor Sonnenaufgang im Sattel. Der Pfad senkte sich allmählich zum Thalboden hinab und nach zwei Stunden gelangten wir zur Brücke von Santo Tomas, wo wir hätten die Nacht bleiben sollen. Es führt von hier auch auf der linken Seite des Flusses ein Weg nach Chachapoyas, allein wir zogen vor auf dem rechten Ufer zu bleiben, da das Dorf Magdalena, wo wir übernachten wollten, auf dieser Seite liegt. Ein paar Kilometer thalabwärts von der Brücke bricht im Schatten eines Dickichts von Bäumen eine Quelle hervor, die so stark ist, dass sie sogleich einen kleinen Fluss bildet. Da dieser mit lautem Brausen dem nahen Chillu zufliesst, so wird er Timpuc — der Siedende genannt. Gegen Mittag machten wir auf einem grasbewachsenen Bergabhang Halt, um etwas auszuruhen. Es war sehr heiss, ich streckte mich im Schatten eines Baumes aus und legte das Thermometer neben mir auf den Rasen. Es zeigte 31° C.; Tags zuvor war in Pomacocha um $6^1/_2$ Uhr morgens die Temperatur 2° unter Null gewesen, obgleich der Höhenunterschied zwischen den beiden Orten nur 550 Meter betrug. Nach einstündiger Rast brachen wir wieder auf und kamen an einem einsam am Wege stehenden leeren Tambo vorbei, Ludmilla genannt; darauf zu dem Dorfe Suta, welches an der Mündung eines überbrückten Nebenflusses liegt. Von hier ab führte der jetzt anmutige Weg eine lange Strecke am Boden des Thales und am Ufer des Flusses hin, dessen klares blaues Wasser durch das Laub der Büsche und Bäume schimmerte. Die umgebende Vegetation war üppig und voll von mannigfach wechselnden Formen. Die hohen Bäume, besonders die Cedern, waren von zahllosen parasitischen Pflanzen bedeckt, unter denen sich eine Tilandsia auszeichnete, deren blutrote Blütenrispen sich senkrecht von den Zweigen erhoben wie die Kerzen eines Christbaumes. Eine andere Art derselben Familie (Tilandsia usneoides) hängt von den Zweigen in

langen verfilzten Fäden und bedeckt ganze Bäume wie mit riesigen Spinnengeweben. Das Thal bleibt nach wie vor enge, im unteren Teile bewaldet, weiter oben mit Gebüsch überwachsen, während die höchsten Gegenden felsig sind. Etwas unterhalb einer leeren Herberge, nach dem Flusse Tambo Chillu genannt, verlässt der Weg das Thal, da dessen Wände zu steil werden, und führt einige hundert Fuss am Bergabhang hin. Er bleibt dort bis zur Ortschaft Magdalena, meinem Reiseziel für diesen Tag, woselbst wir noch vor Sonnenuntergang anlangten.

Die Festung Malca bei Cuelap.

Magdalena ist ein ziemlich grosses Dorf, dessen Häuser einige hundert Fuss über dem Thalboden am Bergabhang zerstreut liegen, ohne Strassen zu bilden. Die Strasse nach Chachapoyas läuft horizontal an der Thalwand weiter und führt nicht durch den Ort, zu welchem man auf einer breiten bequemen Treppe von niedrigen, weit von einander abstehenden Stufen hinabsteigt. Wir hielten vor einem etwas besser als die übrigen gebauten Hause, wo ich mich erkundigte, ob ich Futter für meine Tiere bekommen könnte, und als meine Anfrage bejaht wurde, stieg ich ab. Es traf sich, dass das Haus dem Ortsvorsteher gehörte, der aber hier nur den Titel Teniente oder Lieutenant hatte, eine Abkürzung von Teniente-Gobernador, denn der Vorsteher des Distrikts oder Gobernador hatte seinen Sitz in dem höher in den Bergen gelegenen Orte Jalca. Als das Gepäck abgeladen war, erschien unser Wirt, der Lieutenant oder Vize-Schulze, ein ganz junger Mensch von kaum 20 Jahren, der, wie ich später hörte, zu seiner Würde erhoben worden war, um das Andenken seines Vaters zu ehren, welcher viele Jahre lang als Gobernador sich die Anhänglichkeit seiner Nachbarn erworben, aber im letzten Bürgerkrieg das Leben verloren hatte. Der junge Mann bewohnte mit seinem noch jüngeren Bruder das Haus seines Vaters, beide waren noch unverheiratet und eine Schwester führte ihnen den Haushalt, das heisst, sie bereitete ihnen die Mahlzeiten, wohnte aber nicht im Hause, sondern in einer nahegelegenen Hütte, wo sie wie die Laura in Pomacocha von verschiedenen Vätern Mutter einer ziemlich zahlreichen Familie geworden war; übrigens eine brave, arbeitssame Frau, der man die Eigentümlichkeiten der Landessitten nicht zum Vorwurf machen konnte. Ich traf sie vor dem Herde kauernd, kochend und spinnend, und umgeben von mehreren halbnakten kleinen Kindern. Sie erhob sich, mich zu begrüssen und nach den üblichen Fragen, woher ich käme und was mich in die Gegend führe,

Magdalena. S. 212.

lud sie mich ein, ihren Guarapo zu kosten, auf den sie stolz zu sein schien. Guarapo oder Huarapo ist ein Getränk, das aus Zuckerrohr bereitet wird, indem das durch die Mühle gegangene und eines grossen Teils seines Zuckersaftes beraubte Rohr mit Wasser angesetzt und gekocht wird. Es schmeckt in frischem Zustande süss und nicht unangenehm, nach einigen Tagen wird es säuerlich und durch Gährung berauschend. Man darf es nur aus undurchsichtigen Gefässen trinken und am besten abends, denn der Anblick der Flüssigkeit ist widerlich wie schmutziges Waschwasser.

Was mich veranlasst hatte, meine Wanderung durch den Norden Perus bis in die Gegenden jenseits des Marañons auszudehnen, war der Wunsch, die Ruinen einer alten Festung zu besuchen, welche wie ich wusste, sich in der Umgegend von Magdalena befanden. Die Berichte, die ich bisher über dieselben gehört und gelesen hatte, waren teils ganz unbestimmt, teils so übertrieben und unwahrscheinlich,[1]) dass es mich verlangte, diese merkwürdigen Baureste aus eigener Anschauung kennen zu lernen. Ich setzte daher unseren jungen Wirt noch am selben Abend von meiner Absicht in Kenntnis und ersuchte ihn, mir einen guten Führer zu verschaffen, der in den Ruinen Bescheid wisse. Er versprach es und gab mir zugleich den Rat, bei Zeiten aufzubrechen, denn ich müsse hoch steigen und der Weg sei heiss. Am nächsten Morgen waren auch gleich nach Sonnenaufgang meine Tiere in Bereitschaft, allein mit dem Führer ging es mir wie in Celendin. Ich spazierte ungeduldig auf dem kleinen Platz vor dem Hause und betrachtete zur Abwechslung die Gegend. An der gegenüberliegenden Thalwand stieg ein mächtiger Berg empor, dessen Gipfel von einer hohen lotrechten Felswand gebildet wurde. »Dort hinter den Felsenbergen liegt Cuelap«, sagte der Lieutenant, der zu mir getreten war. Vom Dorfe aus sei die Burg nicht sichtbar, fügte er hinzu, aber eine Stunde thalaufwärts könne man vom Wege aus ein Stück der Mauer sehen. Als nach zwei Stunden der Führer nicht erschien, bat ich den Lieutenant, ihn durch einen Boten rufen zu lassen. Auch dieser blieb lange aus und berichtete bei seiner Rückkehr, der Mann habe sich am Abend in Guarapo betrunken und es sei unmöglich, ihn aus seiner Betäubung zu erwecken. Er habe daher einen anderen Führer gemietet

1) Die einzige mir damals bekannte amtliche Mitteilung über die Ruine von Cuelap, welche in den Antiguedades von Rivero und Tschudi sowie in der Geographie von Paz-Soldan abgedruckt ist, rührt von einem Richter D. Juan Crisóstomo Nieto her, welcher die Festung im Jahre 1843 besuchte. Er berichtet an den Präfekten von einem Bauwerk, das 3600 Fuss lang, 500 Fuss breit und 150 Fuss hoch sei.

und gleich mitgebracht. Es war ein stumpfsinniger Indianerjunge, der von Cuelap nichts wusste als den Weg dahin, ich musste ihn aber wohl oder übel behalten, wenn ich nicht noch mehr Zeit verlieren wollte. Es war schon 9 Uhr geworden als wir endlich aufbrechen konnten, waren aber wenigstens auf diesem Wege nicht durch das Gepäck belästigt, denn mit Ausnahme des Bettes und photographischen Apparats blieb alles in Magdalena zurück.

Dem Dorfe gegenüber liegt unten im Thale auf der linken Seite des Flusses und am Fusse des vorerwähnten hohen Berges eine andere kleine Ortschaft, welche Tingo heisst. Der Name rührt von einem Nebenflusse her, der dort in den Utcubamba mündet, denn Tingo ist eine verdorbene Aussprache des Wortes tincu, welches in der alten Landessprache Begegnung oder Zusammenfluss bedeutet. Wir schlugen zunächst den Weg nach diesem Orte ein und überschritten den Fluss auf einer bedeckten Brücke, liessen aber dann das Dorf rechts liegen und folgten einem Pfade, der links am Fusse des Berges und unmittelbar am Flusse hinführte; bald aber begann er sich zu heben, um an der linksseitigen Thalwand emporzuklimmen. Der Weg war zwar wenig betreten aber anfangs leidlich; weiter oben jedoch wurde er sehr schlecht. Er führte über abschüssige Felsenplatten und war an vielen Stellen so steil und glatt, dass man wiederholt absteigen musste. Nach $2^1/_2$ stündigem Steigen gelangten wir auf die Höhe der Thalwand, etwas links vom Felsengipfel des Berges. Wir kamen hier alsbald in ein dichtes Gehölz, wo der Weg anders wurde, aber darum nicht besser. Jetzt war er bald sumpfig und voll schlammiger Löcher, bald lehmig und schlüpfrig und fast überall von Zweigen des Unterholzes überwachsen. Auf diesem Wege stiegen wir langsam wieder bergab, bis wir nach halbstündigem Ritte auf einem hügeligen Rasenplatze anlangten, auf welchem ein paar Hütten standen. Dies ist Cuelap, sagte der Junge, als ich vor einem der Häuschen hielt, und dort ist die Hacienda, fügte er hinzu, indem er auf ein Gebäude am Abhang des Hügels hinwies. Aber wo ist denn die Festung? fragte ich ihn. Der Junge, der das Spanische schlecht sprach und verstand, und der wahrscheinlich nie etwas von einer Burg gehört hatte, sah mich verdutzt an und dann durch die offene Thür, kratzte sich den Kopf und meinte: Es scheint sie ist nicht zu Hause. Ich stieg vom Pferde, und als ich mich umwandte, erblickte ich das Ziel meiner Reise hinter mir auf dem Rücken eines Berges. Der erste Eindruck war der einer Enttäuschung, was ja gewönlich der Fall ist, wenn man viel von einer Sache gehört, viel daran gedacht, und sich unwillkürlich eine bestimmte Vorstellung davon gebildet hat. Ich hatte

Hütte zu Cuelap am Fusse des Festungsberges. S. 214.

ein Bauwerk vermutet, etwa wie Peramunga, nur weit grossartiger; denn wenn ich auch dem Bericht Nietos keinen Glauben beigemessen hatte, so war derselbe doch auf meine Erwartungen nicht ohne Einfluss geblieben.

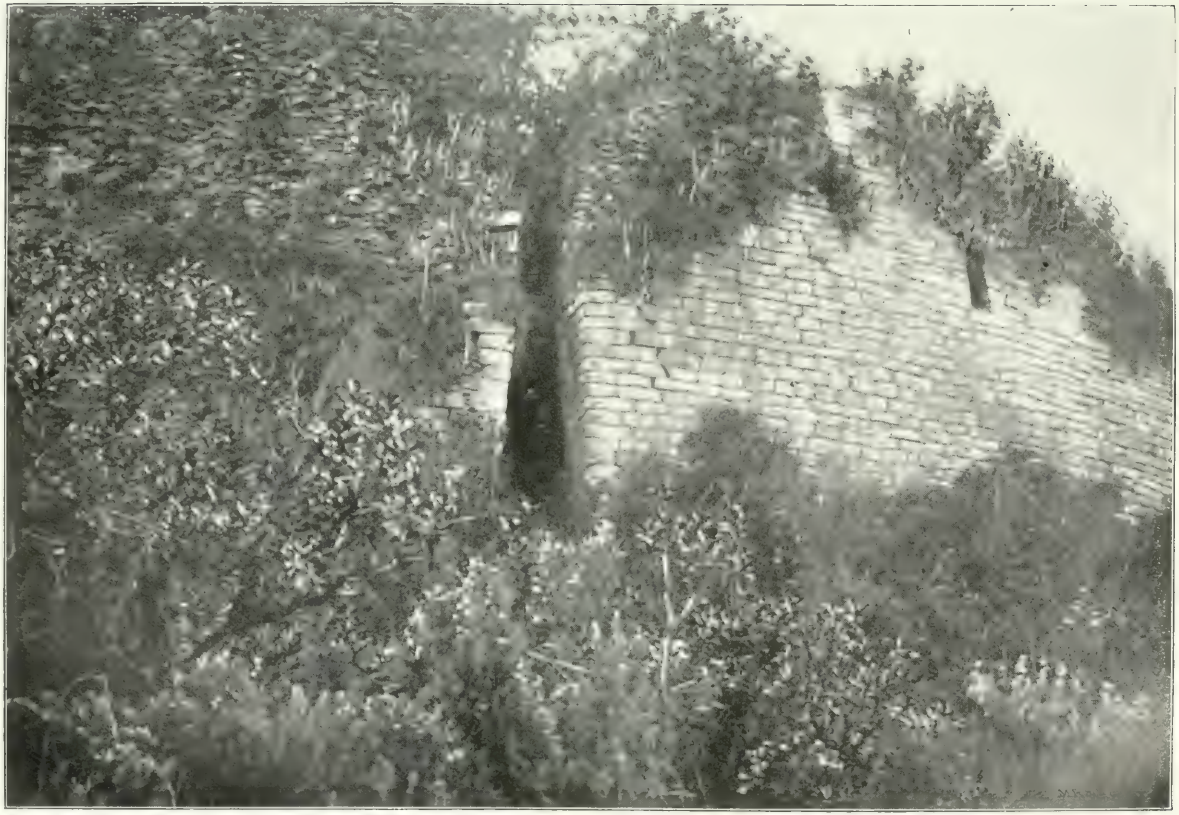
Das Innere der Hütte war zwar ärmlich, wie in allen Wohnungen des Hochlands, aber ungewöhnlich sauber, der Lehmboden sorgfältig gefegt und in einer Wandnische der Thür gegenüber stand in einer Kürbisschale ein duftender Strauss frisch gepflückter Blumen. Als ich wieder vor die Thür trat, kam eine schon ältere Frau mit drei Knaben von sechs bis zehn Jahren und einem bereits erwachsenen jungen Mädchen über den Rasenplatz. Alle waren ziemlich hell und von wohlgeformter europäischer Gesichtsbildung, ganz verschieden von den hässlichen Indianern in Magdalena. Die Frau stellte sich mir als Gattin des Gutsverwalters und Bewohnerin der Hütte vor und hiess mich willkommen. Die Reisenden, die hier heraufkämen, bemerkte sie, logierten gewöhnlich unten im Gutshause, denn dort sei mehr Platz, der Herr sei abwesend und die Räume unbewohnt. Ich hielt es jedoch für sicherer, in der Hütte zu bleiben, von deren Reinlichkeit ich mich überzeugt hatte und erklärte der Alten, wenn sie mich behalten wollte, so würde ich ihre Gastfreundschaft dem Herrenhause vorziehen. Obgleich sie etwas taub war, schien sie das Kompliment zu verstehen und gab ihre Zustimmung; sie bedauerte nur, dass ihr Mann und ihre Söhne auf Reisen seien und mich daher nicht auf die Festung begleiten könnten, aber der älteste ihrer Enkel, ein flinker Junge, der jeden Winkel kenne, solle mich führen; vorher jedoch wolle sie mir ein kleines Frühstück bereiten, denn der Weg sei lang und mühsam. Ich liess mir den Aufschub gern gefallen, und nach dem abscheulichen Reisbrei, den mir Narciso alle Tage vorgesetzt hatte, verzehrte ich die bescheidene Mahlzeit der guten Frau mit grossem Vergnügen. Dann bestieg ich wieder meinen kleinen rotbraunen Klepper, der Enkel der Wirtin ging voran und auch das hübsche rotwangige Mädchen erbot sich, uns zu begleiten. Der Berg ist nur an einigen Stellen felsig, sonst nicht steil und grösstenteils mit niederem Wald und Gebüsch bewachsen. Nach dreiviertelstündigem Steigen gelangt man zum Fusse der Mauer und befindet sich hier auf einer Höhe von 3080 Meter über dem Meere, 1100 über dem Thale des Utcubamba und 266 über der Hütte des Verwalters.

Die alte Festung wird von den Bewohnern der Umgegend »La Malca« genannt: der Name Cuelap bezieht sich eigentlich nur auf die am Fusse des Burgberges gelegene Hacienda und ist von dieser auf

die Ruinen übertragen worden. Diese liegen auf dem Kamme eines Bergrückens, der von Süden nach Norden zieht und dessen westlicher Abhang steiler ist als der östliche, an welchem man hinaufsteigt. Seiner Lage entsprechend hat der Bau eine langgestreckte Gestalt und sein Längsdurchmesser ist wohl fünf mal so gross als seine Breite. Rings um denselben läuft eine senkrechte Mauer, deren Höhe zwar ganz ansehnlich ist, aber doch nur ein Viertel der von Nieto angegebenen beträgt. Ihre untere und obere Grenze ist nicht sichtbar, denn ihr

Ringmauer der Festung Cuelap.

Fuss wird durch Wald, ihr oberer Rand durch überhängendes Gebüsch verdeckt. Die Mauer besteht aus Quadersteinen von $1^1/_2$ Fuss Höhe und zwei bis drei Fuss Länge. An mehreren Stellen ist die äussere Wand oder Quaderbekleidung herabgestürzt und man sieht, dass der innere Teil der Mauer eine Masse von unregelmässigen in Lehm gelegten Steinen ist. Die Quadern, sowie überhaupt sämtliches Material des Baues besteht aus Kalkstein, welcher die Gebirgsart der ganzen umliegenden Gegend bildet. An den Felsen, die überall zu Tage treten, bemerkt man, dass dieser Kalkstein sehr regelmässig geschichtet ist, indem Lagen von ein bis zwei Fuss Dicke immer durch dünne bröckelige Schichten geschieden werden. Aus diesen dicken Platten oder Tafeln des Gesteins sind die Quadern der Festung ausgebrochen,



Eingang der Festung Malca bei Cuelap. S. 217.

ihre Seiten und Kanten sind nur roh behauen und auch die Fügung der Steine ist nicht sorgfältig.

An der östlichen, der Hacienda zugekehrten Seite wird die Mauer durch zwei Eingänge unterbrochen. Der eine, mehr südlich gelegene ist eingestürzt, mit dichtem Gebüsch überwachsen und unzugänglich, durch den anderen gelangt man ins Innere der Burg. Dieser Eingang lässt sich weder als Thür noch als Thor bezeichnen, denn er hat eine ganz eigentümliche, von der gewöhnlichen abweichende Gestalt. Er bildet eine zwölf Meter hohe Spalte in der Mauer, welche unten drei Meter breit ist, sich nach oben zu allmälich bis zu weniger als einem Meter verschmälert und endlich wahrscheinlich durch Überkragung geschlossen war. Doch ist dies gegenwärtig nicht mehr der Fall, die Spalte endigt offen und ist oben durch Gebüsch ausgefüllt. Durch den Eingang gelangt man in einen 13 Meter langen aufsteigenden Gang, welcher ehemals eine Treppe gewesen sein mag. Hierauf tritt man in eine oben offene Vorhalle, welche etwas länger und erheblich breiter ist (10 Meter) als der Eingang, übrigens wie dieser von hohen Mauern umschlossen wird. Auf diese breitere Halle folgt wieder ein engerer 34 Meter langer Gang, der ganz allmählich steigt, sich endlich trichterförmig verschmächtigt und mit einer dreieckigen Öffnung endigt, die so eng ist, dass nur ein einzelner Mann hindurchgehen kann. Diese Spalte war bei meinem Besuch mit Baumstämmen verlegt, um das Vieh zu verhindern, sich im Innern der Burg zu verlieren. Dass eine solche Vorsicht nicht überflüssig sei, davon überzeugte ich mich, als ich nach Wegräumung der Barrikade hineingelangt war. Der von der Mauer umschlossene Raum ist bis zur Höhe derselben mit Steinen und Erde aufgefüllt, und diese ganze geebnete Fläche ist jetzt mit einem Dickicht von allerlei Bäumen und Büschen bedeckt, welches an den meisten Stellen undurchdringlich ist und durch welches nur wenige vom Vieh gebahnte und halb verwachsene Pfade führen. Indem ich einen dieser Pfade, der vom Eingang aus und in der Richtung desselben sich im Gehölze verlor, verfolgte, gelangte ich nach einiger Zeit an die westliche Seite der Burg. Dort blickt man durch das Gebüsch, das den Rand der Mauer umsäumt, in ein enges, steilwandiges Thal, welches durch den gegenüberliegenden Bergrücken vom Thale des Utcubamba getrennt ist, den felsigen Bergrücken, den man von Magdalena aus vor sich sieht und der die Festung verdeckt. Ich hatte ein Knaul von Bindfaden mitgebracht, um die Höhe der Mauer zu messen. Ein am Ende des Fadens befestigter Stein wurde hinabgelassen und als er auf Widerstand stiess, wieder heraufgezogen. Die Länge des vom Knaule

abgerollten Fadens betrug etwas mehr als zwölf Meter. Derselbe Versuch wurde an zwei anderen Stellen wiederholt und mit demselben Ergebnis. Es unterlag also keinem Zweifel, dass der Stein wirklich den Boden berührt hatte und nicht durch einen Baumstamm, einen vorstehenden Stein oder ein sonstiges Hindernis aufgehalten worden war. Auf dem Rückwege versuchte ich meine Schritte zu zählen, indess gelang mir dies nur teilweis, zum Teil wegen der Krümmungen des Pfades, sowie der öfteren Unterbrechungen durch Haufen von Steinen und dornigem Gestrüpp. Die Entfernung vom Ende des Eingangs bis zum westlichen Rande der Mauer war ungefähr 180 Schritt, also etwas über 100 Meter, was mit den 60 Metern des Eingangs für diese Stelle der Burg eine Breite von beiläufig 158 Meter giebt.

Nicht weit von der Endöffnung des Eingangs bemerkte ich bei der Rückkehr dahin die Andeutung eines anderen Pfades, der freilich noch viel verwachsener war als der erste. Ich versuchte darauf vorzudringen und bemerkte, dass er sich gegen die östliche Seite zurückwende. Nach einiger Zeit gelangte ich zum Rande eines tiefen und breiten gemauerten Ganges, ganz ähnlich dem, durch welchen ich in die Festung gekommen war. Ich schloss daraus, dass dies der zweite Eingang sei, fand aber, dass diese Lücke in der Mauer, die ich schon von aussen bemerkt hatte, nicht die Ringmauer durchbreche, sondern nur zu einer Terrasse führe, welche zwischen der äusseren und einer inneren Mauer hinläuft. Die Mauer nach der Ostseite zu ist also an dieser Stelle eine doppelte. Ich sondierte hier wieder die äussere Mauer mit einem Stein und diesmal war die Höhe 18 Meter. Von aussen sieht man, dass im ganzen mittleren Teile die östliche Mauer ungefähr gleich hoch ist, nach den beiden Enden zu wird sie niedriger.

Als ich meinen kleinen Führer fragte, ob sich nicht Ruinen von Gebäuden auf der Plattform fänden, merkte ich, dass er nicht so gut Bescheid wusste, als seine Grossmutter mir versichert hatte, indessen sprach er von einem Turm, den er einmal mit seinem Vater an dem einen Ende der Burg besucht hatte. Wir begannen also zu suchen und waren wirklich so glücklich, dies in der That interessante Bauwerk aufzufinden. Am nördlichen Ende erhebt sich ein turmartiger Bau, dessen Form an die Chulpas oder Königsgräber am Umayo-See erinnert, indem er an der Basis einen geringeren Durchmesser hat (sieben bis acht Meter) als am oberen Ende (acht bis zehn). Er ist aus Quadern gebaut, gleich der Ringmauer und zwischen den Kalksteinen bemerkt man eingeschaltet zwei Granitblöcke, welche menschliche Köpfe darstellen. Der eine, besser erhaltene, hat ein weibliches Gesicht, bei dem anderen

sind die Züge nicht mehr erkenntlich. Im Innern des Turms findet sich ein Brunnen oder eine Cysterne mit achteckiger Öffnung, deren Raum sich nach unten flaschenförmig erweitert. Wie tief derselbe gewesen sei, weiss man nicht, jetzt erreicht ein an einem Faden befestigtes Gewicht den Boden schon bei sechs Meter. Leider liess sich von diesem interessanten Bauwerk wegen seiner Lage in dichtverwachsenem Buschwald keine photographische Aufnahme machen.

Als ich aus dem Innern der Burg wieder ins Freie gelangt war, versuchte ich sie längs der Ringmauer zu umgehen, um womöglich ihre Länge zu messen, allein der Bergabhang erwies sich als nicht weniger unwegsam, als der eingeschlossene Raum. Unweit des Eingangs, zu beiden Seiten desselben, finden sich in geringer Höhe über dem Boden kleine Höhlen oder Nischen in der Mauer, zu welchen durch Entfernung eines Quadersteins ein Zugang geöffnet ist. Einige dieser Nischen sind leer, in anderen liegen noch Schädel und menschliche Gebeine. Es scheint also, dass diese Mauern, wie anderswo Felsen, zur Anlage von Grabstätten benutzt wurden und dann gleich so vielen anderen Grüften von Schatzgräbern zerstört worden sind. Uber die Länge der Burg konnte ich mir also nur durch die Betrachtung aus einiger Entfernung eine Vorstellung bilden und schätzte dieselbe auf 6—700 Meter. Als ich darauf wieder zu dem Orte zurückkehrte, wo wir abgestiegen waren, um von dort aus photographische Aufnahmen zu machen, fand ich daselbst die hübsche Enkelin meiner Wirtin, die auf einem Steine sass und spann. Sie habe die Pferde bewacht, sagte sie, bis zum Eingang habe sie mich begleiten wollen, aber hinein ginge sie nicht, sie fürchte sich vor den Geistern; auch habe sie nur wenige Kleider, die dürfe sie nicht zerreissen.

Der Zweck der Festung erhellt aus ihrer eigentümlichen Bauart, sowie aus ihrem grossen Umfang. Sie war weniger ein Waffenplatz als ein Zufluchtsort, wohin die Bewohner des Landes bei Kriegsgefahr ihre kampfunfähigen alten Leute, ihre Weiber und Kinder, sowie ihre Habe in Sicherheit bringen konnten. Dafür spricht auch ihre hohe, versteckte Lage. Für die Mittel, über welche die indianische Kriegskunst verfügte, musste eine solche Veste als uneinnehmbar gelten; denn gegen eine Erstürmung war sie durch ihre hohen Mauern geschützt und vor einem plötzlichen Überfall durch die Enge des Eingangs, den einige mit Keulen bewaffnete Männer gegen ein ganzes Heer verteidigen konnten. Bei einer längeren Belagerung freilich würde weder die Stärke der Ringmauer noch die Unzugänglichkeit des Thorwegs die Eingeschlossenen gerettet haben, denn es fehlte ihnen das Wasser. Auch wenn man in

der feuchten Jahreszeit allen Regen in Cisternen gesammelt hätte, würde dieser Vorrat bei einer grösseren Zahl von Belagerten doch sehr bald erschöpft gewesen sein. Man wundert sich, die alten indianischen Burgen fast alle auf hohen, wasserlosen Bergen angelegt zu sehen und zwar nicht nur im Hochland, wo wenigstens während einiger Monate reichliche Niederschläge fallen, sondern auch in regenlosen Gegenden der Küste, wie z. B. die Festungen Chancaillo im Thale Casma, Collique in der Nähe von Lima, das Castillo de la Huaca im Santathale und manche andere. Es scheint daher, dass diese Burgen oder Zufluchtsorte immer nur dazu dienten, bei einem feindlichen Einfall für kurze Zeit den Wehrlosen Schutz zu gewähren, bis die Krieger die Feinde vertrieben, oder diese selbst durch Mangel an Lebensmitteln sich zum Abzuge genötigt sahen. Die Erwägung dieser Verhältnisse mag auch die Inkas veranlasst haben, das von ihnen auf ihren Eroberungszügen befolgte Verfahren einzuschlagen. Wie Garcilaso wiederholt erwähnt, vermieden es die Inkas womöglich, die Unterwerfung der Völkerschaften die sie ihrem Reiche einverleiben wollten, durch entscheidende Schlachten zu erzwingen. Sie verfuhren selten gewaltsam und nie zu Anfang eines Krieges, sondern rückten langsam vor und überliessen es der Zeit, ihre künftigen Unterthanen von der Nutzlosigkeit ihres Widerstandes zu überzeugen. Zogen sich die Feinde in ihre Festungen zurück, so versuchten sie nicht, dieselben zu erstürmen, sondern schlossen sie ein und zwangen so die Belagerten, nach kürzerer oder längerer Zeit sich zu ergeben. Dass ein solches Ende durch Wassermangel mehr beschleunigt wird, als durch eine ungenügende Versorgung mit Nahrungsmitteln wird jeder begreiflich finden, der einmal lebhaft von Durst geplagt worden ist.

Garcilaso erzählt (Com. I, 8 Cap, II), dass Tupac Inca Yupanqui, der elfte König von Kusko, die Provinz Chachapoyas erobert habe und dass er dabei auf ziemlich lebhaften Widerstand der Bewohner gestossen sei, welche die Engpässe ihres Landes verteidigt und manche starke Burgen gehabt hätten. In der That trifft man auf den Uferbergen des oberen Marañons manche Ruinen, alle jedoch waren unbedeutend im Vergleich mit der Festung von Cuelap, denn dass diese ein Werk der alten Bewohner des Landes war, und nicht von den Inkas nach der Eroberung desselben erbaut wurde, möchte nach aufmerksamer Betrachtung und einiger Überlegung wohl kaum von jemand bezweifelt werden. Abgesehen von den Angaben Garcilasos, die nicht als historische Zeugnisse gelten können, führen sowohl die Bauart der Festung als ihre Lage zu diesem Schlusse. Hätten die Inkas für nötig erachtet, zur

Befestigung ihrer Herrschaft einen Waffenplatz in dieser Gegend anzulegen, so würden sie ihn an einer ihrer Strassen vor aller Blicken erbaut haben, zu ihrer eigenen Bequemlichkeit und zur Warnung der Unterjochten, nicht auf einem entlegenen, versteckten Berge. Auch würden sie die Mauern nach ihrer Weise gefügt und die Eingänge in der ihrer Bauart eigentümlichen Weise hergestellt haben, nämlich trapezförmige Thorwege, die oben enger sind als unten, wie wir sie in Pachacamac, Cañete, Chincha und Huánuco viejo gefunden haben und später in den Ruinen von Kusko und Huilcas Huaman bestätigt sehen werden. Auch der gegenwärtige Name der Festung lässt sich als ein Beweis für ihr Alter anführen und liefert zugleich eine Andeutung hinsichtlich des Volksstammes, der einst diese Gegenden bewohnt hat. Wie bereits bemerkt wurde, nennen die Leute der Umgegend die Ruinen »La Malca«. Das Wort malk'a bedeutet die Speiseröhre, der Schlund und konnte sich auf den langen, engen, trichterförmigen Eingang beziehen; oder es ist eine verdorbene Aussprache von marca, indem der Konsonant l an die Stelle des r getreten ist und bedeutet dann ein Dorf, eine Ortschaft. Beide Worte gehören aber in diesem Sinne der Aimarà-sprache an, denn im Keshua bezeichnet man mit marca den Oberstock eines Hauses und ein Wort malca giebt es in dieser Sprache nicht. Bei den Bemerkungen über den Ortsnamen Chachapoyas werden wir auf diesen Gegenstand zurückkommen und dabei untersuchen, welche Folgerungen sich daraus ziehen lassen.

Als ich gegen Abend zur Hütte der Verwalterin zurück kam, empfing mich die alte taube Frau mit freudestrahlenden Augen, schüttelte mir wiederholt die Hand und erkundigte sich, wie ich mit ihrem Enkel Manuel zufrieden sei; morgen, fuhr sie fort, werde sie mich selbst hinaufführen, sie sei als Kind so oft dort oben gewesen, kenne jeden Winkel und fürchte sich nicht vor den Geistern der alten Heiden, die dort begraben lägen. Die Ursache dieser auffallenden Begeisterung wurde mir erst klar, als ich mich anschickte mir Thee zu machen. Von dem Sprit, dessen ich mich zum Kochen des Wassers bediente, fehlte die Hälfte in der Flasche. Meinen Cognac hatte ich aus Vorsicht mit auf die Burg genommen, den Spiritus hatte ich für sicher gehalten und zurück gelassen; allein die Versuchung war zu stark für die arme Alte gewesen.

Am nächsten Morgen bestieg ich den Berg noch einmal, um eine Seitenansicht der Burg zu gewinnen. Natürlich war von dem Anerbieten der alten Verwalterin nicht wieder die Rede, dagegen erbot sich ihr zweiter Enkel, der auch gern etwas verdienen wollte, mir einen anderen

Pfad zu zeigen als den, auf welchem mich sein Bruder hinaufgeführt hatte. Auf dem Bergrücken angelangt, überzeugte ich mich von der geringen Breite der Festung, welche den Kamm bedeckt wie ein langer Sattel den Rücken eines Tieres. Der Westabhang des Berges fällt jäh ab, ist zwar nach unten zu dichter bewachsen als der östliche, wird aber nach oben zu ganz steil und felsig, so dass sich ein Vordringen am Fusse der Mauer als ganz unmöglich erwies. Nachdem ich daher einen vergeblichen Versuch gemacht hatte, stieg ich wieder zur Hütte hinunter. Dort erwartete mich die freundliche Alte mit einem Frühstück aus Eiern und frischer Milch, nach dessen Einnehmen ich der guten Frau und ihren Enkeln Lebewohl sagte und meinen Rückweg nach Magdalena antrat.

Chachapoyas.

Die Sonne stand zwar noch hoch, als ich auf dem Platze vor dem Hause des Lieutenants abstieg, und ich hätte an diesem Tage noch einige Leguas weiter reiten können. Da ich aber durch die Fortsetzung der Reise nichts erreicht haben würde als vielleicht ein schlechteres Nachtquartier, so zog ich vor, in einem Hause zu bleiben, das ich breits kannte und wo ich mich gut aufgehoben wusste. Während ich also meine Sporen abschnallte, trat mein junger Wirt zu mir heran, erkundigte sich in der üblichen Weise nach meinem Befinden und rückte nach mancherlei gleichgiltigen Bemerkungen über dies und jenes endlich mit der Frage heraus, ob ich glaube, dass in der Malca viel Gold verborgen sei. Da ich nicht im Auftrage der Regierung reiste, so waren weder er noch seine Hausgenossen im Zweifel darüber, dass ich in diese Gegenden gekommen sei, um nach Erzadern und vergrabenen Schätzen zu suchen. Auch versuchte ich nicht, ihnen diese Meinung auszureden, sie würden mich nur für einen Duckmäuser gehalten haben, der seine geheimen Absichten verhehlen wolle; denn dass jemand hohe Berge bestiege, nur um alte Mauern zu sehen, schien ihnen zu ungereimt und unwahrscheinlich. Ich antwortete daher dem Lieutenant, es sei allerdings Gold vorhanden, aber es liege tief. Ob ich nicht einen Versuch machen wolle, den Schatz zu heben, fragte er weiter. Vielleicht später, sagte ich, denn die Sache sei nicht leicht und erfordere Zeit. »O, für einen Mann wie Sie wird das nicht schwer sein«, meinte er. Ich verstand nicht, was er sagen wollte und warum er mir solche Fähigkeiten zutraute, erfuhr es aber noch am Abend.

Mein Führer Narciso hatte verschiedene Male ein längliches Kistchen, welches einen Thermometer enthielt, offen neben meinem Bette liegen

sehen, hatte mich beobachtet, wenn ich den Taschenbarometer hervorzog, um die Höhen abzulesen, auch hatte er bemerkt, dass auf jeder der Chininperlen, mit denen ich der Frau des Verwalters in Balsas das Fieber abschnitt, ein kurzes gedrucktes Wort stand. In den abergläubischen Vermutungen über meine Person, die infolgedessen in ihm aufgestiegen waren, wurde er zudem bestärkt durch meine photographischen Aufnahmen und den Gebrauch des Feldstechers. Alle diese Instrumente hatte er nie zuvor gesehen, nie davon gehört und betrachtete sie mit misstrauischer Scheu. Beim Besuch der Festung Cuelap endlich wollte ich mich über die Richtung der Mauer unterrichten und legte daher meinen Taschenkompass in eine der Grabhöhlen. Das Zittern der Magnetnadel erregte sein Staunen im höchsten Grade, und als ich ihm erklärte, die Nadel zeige die Himmelsgegenden an, sah er sich ungläubig um, denn er war überzeugt, sie weise dahin, wo das Gold läge. Als er nun gar erfuhr, dass dieses Instrument brújula heisse (zu deutsch das Hexchen), da wurde es ihm vollends klar, dass ich als Besitzer einer solchen Hexe ein Zauberer sein müsse, und diese Meinung hatte er im Vertrauen den Bewohnern des Hauses mitgeteilt. Abends hatte er mit dem Lieutenant und dessen Bruder und Schwester eine lange Beratung, bis endlich mein Wirt zu mir herein in die Küche trat und mich nach einigem Zaudern fragte, ob ich mich auch auf's Wahrsagen und Erraten verstände. Meiner ablehnenden Versicherung schien er keinen Glauben beizumessen, sondern erzählte, seiner Schwester sei vor einiger Zeit eine feine seidene Manta abhanden gekommen, entweder verloren oder gestohlen; ich möchte ihm wenigstens die Richtung angeben, in welcher sich das vermisste Kleidungsstück befände, er werde mir die genommene Mühe entsprechend vergüten. Ich bedauerte aufrichtig, ihm nicht dienen zu können und erklärte ihm, die Nadel meines Kompasses werde wohl von Metallen angezogen, aber nicht von gewebten Stoffen. Diese Antwort schien ihm einzuleuchten und er ging zurück zu seiner Schwester, um sie über die getäuschte Hoffnung zu trösten.

Wenn man sich von Magdalena nach Chachapoyas begeben will, hat man die Wahl zwischen zwei Wegen. Der eine überschreitet den Chillu auf der Brücke bei Tingo und läuft sodann am linken Ufer des Flusses bis zur Brücke von Utcubamba, gelangt durch diese wieder auf die rechte Seite und wendet sich sodann rechts nach der Hochebene hin, auf welcher die Stadt Chachapoyas liegt. Der andere Weg verhält sich zum ersteren wie die lange Seite eines rechtwinkligen Dreiecks zu den beiden kürzeren, er verbindet die beiden Orte in einer ziemlich

geraden Linie, hat aber ein tiefes Thal und einen hohen Berg zu übersteigen. Dieser Weg ist zwar etwas mühsam für Pferde und Reiter, wird aber in sechs Stunden zurückgelegt, während der durch das Thal führende acht erfordert. Da mein Führer nur den Weg über die Berge kannte, welcher als der nähere der betretenste ist, so schlug auch ich denselben ein. Als wir am 7. Juni von Magdalena aufbrachen, war der Morgen angenehm frisch und der Himmel wolkenlos. In Mittel- und Südperu ist solches Wetter während der Wintermonate die Regel, aber im Norden, besonders östlich vom Marañon, ist auch während der trockenen Jahreszeit der Himmel oft bedeckt und ein Regenguss nichts seltenes. Auch an diesem Tage zog noch vor Mittag drohendes Gewölk herauf, doch blieb mein wasserdichter Mantel unbenutzt vor mir auf dem Sattelknopfe liegen und ich hatte den Vorteil, während der heissesten Stunden des Tages im Schatten zu reiten. Man kommt zuerst durch das anmutige Thal Condebamba, wo aus Bananen und Orangenbäumen die zerstreuten Hütten eines kleinen Ortes hervorblicken. Einen Bergstrom, welcher durch das Thal dem Utcubamba zueilt, hört man unter einem dichten Laubdache rauschen, bekommt ihn aber erst zu sehen, wenn man ihn auf einer kleinen bedeckten Brücke überschreitet. Dann hebt sich der Weg von neuem an der gegenüberliegenden Thalwand, der Anstieg ist lang aber nicht beschwerlich, denn der Pfad ist gutgehalten und nicht steil. Auf einer Stufe der Thalwand steht inmitten einer frischgrünen Wiesenmatte ein Tambo, welcher Asna tambo genannt wird. Was zu diesem sonderbaren Namen — die stinkende Herberge — Veranlassung gegeben hat, wusste mir Narciso nicht zu sagen.

Ich lagerte mich auf dem Grase und verzehrte zum Frühstück einige Apfelsinen, die ich mit von Magdalena gebracht hatte. Ich erinnere mich nicht, irgendwo in Peru so vortreffliche Früchte getroffen zu haben als in dieser Gegend. In der Hacienda Balsas am Marañon hatten sie gar keinen Wert, man durfte umsonst so viel nehmen als man wollte. Diese Orangen hatte ich bei meiner Rückkehr von Cuelap bei Tingo kaufen lassen. Als wir Tags zuvor über die Brücke geritten waren, sah ich einen Indianer, der einen Baum abschüttelte und ersuchte meinen Führer mir einige mitzunehmen. Für den halben Real (damals 15 Pfennige), den ich ihm dazu einhändigte, erlaubte ihm der Besitzer seine beiden Sattelsäcke zu füllen. Im Hause des Lieutenants angelangt, liess ich die Früchte zählen, es waren 54. — Als wir die Höhe der Thalwand erstiegen hatten, ritten wir eine Zeit lang am Rande des Bergabhanges hin und hatten auf dieser ganzen Strecke an der gegenüberliegenden Seite das Dorf Levanto vor Augen, dessen

Häuschen malerisch in dichtbelaubtem Busch und Baumgruppen eingebettet liegen. Levanto ist ein sehr alter Ort, welcher zur Zeit der Eroberung des Landes durch die Inkas der ansehnlichste der ganzen Gegend war und damals Llahuantu hiess; jetzt ist er ganz unbedeutend. Da wo der Weg nach Levanto sich von der Strasse nach Chachapoyas abzweigt, beginnt diese sich langsam wieder zu senken, denn man hat jetzt den höchsten Punkt überschritten. Je weiter man hinunter steigt, desto dichter und höher wird der Wald, denn diese Gegend gehört bereits zu der Region, die als Ceja de la montaña — Augenbraue des Urwaldes — bezeichnet wird. Schlingpflanzen winden sich um die Baumstämme und lassen ihre Ranken von den Zweigen herabhängen, in den wasserreichen Schluchten erheben sich palmenartige Farnkräuter aus dichtverwachsenem Unterholz und die gesamte Vegetation gewinnt an Üppigkeit und Fülle. Die Natur war also prächtig, aber der Weg wurde immer schlechter. Man sah, es hatte hier stark geregnet und erst vor kurzem. Die Tiere sanken bis in die Knie in den schwarzen Schlamm und blieben darin stecken, oder sie platschten in tiefe Tümpel von schmutzigem Wasser, das die Löcher der Strasse ausfüllte. Dann folgten Strecken von schadhaftem Knüppeldamm, oder eine entsetzliche Art von Pflaster, indem man einzelne ungleich grosse Steine in den aufgeweichten Lehmboden geworfen hatte. Unten im Thale wird der Weg besser, und auch die 150 Meter, die man wieder zu steigen hat, um zur Stadt zu gelangen, werden auf breitem, gut geebnetem Pfade zurückgelegt.

Gegen 3 Uhr Nachmittags kamen wir in Chachapoyas an. Ich erkundigte mich in einer Schankwirtschaft nach einem Herrn, an den ich Empfehlungsbriefe von Lima mitgebracht hatte, und wurde nach einem Hause der Hauptstrasse gewiesen, woselbst ich den Besitzer antraf und mich ihm vorstellte. Nach einem Blick auf die Unterschriften der Briefe und einem flüchtigen Durchfliegen des Inhalts, begrüsste er mich sehr freundlich und bedauerte nur, dass er wegen seiner zahlreichen Familie es sich versagen müsse, mich in seinem Hause zu beherbergen. Dagegen stellte er mir das ganze nebenanstehende Haus zur Verfügung, welches gleichfalls ihm gehörte, aber gegenwärtig unbewohnt war. Nachdem er mich daher seiner Frau vorgestellt hatte, führte er mich nach dieser Behausung, und liess sogleich einige Zimmer des weitläufigen Gebäudes durch herbeigeholte Möbel in einen wohnlichen Zustand bringen. Auch meinem Führer wurde ein Zimmer neben dem meinigen angewiesen und die Tiere im Hinterhofe untergebracht, und eine halbe Stunde später, nachdem ich meine Kleider gewechselt, fühlte

ich mich in meiner neuen Wohnung so behaglich, als dies im peruanischen Hochland überhaupt möglich ist.

Da mein Aufenthalt in Chachapoyas nur ein kurzer sein sollte, so benutzte ich den Rest des Nachmittags noch zu einem Gang durch die Strassen der Stadt, um mich daselbst einigermassen zu orientieren. Chachapoyas liegt auf einer Hochebene, oder vielmehr in einer weiten flachen Mulde, die sich nach dem Thale des Utcubamba zu öffnet. Der mittlere Teil der Stadt ist eben, die entlegeneren Strassen dagegen steigen an den nahe herantretenden Anhöhen hinauf, während andere sich dem Thale zu senken. Die Strassen schneiden sich in rechten Winkeln, sind aber etwas eng und nur einige derselben sind gepflastert. In der Mitte der Stadt liegt der Hauptplatz — la plaza — dessen eine Seite die Kathedrale einnimmt, während an einer andern sich das Rathaus und die Präfektur befinden Ein einfacher Springbrunnen ziert die Mitte des Platzes. Dieser liegt etwas mehr als 2500 Meter über dem Meere — etwas tiefer als Cajamarca — und 500 Meter über der Thalsohle des Utcubamba. In der Hauptstrasse, welche vom Platze in südlicher Richtung ausläuft, befinden sich die Kaufläden und die wenigen grösseren Warenlager der Stadt, daher diese Strasse Calle del Comercio heisst. Dort sind die Häuser von mässiger Grösse, denn der Raum hat einigen Wert. In den anderen Strassen, die nur von Wohnhäusern gebildet werden, stehen nicht wenige ausgedehnte Gebäude mit weiten Sälen und Zimmern sowie grossen grasbewachsenen Höfen. Das Innere der meisten Häuser, in welche ich hineinblicken konnte, schien öde und kahl. In den grossen Räumen sieht man nur wenige, meist roh gearbeitete Möbel, der Boden ist ohne Teppiche, ja meist ohne Dielen und besteht entweder aus Fliesen von Backstein oder nur aus gestampftem Lehm. Nicht selten trifft man verfallene oder ganz eingestürzte Häuser, und dabei keine Anstalten, welche andeuten, dass man an den Wiederaufbau denkt. Alle Gebäude sind nur aus ungebrannten Backsteinen gebaut, selbst die Kathedrale hat in dieser Hinsicht nichts vor den Ubrigen voraus. Die Mehrzahl der Häuser hat einen Oberstock und wie in Cajamarca und Celendin stehen die Ziegeldächer mehrere Fuss weit über die Wände der Häuser vor, wodurch die Bürgersteige gegen Sonnenstrahlen und Regen einigermassen geschützt werden. Nur an einem Hause auf dem Hauptplatz sah ich Glasfenster. Die meisten Häuser haben Fenster mit Gittern von Holzstäben, welche nachts mit Läden verschlossen werden.

Als ich von meinem Spaziergange zurückkehrte, traf ich vor der Thür des Hauses meinen zuvorkommenden Wirt, welcher gekommen

Chachapoyas. S. 226.

war, um mich zum Essen abzuholen. Don José Hurtado stammt aus einer der ältesten und angesehensten spanischen Familien, ist Kaufmann, Besitzer von Häusern und Haciendas und gilt für einen der reichsten Bürger der Stadt. Zur Zeit meines Besuches war er einer der Senatoren seines Departements und wird wahrscheinlich diese Würde so lange behalten, als er es wünscht. Für die Vertreter der entlegenen Provinzen ist die alljährliche Teilnahme an den Sitzungen des Kongresses allerdings ein Opfer wegen der langen beschwerlichen Reise, doch bringen die meisten dasselbe nicht ungern, da es ihnen erlaubt, einige Monate lang sich für die Entbehrungen des Provinziallebens durch die Genüsse der Hauptstadt zu entschädigen. Die kinderreiche Familie war bereits um den Tisch versammelt, an welchem wir uns jetzt niederliessen. Die aufgetragenen Gerichte waren schmackhaft nach Landessitte zubereitet; Fleisch, Gemüse und Früchte waren gut, das Brot freilich nicht viel wert, wie allenthalben im Hochland: der Weizen schlecht gemahlen und das Mehl schlecht gebacken. Neben dem Brote standen daher auf dem Tische Schüsseln mit gequelltem frischem Mais (Mote), und von gerösteten Maiskörnern (Cancha); der Mais wird in beiden Zubereitungen während der Mahlzeit an Stelle des Brotes genossen. Nach den pikanten Gerichten wurde Chicha gereicht, welche das durch den Genuss des spanischen Pfeffers erzeugte brennende Gefühl im Munde besser löscht als irgend ein anderes Getränk. Wein ist in Chachapoyas ein Luxusartikel, denn in der Provinz werden bis jetzt noch keine Reben gezogen, und wegen der grossen Entfernung von der Küste ist auch der gewöhnliche von dort hergebrachte Landwein teuer. Der nach der Mahlzeit servierte Kaffee stammte aus dem benachbarten fruchtbaren Thale Huayabamba und war vortrefflich. Nach Tische begaben wir uns in den Saal, der mit einiger Bequemlichkeit eingerichtet war, denn es befanden sich daselbst an den Wänden ein paar Sofas, um den Tisch in der Mitte einige amerikanische Schaukelsessel und an den Seiten ein Regiment von Rohrstühlen. Da die Hauptmahlzeit zwischen 4 und 5 Uhr eingenommen wird, so sind die Abende lang. Nach ein paar Stunden beginnt das Gespräch zu erlahmen und die Unterhaltung wird schwierig. Um eine so entstandene längere Pause zu unterbrechen, fragte ich die Tochter des Hauses, ob sie vielleicht Piano spiele und etwas zum Besten geben wolle. Als ich mich jedoch umsah, bemerkte ich, dass dieses Instrument unter den Möbeln fehlte, und erfuhr bei der Gelegenheit, dass Chachapoyas den Feinden des Klaviers als Zufluchtsort empfohlen werden könne, denn bis jetzt ist noch kein solches hierher gelangt. Beim Gesang behilft man sich nach alter Sitte mit der

Guitarre, beim Tanze wird die Begleitung mit einer Trommel verstärkt und der Takt in sehr markierter und eigentümlicher Weise mit den flachen Händen auf einen leeren Kasten geschlagen. Nach 9 Uhr traten Diener ein und boten den Anwesenden Schokolade an, ein Erzeugnis der Kakao-Pflanzung, welche Señor Hurtado im Thale des Marañons besitzt; als ich bald nachher bei den Damen des Hauses Zeichen von Müdigkeit zu bemerken glaubte und die Gewohnheiten des Hochlandes bereits kannte, so empfahl ich mich und zog mich nach dem mir angewiesenen Hause zurück.

Am folgenden Morgen besuchte ich den Markt, der an einer Seite des Platzes neben der Kathedrale abgehalten wird. Die Verkäuferinnen von Gemüsen, Körnern, Früchten und Eiern kauerten dort am Boden und hatten ihre Waren vor sich liegen, nur das Fleisch wird auf Bänken und niedrigen Tischen feilgeboten. Das bare Geld ist in Chachapoyas selten und infolgedessen sind die Lebensmittel, überhaupt alle Landeserzeugnisse ausserordentlich wohlfeil, wie das nachstehende kleine Preisverzeichnis zeigt:

ein Huhn kostet 2 Real (der Real galt damals 30 Pf.),
ein einjähriges Schwein 8 Real,
ein Truthahn ebensoviel,
$^1/_4$ Hammel (Keule bis zu den Nieren) 2 Real,
eine Kuh 8—10 Thaler,
ein fetter Ochse 15 Thaler.

Reis, Brot und Kartoffeln waren verhältnismässig teuer, da die Ernte überall missraten war, aber Zucker, Kaffee und Kakao waren zu Spottpreisen zu haben, desgleichen die Früchte. Die Chirimoya, die feinste Frucht in Peru, wächst in der Umgegend von Chachapoyas wild, Orangen und Paltas waren fast ebenso wertlos wie in Balsas am Marañon. Es fehlte auf dem Markte besonders an kleiner Münze, da die Verkäufer weder Papiergeld noch Kupfer oder Nickel in Zahlung nehmen wollten. Man musste sich daher mit einer Art von Tauschhandel behelfen; anstatt einem Käufer auf ein grösseres Geldstück Scheidemünze herauszugeben, bot man ihm Eier, Brot, Mehl oder geröstete Maiskörner an. Die Leute, die auf dem Markte verkehrten, konnten als eine Musterkarte der Bevölkerung gelten. Wie überall in Peru sah man die verschiedensten Farbenabstufungen, indessen fehlte hier bei den Mischlingen das schwarze Blut: man bemerkte weder Neger, noch Mulatten oder Zambos, sondern blos Mestizen. Die Weissen und auch die helleren Farbigen haben im ganzen wohlgeformte Züge, nicht wenige junge Mädchen und Frauen haben ganz hübsche Gesichter.

Die Gesichtsfarbe ist bei den meisten lebhaft, nicht blass wie an der Küste; denn wiewohl Chachapoyas nur 6° südlich von der Linie liegt, so ist das Klima frisch und im Winter zuweilen ganz kühl.

Nach dem Frühstück stattete ich dem Präfekten meinen Besuch ab. Der Oberst Elias La Torre, ein noch junger Mann, hatte nach Beilegung des Bürgerkriegs vor etwa einem Jahre unter schwierigen Verhältnissen die Verwaltung des Departements übernommen, durch kräftiges Auftreten binnen kurzem die Ordnung wieder hergestellt, und darauf durch taktvolles und humanes Benehmen sich die Dankbarkeit und Zuneigung aller erworben. Zu allgemeinem Leidwesen hatte er jedoch seine Entlassung genommen, da die Regierung ihm seit seinem Amtsantritt das Gehalt schuldig geblieben war und ihn überhaupt so vollständig ohne Mittel gelassen hatte, dass er sich genötigt sah, die Unterhaltung der Schutzmannschaft aus freiwilligen Beiträgen der Bürger zu bestreiten. Seine Abreise stand nahe bevor, und am Tage meines Besuchs wurde ihm durch einen Ausschuss des Stadtrats als ein Zeichen der Anerkennung für seine Dienste eine goldene Denkmünze überreicht. Indem ich dem Obersten La Torre beim Abschied für seinen freundlichen Empfang dankte, sprach ich die Hoffnung aus, dass wir einander auf der Reise wieder begegnen möchten, was in der That geschah. Während ich mit dem Präfekten sprach, schien es mir, als sei es sehr kühl in seiner Wohnung. Als ich jedoch gleich darauf ins Freie kam, und das Kältegefühl auch in der Mittagssonne fortdauerte, überzeugte ich mich, dass es der Anfang eines Fieberfrostes sei. Ohne Zweifel hatte ich den Keim dieses Fiebers im Thale des Marañons in mich aufgenommen, und zum Glück kam es erst jetzt zum Ausbruch, an einem Orte, wo ich nichts zu versäumen hatte, und daher ohne Verzug die geeigneten Mittel anwenden konnte. Nachdem die Hitze vorüber war, nahm ich schon in der Nacht Chinin, so dass der Anfall des nächsten Tages nur schwach war, und ich mich am dritten Tage zwar noch etwas matt fühlte, aber doch wieder aufstand. Die Señora Hurtado bedauerte, dass mich die Krankheit verhindert habe die Prozession des Fronleichnamsfestes zu sehen, die sehr grossartig gewesen sei.

Da ich für meinen Aufenthalt in Chachapoyas nur drei Tage bestimmt hatte, von denen ich den einen wegen meines Unwohlseins nicht hatte benutzen können, so war ich am nächsten Tage, als dem letzten, ziemlich beschäftigt. Den Morgen verwendete ich zu photographischen Aufnahmen, sowie zur Anschaffung des zur Reise nötigen Proviants. Darauf hatte ich eine lange Sitzung mit einem Manne, der in der Umgegend der Stadt geboren und in der Keshuasprache auf-

gewachsen war, um die Besonderheiten und Abweichungen zu notieren, durch welche die Mundart dieser Gegend sich von der Sprache unterscheidet, die in der Stadt und in der Umgegend von Kusko geredet wird. In Chachapoyas spricht der bessere Teil der Bevölkerung nur spanisch, aber alle verstehen Keshua. Die Indianer und Mestizen der Provinz dagegen verstehen zwar auch das Spanische und bedienen sich dessen im geschäftlichen Verkehr, jedoch im vertrauten Umgang herrscht noch immer die alte Landessprache vor. Die Aussprache des Keshua hat hier wie im ganzen Norden Perus und in Ecuador etwas weichliches

Kathedrale von Chachapoyas.

und verwischtes. Die Artikulation der Konsonanten ist weniger markiert, und die eigentümlich geschnalzten Lippen-, Zahn- und Kehllaute werden nicht mehr gehört. Auch ist die Sprache sehr verdorben, viele alte Worte sind bereits vergessen und durch spanische ersetzt; immerhin aber hat sie sich reiner erhalten als im Santathale und im Departement Ancachs.

Später am Nachmittage machte ich in Begleitung Don José Hurtados einen Spaziergang durch die Gegenden der Stadt, in denen ich noch nicht gewesen war, bemerkte aber in diesen ebensowenig Sehenswertes, als bei der ersten Besichtigung des Orts gleich nach meiner Ankunft. Wir besuchten mehrere Kirchen, deren es ausser der Kathedrale nicht

weniger als sechs giebt. Alle sind aus Lehmsteinen gebaut von aussen unscheinbar, nicht einmal getüncht, im Innern öde und kahl; die sogenannte Kathedrale unterscheidet sich von den übrigen nur durch ihre Grösse. Der von nackten Wänden eingeschlossene Raum ist eine lange, weiss angestrichene Halle, die mehr einem Speicher gleicht als einem Gotteshaus, die Decke besteht aus einem Giebeldach von unbehauenen Baumstämmen. Das einzige Freundliche in der Kirche war der Boden, den man zur Feier des Fronleichnamsfestes dicht mit Blumen bestreut hatte. Die Kathedrale führt diesen anspruchsvollen Namen, da Chachapoyas der Sitz eines Bischofs ist. Der derzeitige Seelenhirte hatte sich aber mit seiner Herde entzweit, und liess seine Pflegebefohlenen den Weg ins bessere Leben ohne seine Beihilfe suchen. Er hält sich stets an anderen Orten auf, und ich sah ihn bei meiner Rückkehr in Trujillo. Unter Aufsicht des Bischofs sollte eigentlich auch eine höhere Schule und ein Priesterseminar stehen, doch sind diese Anstalten zwar vom Kongresse beschlossen worden, aber nie ins Leben getreten.

Der Handelsverkehr von Chachapoyas ist ganz unbedeutend und beschränkt sich, wie bereits erwähnt wurde, auf eine Strasse, die auf den Hauptplatz ausmündet. Auch die wenigen grösseren Warenlager haben nur geringe Auswahl; in vielen Läden sieht man wohl Mustertische und Schaukästen, aber nichts zu verkaufen. Am besten sind wie überall noch die Schanklokale versehen, aber auch bei diesen sind meist die Fächer an den Wänden leer oder mit Reihen von Flaschen ohne Inhalt besetzt. In früheren Jahren soll die Stadt nicht so ärmlich und leblos gewesen sein wie gegenwärtig, und das mag sich allerdings so verhalten haben. Chachapoyas ist die Hauptstadt eines Departements und es lebten hier wie in anderen Städten Perus eine Anzahl überflüssiger, aber gut bezahlter Beamten, für deren Gehalte allmonatlich Geldladungen von Lima geschickt wurden. Dazu kam gewöhnlich noch ein Bataillon Soldaten mit einem zahlreichen Offizierkorps, deren Unterhalt gleichfalls eine ansehnliche Summe in die Provinz brachte. Jetzt hat sich dies geändert. Das Geld ist in Lima so knapp geworden, dass für die Departements wenig übrig bleibt. Die Erzeugnisse der Gegend aber, die hauptsächlich in Vieh, Garten- und Feldfrüchten bestehen, sind schon an sich wenig zur Ausfuhr geeignet, und diese ist zudem durch die Entfernung von der Küste und die Beschaffenheit der Wege sehr erschwert. Die Leute sind also arm, allein alle haben genug zur Bestreitung ihrer bescheidenen Bedürfnisse, niemand leidet Not und es giebt keine Bettler. Eine besondere Volkstracht, wie sie sich in einzelnen Gegenden Perus erhalten hat, habe ich weder in der Stadt, noch auf

dem Wege dahin bemerkt. Die Männer tragen Strohhut und Poncho, gehen fürs Gewöhnliche barfuss und legen nur bei längeren Wegen Sandalen aus ungegerbter Rinderhaut an. Auch Kinder wohlhabender Leute bleiben bis zum zehnten Jahre ohne Schuhe, oder tragen sie nur an Sonn- und Festtagen. Die Weiber haben Röcke von schwarzblauem, selbstgewebtem Wollenzeug, der Oberkörper ist nur von einem Hemd bedeckt, über welches ein viereckiges Stück von dunklem Zeug, Llijlla genannt, lose um die Schultern geschlagen wird.

Chachapoyas ist die Hauptstadt des Departements Amazonas und hatte bei dem letzten Census (1876) eine Einwohnerzahl von 3360 Köpfen, mit den umliegenden Gütern und Höfen 4200. Die Einwohnerzahl des ganzen Departements belief sich auf 34 000. Dieses zerfällt seiner politischen Einteilung nach in drei Provinzen: Chachapoyas, Luya und Bongarà, mit Rücksicht auf seine Bodenverhältnisse jedoch in vier Gegenden. Die erste derselben ist der Landstreifen am rechten Ufer des Marañons bis zur Wasserscheide des Höhenzugs, der diesen Fluss vom Utcubamba scheidet; der übrige grösste Teil des Departements besteht aus den Gebieten dreier Nebenflüsse des Marañons, nämlich des Utcubamba, in dessen Thale wir herabgestiegen sind, des Chuchanga und des Nieva. Diese drei Flüsse sind nur in den ihrer Einmündung in den Marañon nahe liegenden Strecken für Flösse schiffbar. Das Thal des Utcubamba ist in seiner ganzen Ausdehnung von Mestizen und christlichen Indianern bewohnt, das des Chuchanga und Nieva aber nur in den oberen Gegenden und auch dort nur spärlich. Weiter unten, in der Nähe des Marañons, wohnen unbekehrte Wilde, Aguarunas genannt, welcher Name aus dem spanischen Wort Agua — Wasser — und dem Keshuawort runa — Mensch — zusammengesetzt ist. Der Abschnitt des Marañons, welcher die Departements Amazonas und Cajamarca scheidet, ist der unzugänglichste seines ganzen Laufs, voll von Stromschnellen, gefährlichen Wirbeln, engen Felsenschluchten und plötzlichen Wendungen.

Die Spanier besetzten das Land der Chachapoya-Indianer zuerst im Jahre 1536. Nach der Gründung von Trujillo (1535) beauftragte der Statthalter Francisco Pizarro den Marschall Alonso de Alvarado mit der Erforschung und Unterwerfung desselben. Dieser brach mit 20 Gefährten von Trujillo auf, überstieg die Küstenkordillera und gelangte zunächst nach Cochabamba am Chota, einem linkseitigen Nebenflusse des Marañons, hielt aber ein weiteres Vordringen mit so wenigen Leuten für zu gefährlich und begab sich nach Lima zurück, um über seinen bisherigen Marsch Bericht abzustatten. Mit Verstärkungen von Fussvolk

und einigen Reitern rückte er sodann von Neuem von Trujillo aus, nahm die in Cochabamba zurückgelassene Mannschaft mit sich und erreichte nach mehreren Gefechten mit den Eingebornen den Marañon, dessen Übergang ein Heer von 8000 Indianern ihm streitig machen wollte. Trotz des Widerstands setzte er auf Flössen über den Fluss und bemühte sich auf seinem weiteren Zuge durch das Thal des Utcubamba, die tapferen Chacha-Indianer durch gütliche Unterhandlungen zu gewinnen, was ihm auch gelang, nur in der Provinz Chilca wollten sich einige Widerspenstige nicht fügen und wurden in einem Gefechte besiegt. Noch im selben Jahre gründete Alvarado darauf in der Gegend von Llahuantu, — das heutige Levanto — die Stadt San Juan de la Frontera, ein Name, der später ausser Gebrauch kam, indem die neugegründete Kolonie nach dem Indianerstamm und der von diesem bewohnten Gegend Chachapoyas benannt wurde.

Die Ethymologie des Wortes Chachapoyas ist nicht ganz klar, indes ist es von Interesse sie zu untersuchen, da sie einiges Licht über die Stammesverwandschaft der alten Bewohner bringt. Das Wort chacha gehört der Aimaràsprache an und kein ähnlich lautendes findet sich im Keshua. Es bedeutet als Substantiv den Mann, den Gatten; als Adjektiv männliches Wesen, Tapferkeit, Entschlossenheit und entspricht in beiden Formen ganz dem 'Kari des Keshua. Wenn somit über die erste Hälfte des Wortes Chachapoya kein Zweifel obwaltet, so ist die Bedeutung der beiden letzten Silben allerdings nicht ganz so sicher. Weder im Aimarà noch im Keshua giebt es die Worte poya oder puya, die letztere Sprache enthält nur den ähnlich lautenden Ausdruck puyu, welcher Nebel, Wolken bedeutet. Will man also annehmen, dass das u am Ende des Wortes durch nachlässige Aussprache in a übergegangen ist, so würde chacha-puyu eine Wolke von Männern besagen, ein bildlicher Ausdruck für die grosse Anzahl von Kriegern, welche die tapferen Chachas ins Feld zu stellen vermochten. Ziehen wir weiter in Betracht, was früher über den Namen der Festung von Cuelap »La malca« bemerkt wurde, den wir ebenfalls als der Aimaràsprache entnommen, erkannt haben, so wird es erlaubt sein, das Zusammentreffen dieser beiden Orts- und Volksnamen nicht als zufällig zu betrachten. In der That brauchen wir uns nicht weit in der Gegend umzusehen, um Ortsnamen zu finden, die denselben Ursprung verraten. Am oberen Laufe des Marañons finden wir die Orte Chavin und Chuquibamba, welche beide im Keshua keinen Sinn haben, wohl aber im Aimarà, denn Chavin (chapin) bedeutet »im Busch« Chuquibamba (chokepampa) das Goldfeld, der Name des Marañons selbst war früher

Chuquimayo (Chokemayo) der Goldfluss; weiter südlich im Departement von Ancachs finden wir den Ortsnamen Huari, das Aimaràwort für Vicuña. Diesen Beispielen, denen noch viele Namen von Orten in anderen Gegenden des Hochlands hinzugefügt werden könnten, sind weitere Belege für die ehemalige Verbreitung der Aimaràrasse, welche bereits bei der Beschreibung der Ruinen von Chavin de Huantar und ausführlicher in der Einleitung zu meiner Arbeit über die Aimaràsprache besprochen wurde.

Das Departement Loreto.

Chachapoyas war der fernste Punkt, den ich auf meiner Wanderung durch den Norden Perus berührte. Da es mir hauptsächlich darum zu thun war, Überreste von Bauwerken aus alter Zeit aufzusuchen, so hatte ich eigentlich mein Reiseziel schon in Cuelap erreicht, denn darüber hinaus finden sich in jener Gegend keine Ruinen mehr. Für eine weitere Ausdehnung meiner Reise würde ich also keine andere Veranlassung gehabt haben, als den natürlichen Wunsch, welchen jeder fühlt, der zum ersten Male ihm noch fremde Länder besucht: so viel neues zu sehen als möglich. Allein man muss seine Reiselust zu zügeln wissen, sonst werden ihr zuweilen in unerwarteter und unangenehmer Weise Schranken gesetzt. Die am meisten nach Norden und Osten gelegenen Gegenden des peruanischen Gebiets liess ich daher unbesucht, da ihre Bereisung für sich allein mehr Zeit erfordert haben würde, als der bisher zurückgelegte Weg. Die Notizen, die ich hier folgen lasse, beruhen daher nicht auf eigener Anschauung und Erfahrung, indessen sind sie teils amtlichen Berichten entnommen, teils mündlichen Mitteilungen, die mir zuverlässig schienen; und wiewohl sie sich auf Gegenden beziehen, die zum Teil ausserhalb des Hochlands liegen, mit welchem sich dies Buch beschäftigt, so mögen sie doch als Fortsetzung des vorigen Kapitels hier ihren Platz finden.

Der ganze weite Landstrich im Nordosten Perus, welcher an Ausdehnung dem übrigen Gebiet der Republik beinahe gleichkommt, bildet einen politischen Verwaltungsbezirk unter dem Namen Departamento fluvial de Loreto. Dieses Departement stösst im Norden an Ecuador und Columbia, reicht nach Osten bis an die brasilianische Grenze, welche der Javari bildet, und nach Südosten an den Landstrich, der in den letzten Grenzregulierungen an Bolivien abgetreten wurde. Es gehört zum grössten Teil der Waldregion an und wird durchströmt vom Marañon, der von jetzt an Amazonenstrom genannt wird und dessen grossen Nebenflüssen, im Norden von dem Napo, Pastaza und

Morona, im Süden vom Huallaga und Ucayali. In diesen entlegenen Gegenden, wo weite Strecken noch nie von Weissen, und wenn je, nur von einzelnen opferfreudigen Missionaren betreten worden sind, finden sich an der Grenze der Zivilisation nur zwei grössere Niederlassungen: Moyobamba und Iquitos. Der erstere dieser beiden Orte liegt zwischen der Cordillera central und Cordillera oriental, also noch im Hochland, die letztere noch viel weiter nach Osten am Ufer des Amazonenstroms.

Der Weg von Chachapoyas nach Moyobamba beträgt nach den in den Tabellen der Post angegebenen Entfernungen 50 Leguas, welche gewöhnlich in acht Tagen zurückgelegt werden, und da die Gegend, durch welche man kommt, fast ganz unbewohnt ist, muss der Reisende sich für ebenso viel Zeit mit Lebensmitteln versehen. Man begiebt sich zunächst nach Molinapampa, wo man nach einem siebenstündigen Ritte auf gutem Wege anlangt; dort mietet man die zur Weiterreise erforderlichen Tiere, denn von hier bis Rioja, sechs Leguas von Moyobamba, trifft man keine bewohnten Häuser mehr an. Man beginnt jetzt die Bergkette zu ersteigen, welche die Wasserscheide zwischen dem Utcubamba und Huallaga bildet und zum Unterschiede von den westlichen und östlichen Höhenzügen Cordillera central genannt wird. Weiter südlich bildet diese Kette die rechtseitige Thalwand des Marañons und man befindet sich auf ihrem Kamm, wenn man durch den Pass Calla Calla in das Thal des Utcubamba hinabsteigt. Der höchste Teil dieser kalten Puna oder Jalca auf dem Wege zwischen Chachapoyas und Moyobamba heisst Pisco huañuy (der Vogeltod) oder Pisco huañuna (Ort, wo Vögel sterben). Auf halbem Wege dieses mühsamen Aufstiegs liegt der Tambo Ventilla, ein elendes Schutzdach über schlecht gemauerten Steinwänden. Hat man die Wasserscheide überschritten, so steigt man beständig wieder bergab auf einem schlüpfrigen Wege voll sumpfiger Stellen und Schlammlöcher bis zum Rio negro, und kommt dabei nach einander zu den Tambos Bagazan (sieben Stunden von Ventilla), Almirante (fünf Stunden). Pucatambo (sechs Stunden) und Visitador (sechs Stunden). Der letzte Teil des Abstiegs ist der schlimmste, denn er besteht aus einer langen Treppe, deren Stufen oft zwei Fuss hoch sind. Eine Merkwürdigkeit in der Nähe des Tambo Visitador ist der Rio negro, der schwarze Fluss, welcher durch zwei Öffnungen aus dem Felsen hervorbricht. Antonio Raimondi erklärt diese Flussquelle dadurch, dass der Fluss Bagazan, in dessen Thale man herabsteigt, sein Wasser durch Einsickern in den Sandstein verliert, worauf es dann filtriert aus einer Spalte des Felsens wieder hervortritt. Vom Tambo Visitador an wird der Weg besser. Man gelangt

von hier in vier Stunden nach Rioja und sodann über Calzada in sechs Stunden nach Moyobamba. Auf diesem letzten Stücke des Weges müssen die Flüsse Tonchiman, Indoche und Indañe durchritten werden. Alle sind Nebenflüsse des Mayo oder San Miguel, der sich in der Gegend von Moyobamba nach Süden wendet und sich in den Huallaga ergiesst, da wo dieser die Cordillera oriental durchbricht.

Die Stadt Moyobamba liegt am Fusse des Westabhangs dieser Cordillera, weniger als einen Kilometer vom Ufer des San Miguel, 860 Meter über dem Meere und 97 über dem Spiegel des Flusses, auf einem Plateau von Sandstein, an dessen Basis der San Miguel vorbeifliesst. Moyobamba ist Hauptort der Provinz gleichen Namens und hatte 1876 7000 Einwohner. Im Vergleich zu dieser Zahl ist die Ausdehnung der Stadt eine sehr grosse, da die meisten Häuser Gärten haben, die zuweilen so gross sind, dass manche Strassengevierte nur zwei oder drei Häuser enthalten. Diesem Umstand verdankt vielleicht die Stadt ihren Namen, denn Muya-pampa bedeutet eine Ebene mit Obstgärten. Die Stadt ist regelmässig ausgelegt, hat aber enge ungepflasterte Strassen, besetzt mit unscheinbaren Häusern, von denen nur wenige mit Ziegeln, die meisten mit Palmblättern gedeckt sind. Bei der bröckeligen Beschaffenheit des Sandsteins haben die in dieser Gegend heftigen und häufigen Regengüsse tiefe Furchen in den Boden gegraben, die an einzelnen Stellen beinahe zu Schluchten geworden sind. Unter der Bevölkerung giebt es viele Weisse, auch die Mischlinge sind heller als in anderen Gegenden der Republik. Die Hauptbeschäftigung der Bewohner ist das Flechten von Strohhüten, von welchen zuweilen Partien nach Lima gebracht, die meisten aber nach Brasilien verkauft werden. Diese Industrie ist zwar eine gute Erwerbsquelle, wirkt aber nachteilig auf die Gesundheit und die Körperentwicklung der jungen Leute. Auch hat sie eine gänzliche Vernachlässigung des Ackerbaus zur Folge gehabt, so dass in Moyobamba, trotz der Fruchtbarkeit der Gegend und des Reichtums der Vegetation weder Überfluss noch Auswahl in den Nahrungsmitteln angetroffen wird. Frisches Fleisch ist selten, Brot fehlt oft, die am meisten genossenen Vegetabilien sind Bananen und Yuca, welche auf verschiedene Weise zubereitet werden.

Moyobamba war ehemals die Ostmark des alten Inkareichs. Ehe das Land den Inkas unterthan wurde, standen die Bewohner in einem gewissen Abhängigkeitsverhältnis zu Chachapoyas und unterwarfen sich ihren neuen Herren ohne Widerstand, als sie erfuhren, dass die Chachas sich ergeben hatten. In der Gegend von Moyobamba fand einst der tapfere Häuptling der Chancas, Hancu Huallu eine Zufluchtstätte, als

er in die Wildnis zog, um nicht länger unter dem Joche der Inkas zu leben. Die Spanier nahmen von der Gegend Besitz unter Alonso de Alvarado, dem Erforscher und Eroberer von Chachapayos und Gründer der Stadt San Juan de la Frontera. Nach der Niederwerfung des allgemeinen Indianeraufstandes unter dem Inka Manco im Jahre 1537 unternahm dieser mit 120 Leuten, von denen die Hälfte beritten war, einen Entdeckungszug in die östlichen Gegenden und kam bis Moyobamba, über welchen Punkt hinaus er trotz wiederholter Versuche nicht vorzudringen vermochte, da er das Land vollkommen wegelos und mit dicht verwachsenen Wäldern bedeckt fand.

Es sind seitdem bereits über 350 Jahre verflossen, allein an den damaligen Zuständen hat sich fast nichts geändert. Ist der Weg von Chachapoyas her schon ein schlechter, so lässt er sich doch während der trockenen Jahreszeit stets auf Maultieren zurücklegen, und der Reisende braucht nur an den schlimmsten Stellen abzusteigen; aber diese sind leicht und angenehm im Vergleich zu den Strapazen bei einer Fortsetzung der Reise von Moyobamba nach Balsapuerto. Der Abstand der Cordillera central und oriental ist in diesen nördlichen Gegenden grösser als im Süden und Moyobamba liegt zwischen beiden, der östlichen Kette etwas näher als der westlichen. Die Cordillera oriental bildet anfangs die rechtseitige Thalwand des Huallaga, bis sie durch diesen im sogenannten Pongo de Aguirre durchbrochen wird, und setzt sich darauf als weit niedriger Gebirgszug an der linken Seite des Huallaga fort. Dieser Endausläufer der östlichen Kette muss also überschritten werden, wenn man sich von Moyobamba in das Thal des Huallaga begeben will, wo dieser Fluss schiffbar geworden ist. Am östlichen Abhang der Kette entspringt der Paranapuras, ein Nebenfluss des Huallaga, und in den ersteren ergiesst sich ein kleinerer Nebenfluss, der Cachiyacu (Salzwasser). Obgleich diese Flüsse nur einen kurzen Lauf haben, so sind sie durch die reichlichen Regengüsse jener Gegend wasserreich und schiffbar, und am Cachiyacu liegt der Ort Balsa-puerto — der Flosshafen —, über den die Handelsstrasse von Brasilien nach Moyobamba führt. Um dem Leser eine ungefähre Vorstellung von dieser sogenannten Strasse zu geben, lassen wir hier einen Auszug aus einem Berichte folgen, den der Professor Raimondi über die Provinz Loreto veröffentlicht hat.[1])

Dieser Pfad, welcher wenig über 12 Leguas lang ist, erfordert so

1) Apuntes sobre la provincia litoral de Loreto, abgedruckt in der Geografia del Peru von Matéo Paz-Soldan.

viel Zeit und ist so mühsam, dass alle Bewohner des Landes seine Länge zu 25 Leguas schätzen. Keine Worte sind imstande, eine Idee von der Beschaffenheit dieses Weges zu geben. Man stelle sich die Plagen der armen Indianer vor, die fast mit Gewalt gedungen, auf ihrem Rücken Lasten von mehr als drei Arroben (75—80 Pfund) schleppen, während man Mühe hat, das blosse Gewicht seines Körpers fortzubewegen. Beginnt man die Wanderung in Balsapuerto, so bleibt man anfangs in der Nähe des Flusses Cachiyacu, und kommt zunächst zum Flusse Urubico, der wenig Wasser führt, dann durch einen dichten Wald, an den Cachiyacu, dessen einen Arm, den Caño de Canoapuerto man wegen seines gewundenen Laufes dreimal nacheinander durchwaten muss. Hier beginnt ein abscheulicher Weg an einem steinigen und steilen Abhang, wo man sich nach Art der Affen mit Händen und Füssen festhalten muss. Anderthalb Leguas von Balsapuerto gelangt man ans Ufer des Mullique, welcher in den Chachiyacu mündet. Auch dieser muss durchwatet werden, wobei man Gefahr läuft vom starken Strome fortgerissen zu werden. Diese Flussübergänge werden so häufig, dass an Ablegen der Kleider nicht zu denken ist, es bleibt nichts übrig als mit nassem Leibe weiter zu marschieren. Schon bald nachdem der Mullique passiert ist, muss man neuerdings bis an den Gürtel ins Wasser, um den Cachiyacu zu durchwaten und zwar dreimal auf einer Strecke von einem halben Kilometer. Die zweite Furt ist gefährlicher als die erste, denn der Strom ist stärker, und auch die dritte ist sehr lästig wegen der Tiefe des Wassers, das bis an die Brust reicht. Die Indianer müssen hier ihre Lasten am Ufer ablegen und sie durch ihre Gefährten sich auf den Kopf laden lassen, um sie vor Durchnässung zu bewahren.

Nach dieser letzten Furt verlässt man den Cachiyacu und tritt in ein anderes Thal, wo man im Flussbett des Escalerayacu (Treppenwasser) marschieren muss. Dieser Fluss ist zwar seicht, aber lästig wegen seiner vielen Windungen, deren man neun auf der Strecke eines Kilometers zu durchwaten hat. Es giebt dort gar keinen sichtbaren Pfad, daher man immer die Träger im Auge behalten muss, um sich nicht im Walde zu verlieren. Nach der letzten Furt des Escalerayacu, ungefähr 3 Leguas von Balsapuerto, nimmt der Weg eine neue Form an, er wird senkrecht. Er besteht aus einer Leiter von Holzstämmen, an welchen Sprossen mit Schlingpflanzen gebunden sind. Die armen Träger müssen mit ihren Lasten diese an beinahe lotrechten Felsen angelehnte Treppe erklimmen, wo ein Fehltritt oder das Reissen eines Bastseils ihnen das Leben kosten würde. Hat man die Leiter hinter sich, so fährt man fort an den steilen Felsen hinaufzuklettern bis zur

Spitze eines Berges, welcher Icuti heisst, und dessen Abstieg auf der anderen Seite ebenso beschwerlich ist als der Weg hinauf. Kaum ist man am Fusse dieses Bergabhanges angelangt, so vernimmt man ein dumpfes Getöse. Es ist der gefürchtete Bergstrom Pumayacu (Löwenstrom), dessen brausendes Wasser über nackte Felsen herabstürzt. Der Übergang über diesen Fluss ist der gefährlichste des ganzen Weges und schon viele Reisende und Träger sind dort verunglückt. Das Bett des Pumayacu wird von abwechselnd aufeinanderfolgenden Schichten von Thon und Sandstein gebildet, welche gleich dem Strome in einem Winkel von 45 Grad geneigt sind. Bei der verschiedenen Festigkeit der Steinlagen ist der Thon vom Wasser ausgewaschen worden, während der Sandstein geblieben ist und daher quer durch das Flussbett laufende Kämme bildet, welche durch tiefe Löcher von einander getrennt werden. Es entstehen so geneigte Ebenen von Sandstein, über welche das Wasser mit entsetzlicher Geschwindigkeit dahinschiesst. Die Furt des Pumayacu ist der Kamm einer solchen Sandsteinlage, ein Pfad unter dem Wasser, weniger als eine Elle breit. Wehe dem, der beim Übergang dieses gefährlichen Flusses schwindelig wird oder einen Fehltritt thut. Auf der einen Seite würde er in einen Wassertümpel fallen, aus dem er sich nicht herausarbeiten könnte, denn die Macht des Stromes würde ihn unter den ausgehöhlten Sandstein drücken und festhalten; auf der anderen würde er vom Strome über eine glatte Fläche gerissen und in die Wirbel gezogen, die das Wasser am Fusse des Felsens aufwühlen. Die indianischen Träger, die den Pumayacu zu überschreiten haben, reichen einander die Hände und bilden eine Kette, und wenn der Fluss durch Regen anschwillt, warten sie am Ufer, bis das Wasser wieder gefallen ist. —

Hat man die andere Seite des Pumayacu erreicht, so sind die Schwierigkeiten des Weges noch nicht zu Ende. Eine Legua weiter kommt man zu einem anderen Flusse, Chuclluyacu genannt, der zwar nicht viel Wasser enthält, den man aber auf einer Strecke von nur einem Kilometer neunmal zu durchwaten hat. Darauf gelangt man zum Ufer des Maschcayacu, eines kleinen Flusses mit sehr vielen Windungen, welcher der Anfang des Cachiyacu zu sein scheint, an dem Balsapuerto liegt. Der Weg führt am steinigen Flussbett hin und wenn sich der Fluss den Felsen des Ufers nähert, so muss man ihn durchwaten, was nicht weniger als achtzehnmal geschieht. Dabei sind die grossen Steine am Grunde mit einer grünlichen, gallertartigen, vegetabilischen Masse bedeckt, welche schlüpfriger ist als Seife.

Endlich erreicht man den Kamm der Berge, welche den Fluss von

Moyobamba vom Paranapuras und Chachiyacu scheiden. Man steigt jetzt durch weniger wasserreiche Schluchten hinab und verlässt allmählich die Waldregion, um in eine baumlose, mit Gras bewachsene Gegend einzutreten, welche unter dem Namen Pajonal (Strohfeld) bekannt ist. Hier haben endlich die Beschwerden des Weges ein Ende und nach einem Marsch von vier Tagen, auf welchem man an jedem kaum drei Leguas zurücklegen kann, trifft man wieder einen bewohnten Ort, Jesus del Monte. Von hier bis Moyobamba sind noch etwas über vier Leguas und ist dieses letzte Ende des Weges im Vergleich zu dem früheren ziemlich gut; immerhin muss man auch hier noch viele Flüsse überschreiten, von denen die grösseren Rumiyacu, Yanayacu, Jumingue heissen. Der letzte ist der sanftfliessende Mayo oder San Miguel.

Der Bericht Raimondis über das Departement Loreto ist allerdings schon vor dreissig Jahren geschrieben, allein nach Erkundigungen, die ich in Chachapoyas einzog, befindet sich der oben beschriebene Weg gegenwärtig noch in demselben Zustande wie damals. Auch von dem Kanonikus Doktor Julio Zárate in Lima wurde mir dasselbe bestätigt. Dieser war Sekretär des Bischofs von Chachapoyas, D. Pedro Ruiz und begleitete den Prälaten auf seinen Reisen. Der Bischof war ein edler, aufopfernder Mann, der jahrelang in der Provinz Loreto umherzog, unermüdlich an der Bekehrung der Indianer arbeitete und endlich nach seiner Rückkehr an den Folgen der erduldeten Strapazen starb. Bei der Reise von Balsapuerto nach Moyobamba trugen der Bischof und er nur eine Hose von dünnem Baumwollenzeug, eine ebensolche Bluse, Schuhe von Segeltuch, die über den Knöcheln festgebunden waren, einen Strohhut und zur Stütze einen langen Stock. In diesem Anzuge durchwateten sie die Flüsse, liessen die Kleider am Leibe trocknen und schliefen sie nachts. An gefährlichen Orten, wie auf der Leiter und beim Übergang des Pumayacu liess sich Zárate zur Vorsicht ein Seil um den Leib schlingen, der Bischof ging frei. Sobald sie abends an den Ort kamen, der für ihr Nachtlager bestimmt worden war, hieben ihre indianischen Begleiter mit langen schwertartigen Messern Bäume nieder, errichteten eine Hütte, die mit Palmblättern gedeckt wurde und stellten mit denselben Blättern ein Lager her, so dass die Reisenden nicht auf dem feuchten Boden zu liegen brauchten. Alles dieses erforderte weniger als eine Stunde Zeit, und während die einen damit beschäftigt waren, kochten andere das Essen aus getrocknetem Fleisch und Reis. — In Lima wurde ich mit der Wittwe eines französischen Ingenieurs bekannt, der im Dienst der peruanischen Regierung nach Iquitos geschickt worden war. Sie reisten zu Land und die Frau begleitete

ihren Mann. Auf dem Wege von Moyobamba nach Balsapuerto wurde sie auf einem stuhlartigem Gestell festgebunden, welches zwei starke Indianer abwechselnd auf dem Rücken trugen. Die sonst ganz mutige und entschlossene Frau konnte sich nicht ohne Schaudern dieser Reise erinnern, wiewohl sie die gefährlichsten Stellen garnicht sah, denn sie hielt fast immer die Augen geschlossen.

Der Warenaustausch, der zwischen Moyobamba und Balsapuerto stattfindet, besteht in Strohhüten, die von der ersteren Stadt nach Brasilien geschickt werden und in getrocknetem Fisch, der im Ucayali gefangen und eingesalzen wird. Die Träger, welche diesen Transport besorgen, werden von früher Jugend an das Tragen der Lasten gewöhnt, wie einst im Mittelalter die Kinder der Edelleute an die eiserne Rüstung. Ihrem Alter entsprechend vermehrt man das Gewicht der Last, sodass diese ihnen gewissermassen ein Teil ihres Körpergewichtes zu sein scheint.

Da der Marañon und seine grossen Nebenflüsse, der Huallaga und Ucayali, in ihrem oberen Lauf nicht schiffbar sind wegen ihres starken Gefälles, ihren häufigen Stromschnellen und der Unwegsamkeit ihres Bettes, so wäre es von grosser Wichtigkeit, die von der Meeresküste entfernten Gegenden des Hochlandes durch gute Wege mit dem schiffbaren Teil der Flüsse zu verbinden; allein so dringend und vielbesprochen ein solches Bedürfnis ist, so ist bis jetzt keiner der zu diesem Ende entworfenen Pläne zur Ausführung gelangt, und es führt kein gangbarer Reitweg weder an das Ufer des Marañons oder Huallaga, noch zu einem der schiffbaren Nebenflüsse des Ucayali. Der Fluss Mayo, der in der Gegend von Moyobamba ein ruhig fliessender Strom ist und von kleinen Fahrzeugen auf einer Strecke von beinahe 20 Leguas befahren wird, ist für eine Verbindung mit dem Huallaga nicht zu gebrauchen, denn in der Gegend, wo er das Gebirge durchbricht, um sich mit dem Huallaga zu vereinigen, wird er reissend, und sein Bett eng und felsig. Auch liegt seine Mündung noch oberhalb des Pongo de Aguirre, einer Stromschnelle des Huallaga, unterhalb welcher dieser erst ohne fernere Unterbrechungen schiffbar wird.

Das weite zu Peru gehörige Gebiet, welches der Marañon und seine Nebenflüsse durchströmen, nachdem sie aus dem Gebirge hervorgetreten sind, ist den übrigen Teilen der Republik gewissermassen fremd, ist weiter von Lima entfernt als Europa und die Vereinigten Staaten; denn um sich dahin zu begeben, muss man nach Panamà reisen, von da über Barbados nach Parà, um endlich den Amazonenstrom hinaufzufahren. Es werden dorthin peruanische Verwaltungs- und Justizbeamten ge-

schickt, der zivilisierte Teil der Bevölkerung bedient sich der spanischen Sprache, aber im übrigen haben sie keinen Anteil am peruanischen Staatsleben und folgen dessen Wechselfällen mit gleichgiltigen Blicken: ihre Interessen liegen alle stromabwärts und sie gehören in wirtschaftlicher Hinsicht zu Brasilien. Ehe Loreto zum Departement erhoben wurde, war es eine von Chachapoyas abhängige Provinz, welche in zwölf Verwaltungsbezirke zerfiel. Gegenwärtig wird das Departement in fünf Provinzen geteilt, von denen Moyobamba die am meisten bevölkerte ist und bereits besprochen wurde. Von den übrigen liegen zwei im Thale des Huallaga und die beiden anderen teilen sich in das vom Amazonenstrom durchflossene Gebiet.

Die Provinz Huallaga umfasst die obere Thalgegend dieses Flusses unterhalb des Departements Huánuco und hat als Hauptort Sapotoa, einen ziemlich gut gebauten Flecken am Flusse gleichen Namens, der sich von der linken Seite in den Huallaga ergiesst. Der untere Teil des Thals dieses Flusses, welcher früher zur Provinz Huallaga gehörte, ist neuerdings von dieser getrennt und unter dem Namen San Martin zu einer besonderen Provinz gemacht worden. Der Hauptort derselben ist Tarapoto, eine der ansehnlichsten Ortschaften dieser entlegenen Gegend. Diese Stadt liegt inmitten einer schönen Flur 25 Leguas südlich von Moyobamba am rechten Ufer des kleinen Flusses Chilcayo, drei Leguas vom Mayo, sechs vom Huallaga entfernt und 420 Meter über dem Meere. Tarapoto wurde im Jahre 1782 von dem derzeitigen Bischof von Trujillo Don Baltazar Compañon gegründet und zählt gegenwärtig gegen 5000 Einwohner. Seitdem der Huallaga von Dampfern befahren wird, hat sich der Handel der Stadt bedeutend gehoben. Die Bewohner bauen Kaffee, Kakao, Tabak, Zuckerrohr, Baumwolle und verarbeiten diese zu Geweben. Die Indianer sind Lastträger, welche die von Brasilien kommenden Waren nach Moyobamba schaffen. Auch besuchen sie öfters den Ucayali, wo sie ihre Warenladungen gegen gesalzene Fische umtauschen und diese nach ihrem Orte zurückbringen. Als Hafen für Tarapoto dient der Ort Juan Guerra, am rechten Ufer des Mayo, drei Leguas von dessen Mündung in den Huallaga, und Chasuta, das am linken Ufer des Huallaga selbst liegt, und etwa sechs Leguas von Tarapoto entfernt ist. Die Bewohner dieser kleinen Ortschaften sind fast alle Ruderer, die auf den Fahrzeugen der Flüsse beschäftigt werden.

Die zwei Provinzen, welche das Land auf beiden Ufern des Amazonenstroms umfassen, werden als die obere und untere bezeichnet. Die obere Provinz — Alto-Amazonas — reicht vom Austritt des

Marañons aus dem Pongo de Manseriche bis zum Huallaga und die Ortschaften in der Nähe der Mündung dieses Flusses auf seinen beiden Ufern sind in diese Provinz mit einbegriffen. Die Hauptstadt von Alto-Amazonas ist Jevéros, ein Ort, der früher ansehnlich und unter der spanischen Herrschaft Hauptstadt der ganzen Provinz Mainas war — damals der Name des jetzigen Departements Loreto. Im Jahre 1840 zählte Jevéros über 5000 Einwohner, ist aber seitdem allmählich mehr und mehr zurückgegangen, und nach dem letzten Census hatte es nicht ganz 2000. Jevéros liegt eine Legua weit von dem kleinen Flusse Rumiyacu entfernt, welcher sich in den Aipéna ergiesst. Der Aipéna ist einer der grösseren Nebenflüsse des Huallaga und vereinigt sich mit diesem etwas oberhalb seiner Mündung in den Marañon. Durch den Aipéna also, von welchem Jevéros nur eine Tagereise weit entfernt ist, steht diese Stadt in Verbindung mit dem Huallaga und dem Marañon, denn wiewohl der Aipéna einen verhältnismässig kurzen Lauf hat, so ist er tief, fliesst ruhig und kann daher auch mit Dampfschiffen bis zur Mündung des Rumiyacu befahren werden. Die Mehrzahl der Einwohner von Jevéros sind Indianer, die beinahe nackt gehen; ihre Häuser bestehen nur aus Schutzdächern und Pfählen, allein der Ort ist sehr reinlich gehalten und macht trotz seiner Ärmlichkeit einen freundlichen Eindruck. Ein anderer Ort dieser Provinz ist Balsapuerto, der Hafen am Flusse Cachiyacu, von welchem bereits die Rede war. Auch hier hat sich die Bevölkerung gegen früher sehr vermindert, und zwar hauptsächlich wegen der Plackerei des Lasttragens auf dem oben beschriebenen Weg, zu welcher die Indianer von den Ortsobrigkeiten gezwungen wurden. Im Jahre 1840 lebten in Balsapuerto 400 Familien mit etwa 2000 Köpfen. 1846 wanderten auf einmal 168 Familien aus, um sich in Tarapoto, Santa Catalina und Sarayacu niederzulassen. Allmählich fiel darauf die Bevölkerung bis auf 500, ist aber gegenwärtig wieder auf 700 gestiegen. Der Trägerlohn für eine Last (75 Pfund) von Balsapuerto nach Moyobamba war damals 12 Reale oder 3 Mk. 60 Pf. Ein dritter Flusshafen ist Yurimaguas, welcher auf einem Plateau am linken Ufer des Huallaga, zwei Tagereisen unter Chasuta liegt. Der Ort ist unbedeutend und wenig bevölkert, verdient aber Erwähnung, da einer der Wege von Moyobamba dort endigt. Bemerkenswert ist auch der ausnehmend schöne Blick, den man dort von der Höhe herab auf das weite Thal des Huallaga geniesst.

Die untere Provinz — Bajo Amazonas — erstreckt sich von der Mündung des Huallaga bis zum Javarì, umschliesst im Süden das Flussgebiet des Ucayali, im Norden das des Napo, und das zu ihr gehörige

Territorium ist vielleicht grösser als das der anderen Provinzen zusammengenommen. Die dort befindlichen Ortschaften liegen in grossen Entfernungen von einander, fast alle am linken Ufer des Marañons, nur Sarayacu liegt am Ucayali. Der Marañon wird von der Mündung des Ucayali an Amazonenstrom genannt, manche geben ihm diesen Namen schon, nachdem er den Huallaga aufgenommen hat. Die Niederlassungen befinden sich alle auf Anhöhen oder Hochebenen, da die tief gelegenen Gegenden Überschwemmungen ausgesetzt sind, und auch wegen der dort herrschenden Fieberluft kaum bewohnt werden könnten. Früher war Nauta der wichtigste Ort der unteren Amazonen-Provinz, als der Endpunkt, bis zu welchem anfangs die brasilianischen Dampfschiffe fuhren. Nauta liegt auf der linken Seite des Flusses, der Mündung des Ucayali gegenüber, und verdankte dieser günstigen Lage seine verhältnismässig rasche Zunahme. Es wurde 1830 gegründet und in 30 Jahren wuchs seine Bevölkerung bis zu 1500 Köpfen. Seitdem jedoch das weiter stromabwärts gelegene Iquitos zum Haupthafen und Sitz der Behörden erhoben wurde, ging Nauta wieder zurück und hatte zur Zeit des letzten Census nur noch 600 Einwohner.

Zur Zeit, da Nauta in seiner Blüte stand, war Iquitos ganz unbedeutend und hatte 1860 kaum 400 Bewohner. Beim Census von 1876 war diese Zahl auf 1500 angewachsen und gegenwärtig (1887) übersteigt sie 4000. Iquitos liegt an der linken Seite des Amazonas, nahe bei der Einmündung des Nebenflusses Nanay. Der Strom ist dort beinahe eine halbe Legua breit und umschliesst eine grössere Insel, welche ebenso wie die Stadt benannt ist. Der Name beider rührt von dem Stamme der Iquitos-Indianer her, welche in der Gegend am linkseitigen Ufer des Nanay ihre Wohnsitze haben. Die ersten Bewohner waren Flüchtlinge aus der Ortschaft Borja am Ausgang des Pongo de Manseriche, welche sich hier niederliessen, als ihr Wohnort von den Wilden des oberen Marañons zerstört worden war. Die gegenwärtige Bevölkerung von Iquitos besteht zum grossen Teil aus Ausländern aller Nationen, peruanischen Beamten, Mestizen und Indianern. Die Mehrzahl der Fremden sind Kaufleute, die sich mit der Gewinnung des Kautschuks und dessen Ausfuhr beschäftigen, denn nur dem Kautschukhandel verdankt die Stadt ihr rasches Aufblühen. Die Indianer sind Arbeiter und Lastträger, welche in diesen Gegenden die Maultiere ersetzen müssen. Bei dem unterwürfigen Charakter dieser Menschen und ihrem durch langen Druck zur Natur gewordenen blinden Gehorsam gegen ihre Vorgesetzten ist ihre Lage wenig besser als die von Sklaven. Sie werden

von den Ortsvorstehern (Gobernadoren) an Kaufleute und Unternehmer verdungen, erhalten Vorschüsse, die meist in Waren bestehen und kommen nur selten aus ihren Schulden wieder heraus. Öfters werden sie samt ihren Verbindlichkeiten von einem Patron auf einen anderen übertragen, und wenn ihnen unter solchen Umständen der Druck, unter dem sie leben, unerträglich wird, so bleibt ihnen zur Wiedererlangung ihrer Freiheit kein anderes Mittel als die Flucht.

Die ausschliessliche Verwendung aller vorhandenen Arbeitskräfte zur Gewinnung des Kautschuks hat den Nachteil gehabt, dass der ohnehin geringe Ackerbau vollends vernachlässigt worden ist, obgleich bei der grossen Fruchtbarkeit des Bodens sich viele Orte sehr gut dazu eignen würden. Nur selten sieht man am Ufer der Flüsse kleine Strecken bebauten Feldes, gewöhnlich nur da, wo die Dampfschiffe anhalten, um ihren Bedarf an Brennholz einzunehmen. Auf der anderen Seite ist aber das Land durch den Kautschukhandel erschlossen worden. Viele bisher ganz wilde und gefährliche Indianerstämme sind dadurch gezähmt worden, dass man bei ihnen Bedürfnisse erweckte, zu deren Befriedigung sie sich jetzt mit Gummisammeln beschäftigen müssen. Einige fangen sogar an, sich als Lohnarbeiter zu verdingen, und der Handel hat so in wenigen Jahren etwas zu stande gebracht, woran die Missionare seit Jahrhunderten vergebens gearbeitet hatten. Die peruanische Regierung hat in Iquitos mit grossen Kosten eine Werkstatt für alle Bedürfnisse des Schiffsbaus herstellen lassen, Factoria naval genannt, welche mit Maschinen der verschiedensten Art ausgestattet war und grosse Vorräte an Eisen, Kupfer und Zink enthielt. Diese Faktorei wurde der peruanischen Dampfschifffahrts-Gesellschaft überlassen, welche die ganze Anstalt in Verfall geraten liess, so dass sich gegenwärtig die meisten Einrichtungen derselben in unbrauchbarem Zustande befinden. Auch ein schwimmendes Trockendock war auf Kosten des Staats mit grossen Geldopfern gebaut worden, welches beim ersten Versuch, es zu benutzen, zerbarst und in den Fluss versank.

Da Iquitos durch eine regelmässige Dampfschifffahrt mit Parà in Verbindung steht, so ist es mit allen Waren der europäischen und amerikanischen Märkte reichlich versehen und die Wohnungen der ausländischen Kaufleute sind mit einer den Bedürfnissen des Klimas Rechnung tragenden Eleganz eingerichtet. Iquitos ist daher ein weit zivilisierterer Ort als die Hauptstadt des Departements Moyobamba, welches in seiner Abgeschiedenheit ganz auf sich selbst angewiesen ist. Unter den Möbeln der Häuser ist allenthalben das wichtigste und am

meisten benutzte die Hängematte, welche zugleich als Sessel, Sopha und Nachtlager dienen kann.[1])

Eine Tagereise stromaufwärts von Iquitos liegt auf derselben Seite des Flusses Omaguas, eine alte Niederlassung der Missionare, die schon im 17. Jahrhundert gegründet wurde. Eine Tagereise stromabwärts, vier Leguas von der Mündung des Napo, liegt Puca Allpa (rote Erde) oder Nuevo Oran. Weiter unten, immer auf derselben Seite des Flusses, ist noch zu erwähnen Pebas, ein etwas grösserer Ort als der vorige und endlich Loreto, die letzte peruanische Ortschaft nahe an der brasilianischen Grenze, nach welcher das ganze Departement genannt worden ist, obgleich sie nur wenige Häuser zählt und die Bewohner meist Brasilianer sind.

In der Gegend an der rechten Seite des Marañons liegt am Ucayali, etwa 90 Leguas von seiner Mündung, Sarayacu, die Hauptstation der Missionen, im Jahre 1790 vom Pater Girtal gegründet und lange Zeit der Wohnort des seiner Zeit berühmten Pater Plaza. Die Bevölkerung bestand anfangs aus Indianern der Stämme Panas, Omaguas und Llomeos, zu welchen später noch Setebos, Sipibos, Conibos, Amahuacas, Remos und Capanahuas kamen, welche verschiedenen Elemente sich allmählich vielfach untereinander vermischten. Im Jahre 1859, als Raimondi Sarayacu besuchte, zählte der Ort noch 1030 Einwohner, die sich 1876 bis zu 282 vermindert hatten. Es scheint, dass alle Ortschaften oberhalb Iquitos an Einwohnerzahl abgenommen und zur Vergrösserung dieser letzteren ihre Beiträge geliefert haben. Übrigens hat Sarayacu als Wohnplatz eine ungünstige Lage, denn es befindet sich auf einer niedrigen Hochebene von sehr porösem Sandboden, der auch nach heftigen Regengüssen bald wieder austrocknet.

Der Fluss Yavarí, welcher die Grenze zwischen Peru und Brasilien bildet, fliesst durch eine an Gummibäumen reiche Gegend, in welcher mehrere tausend Arbeiter mit dem Kautschuksammeln beschäftigt werden, indessen liegen die Wohnungen und Faktoreien der Kaufleute an den Ufern zerstreut und es sind dort keine grösseren Ortschaften vorhanden.

Der Handel des Departements Loreto beschränkt sich auf den Verkehr mit Brasilien und durch die Häfen dieses Landes mit den überseeischen Plätzen. Mit Peru steht es wegen der Beschaffenheit der

1) Die Notizen über Iquitos und das Departement sind einem amtlichen Berichte entnommen: Informe que el prefecto de departamento de Loreto José Reyes Guerra, dirije al director de gobierno acerca de la visita que ha practicado en el bajo Amazonas (Mayo 1886).

Wege kaum in Verbindung. Ausgeführt werden nach Brasilien Strohhüte von Moyobamba, Salz und eingesalzene Fische, sowie Hängematten vom Ucayali, nach Europa Kautschuk, Harze, Tabak und Sarsaparilla; eingeführt werden von Parà europäische und nordamerikanische Waren. Der Kautschukhandel ist verhältnismässig neuen Datums, doch überwiegt die Ausfuhr dieses Artikels bereits alle anderen und die Verwaltungskosten des Departements, welche früher fast ganz aus der Staatskasse bestritten werden mussten und eine Last für die Republik waren, werden jetzt durch die im Zollhause von Iquitos erhobenen Aus- und Einfuhrzölle gedeckt. Der Verkehr auf dem Marañon und seinen grossen Nebenflüssen wird ausser durch Flösse und Kanoes durch brasilianische Dampfschiffe besorgt, welche nach einem regelmässigen Fahrplan die Hafenorte am Amazonas, Ucayali und Huallaga anlaufen.

Im Jahre 1851 schloss Peru mit Brasilien hinsichtlich der Schifffahrt auf dem Amazonenstrom einen Vertrag ab, demzufolge von peruanischen und brasilianischen Waren, die auf den Flüssen über die Grenze gebracht werden, in keinem der beiden Länder mehr Zölle oder Abgaben erhoben werden dürfen, als sie an ihrem Erzeugungsorte zu entrichten haben. Beide Länder kamen überein, der Gesellschaft, die sich zur Befahrung des Amazonas bilden würde, während fünf Jahren eine jährliche Unterstützung von nicht weniger als 20000 Pesos zu vergüten. Acht Jahre später (1859) wurde ein neuer Vertrag mit Brasilien vereinbart, durch welchen von seiten dieses Landes als eine besondere Begünstigung zugestanden wurde, was im ersten Vertrage als selbstverständlich vorausgesetzt worden war, dass nämlich peruanische Fahrzeuge den Fluss in seiner ganzen Ausdehnung und durch die Mündung desselben den Ozean befahren dürften, unter der Bedingung, dass sie sich den in Brasilien in Kraft stehenden Schiffahrtsverordnungen unterwürfen, wogegen Peru innerhalb seines Gebiets den brasilianischen Schiffen dieselbe Berechtigung einräumte. In diesem Vertrage wurde keine Unterstützungsumme festgesetzt, daher später die peruanische Regierung der brasilianischen Dampfschifffahrts-Gesellschaft für die Ausdehnung ihrer Fahrten auf das Gebiet der Republik eine sehr beträchtliche jährliche Entschädigung zu entrichten hatte.

Um den peruanischen Handel von der brasilianischen Gesellschaft unabhängig zu machen, schloss die Regierung der Republik 1876 einen Vertrag mit einer in Lima gebildeten Gesellschaft ab, kraft welches dieser die Dampfschifffahrt auf dem Marañon und seinen grossen Nebenflüssen im Departement Loreto übertragen wurde und zwar sollte

diese »Compañia de navegacion fluvial« drei Linien von Dampfern einrichten, eine von Iquitos nach Yurimagua am Huallaga, eine zweite von Iquitos nach Sarayacu am Ucayali und eine dritte nach Parà. Zum Dienst auf den ersten beiden Linien sollten Dampfer von 100—300 Tonnen, bei den Fahrten nach Parà Schiffe von 500 Tonnen verwendet werden. Bis die Gesellschaft ihre eigenen Schiffe bauen würde, stellte ihr die Regierung vier ihrer Dampfer gegen eine monatliche Miete von 1000 $ zur Verfügung. Zugleich wurden der Gesellschaft die Maschinenwerkstatt des Staats zur Benutzung überlassen und eine jährliche Unterstützung von 24,000 Pfd. Sterl. in monatlichen, in London zahlbaren Raten zugesichert, wogegen die Gesellschaft sich anheischig machte, die Regierungsbeamten und 20 Mann Soldaten auf Verlangen der Verwaltungsbehörden unentgeltlich zu befördern, sowie auf jeder Rückreise von Parà nach Iquitos 50 Kolonisten gegen Vergütung von Kostgeld. Bis zum Jahre 1879 hatte die Gesellschaft weder eigene Schiffe bauen lassen noch solche gekauft. Dann brach der Krieg mit Chile aus, die Fahrten unterblieben, die Kompagnie verschwand, die ihr zur Verfügung gestellten Schiffe des Staates kamen abhanden, die Faktorei geriet in Verfall und bis jetzt (1887) ist weder von der Regierung noch von Privatpersonen etwas geschehen, um die Verluste und Schäden zu ersetzen und wieder herzustellen.

Die Bevölkerung des Departements Loreto ist im Vergleich zur Ausdehnung seines Flächeninhalts eine sehr spärliche. Die im Jahre 1876 vorgenommene Zählung der in Ortschaften ansässigen christlichen Einwohner ergab für die fünf Provinzen etwas über 61,000. Die Zahl der in den Wäldern zerstreut lebenden oder umherschweifenden heidnischen Eingeborenen ist wahrscheinlich grösser, als die der Bekehrten, doch lässt sich über ihre Höhe keine begründete Vermutung aufstellen. Die christlichen Bewohner bestehen aus Weissen, Mestizen und Indianern, welche letzteren die grosse Mehrzahl bilden. Sie gehören verschiedenen Stämmen an und sprechen daher von einander abweichende Mundarten, doch verstehen nicht wenige derselben auch die Keshuasprache und bedienen sich derselben beim Verkehr unter einander. Derselben Sprache gehören auch nicht wenige Orts- und Flussnamen an, obgleich sich das Reich der Inkas nie bis in diese Gegenden erstreckte. Der spanischen Sprache sind nur wenige dieser Indianer mächtig, in Moyobamba dagegen, wo in der gemischten Bevölkerung das weisse Element das vorwiegende ist, herrscht das Spanische auch als Umgangssprache unter den Eingeborenen.

Die am Huallaga wohnenden Indianer gehören zwei Stämmen an,

welche sich ehedem durch ihre Wildheit auszeichneten. Am oberen Huallaga, in der Gegend von Tingo Maria, leben die Cholonen, im unteren Teile des Thales um Pachiza die Hibitos, welche jede ihre eigene Sprache reden, wiewohl gegenwärtig auch das Spanische unter ihnen schon einigen Eingang gefunden hat. In Jevéros, wo die Einwohner wahrscheinlich den Inkas unterworfen oder doch tributpflichtig waren, wird neben der Sprache des Stammes auch Keshua gesprochen. Die Indianer von Jevéros sind kräftig, dabei von sanftem Wesen und werden daher in Moyobamba gerne zum Dienst in den Häusern verwandt. Sie sind ausserdem als die besten Lastträger der Gegend bekannt. In der Gegend von Yurimagua wohnen bekehrte Indianer von verschiedenen Stämmen, deren ansehnlichster, die Cocamillas, die Ortschaft Lagunas am unteren Huallaga innehaben, und als gute Ruderer und geschickte Steuerleute gelten. Die Bewohner des Distrikts Nauta gehören zu drei Stämmen, deren jeder eine eigene Mundart redet: die Llameos, Cocomas und Omaguas. Sie sind ebenso gewandte und tüchtige Bootlenker wie die Indianer von Yurimagua. Bei manchen der erwähnten Stämme bedient man sich des Blasrohrs und vergifteter Pfeile zur Jagd auf kleinere Tiere, so bei den Cholonen und Hibitos am Huallaga, unter den Llameos und Omaguas in Laguna. Diese Indiener verstehen sich nicht auf die Bereitung des Giftes, sondern erhalten es durch Tauschhandel von den Einwohnern von Lomas, einer Ortschaft, welche vier Leguas von Tarapoto am Wege nach Moyobamba liegt. Dieses Gift wirkt weniger kräftig als das der Ticunas am Amazonenstrom. Die Kleidung bei diesen Stämmen ist zwar sehr einfach, doch geht niemand ganz nackt. Die Männer tragen eine Hose von ungebleichtem Baumwollenzeug und eine kleine Bluse von demselben Stoffe. Die Frauen schlingen um Lenden und Beine ein viereckiges Stück Zeug und lassen den Oberleib unbedeckt, oder sie winden um Brust und Rücken eine Art Manta, in welcher sie neben mancherlei Gerätschaften gleich den Frauen des Hochlandes auch ihre kleinen Kinder tragen.

Die meisten der unbekehrten Indianer in Loreto gehen nackt oder tragen höchstens ein schmales Band um die Lenden zur Bedeckung der Schamgegend. Beginnen wir von der östlichen Grenze des peruanischen Gebiets, so finden wir auf dem linken Ufer des Amazonenstromes zuerst die Ticunas, die ein Pfeilgift zu bereiten wissen, welches weit rascher tötlich wirkt als das Gift der Llamisten. Nördlich von den Ticunas, am rechten Ufer des Putumayo und nahe der neugranadischen Grenze sind die Wohnsitze der Payaguas. In der Umgend von Pebas leben die Yaguas, wohlgestaltete Leute, die ihr Haar kurz und Schmuck-

sachen um Arme, Knöchel und Hals tragen. Dann folgen am linken Ufer des Napo die Orejones, — Grossohren — deren Name von der bei ihnen herrschenden Sitte herrührt, das Ohrläppchen durch Einlegen von Holzstücken zu erweitern, auch durchbohren einige den Nasenknorpel und alle bemalen sich das Gesicht mit Arucu oder Achiote, ein rotgelber Farbstoff, welcher aus den Samenkapseln von Bixia orellana gewonnen wird. Nördlich von den Orejonen, gleichfalls am linken Ufer des Napo, hausen die Encabellados, die Langhaarigen. An der linken Seite des Napo zwischen diesem und dem Nanay in der Umgegend von Iquitos ist der Indianerstamm dieses Namens ansässig. Westliche Nachbarn der Iquitos zwischen dem Nanay und Rio Tigre sind die bereits erwähnten Cocamas, Omaguas und Llameos. An diese schliessen sich zwischen den Flüssen Tigre und Pastaza, am Ufer des Marañons, die Ruminas und Tucales, weiter nördlich die Uchucas und Jivaros, welche letzteren sich bis zum Pongo de Manseriche ausbreiten und in mehrere Stämme geschieden sind. Die Jivaros sind kräftig gebaut und kriegerisch, machen das Reisen in dieser Gegend gefährlich und haben wiederholt die Ortschaft San Borja am unteren Ende des Pongo zerstört. Am rechten Ufer des Marañons in der Gegend der Mündung des Javaris und längs dieses Flusses trifft man zunächst die Marubos. Zahlreicher als diese sind die Mayurunas, ein Stamm, dessen Wohnsitze in den Wäldern auf dieser Seite des Amazonas bis zum Ucayali zerstreut liegen. Mayu-runa ist ein Ausdruck der Keshuasprache, welcher »Flussmänner« bedeutet. Die Indianer dieses Namens gehen nackt, tragen das Haar lang, bemalen ihr Gesicht und durchstechen sich die Lippen mit Holzpflöcken. Sie sind mit Lanzen und vergifteten Pfeilen bewaffnet und von ihren Nachbaren sehr gefürchtet.

An beiden Seiten des Ucayali wohnen verschiedene wilde Indianerstämme: am linken Ufer bis zum Huallaga die Conibos und Piros, weiter südlich in der sogenannten Pampa del Sacramento die Casibos. Unter diesen sind die Piros, deren Dörfer bis zur Mündung des Tambo in den Ucayali zetstreut liegen, die geistig gewecktesten und körperlich bestgestalteten; auch sind sie tapfer und fürchten keine ihrer Nachbarn. Sie färben ihre Vorderzähne mit dem Safte einer Wurzel dunkelbraun, weshalb sie von den Keshua sprechenden Eingeborenen Chontaquirus genannt werden, ein Wort, welches zusammengesetzt ist aus quiru — der Zahn — und chonta, der Name einer Palmenart, deren Holz schwarzbraun und sehr hart ist. Die Gewohnheit, die Schneidezähne zu färben, findet sich übrigens auch bei den Setebos, Sipibos und Conibos. Die Piros gehen nicht nackt, sondern tragen eine Art von Sack oder Hemd,

Cusma genannt, aus einem dunkelfarbigen Baumwollenstoff, den sie selbst weben. Bei den Nachbarn der Piros, den Conibos, hat sich noch die sonderbare alte Unsitte erhalten, die Köpfe der Kinder durch Bretter von vorne nach hinten abzuplatten, wodurch eine Kopfform entsteht, die man auch bei vielen Schädeln des Hochlandes antrifft. Die Setebos und Sipibos scheinen mit den Conibos eines Stammes zu sein, sie bewohnen gemeinschaftlich dieselbe Gegend, die sich von der Mündung des Pachitea in den Ucayali bis zum Zusammenfluss dieses mit dem Marañon erstreckt. Diese drei Stämme reden eine Sprache, Pana genannt, welche in den Niederungen des Ucayali die verbreitetste Mundart ist.

An der rechten Seite des Ucayali, südlich von den Mayurunas, wohnen die Remos, welche sich das Gesicht nicht wie viele andere mit Farbe bemalen, sondern sich tättowieren, indem sie die mit Nadelstichen in die Haut gezeichneten Figuren mit dem Rauch des Kopalharzes schwärzen. Noch weiter südlich als die Remos leben die Anahuacas, die wegen ihres friedfertigen Charakters viel von ihren Nachbaren zu leiden haben. Am oberen Laufe des Ucayali, wo dieser Fluss den Namen Urubamba führt, an den Ufern des Tambo und dessen Nebenflüssen, sind die Wohnsitze der Campas, eines zahlreichen und kriegerischen Stammes. Diese lassen ihre Zähne ungefärbt und tragen ein langes, beinahe bis an die Knöchel reichendes Hemd von gelber Farbe. Die Campas in der Montaña von Kusko sind sanften Charakters, während ihre Stammesgenossen im Thale des Chanchamayo ein abstossendes und misstrauisches Wesen zeigen. Die wildeste und unzugänglichste aller Völkerschaften der peruanischen Waldregion sind die Caschibos, welche an den Ufern des Pachitea hausen und im Rufe stehen, Kanibalen zu sein. Sie sind Stammverwandte der Setebos und Conibos, denn sie verstehen die Panasprache.

Nur der westliche, verhältnismässig schmale Rand des Departements Loreto ist gebirgig, denn er enthält die Kette, welche das Thal des Huallaga nach Osten zu begrenzt, und nachdem sie der Huallaga im Pongo de Aguirre durchbrochen hat, sich als letzter Ausläufer der Andes allmählich abdacht. Das übrige Land ist flach und bildet eine unabsehbare Ebene, über welche nur hie und da etwas höhere sandige Flächen sich erheben. Der Amazonenstrom und seine grossen Nebenflüsse stehen in dieser Ebene vielfach durch natürliche Kanäle in Verbindung und bilden ein weitmaschiges Netz von Wasserstrassen. Das Klima dieses Landstrichs ist feucht und warm, aber doch nicht so heiss, als man nach seiner Lage in unmittelbarer Nähe der Linie er-

warten sollte, denn durch den häufigen Regenfall wird die Luft fortwährend abgekühlt. An keinem Orte der Erde sind die atmosphärischen Niederschläge so reichlich wie in dieser Gegend und es scheint, als ob alle Wolken, die über die trockene Küste Perus hinwegziehen, sich erst hier entlüden. Bei solchen klimatischen Verhältnissen bietet der tiefe angeschwemmte Boden der Ebene der Entwickelung der Pflanzenwelt die günstigsten Bedingungen und in der That ist das Wachstum der hohen und niederen Gewächse aller Art das reichste und üppigste der Schöpfung. Allein wie so oft die Menschen die Güter gering schätzen, die ihnen zu reichlich und zu mühelos dargeboten werden, so auch hier, denn wiewohl es nur geringer Anstrengungen bedarf, um reiche Ernten zu erzielen, so ist doch der Ackerbau überall vernachlässigt.

Unter den Kulturgewächsen, die in Loreto gezogen werden, ist von Kornfrüchten nur der Mais und Reis zu erwähnen, denn für die übrigen ist das Klima zu warm. Das Zuckerrohr wächst in hohen dicken Stengeln und reift in sechs Monaten. Man stellt in Loreto keinen krystallisierten Zucker her, sondern nur den eingedickten braunen Saft, Chancaca genannt; der grösste Teil des Saftes wird zu Branntwein destilliert. Am Huallaga baut man viel Tabak und die für die Indianer des Hochlandes unentbehrliche Coca (Erythroxylon); der Kaffeestrauch gedeiht am besten in Thälern, die nicht zu tief liegen; der Kakaobaum wächst in vielen Wäldern wild und wird in den Gärten Moyobambas gepflanzt. Auch die Baumwollenstaude erfordert keine besondere Kultur, zwei Arten derselben, Gossypium arboreum und G. peruvianum, wachsen wild und bedürfen keiner Erneuerung durch Pflanzen, wie manche anderen Arten. Eine andere sehr nützliche Pflanze ist eine niedrige Palmenart, Carludovica palmata, aus deren noch gerollten jungen Blättern (bombonaje) in der Stadt Moyobamba, wie an der Küste in Eten, die Strohhüte geflochten werden. Die wichtigsten Kulturgewächse sind die Bananen (Musa paradisiaca) und die Yuca (Manihot Aipi), da ein grosser Teil der Bevölkerung sich fast ausschliesslich von Bananenfrüchten und Yucawurzeln ernährt und auch die Haustiere, wie Esel, Hunde und Hühner kaum etwas anderes zu fressen bekommen. Von den Bananen (plátanos) giebt es viele Arten, welche auf mancherlei Weise zubereitet und genossen werden. Sehr süsse Früchte lassen die Wilden gähren und bereiten daraus ein berauschendes Getränk. Die Yuca wird entweder gekocht oder in heisser Asche gebacken und dient den Bewohnern von Loreto als Brot. Auch stellen die Wilden aus dieser Wurzel ihr Lieblingsgetränk, den Masato, her. Als Gährungsmittel bedienen sie sich dabei des Speichels, ganz so wie die Indianer

des Hochlands bei der Bereitung einer Art von Chicha. Die Wurzeln werden geschält, gekocht und dann zu einem Teige gestampft. Darauf setzen sich die Weiber um einen Trog, kauen Portionen dieses Teiges und spucken diese mit Speichel gemischte Masse wieder in das Gefäss, in welchem sich der übrige Teig befindet. Dieser Teig wird dann das Ferment, mit welchem die ganze zur Masatobereitung bestimmte Yucamasse in Gährung versetzt wird, was in verschiedenen mit Blättern bedeckten Thongefässen geschieht. — Wie das Zuckerrohr wird auch die Yuca gewöhnlich schon sechs Monate nach ihrer Anpflanzung geerntet. Alle Fruchtbäume der Küste gedeihen in Loreto in der üppigsten Weise, so die Paltas, Pacaes Lucumas, Papayas, Ciruelas und auch der Brotbaum (Artocarpus incisa).

In den wild wachsenden Pflanzen dieser Gegend offenbart die Natur eine wunderbare Kraft und Fülle. »Die Vegetation, welcher der Raum fehlt, um sich auszubreiten«, sagt Raimondi, »häuft sich an, übersteigt sich selbst und bildet einen Wald über dem Walde. So findet man an manchen Orten den Boden mit Kräutern und Sträuchern bedeckt; diese wachsen im Schatten laubreicher Bäume, welche wiederum von hohen Palmen mit anmutig im Winde wogenden Wipfeln überragt werden. Wie liesse sich wohl die unendliche Mannigfaltigkeit der baumartigen Gewächse beschreiben, die frei in diesen jungfräulichen Wäldern wachsen, ihre langen Äste mit einander verschlingen und dichte Laubgewölbe bilden, durch welche kein Sonnenstrahl durchzudringen vermag? Eine Aufzählung derselben könnte nur ein schwaches Bild der reichen Landschaft entwerfen. Man denke sich die unendliche Zahl der parasitischen Pflanzen hinzu, die sich übereinander häufen, bis sie den Baum oder Strauch, auf dem sie sitzen, ganz überdecken.« In diesen Wäldern finden sich neben einer Menge von Bäumen, welche vielfach verwendbares Nutzholz liefern, noch weit mehr, deren besondere in ihren Säften und Samen enthaltenen Stoffe in den Gewerben und der Heilkunde als Arzneimittel und Gewürze geschätzt werden. Zu den ersteren gehört der früher bei Möbeln so beliebte Mahagoni- oder Caobabaum (Swietenea Mahogani), von den Eingeborenen Aguano genannt; die Ceder (Cedrela odorata), aus deren dickem, der Fäulnis unzugänglichem Stamme die Kanoes ausgehöhlt werden; der Palo de balsas oder Flossbaum (Ochroma piscatoria), dessen leichtes, poröses Holz sich so gut für Flösse eignet; die Chonta, eine Palmenart mit hartem, braunem Holz, woraus die Indianer ihre Bogen anfertigen; mehrere Arten von Nussbäumen mit schön gemasertem Holz; der Pomabaum, dessen dichtfaseriges Holz von eisenartiger Festigkeit ist und

der ebenso harte Urito Quiro; der Blutbaum (Arbol de Sangre) mit blutrotem glänzendem Holz; der Kreuzbaum, gleichfalls sehr hart mit kleinen dunklen Flecken in der strohgelben Maserung. Farbstoffe liefern der Quellocaspi — Gelbholzbaum, der Pucavarilla — das Rotholz, der Sami, ein Baum, dessen Blätter einen blauen Farbstoff enthalten; der Llangua, welcher gleichfalls blau färbt. Der Yarima, in einigen Gegenden Humiro genannt (Phytelephas macrocarpa), eine Art stammlose Palme, ist ein nützliches Gewächs, dessen geflochtene Blätter zum Decken der Häuser verwendet werden, während die Kerne oder Nüsse ihrer grossen Früchte das vegetabilische Elfenbein liefern. Noch nützlicher, überhaupt gegenwärtig der wertvollste Baum dieser ganzen Gegend, ist der Kautschukbaum (Siphonia elastica). Eine andere Siphonia ist der Sandi-Gummibaum, mit dessen Milchsaft die Indianer ihre Thongefässe undurchdringlich machen. Bäume und Pflanzen, welche der Heilkunst Mittel liefern, sind der Quina (Miroxylon peruiferum), aus dessen Stamm der Perubalsam gewonnen wird; der hohe Copaivabaum (Copaifera officinalis) giebt den nach ihm genannten Balsam; die Psychotria emetrica hat eine der echten Ipecacuanha ähnliche Wirkung; mehrere stachlige Sarsaparilla-Arten (Smilax oblicuata, Ruiziana und andere) werden mit Nutzen nach Europa ausgeführt; der Huaco (Mikania Guaco) ist ein geschätztes Mittel gegen den Biss giftiger Schlangen; in den höheren Gegenden am Huallaga wachsen mehrere Cinchona-Arten, die jedoch nicht so reich an Chinin sind als die bolivianischen. Endlich sind noch einige Pflanzen zu erwähnen, die zwar auch in der Heilkunde angewendet werden, von den Eingeborenen aber nicht, um das Leben zu erhalten, sondern, um es zu zerstören. Es sind Strychneen- und Cocculusarten, aus welchen die Indianer ihre Pfeilgifte bereiten, nämlich das Pani, der eingedickte Saft von Cocculus toxiferus und das Ranu, ein Extrakt der Strichnos Castelneana, aus welchen beiden die Ticunas ihre wirksamen Gifte herstellen.

Bei der grossen Üppigkeit des Pflanzenwuchses lässt sich auch in der Tierwelt eine entsprechende Entfaltung erwarten. In der That ist besonders bei den in der Luft lebenden Geschöpfen, den Insekten und Vögeln, der Reichtum an Formen gross und die Menge der Individuen eine erstaunliche. Unter den kleinen Vögeln trifft man in den Wäldern nicht nur farbenprächtiges Gefieder, sondern auch melodisches Zwitschern. An den Ufern der Flüsse und im Schilf der Seen hausen zahllose Schwärme von Wasservögeln, darunter viele von schmackhaftem Fleisch, die dem Jäger eine leichte Beute sind. Von den Insekten machen Myriaden von Mücken und Sandfliegen den in der Nähe des Wassers

wohnenden Menschen das Leben sauer. Zahlreiche Ameisenstaaten finden sich in den Gegenden, die nicht den Überschwemmungen ausgesetzt sind, und nicht wenigere Bienenschwärme tragen in hohle Baumstämme Honig zusammen und liefern das Wachs, welches einen wichtigen Artikel des Tauschhandels bildet. Die Flüsse sind ausserordentlich fischreich, besonders der Ucayali. Der wichtigste und zugleich der grösste Fisch ist der Paichi (Vastres gigas), welcher 8 bis 10 Fuss lang wird und bis zu 3 Centnern wiegt. Dieser Fisch wird mit Harpunen erlegt, in grössere und kleinere Stücke zerschnitten, mit Salz bestreut und sodann an der Sonne auf Rohr getrocknet. Dieser Salzfisch ist eines der Hauptnahrungsmittel dieser Gegenden und wird nach Moyobamba und in grossen Mengen nach Brasilien ausgeführt. Wiewohl diesem Fische auf allen Flüssen ohne Unterlass nachgestellt wird, so vermehrt er sich doch dergestalt, dass keine Abnahme zu bemerken ist. Eine andere für die Bewohner Loretos wichtige Bewohnerin der Flüsse ist die Schildkröte. Man unterscheidet zwei Arten, die Charapa und die Charapilla. Die Charapa (Podocnemis expansa) lebt vorzugsweise in den grossen Flüssen, erreicht ein Gewicht von 80 Pfund und hat ein weisses, wohlschmeckendes Fleisch. Auch die Eier, welche dieses Tier in den Monaten der trockenen Jahreszeit (August und September) in selbstgegrabene Löcher im Ufersand legt und dann wieder zuscharrt, um sie von der Sonne ausbrüten zu lassen, werden von den Eingeborenen teils gegessen, teils zur Gewinnung eines Fettes benutzt, das zur Bereitung von Speisen, sowie zur Beleuchtung dient. Die Schildkröten legen bis zu 120 Eiern, und zwar in einer Nacht. Die Zeit des Legens wird von den Eingeborenen wahrgenommen, um sie zu überraschen und zu fangen, was einfach dadurch geschieht, dass man sie auf den Rücken legt, worauf sie sich nicht wieder umzudrehen vermögen. Die kleinere Art der Schildkröte, Charapilla genannt (Podocnemis tracaxa) erreicht nur ein Gewicht von höchstens 25 Pfund, legt nur 30—40 Eier, welche ihrem Gewichte entsprechend kleiner sind als die der Charapa, dabei elliptisch und hart wie Hühnereier, während die Eier der grösseren Art rund und mit einer zähen pergamentartigen Schale umhüllt sind. Neben den unschädlichen und dem Menschen nützlichen Schildkröten, beherbergen die Flüsse auch in grosser Zahl krokodilartige Amphibien (drei Arten von Champsa) gefrässige Raubtiere, die von den Indianern mit Recht gefürchtet werden.

Von den mancherlei Schlangen Loretos, die den Bewohnern zum Teil Gefahr bringen, und deren Nachbarschaft dem Menschen unter allen Umständen unangenehm und unheimlich ist, erwähnen wir nur eine

grosse Boa-Art, welche die Eingeborenen Yacu mama, die Wassermutter nennen (Boa murina), welche 15—16 Fuss lang und schenkeldick wird. Zu den giftigen Schlangen gehört die Culebra de cascabel, die Klapperschlange (Crotalus horridus), die aber wegen des warnenden Geräusches ihrer Schwanzringe nicht so gefährlich ist als die kleine Echidna ocellata, deren Biss gleichfalls tötlich ist. Sehr giftig sind auch mehrere grosse Bothropsarten, und eine kleine rote Schlange, die von ihrer Farbe Coralillo genannt wird (Elaps affinis).

Grosse Säugetiere giebt es verhältnismässig wenige in Loreto, was dem Mangel an Weiden zuzuschreiben ist, denn fast alles Land ist mit Wald bedeckt, Grasfluren, sogenannte Pajonales, sind selten. Alle grossen Säugetiere aber sind entweder Grasfresser oder Raubtiere, die von deren Fleische leben. Rehe und Hirsche sind in den höheren Gegenden in einigen Arten vorhanden, wilde Schweine, Pecaris, leben herdenweis im Dickicht der Wälder (Dicotyles torquatus), von den Eingeborenen Saginos genannt. Der grösste Pflanzenfresser ist der Tapir (Tapirus americanus) in Peru unter dem Namen Anta oder Vaca del monte — Waldkuh — bekannt. Der Tapir ist so gross wie ein kleiner Esel und lebt in sumpfigen Dickichten. Die Haut dieses Tiers ist sehr dick, und das Antaleder wird von den Sattlern zu Zäumen verarbeitet. — Die in Loreto vorkommenden Raubtiere sind der Jaguar, der amerikanische Löwe oder Puma, der kleine Tiger oder Uturuncu (Felis pardalis), die Unze (Oscollo), (Felis celidogaster). Von der Bärenfamilie giebt es zwei Arten, Ursus ornatus, welcher kältere Gegenden liebt und von der Jagd lebt und Ursus frugilegus, der, wie sein Name besagt, Früchte verzehrt und auch den Mais nicht verschmäht. Kleine Raubtiere sind der Stinkfuchs (Mephitis amazonica), der Ameisenbär (Myrmecophaga tamandua), die Comadreja, eine Marderart (Mustela agilis), die der vorigen verwandte Muca (Didelphys agarae), das bepanzerte Gürteltier (Dasypus tatuai). Zu den Raubtieren gehören auch die Fledermäuse, da sie von Blut leben. Die grössten derselben sind die Vampyre (Phyllostoma), von denen man mehrere Arten unterscheidet. Die Fledermäuse erschöpfen die Lasttiere, besonders, wenn diese sich auf dem Rücken bereits wund gerieben haben. Sie zapfen auch kleinere Tiere wie Hunde und Hühner an, sowie die Menschen, wenn sie mit unbedecktem Körper schlafen. — Überaus zahlreich sind die Affen, deren es eine Menge Arten von verschiedener Grösse giebt, und die sich fast alle auf Bäumen aufhalten. Manche derselben werden von den Eingeborenen gegessen. Noch sind zu erwähnen einige robbenartige Säugetiere, welche in den grossen Flüssen leben, und von denen die grössten die See- oder Flusskühe

sind (Manatus americanus). Es sind plumpe bis 10 Fuss lange Tiere mit einem dicken, unförmlichen Leib, gleich dem eines Seelöwen, und einer dem Ochsenmaul ähnlichen Schnauze. Die Indianer am Ucayali und Marañon erlegen diese Tiere mit einer hölzernen Lanze, Fisga genannt, und essen das gebratene Fleisch, welches wohlschmeckend sein soll.

Rückkehr zum Marañon.

Am 11. Juni nahm ich Abschied von dem gastfreien Senator, in dessen Hause ich eine so zuvorkommende Aufnahme gefunden, und trat meine Rückreise an. Um nicht den schlechten Weg von Levanto nach Chachapoyas, der uns beim Heruntersteigen so viel Mühe gemacht hatte, nochmals bergauf zurücklegen zu müssen, schlug ich diesmal die Strasse ein, die im Thale des Utcubamba nach Magdalena führt. Diese war mir als die bequemere und angenehmere gelobt worden, was ich auch bestätigt fand, und wenn einen Leser dieses Buchs sein Geschick in jene Gegenden führen sollte, kann ich ihm raten, ihr den Vorzug zu geben. Wie bereits früher bemerkt wurde, liegt Chachapoyas in einer flachen Einsenkung des Höhenzuges an der rechten Seite des Utcubamba, die nach Osten und Westen von sanft ansteigenden Wellen des Bodens umgeben, sich nach dem 500 Meter tieferen Thale öffnet. Schon in der Stadt fängt man an bergab zu steigen, man lässt die waldigen Höhen von Levanto zur Linken und gelangt zunächst zu einem Grunde, in welchem ein Bach dem Utcubamba zuströmt. Der Weg folgt indessen nicht dem Laufe dieses Bachs, sondern überschreitet einen niedrigen Bergrücken, der ihn vom Flusse scheidet. Der Blick von dieser Anhöhe fällt auf ein Bild von überraschender Anmut. Der hier ruhig fliessende klare Strom windet sich durch Gärten und Felder, in denen das helle Grün des Zuckerrohrs mit saftigen Bananenpflanzungen und kleinen Wäldchen dunkelbelaubter Orangenbäume abwechselt. Am Fusse des Hügels liegen die Gebäude der Hacienda Suarez, und neben dieser führt eine mit einem Strohdache geschützte Brücke über den Fluss. Diese Brücke heisst Puente de Utcubamba, die Brücke des Baumwollenfeldes, und erst von hier an führt der Fluss den Namen Utcubamba, während er auf seinem bisherigen Laufe Chillu genannt wird.

Man überschreitet die Brücke und bleibt von jetzt an auf der linken Seite des Flusses bis zum Orte Tingo. Die Thalwände bestehen aus einem feinkörnigen harten Sandstein, dessen sehr regelmässige Lagen an vielen Stellen sichtbar werden. Dieser Stein würde in einem zivili-

sierten Lande als vorzügliches Baumaterial geschätzt sein, hier aber scheint man ihn nirgends zu benutzen, denn die wenigen Wohnungen, die man antrifft, bestehen aus ganz leichten Rohrwänden, die mit Stroh gedeckt sind. Bei manchen dieser einzeln stehenden Häuser sieht man Zuckermühlen der einfachsten und rohesten Art. In drei aufrecht neben einander stehende Cylinder von hartem Holz sind plumpe Zapfen eingelassen, die wie Kammräder ineinander greifen. Der Mittelcylinder verlängert sich oben in eine kurze Walze, an welche ein langer gekrümmter Baumstamm befestigt ist. An das Ende desselben wird ein Joch Ochsen gespannt, die man im Kreise herum treibt und so die schwerfällige Maschine in Bewegung setzt. Der ausgequetschte Saft wird durch eine hölzerne Rinne zu einem kupfernen Kessel geleitet und darin durch Kochen eingedickt. Dieser eingedickte Zuckersaft, Chancaca genannt, wird wie an der Küste zum Versüssen der Speisen benutzt, oder auch für sich mit Brot und Maiskörnern genossen.

Das in der Gegend der Brücke geräumige Thal wird weiter aufwärts bald enger, der Fluss dem Blick durch Baum- und Buschwald entzogen, und nur selten sieht man Streifen bebauten Landes. Die Vegetation ist allenthalben reich und mannigfaltig, wie es der Höhenlage entspricht, denn wir befinden uns hier zwar noch nicht in der eigentlichen Montaña, aber doch in der Ceja — der Augenbraue, d. h. am Rande derselben. Die Mehrzahl der Bäume und Sträucher gehören der fiederblättrigen Leguminosenfamilie an; über die niedrigeren erheben sich hohe Cedern, von Fruchtbäumen wächst die Chirimoya und Pacae wild, und durch das Laub aller schlingen sich bis hoch hinauf Windenarten mit weissen, hellblauen und violetten grossen Blüten. An den Bergwänden stehen Agaven zwischen Dickichten von Kakteen und Bromelien. Der Pfad bleibt meist am Rande der Bergwand, sich bald hebend und wieder senkend; steigt er zuweilen bis ins Thal hinab und nähert sich dem Flusse, so ändert sich das Bild. Man reitet dann durch dichtes Gehölz, über niedrige Sträuche und Büsche erheben hohe Bäume ihre Gipfel, alle überladen mit Schmarotzergewächsen. Auf den grossen Cedern sitzen die Tilandsien wie Reihen von Vogelnestern, zuweilen so dicht, dass der stützende Ast gar nicht sichtbar ist. Unter den Arten derselben zeichnet sich eine rotblättrige aus, deren blutfarbene Blütenrispen bis zu 5 Fuss hoch werden und sich senkrecht wie Kerzen auf den horizontalen Zweigen erheben. Von einer anderen Art, der flechtenartigen Tilandsie, hängen lange fadenförmige Verzweigungen in losen Massen herab oder schlingen sich wie graue Florguirlanden von Zweig zu Zweig.

Brücke zu Utcubamba. S. 258.

Die Tierwelt ist im Thale fast nur durch Vögel vertreten, und unter diesen am meisten durch Papageien. Sie fliegen in zahlreichen Schwärmen umher und erheben sich bei Annäherung der Reisenden mit lärmendem Gezwitscher. Neben den kleinen grünen Sperlingspapageien sieht man auch eine Art von der Grösse eines Nusshähers mit hellgrünem Gefieder, langem Schwanz und rotgeflecktem Kopfe. Beide Arten leben gesellig und haben gleich geräuschvolle Gewohnheiten. Sympathischer sind die Tauben, die zutraulich in der Nähe sitzen bleiben, oder ohne Scheu auf dem Wege umhertrippeln. Nur eine Art liebt es sich in dichtem Laube zu verbergen, und man bekommt sie nur selten zu sehen. Sie wird im Norden Perus Budo genannt, und man hört ihren Ruf, der wie ein leise gehauchtes »Uhù« klingt, überall aus den Büschen am Wege.

Etwa in der Mitte der Strecke zwischen der Brücke von Utcubamba und Tingo überschreitet man einen Nebenfluss, der von rechts aus einer steilwandigen Schlucht herabrauscht. Sein Wassergehalt war zur Zeit nur gering, aber in den Sommermonaten scheint er stark anzuschwellen und ungestüm zu werden, wie die grossen Blöcke von Porphyr und Diorit bezeugen, die sein breites Bett anfüllen. Er heisst deshalb Rumi-Yacu, das Steingewässer. Ein gleichnamiges kleines Dorf liegt auf der rechten Seite desselben nahe bei seiner Mündung. Der Weg dahin führte durch einen Baumgarten, der bei dem letzten Austreten des Flusses verwüstet worden war und voll von Geröll und grossen Steinen lag. — Eine Legua unterhalb Tingo tritt ein felsiger Berg ins Thal vor, den der Fluss in grossem Bogen umkreist. Der Weg verlässt daher dessen Ufer und übersteigt den Berg, um den Bogen abzuschneiden. Der Abhang war hier bis hoch hinauf mit zahllosen blühenden Agaven bedeckt, deren 25—30 Fuss hohe Blütenstengel so dicht standen, dass sie beinahe ein lichtes Gehölz bildeten. Beim Besteigen der Anhöhe bemerkte ich am gegenüberliegenden Thalabhang lange Reihen von Mauern, die über einander lagen wie die Stufen einer Terrasse, darüber eine senkrechte Felswand und am Fusse derselben eine grosse dunkle Öffnung, augenscheinlich der Eingang zu einer Höhle. Ich beschloss sogleich diesem Orte am nächsten Tage einen Besuch abzustatten, obgleich mein Führer Narciso, dem jede Verzögerung der Reise zuwider war, versicherte, es sei dort nichts zu sehen und der Weg nicht der Mühe wert. Von der Höhe des Berges sieht man das Dorf Tingo vor sich unten im Thale und an der gegenüberliegenden Thalwand Magdalena. Tingo liegt in einer kleinen dreieckigen Erweiterung des Thales, welche durch die Einmündung des gleichnamigen Flusses in

den Chillu entsteht. Oberhalb des Dorfes überschreitet man den Fluss auf der bedeckten Brücke, über welche der Weg nach Cuelap führt, und steigt dann am rechten Ufer nach Magdalena hinauf. Die beiden Ortschaften sind etwa gleich gross, aber Tingo schien mir ärmlicher, die Häuser in Magdalena besser gebaut.

Gegen 4 Uhr kam ich vor dem Hause des Lieutenants an, der unsere kleine Karavane schon von weitem bemerkt haben mochte, und vor der Thür stand, um mich zu empfangen. Er fragte mich, weshalb ich nicht mit dem Präfekten gereist sei, den er morgen erwarte. Ich dagegen fragte ihn, was es mit den Terrassenbauten unten am Flusse für eine Bewandtnis habe, und ob er, oder sonst jemand im Dorfe mir darüber Auskunft geben könne. Er wusste mir nichts zu sagen, als dass man die Mauern die Macra nenne, und dass allerdings darüber an der Felswand sich eine Höhle befinde, die aber seit lange von niemandem betreten worden sei. Ich teilte dem Schulzen sogleich mit, ich wünsche das interessante Gemäuer am folgenden Tage zu untersuchen und forderte ihn auf, mir dabei kraft seines Amtes behilflich zu sein. Ich erinnerte mich, welche Fähigkeiten er mir zugetraut hatte, und gab ihm zu verstehen, ich vermute in der Höhle verborgenes Gold, und werde dasselbe vermittelst meiner Zaubernadel zu entdecken wissen; im Falle mir dies mit seiner Beihilfe gelänge, solle die Hälfte der gefundenen Schätze der Gemeinde zu gute kommen.

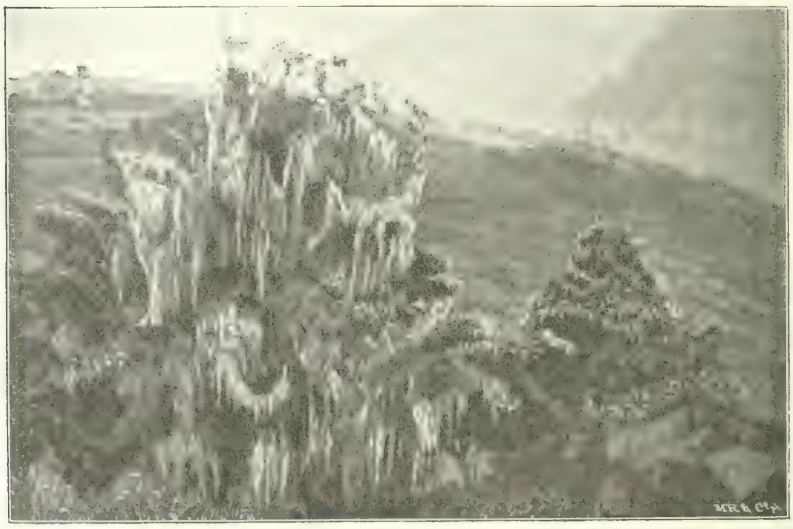
Als ich am Morgen vor Sonnenaufgang aus dem Hause trat, erwartete mich bereits ein halbes Dutzend junger brauner Burschen unter dem Schutzdach der Thür. Ich war verwundert ob dieser ungewöhnlichen Pünktlichkeit und glaubte anfangs, die Habsucht habe die Leute aus ihren Betten geholt, überzeugte mich aber bald, dass ich mich geirrt hatte. Man feierte im Dorfe die Oktave des Fronleichnamsfestes, die meisten Bewohner hatten die Nacht durchzecht und meine Begleiter gehörten zu denen, die nicht schlafen gegangen waren. Sie waren sämtlich halb betrunken, hätten mir übrigens auch, wären sie nüchtern gewesen, wenig helfen können, denn keiner von ihnen war zuvor in der Höhle gewesen. Sie führten mich zum Fusse der Bergwand, an welcher ich tags zuvor den Eingang der Höhle gesehen hatte, und streckten sich dort unter den Orangenbäumen ins Gras. Ich versuchte also mit meinem Führer Narciso zu den Mauern hinauf zu klimmen. Ein Pfad war nicht vorhanden, man musste sich an der steilen Wand durch Festhalten an Grasbüscheln und Zweigen hinaufziehen, bis wir endlich zum Fusse der Terrassen gelangten. Sie bestehen aus drei über einander aufgeführten Reihen von Mauern, die ungefähr 12—14

Fuss hoch und durch schmale Plattformen von einander getrennt sind. Die Mauern, besonders die zweite, laufen nicht in gerader Flucht, sondern sind ausgebaucht durch halbkreisförmige Vorbauten, um deren oberen Rand sich ein mit Rhomben verziertes Gesimse zieht. Mauern und Gesimse bestehen aus kleinen Kalksteinquadern, welche roh behauen, aber ziemlich sorgfältig und ohne Mörtel aneinander gefügt sind. Mit vieler Mühe und nach langem Umhersuchen gelang es mir endlich, durch Hinaufklettern an eingestürzten Stellen der Mauern nacheinander die drei Terrassen zu ersteigen und den Fuss der Felswand zu erreichen, musste mich aber zu meinem Leidwesen und Verdruss überzeugen, dass alle Arbeit vergeblich gewesen war. Ich befand mich freilich ganz nahe bei der Stelle, wo ich von unten den Eingang zur Höhle gesehen hatte, allein der kurze Zwischenraum, der mich davon trennte, war so dicht mit Kaktusstauden und anderem stacheligen Gestrüpp verwachsen, dass es mehrerer Männer mit Hackmessern bedurft hätte, um einen Weg dahin zu bahnen. Ich musste mich also darein fügen, unverrichteter Sache den Rückweg anzutreten und froh sein, nach einem beschwerlichen Abstieg ohne Unfall den ebenen Boden wieder zu erreichen. Um wenigstens ein Andenken an den Ort mitzunehmen, machte ich eine photographische Aufnahme der Terrassen, allein es schien, als sei alles damit Zusammenhängende von Missgeschick verfolgt, denn die Platten wurden zwei Tage später bei einem Sturze meines Maultieres zerschlagen.

Über den Zweck der Terrassenbauten von Macra lassen sich allerdings nur Vermutungen aufstellen, doch ergiebt sich aus der Betrachtung aller Verhältnisse, dass sie keine Verteidigungswerke gewesen sein können, sondern zu einem Bau gehörten, der eine religiöse Bestimmung hatte. Die Plattformen, welche die Mauern von einander scheiden, sind so schmal, dass nur eine geringe Anzahl von Menschen sich dort aufhalten, sie also weder als Zufluchtsort bei Kriegsgefahr, noch zur Aufstellung von Verteidigern dienen konnten. Es lässt sich also annehmen, dass die Terrasse vielleicht den Vorbau zu einem Bergtempel bildete, wie ein solcher sich am oberen Ende des Thales von Huaylas findet (s. S. 59), oder bloss den Eingang zu der Höhle, welche ein den Göttern geweihter Ort, ein Begräbnisplatz oder beides zugleich sein mochte. Ein älterer Mann in Magdalena erzählte mir, dass die Höhle in früheren Jahren zugänglicher gewesen und dass damals alte heidnische Grabstätten daselbst gefunden worden seien. Für die Richtigkeit dieser Angabe spricht der Umstand, dass weiter oben in einem Nebenthale bei dem Orte Santo Tomas gleichfalls solche Felsengräber vorhanden

sind. Der Name Macra ist eine durch Konsonantenversetzung verdorbene Aussprache des Wortes marca und kann also wie der Name der benachbarten Festung von Cuelap als ein Beweis gelten, dass die Gegend ehemals von einer die Aimarà-Sprache redenden Rasse bewohnt wurde.

Es war bereits Mittag, als ich von Magdalena aufbrach, um an diesem Tage meine Reise noch bis zur Brücke von Santo Tomas fortzusetzen, unter deren Dach ich die Nacht zuzubringen gedachte. Ich folgte fortan demselben Wege, auf dem ich gekommen war, denn es



Cederbaum von flechtenartigen Tilandsien überwachsen.

gab hier keinen anderen, den ich zur Abwechslung hätte einschlagen können. Dieser Weg stammt noch aus der Inkazeit her und war eine Abzweigung der grossen Militärstrasse, welche die Hauptstadt Kusko mit Quito verband. Der Weg ist zwar an den meisten Stellen ganz verfallen, mag auch wohl eine von der ursprünglichen abweichende Richtung verfolgen, aber auf manchen Strecken erkennt man noch deutlich die alten Stützmauern, so z. B. gleich oberhalb Magdalena, wo er lange in horizontaler Richtung an der Bergwand hinläuft. Eine Legua thalaufwärts von diesem Ort wird über dem obern Rande der linkseitigen Thalwand auf eine kurze Zeit die Mauer von Cuelap sichtbar, die ich auf dem Herwege nicht bemerkt hatte. Dort steht in der

Nähe des Wegs in niederem Gebüsch ein mächtiger Cederbaum, der ganz von flechtenartigen Tilandsien bedeckt ist, eine Art Baumgreis, dessen grauer Bart bis zu seinem Fusse herabwallt. Wir berührten jetzt die Orte in umgekehrter Folge, den Tambo Chillu, das Dorf Suta, den Tambo Ludmilla. Als wir zum Rio Timpuc kamen, der Flussquelle, die mit Brausen über Felsblöcke herabstürzt, begann es bereits dämmerig zu werden, daher mein Führer mir vorschlug, in dieser Gegend, wo wir Futter für unsere Tiere finden würden, unser Nachtlager aufzuschlagen. Allein ich traute dem Wetter nicht und ritt weiter. Wir gelangten allerdings erst lange nach Einbruch der Dunkelheit zum Puente de Santo Tomas, erfuhren aber in der Nacht, dass wir wohl gethan hatten nicht im Freien zu bleiben, denn es regnete stark und lange.

Die Brücke steht einsam im engen Thale, keine Ortschaft findet sich in der Nähe, nur ein paar verlassene Hütten, die ich aber erst am Morgen bemerkte, denn die Nacht war so finster, dass man kaum einige Schritte weit entfernte grosse Gegenstände erkannte. Meine Glieder waren von dem anstrengenden Morgenspaziergang und dem langen Ritte übermüdet, so dass ich nur mit Mühe abzusteigen und mich kaum auf den Füssen zu erhalten vermochte. Beim Aufflammen angezündeter Streichhölzchen bemerkten wir, dass die Brücke sich an der linken Seite an eine ausgehöhlte Felswand anlehnte, welche Schutz gegen Wind und Regen gewährte. Auch fand sich dort etwas trockenes Holz, welches frühere Reisende zusammengetragen hatten, und eine alte Feuerstätte. Narciso beeilte sich also, die halb verkohlten Stücke wieder anzuzünden und als die Flamme durch frisches Reisig angefacht wurde, fühlte man sich etwas weniger unbehaglich an diesem öden, unwirtbaren Ort. Das Schwierigste war die Beschaffung von Wasser, denn wiewohl wir uns über dem Flusse befanden, konnte man doch in der Finsternis an dem dichtverwachsenen, steilen Rand nicht zum Ufer hinabsteigen. Es gelang uns aber schliesslich, von der Brücke herab mit einem an einer Leine hängenden Becher nach und nach so viel aus dem Flusse zu schöpfen, als wir brauchten. Unseren armen müden Tieren ging es noch schlechter als uns selbst, sie mussten sich mit dem kärglichen Grase begnügen, das hier und da zwischen den Büschen wuchs, denn es war zu spät und zu dunkel, um einen besseren Weideplatz für sie zu suchen. Erst am Morgen ging Narciso auf die Suche und kam mit einer grossen Ladung aus dem Boden gerupfter Maispflanzen zurück. Er habe das Futter stehlen müssen, bemerkte er, denn es sei niemand da gewesen, dem er es hätte bezahlen können.

Die Tiere hatten während der Nacht im Regen gestanden, die beiden Pferde waren von Fledermäusen angezapft worden und das Blut rann ihnen noch über Hals und Brust, das Maultier war verschont geblieben. Ich liess ihnen zwei Stunden Zeit, um sich satt zu fressen und trocken zu werden, so dass wir erst kurz vor neun Uhr von der Tomasbrücke aufbrachen. Wir kamen zunächst nach Chaur, wo wir auf dem Herwege in einer verlassenen Hütte übernachtet hatten, darauf über Chilingota nach Leimebamba. Hier ruhten wir eine halbe Stunde, verliessen dann das Thal des Chillu und stiegen nach rechts wieder zum Gebirge empor. Eine Stunde vor Sonnenuntergang langten wir in Pomacocha an, fanden aber unsere freundliche Wirtin Laura nicht zu Hause, denn sie war mit ihrer Schwester nach Leimebamba zu Besuch gegangen. Die Hütte war voll von Männern, der Vater und die Brüder der beiden jungen Frauen waren von ihrer Reise zurückgekehrt und hatten noch mehrere Verwandte und Bekannte mitgebracht. Da ich unter solchen Umständen die schon zu grosse Anzahl der Gäste nicht vermehren wollte, so bezog ich etwas weiter oben im Thal eine andere, der Familie gehörige Hütte, die man mir und meinem Führer allein zur Benutzung überliess.

Die Nacht war kalt und am Morgen das Wetter schlecht. Es fiel ein dichter Regen und der Boden um die Hütte war ganz durchweicht. Ich wartete zwei Stunden, in der Hoffnung, die tiefhängenden Wolken würden sich etwas lichten, allein vergebens. Während ich an der Thür stand und noch unschlüssig war, kam der braune Eigentümer der Hütte, um sich zu erkundigen, wie ich die Nacht zugebracht habe, oder vielmehr, um sich die höfliche Nachfrage mit einem Glas Branntwein belohnen zu lassen. Er meinte, es sei wenig Aussicht auf eine Besserung des Wetters, was er vielleicht dachte, vielleicht auch bloss sagte, weil er hoffte, unsere Flasche noch länger in seiner Nähe zu behalten. Im letzteren Falle jedoch hatte er seine Absicht verfehlt, denn die Aussicht, den ganzen Tag in dieser elenden Hütte zubringen zu müssen, brachte mich alsbald zum Entschluss, ohne weiteren Verzug aufzubrechen. Auch Narciso schien damit einverstanden und sattelte und bepackte die Tiere mit dem grössten Eifer. Das Wetter war ihm völlig gleichgiltig, und da Laura nicht in Pomacocha war, so hatte er keinen Grund, eine Verlängerung unseres Aufenthalts zu wünschen.

Ich knöpfte meinen wasserdichten Regenmantel über meinen Poncho und da kein Wind wehte, brachte mir die Nässe keine Belästigung, nur war der Weg an vielen Stellen voll tiefer Schlammpfützen, an anderen äusserst schlüpfrig. Narciso erwies sich unter diesen Umständen als

ein tüchtiger und gewandter Treiber. An steilen und glatten Stellen packte er das Pferd, welches das Gepäck trug, an der Wurzel des Schweifes und half ihm durch Heben und Schieben weiter, oder bewahrte es vor dem Zurückgleiten, bis es wieder festen Fuss gefasst hatte. Wir kamen also ziemlich rasch vorwärts und gelangten nach einer Stunde zu der bösen Treppe, wo ich auf dem Herwege abgestiegen war. Die ungleichen Steine der Pflasters waren vom Regen glatt, die Tiere klommen langsam und bedächtig, glitten zwar häufig aus, indessen ging es doch besser als ich befürchtet hatte. Wir hatten bereits vier Fünftel des Anstiegs hinter uns und ich glaubte, wir hätten das Schlimmste überstanden, als das Maultier, das ich jetzt ritt, mit einem Hinterfusse einen Fehltritt that. Infolgedessen glitt es auch mit einem Vorderfusse aus und nach einigen vergeblichen Versuchen, sich zu halten, prasselte es mit allen Vieren nieder. Ich hatte eben noch Zeit, meine Füsse aus den Steigbügeln zu ziehen und rollte sodann in meinem Mantel die Stufen hinunter, bis ein Busch mich aufhielt. Während ich mich bemühte, mich aus dem Mantel herauszuwickeln, war auch das Maultier wieder auf die Beine gekommen, und scheu geworden durch den Sattel, der nach hinten gerutscht war, erinnerte es sich seiner Mucken von Celendin, begann sich zu bäumen und auszuschlagen, bis der Sattel samt Zubehör am Boden lag. Ich sah mit Schrecken die Taschen, in denen sich mein photographischer Apparat befand, in der Luft herumfliegen und erwartete ihn zerschlagen und fernerhin unbrauchbar zu finden; aber wunderbarerweise waren fast alle in den Taschen enthaltenen Gegenstände unversehrt geblieben, nur die Platten, die ich zur Aufnahme der Höhle von Macra benutzt hatte, fand ich später in ihren Rahmen zerbrochen. Auch ich selbst hatte nur ganz unbedeutende Quetschungen erlitten und nicht einmal meine Kleider beschmutzt, nur mein weisser Kautschukmantel war mit schwarzem Schlamm bedeckt. Unter Verwünschungen und manchen zornigen Schimpfnamen für das Maultier schnallte Narciso den Sattel wieder fest, worauf ich den ungereinigten Mantel umhing und es dem Regen überliess, den Schmutz abzuwaschen.

Wir kamen noch über manchen elenden Knüppeldamm, durch Schlammlöcher und glatte Lehmrinnen; die Tiere glitten oft aus, aber keins stürzte mehr. Auch die zweite schlimme Stelle hinter dem Tambo Lluy, die Treppe von Coipata, wurde ohne Unfall zurückgelegt und ohne dass ich abzusteigen brauchte. Über Coipata wird der Weg weniger steil und überhaupt besser, auch liess jetzt der Regen etwas nach und verwandelte sich allmählich in einen nässenden Nebel. Doch

wurde es weiter oben empfindlich kühl und sehr windig; je mehr wir stiegen, desto heftiger blies der Wind, aber wie auf dem Hinwege von Osten her, sodass wir ihn jetzt im Rücken hatten. Auf dem Passe hatten die Tiere Mühe sich zu halten und wurden seitlich getrieben, aber sobald wir die Wasserscheide überschritten hatten und auf der anderen Seite etwa hundert Fuss hinabgestiegen waren, gelangten wir in ruhigere Luftschichten. Der Unterschied zwischen der östlichen und westlichen Seite des Passes war höchst auffallend, das Wetter war wie umgewandelt, der Boden vollkommen trocken und es war hier augenscheinlich seit längerer Zeit kein Regen gefallen. Der Pass Calla-Calla ist berüchtigt wegen der Schneegestöber, denen dort die Reisenden zuweilen ausgesetzt sind. Alle Leute, die uns auf dem Herunterwege entgegenkamen, fragten mit besorgter Miene, ob die Jalca heute »sehr wild« sei.

Früh am Nachmittag kamen wir zum Tambo viejo und machten hier Halt, um etwas zu ruhen. Auch unsere Tiere waren der Ruhe bedürftig, besonders das kleine rote Pferd, das ich in den ersten Tagen der Reise geritten hatte. Es hatte während der letzten Tage das Gepäck getragen und schien so erschöpft, dass es, als ihm die Last vom Rücken genommen worden war, auf dem Platze stehen blieb und nicht zu fressen vermochte. Es blutete aus der Nase und ich fürchtete, es möchte unterwegs zusammenbrechen. Aber Narciso beruhigte mich. Das Nasenbluten, sagte er, gelte als ein gutes Zeichen hinsichtlich der Kraft und Ausdauer eines Tieres, das Pferd werde die Reise aushalten und könne im Notfall noch weiter gehen als Celendin. Und die Folge zeigte, dass er Recht hatte, denn das Pferd trug die Last ins Thal hinunter, schleppte sie wieder hinauf und schien am letzten Tage der Reise beinahe ebenso kräftig als beim Anfang.

Nachdem wir eine Stunde auf der waldumkränzten Rasenmatte vor dem Tambo gerastet hatten, machten wir uns wieder auf den Weg. Der Ritt an diesem Nachmittage war der genussreichste der ganzen Reise. Es schien wie ein Traum, dass auf einen so unfreundlichen regnerischen Morgen ein so glanzvoller Tag gefolgt sein sollte. Zwar hingen noch einige Nebelwolken hier und da um die Höhen, aber die Luft über uns war rein und durchsichtig. Wir ritten immer langsam bergab und das ganze prächtige Bild, dem wir auf der Herreise hatten den Rücken zuwenden müssen, lag beständig aufgerollt vor dem Blicke. Der Weg führt lange auf einer steilen Bergkante hinunter, von wo aus man links das Thal des Marañons vor sich hat, während man nach rechts in ein grösseres, steilwandiges und schluchtenreiches Nebenthal blickt. Alle Bergumrisse schimmerten in einem zarten, von bläulichem

Thal des Marañons von Osten, 2000 Meter über dem Spiegel des Flusses. S. 266.

Dufte umflossenen Grün, in der Tiefe des Thals blinkte der Spiegel des Flusses. Neben der landschaftlichen Schönheit bot das Bild, das man vor Augen hatte, auch eine belehrende Seite. Nirgends vielleicht auf der Erde trifft man eine plastische Darstellung der Macht des fliessenden Wassers in so grossartigem Massstabe. Wie an den vom Wetter durchfurchten Kalksteinen der Jalca im kleinen, so hat man hier Gelegenheit, die Thalbildung im grossen zu verfolgen, von den geringsten Anfängen bis zu den tiefsten Aushöhlungen. Ganz hoch oben am Kamme der Bergrücken beginnt sie mit flachen muldenförmigen Einsenkungen des Bodens, die in eine Furche auslaufen. In diese Furche münden von beiden Seiten seichte Rinnen, die voneinander durch niedrige Erdrippen getrennt werden und sich ausnehmen wie ein gefiedertes Blatt. Ein solches Furchenblatt wird von den beiden benachbarten durch höhere Rippen des Bodens geschieden. Dann vereinigen sich die Furchen und werden zu Schluchten, diese werden tiefer und tiefer und ihre Wände höher und steiler; aus den Schluchten werden abschüssige Thäler, aus ihren Wänden hohe, scharfkantige Berge, die Thäler öffnen sich allmählich und senken sich weiter und weiter herab, bis sie endlich in das grosse Thal ausmünden und ihre Gewässer von dem Strome aufgenommen werden, wie hundert andere vor und nach ihnen.

Eine Stunde vor Sonnenuntergang gelangten wir zum Carrizal, wo ich wieder die Nacht zuzubringen gedachte. Schon von weitem sah man aus dem Laube der Bäume das neue Strohdach des Tambo hervorblicken, an welchem zur Zeit meines ersten Besuchs vor vierzehn Tagen die jungen Leute von Balsas unter Anführung ihres wackeren Gobernadors gearbeitet hatten. Jetzt war es still auf dem Rasenplatz vor der Hütte und ich war der einzige Gast. Doch blieb ich nicht lange allein; binnen kurzem kamen vom Gebirge herab und aus dem Thale herauf Züge beladener Maultiere, und ehe es dunkler wurde, mochten ihrer wohl fünfzig beisammen sein mit etwa fünfzehn Treibern. Diese luden ihre Tiere ab und bauten aus den Packsätteln und Lasten auf dem Platze eine Mauer, an deren oberen Rande sie ihre Decken festbanden und so eine Art Zelt bildeten. Sie warnten mich vor dem Innern der Hütte, die voll von Garrapatas sei. Da ich jedoch nicht die Mittel hatte, um mir wie sie ein Zelt zu bauen und die Nacht über nicht ohne Not unter freiem Himmel liegen mochte, so schlug ich mein Feldbett im Tambo auf, behielt meine Stiefeln an und wurde von den gefürchteten Läusen nicht belästigt. Unter den Angekommenen waren auch zwei Brüder meines Führers Narciso, welche Frachtgüter

auf ihren Maultieren nach Chachapoyas bringen wollten. Meinem Führer brachte die Ankunft seiner Verwandten, denen er sonst sehr zugethan war, eine Enttäuschung. Er hatte sich erboten, mich über seinen Heimatsort Celendin hinaus, wenn ich es wünschte, auf meiner ganzen ferneren Reise zu begleiten, und wollte sich zu diesem Ende Maultiere von seinen Brüdern leihen. So leid es diesen that, eine Gelegenheit zu einem guten Geschäft nicht benutzen zu können, so war doch daran nichts zu ändern, denn sie waren durch einen Kontrakt gebunden, bei dem sie für den Transport einer Ladung von Celendin nach Chachapoyas nur fünf Sols (fünfzehn Mark) verdienten. Auch ich bedauerte, meinen jungen Begleiter nicht behalten zu können, da ich ihn als einen gewandten, dienstwilligen, ehrlichen und nüchternen Menschen kennen gelernt hatte.

Am nächsten Morgen brach ich früher auf als die Arrieros, die ihre Tiere möglichst lange auf der guten Weide in der Nähe des Tambos fressen liessen. Den steilen Weg ins Thal hinunter, der den Tieren auf der Herreise so sauer geworden war, legten sie jetzt leicht zurück, und noch vor Mittag langten wir in Balsas an. Der Wasserstand im Marañon war, seit wir ihn verlassen hatten, noch etwas gefallen. Als das Floss herbeigezogen wurde, das uns übersetzen sollte, kam ein blinder, etwa vierzigjähriger Mann, entkleidete sich und bat die Flösser, das Bündel seiner Kleidungsstücke mitzunehmen. Dann suchte er sich mit seinem Stocke einen Weg durch die grossen Steine zum Rande des Flusses, liess sich ins Wasser gleiten und schwamm hinüber. Am anderen Ufer trafen wir den Verwalter, der von meiner Ankunft gehört hatte und mich erwartete. Wir gingen mit ihm zu seiner Hütte und liessen unsere Tiere, die im Carrizal nicht viel Futter bekommen hatten, ein paar Stunden lang fressen, während ich mich mit dem Verwalter unter einen Orangenbaum setzte und mich mit einer Frucht desselben erquickte. Die Nacht jedoch mochte ich nicht wieder in der Hacienda zubringen, eingedenk des Fiebers, das ich mir daselbst zugezogen. Als daher die Hitze des Tages etwas nachgelassen hatte, liess ich wieder satteln und ritt noch drei Stunden weiter. Wir legten die beiden hohen Anstiege an den Uferbergen zurück und dann noch ein gutes Stück Wegs an der Bergwand bis in die Gegend der Hacienda Guayabas. In der Nähe derselben blieben wir in einer unbewohnten Hütte, die im Gebüsche am Abhang lag. Narciso kannte den Ort und nannte ihn Huaschhuasch. Er lag ungefähr in der Mitte des Wegs zwischen Balsas und dem Bergrücken, der das Thal des Marañons von Celendin scheidet, dem Cerro de la Cruz oder Kreuzberg.

Wir hatten von dem Punkte, wo wir uns befanden, zwar nur eine halbe Tagereise nach Celendin, indessen wünschte ich bei Zeiten aufzubrechen, um den überaus steilen Anstieg des Berges in der Morgenkühle zurückzulegen. Es dauerte jedoch ziemlich lange, bis Narciso die Tiere zur Stelle hatte, da diese in der Nähe der Hütte wenig Futter gefunden, und sich beim Aufsuchen desselben allmählich weit entfernt hatten. Es war also schon etwas spät, als wir die Hütte verliessen, doch hatten wir auch so nicht von der Sonne zu leiden, denn die oberen Gegenden des Thales waren in dichten Nebel gehüllt, gerade so wie zur Zeit unserer Herreise; erst als wir nahe am Kamme angekommen waren, zerteilten sie sich. Es ward mir so die Genugthuung, zum Abschied das Thal des Marañons noch einmal frei vor uns ausgebreitet zu sehen, und ich lagerte mich eine Zeit lang auf dem Rasen des Berges, um den herrlichen Anblick zum letztenmale zu geniessen.

Geschichtliches über die Entdeckung und Erforschung des Marañons.

Ich habe den Marañon nur an zwei Orten gesehen, hier bei Balsas und weiter oben bei Chacabamba, wo sein Lauf wenig mehr als zehn Leguas (56 Kilometer) lang ist. Zu meinem Bedauern kann ich dem Leser aus eigener Anschauung nicht mehr über diesen grössten und interessantesten Strom der Erde mitteilen, als in den vorstehenden Seiten geschehen ist, und lasse deshalb hier zur Ergänzung des Gesagten noch einige Notizen folgen, die den Berichten anderer Reisenden entlehnt sind. Nur ein kleiner Teil des Thalgebietes dieses ungeheuren Flusses gehört zu Peru. Wie mächtig derselbe nach seiner Vereinigung mit dem Ucayali auch schon sein mag, so sind die grossen Nebenflüsse, der Rio negro und Madeira, bei ihrer Mündung fast ebenso wasserreich als der Amazonas bei Iquitos, und der Yapurà und Tapajos stehen dem Marañon und Ucayali nicht nach. Allein die interessantesten Gegenden des später Amazonenstrom genannten Flusses liegen in peruanischem Gebiet, und da dieses Werk nur über Peru handelt, so beschränken wir uns hier auf den oberen Teil seines Laufes.

Als Ursprung des Marañons wurde seit den Zeiten des Paters Samuel Fritz gewöhnlich der See Lauricocha (unter 10° 8′ südl. Br.) betrachtet, bis Antonio Raimondi nachwies, dass ein etwas mehr nach Osten am Fusse der Kordillera von Huayhuash (10° 20′) entspringender Fluss, der Rio Ñupe, als eigentlicher Quellfluss des Marañons angesehen werden müsse, da er bei seiner Vereinigung mit dem Rio de Lauricocha

einen längeren Lauf hat und mehr Wasser enthält als dieser[1]). Der Marañon läuft anfangs parallel der Küstenkordillere in nordnordwestlicher Richtung. Unter dem 5. Breitengrade, in der Gegend der Mündung des Utcubamba beginnt er, sich erst gerade nach Norden und sodann immer mehr nach Osten zu wenden, bis er aus dem Gebirge in die Ebene tritt und fortan in östlicher Richtung, etwas gegen Norden abweichend, seinen Lauf bis zum atlantischen Ozean fortsetzt. Der Marañon behält seinen Namen bis zu seiner Vereinigung mit dem Ucayali, worauf der durch sie gebildete Strom Rio de las Amazonas — der Amazonenstrom, oder schlechtweg Amazonas genannt wird. Der Ucayali hat bei seiner Mündung einen längeren Lauf als der Marañon, aber dieser gilt als der wasserreichere und wegen seiner Richtung als der Hauptstrom.

Die ersten Spanier, welche den Marañon sahen, waren Alonso de Alvarado und seine Begleiter auf ihrem Zuge nach Chachapoyas (1536). Allein weder sie noch die Eingeborenen, deren Land sie in Besitz nahmen, hatten eine Ahnung, zu welcher Grösse dieser Strom später anwachsen werde. Wenige Jahre später unternahm Gonzalo Pizarro, der jüngste Bruder Franciscos einen unglücklichen Zug zur Entdeckung des Zimmtlandes, der zwar ein klägliches Ende hatte, aber durch Zufall zur Kenntnis des unteren Laufes des Amazonas führte. Zu Anfang des Jahres 1540 brach Gonzalo von Quito, dessen Verwaltung ihm von seinem Bruder übertragen worden war, mit einer ansehnlichen Kriegsmacht auf. Er hatte unter seinem Befehl 500 spanische Soldaten, wovon 100 Mann beritten, und 4000 Indianer, welche grosse Heerden von Llamas zum Unterhalte des Heeres hinter demselben hertrieben. Gonzalo gelangte zunächst zu den Ortschaften am Cocaflusse, wo er einen Monat verweilte. Auf seinem weiteren Zuge sah er die berühmten Fälle des Coca, welcher 150 Fuss hinabstürzt, und dann in einer abschüssigen Felsspalte läuft, über welche die verwegenen Spanier eine Brücke schlugen. Das Land wurde darauf weniger bergig oder sumpfig, aber der Mangel an Lebensmitteln machte sich in bedenklicher Weise fühlbar. Eine Menge Indianer waren bereits ihren Mühsalen erlegen. Teils, um das Gepäck weiter zu schaffen, teils, um nötigenfalls von einem Ufer des Flusses auf das andere übersetzen zu können, beschloss Gonzalo, ein Schiff oder Boot zu erbauen. Mit unendlicher Mühe gelang dieses endlich, indem man aus den Hufeisen der gefallenen Pferde Nägel und Klammern schmiedete und die Kleider der gestorbenen

[1]) Raimondi, El Peru I, 156.

Indianer statt Werg zum Ausstopfen der Ritzen und Löcher verwendete; das Pech ersetzten sie durch Gummi und Harze, die ihnen die Indianer in den Wäldern zeigten. Mit Hilfe dieses Fahrzeugs setzten die Spanier ihren Weg im Thale 43 Tage lang unter den unerhörtesten Schwierigkeiten fort, und legten in dieser Zeit ungefähr 200 Leguas zurück. Alle Vorräte waren nun aufgezehrt, aber die Indianer versicherten, in vierzehn Tagereisen könne man einen anderen grösseren Fluss erreichen, an dessen Ufern man Ortschaften mit Nahrungsmitteln in Überfluss finden werde. Pizarro beauftragte daher einen seiner Hauptleute, Francisco de Orellana, mit 60 Mann im Schiffe den Fluss hinabzufahren bis zu seiner Einmündung in den grösseren, und von dort Lebensmittel für die Zurückgebliebenen heraufzuschaffen. Orellana schiffte sich ein und fuhr den Cocafluss hinunter, allein seine Landsleute harrten vergebens auf seine Rückkehr. Ob es ihm nicht gelang Lebensmittel aufzutreiben, oder die Strömung des Flusses zu stark war, um mit dem Boote zu Berg zu fahren, ist nicht ausgemacht. Nachdem er in den Napo gelangt war, überliess er sein Fahrzeug dem Strome und trieb so, ohne es zu wissen, in den grossen Hauptstrom. Nach mancherlei Abenteuern und Kämpfen mit den wilden Eingeborenen kamen Orellana und seine Begleiter unterhalb der Mündung des Rio Negro zu einem Lande, das von einer Rasse kriegerischer Weiber beherrscht wurde. Diese wurden in der Sprache jenes Landes »Coniapuyara« genannt, welches Wort so viel als »grosse Herrinnen« bedeutet. Ein Mönch Namens Gaspar de Carbajal, welcher sich unter Orellanas Leuten befand, schrieb später einen Bericht über die Fahrt, und von seinen abenteuerlichen und übertriebenen Erzählungen von den kriegerischen Weibern, die er Amazonen nannte, erhielt der Strom den Namen, den er bis jetzt führt: Rio de las Amazonas.

Orellana gelangte am 20. August 1541 in den atlantischen Ozean, aber der von ihm seinem Schicksale überlassene Gonzalo Pizarro und seine Leute hatten noch viele Monate die entsetzlichsten Drangsale zu erdulden. Als Gonzalo endlich die Hoffnung auf Orellanas Wiederkehr aufgeben musste, blieb ihm nichts übrig als umzukehren. Er folgte aufs Geratewohl einem anderen Wege als dem, auf welchem er gekommen, wahrscheinlich im Thale des Napo. Im Juni 1542, anderthalb Jahre, nachdem er ausgezogen, kamen von der Schaar, die von einigen zu 300, von anderen zu 320 angegeben wird, nur etwa 100 nach Quito zurück, halb nackt, mit elenden Lumpen behangen, an Händen und Füssen mit Wunden und Geschwüren bedeckt und alle bis zur Unkenntlichkeit abgehärmt.

Im Jahre 1549 entdeckte der Kapitän Diego Polomino die Provinz Bracamoros (Pacamuru) und gelangte dabei an den Marañon, etwas unterhalb der Stelle, wo ihn Alvarado überschritten hatte, in der Gegend des linksseitigen Nebenflusses Chinchipe. Die Eingeborenen des Landes nannten den Fluss Chuquimayo, den Goldstrom. Die am oberen und und unteren Laufe des Marañons gelegenen Länder wurden seitdem oft besucht, da man besonders in den letzteren das bisher vergeblich gesuchte Goldland — el Dorado — vermutete; aber die Gegenden, wo der Strom das Gebirge durchbricht, um in die Ebene zu treten, blieben wegen ihrer Unzugänglichkeit lange ganz unbekannt, bis im Jahre 1616 einige Soldaten von der Garnison des oberhalb des Pongo de Manseriche gelegenen Ortes Santiago de las Montañas beim Übersetzen über den Fluss vom Strome fortgerissen wurden, und wider ihren Willen die gefürchtete Schlucht durchfuhren. Dies führte zur Entdeckung des unterhalb des Pongos lebenden Volksstammes der Mainas, unter denen der Gobernador von Yahuarsongo, Diego Vaca de Vega, am Ausgange des Engpasses eine Niederlassung gründete (1619), die er zu Ehren des damaligen Vicekönigs von Peru, Don Francisco de Borja, Principe de Esquilache, San Borja nannte.

In den dreissiger Jahren desselben Jahrhunderts machten Franziskanermönche von Quito aus wiederholt Entdeckungsreisen in die Gegenden nördlich vom oberen Marañon. Unter diesen zeichnete sich aus durch seine Kühnheit und Standhaftigkeit der Laienbruder Domingo Brieba, der mit einem andern Mönch seines Ordens, Andrès Toledo, in Begleitung von sechs Soldaten durch den Putumayo in den Amazonenstrom gelangte, diesen in seiner ganzen Länge befuhr und endlich in Parà bei dem brasilianischen Gouverneur Jacome Raimundo Noronha freundliche Aufnahme fand (1637). Angeregt durch die Erzählungen seiner Gäste beschloss Noronha eine Unternehmung in grösserem Massstabe auszurüsten. Diese bestand in einer Flotte von 47 grossen Kanoes, bemannt mit einer Anzahl von Soldaten und 1000 indianischen Ruderern, welche unter den Befehl des Kapitäns Pedro Tejeyra gestellt wurden. Während der Pater Toledo sich nach Spanien begab, um dem Könige über die Ergebnisse der Reise Bericht zu erstatten, begleitete Brieba den Kapitän Tejeyra, welcher mit seinen Fahrzeugen noch im selben Jahre Parà verliess und nach acht Monaten im Hafen Payamino am Napo ankam (1638). Die Portugiesen gingen darauf bis zur Stadt Avila und Brieba begab sich nach Quito, von wo aus er seinen Bericht durch die königliche Audienz an den Vicekönig Chinchon nach Lima sandte. Diesem war es zwar nicht angenehm, dass die Portugiesen Flüsse und

Gegenden in spanischem Gebiet erforschten, um jedoch eine so günstige Gelegenheit nicht unbenutzt vorübergehen zu lassen, gab er dem Kapitän Tejeyra bei dessen Rückreise nach Parà zwei kenntnisreiche Jesuiten mit, die Väter Artieda und Acuña, damit diese über alle Gegenden, die sie auf ihrer Reise berühren würden, Pläne aufnehmen und Beobachtungen anstellen möchten. Brieba begleitete darauf den Pater Acuña nach Madrid, wo dieser dem Könige Bericht erstattete und der Regierung die Ergebnisse seiner Fahrt auf dem Amazonenstrom vorlegte. Nach den Notizen des Pater Acuña zeichnete darauf Nicolas Sanson eine Karte über den Lauf des Marañons, welche trotz ihrer Ungenauigkeiten und Irrtümer den kartographischen Darstellungen der damaligen Zeit als Grundlage diente.

Das Werk der Entdeckungen und Bekehrungen, das die Franziskaner in der ersten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts begonnen hatten, wurde in der Folge von den Jesuiten mit der diesen Orden auszeichnenden Energie und Ausdauer fortgesetzt. Unter den Missionaren, die am oberen Marañon und an den Ufern des Ucayali bemüht waren, dem Christentum unter den wilden Eingeborenen Eingang zu verschaffen, war es der Pater Samuel Fritz, welcher am meisten zur Bereicherung der geographischen Kenntnisse über jene Gegenden im allgemeinen, sowie besonders zur genaueren Bestimmung des Laufes des Marañons beitrug. Der Pater Fritz war aus Böhmen gebürtig und kam im Jahre 1686 nach der Mission Mainas, wo er nach und nach neununddreissig Ortschaften unter den Omaguas und Yurimaguas gründete. Die Mühsale, die er auf seinen rastlosen Reisen erduldete, untergruben seine Gesundheit, sodass er sich nach dreijährigem Aufenthalte in der Mission genötigt sah, sich zur Herstellung seiner Gesundheit nach Parà zu begeben. Der portugiesische Gouverneur jedoch, Arturo Sà de Meneses, war der Meinung, die Krankheit des Pater Fritz sei erdichtet und nur ein Vorwand zur Erforschung des Amazonenstroms im spanischen Interesse. Er hielt ihn daher beinahe zwei Jahre in Parà zurück und entliess ihn erst, nachdem Fritz sich an den König von Portugal gewendet hatte, unter Begleitung von Soldaten und eines Offiziers, der beauftragt war, von dem Lande an den Ufern des Marañons bis zu den Omaguas für die portugiesische Krone Besitz zu ergreifen. Im Jahre 1692 kam der Pater Fritz nach Lima und berichtete in einer dem Vicekönig überreichten Denkschrift über die Anmassungen und Gebietsübertretungen der Portugiesen. Doch fanden die Beschwerden des Missionars wenig Beachtung. Der Vicekönig, Graf Monclova, erklärte ihm in seiner

Antwort, die Portugiesen seien so gute Katholiken wie die Spanier, und zudem kriegerische Leute, mit denen es sich nicht der Mühe lohne Streit anzufangen um den Besitz von Wäldern, die dem Könige nichts einbrächten.

Ehe der Pater Fritz nach seiner Mission zurückkehrte, untersuchte er den oberen Lauf des Marañons, den er noch nicht kannte, und verfolgte diesen bis zum See Lauricocha, welcher seitdem als der Ursprung des Marañons galt, bis Raimondi den Ñupe als den wasserreicheren Quellfluss kennen lehrte. Fritz legte darauf die Ergebnisse seiner Reise in einem Werke über den grossen Fluss nieder, welches er durch Vermittelung der Audienz von Quito dem Könige widmete[1]). Nach dem Zeugnis La Condamines ist die von Fritz entworfene Karte des Amazonas ein höchst schätzbares Werk, welches Staunen erregt, wenn man bedenkt, dass dem körperlich leidenden Priester zur Anstellung seiner Beobachtungen kein anderes Instrument zu Gebote stand, als ein kleiner hölzerner Halbkreis von drei Zoll Radius zur Bestimmung der Breitegrade. Der Pater Fritz war der Erste, der den Marañon als den Hauptfluss des Amazonas erkannte, denn vor ihm war der Napo dafür gehalten worden.

Die Arbeiten des gelehrten und aufopfernden Missionars wurden vervollständigt und berichtigt durch den französischen Akademiker Charles Marie de la Condamine. Um die Richtigkeit der Folgerungen zu prüfen, welche die Physiker aus der ungleichen Länge der Pendelschwingungen unter verschiedenen Breitegraden hinsichtlich der Gestalt der Erde gezogen hatten, beschloss die französiche Regierung auf Antrag der Akademie der Wissenschaften, Abschnitte von Meridianen in weit von einander entfernten Breiten direkt messen zu lassen. Während daher eine Gradmessung durch Maupertuis und Clairaut in Lappland ausgeführt wurde, begaben sich zu gleichem Zwecke Astronomen nach Quito. Im März 1835 reisten die französichen Gelehrten Godin, Bouguer und La Condamine von Europa ab und trafen in Quito mit den beiden Mathematikern José Juan und Antonio Ulloa zusammen, welche sich im Auftrage der spanischen Regierung an der Gradmessung beteiligen sollten. Nach siebenjähriger Arbeit hatte die Kommission ihre Aufgabe gelöst, und zwar mit einem entscheidenden Ergebnis, denn ihre Messungen bestätigten, was Newton und Huyghens aus theoretischen Gründen geschlossen hatten, dass nämlich ein Breite-

1) Del gran rio Marañon o Amazonas en las misiones de la compañia de Jesus geographicamente delineado. Quito, 1707.

grad in der Nähe des Äquators kürzer sei, als in der Polargegend, und dass mithin die Erdoberfläche in der Gegend der Linie mehr gekrümmt und gegen die Pole hin abgeflacht sei. Während die französischen Gelehrten Godin und Bouguer nach Beendigung ihrer Arbeit sogleich nach Europa zurückkehrten, war La Condamines wissenschaftlicher Eifer so gross, dass er trotz der jahrelangen bei der Gradmessung erduldeten Mühsale und Entbehrungen auch seine Rückreise noch der Erweiterung der geographischen Kenntnisse nutzbar machen wollte. Er entschloss sich daher, seine Heimreise auf dem Amazonenstrom auszuführen und seine Fahrt noch oberhalb des Pongo de Manseriche zu beginnen, der ihm als eine ganz ausserordentliche, aber auch gefahrvolle Merkwürdigkeit beschrieben worden war. Er trat seine Reise im Mai 1743 an, ging von Quito über Tarqui nach Loja, von hier nach Jaen und erreichte den Marañon da, wo der Chenchipe von der linken, der Utcubamba von der rechten Seite in ihn einmünden. Da die unmittelbar unterhalb dieses Punktes folgende Strecke des Flusses ihm als nicht befahrbar beschrieben wurde, so umging er dieselbe durch einen beschwerlichen Marsch über Berge und gelangte zum Ufer des Chunchanga, der sich unterhalb des Utcubamba von derselben Seite in den Marañon ergiesst. Dort fand er gastliche Aufnahme bei den Eingeborenen, ruhte sich einige Tage aus, trocknete sein vom Regen durchnässtes Gepäck und liess sich ein Floss bauen. Am 4. Juli schiffte er sich auf diesem Fahrzeuge ein, gelangte in den Marañon und bestimmte dessen Breite durch geometrische Messung zu 263 Metern. Nach einigem Aufenthalt in Chapuroma setzte er seine Fahrt fort und kam durch die Stromenge Cumbinama, wo der Fluss nur 40 Meter breit ist. Am 9. fuhr er durch eine zweite gefährliche Stelle, Escurrebragas genannt, wo der Strom durch eine plötzliche Richtungsänderung gegen eine Felswand getrieben wird und einen grossen Wirbel bildet, hierauf durch die Stromenge Guaracayo und langte am folgenden Tage bei dem kleinen Orte Santiago an, welcher an der Mündung des Flusses gleichen Namens liegt.

Eine kurze Strecke unterhalb dieses Orts beginnt der Marañon sich nach Osten zu wenden und durchbricht die Bergkette in einer Schlucht, welche unter dem Namen Pongo de Manseriche bekannt ist. P'onco ist ein Wort der Keshuasprache, welches Höhle, Grotte, Loch bedeutet und verwandt ist mit puncu, die Thür. Wegen plötzlichen Anschwellens des Flusses konnte La Condamine seine Fahrt nicht sogleich fortsetzen, sondern erst zwei Tage später. Er beschreibt dieselbe wie folgt:

»Am 12. Juli gegen Mittag liess ich das Floss losbinden und vom Ufer abstossen, es wurde durch ein Kanoe nach der Mitte des Flusses

bugsiert, dort vom Strome ergriffen und rasch fortgerissen. In dem Masse als sich jetzt das Flussbett verengerte, vermehrte sich die Geschwindigkeit der Strömung und das Brausen der Wellen. Sehr bald fand ich mich in einer engen, tiefen und gewundenen Schlucht, deren Felswände vom Wasser ausgespült waren und die nur von oben Licht empfing. Felsenvorsprünge und die Gipfel der Bäume, die nach dem Flusse zu überhingen, als wollten sie ein Gewölbe bilden, machten die Beleuchtung noch düsterer. Es ist schwer, von diesem seltsamen und beständig wechselnden Anblick ein Bild zu entwerfen. Kaum hatte ich Zeit gehabt, dies Schauspiel zu geniessen, als ich mich vor dem Orte Borja befand, welcher nach der gewöhnlichen Annahme drei Leguas von Santiago entfernt ist. An der engsten Stelle schätzte ich durch Vergleich mit anderen, genau gemessenen Geschwindigkeiten die Schnelligkeit des Stroms zu zwei Toisen (3,9 Meter) in der Sekunde.«

»Der Kanal des Pongos beginnt eine halbe Legua unterhalb Santiago und die Breite von mindestens 250 Toisen, die der Strom besitzt, nachdem er die beiden letzten Nebenflüsse aufgenommen, vermindert sich bis zu 25 Toisen (49 Meter). Ich weiss, dass der Pater Fritz die Breite des Pongo nur zu 25 spanischen Ellen angegeben hat, was nur 10 Toisen ausmachen würde und dass man gewöhnlich sagt, man gelange von Santiago nach Borja in einer Viertelstunde. Wenn ich nicht auf die Täuschung vorbereitet gewesen wäre, welche die Höhe und Steilheit des Uferrandes auf das Auge hervorbringt und nicht eine Uhr in der Hand gehabt hätte, so würde ich vielleicht ebenso geurteilt haben. Auch mag sich bei sehr niedrigem Wasserstand die Breite des Pongo noch um einige Toisen vermindern. Wie dem auch sei, zur Zeit meiner Durchfahrt habe ich bemerkt, dass an den engsten Stellen zu beiden Seiten des Flosses ein freier Raum blieb, der wenigstens der dreifachen Breite des Flosses gleich kam. Ich zählte auf meiner Uhr 51 Minuten vom Anfang der Stromenge bis Borja und wie sehr ich mich auch bemühe, meine Angaben mit den gewöhnlich gemachten in Einklang zu bringen, so kann ich doch die Entfernung zwischen Santiago und Borja nicht über zwei Leguas (von je 20 auf einen Breitegrad) schätzen, anstatt drei, wie man gewöhnlich annimmt.«

»In der Mitte des Pongo liegt ein Felsen, der bei niedrigem Wasserstand hoch aus dem Flusse hervorragt, der sich aber mehr als eine Toise unter Wasser befand, als ich darüber fuhr. Seine Gegenwart erzeugte eine ausserordentliche Wirbelbewegung, welche mein Floss um sich selbst drehte. Auch stiess das Floss mehrmals heftig gegen die Felsen an und man hätte erschrecken können, wenn man nicht auf

dergleichen Ereignisse vorbereitet gewesen wäre. Ein Kanoe würde unfehlbar scheitern; im Vorübergehen zeigte man mir die Stelle, wo der Gouverneur von Mainas verunglückte. Aber da die Stämme des Flosses weder genagelt noch gefügt waren und die Bastseile, mit denen sie zusammengebunden sind, die Heftigkeit der Stösse wie elastische Federn abschwächen, so machte man keine Anstrengungen, um das Anstossen des Flosses zu vermeiden. Die grösste Gefahr, der man ausgesetzt ist, besteht in den Wirbeln, in welche man aus der Strömung hinweggerissen und umhergetrieben wird. Vor noch nicht einem Jahre geriet ein Missionär in einen solchen Wirbel, war zwei Tage ohne Lebensmittel und würde verhungert sein, wenn nicht ein plötzliches Steigen des Wassers ihn wieder in die Strömung gerissen hätte.«

La Condamine setzte darauf seine Fahrt auf dem Marañon fort und erreichte ohne Unfall den Hafen von Parà. Er beschrieb seine Reise in einer in den Jahrbüchern der Akademie veröffentlichten Denkschrift: Relation abregée d'un voyage fait dans l'intérieur de l'Amérique méridionale, welcher seine Karte des Marañons beigegeben ist.

Es blieb nun nur noch eine kurze Strecke im oberen Laufe des Marañons unerforscht, nämlich die unmittelbar auf die Einmündung des Utcubamba und Chenchipe folgende, welche La Condamine als unbefahrbar umgangen hatte. Diese Strecke war wohl zuweilen von Indianern, die äusserst gewandte Schwimmer sind, auf schmalen nur aus drei Stämmen bestehenden Flössen durchfahren worden, aber noch nie von einem wissenschaftlichen Reisenden, bis der kühne Ingenieur Arthur Wertheman dies Wagstück unternahm und glücklich ausführte. Im Oktober des Jahres 1869 machte der damalige Präfekt von Loreto, Oberst Lino Olaria, einen Versuch, den Pongo de Manseriche mit einem Dampfboot zu durchfahren. Der dazu benutzte Dampfer Napo wurde von einem entschlossenen peruanischen Kapitän, D. Manuel Carbajal, befehligt und unter den Sachverständigen, die den Präfekten begleiteten, befand sich auch Wertheman. Es gelang dem Dampfer, bis über den oben erwähnten in der Mitte des Pongos gelegenen Felsen hinaus zu kommen, welcher als die gefährlichste Stelle betrachtet wurde, allein weiter oben wurde die Strömung so stark, dass die Maschine sie nicht zu überwinden vermochte und man sich genötigt sah umzukehren.

Im nächsten Jahre war Wertheman in Chachapoyas beschäftigt mit Einziehung von Erkundigungen über die Möglichkeit der Anlegung eines Weges zwischen dieser Stadt und dem oberen Lauf des Marañons unterhalb des Pongos de Manseriche. Von den Bewohnern von Chachapoyas aufgefordert, den unteren Lauf des Utcubamba näher zu unter-

suchen, erklärte sich Wertheman nicht blos hierzu bereit, sondern fasste auch den Plan, die Strecke des Marañons zwischen den Mündungen des Utcubamba und Chunchanga zu erforschen. Er begab sich, begleitet von einigen Soldaten und einem deutschen Seemann, Namens Scholdt, zu Maultier nach Bagua chica am Utcubamba, wo er drei Flösse bauen liess, deren jedes eine Last von 20 Centnern zu tragen vermochte. Die Leitung des ersten Flosses übernahm er selbst, das zweite trug das Gepäck und die Instrumente, auf dem dritten befand sich unter der Obhut Scholdt's der Proviant.

Am 21. August 1870 schiffte sich Wertheman mit seinen Leuten in Bagua chica ein und gelangte nach zwei Tagen zur Mündung des Utcubamba.[1]) Am 24. begann darauf die Fahrt auf dem Marañon, wo die Flösse schon nach Verlauf von zwanzig Minuten bei der Mündung des Chenchipe vorüberkamen, dessen Wasser mit grosser Kraft in den Marañon strömt und einen Wirbel bildet, der sich indess als ungefährlich erwies. Das Bett des Flusses verengert sich nun rasch und besteht aus hohen, im Winkel von 60° einfallenden Felsen. Bald nach neun Uhr gelangten die Reisenden zur ersten Stromenge, welche als Pongo von Retama bekannt ist. Hier beginnt der Durchschnitt durch die mittlere Kette (Cordillera central) und die ganze jetzt folgende, etwa vierzig Kilometer lange Strecke bis zur Einmündung des Imasa oder Chunchanga, ist eigentlich nur ein Pongo mit 38 Stromschnellen, welche »malos pasos« genannt werden. Viele derselben werden durch grosse Felsblöcke gebildet, die von den Bergwänden herabgestürzt sind, andere durch scharfe Winkel des Strombetts, die drei letzten sind förmliche Fälle. Die Flösse wurden während der Fahrt bald mit ausserordentlicher Geschwindigkeit fortgerissen, bald in Wirbeln herumgetrieben, aus denen sie nur durch die grössten Anstrengungen herausgebracht werden konnten, zuweilen auch wurden sie mit solcher Gewalt gegen die Felsen geschleudert, dass nur die äusserst feste Verbindung der Stämme sie vor der Zerstörung bewahrte.

Nachdem eine Reihe von Stromschellen durchfahren waren, mässigte sich die Heftigkeit der Strömung und die Flösse schwammen langsam einher, doch war diese falsche Ruhe nur von kurzer Dauer. Alsbald vernahmen die Reisenden ein fernes Brausen, das immer lauter wurde,

1) Eine ausführliche Beschreibung dieser Fahrt findet sich in Raimondis Werk El Peru II, Cap. 23. Die hier folgenden Angaben wurden dem Verfasser durch Herrn Werthemans mündliche Mitteilungen bestätigt, als er in Tarica die Ehre hatte, des berühmten Forschers Gast zu sein.

die Strömung beschleunigte sich von neuem, das enge Flussbett wurde noch mehr zusammengedrückt durch senkrechte Felswände, die einzustürzen drohten und nur eine Spalte von 30 Metern zwischen sich liessen, das Brausen des Wassers wird zu einem entsetzlichen Getöse, bis endlich der Fluss in einer Wolke von zerstäubtem Dunst verschwindet. Dort stürzt die ganze ungeheure Wassermasse über eine Stufe von 5 Metern hinab. Durch die grosse Geschwindigkeit der Strömung vor dem Falle wurden die Flösse in einem Bogen über den Fall hinweggeschleudert und so die Gefahr vermieden, durch die Wucht des fallenden Wassers in die Tiefe gerissen zu werden. Gleich hinter dem Falle hört die Strömung auf, aber die Flösse verschwanden zuweilen unter den hochaufschäumenden Wogen der Wirbel. Dieser Fall wird von den Eingeborenen Mayasi genannt und ist bei weitem der gefährlichste. Es folgen später noch zwei andere fallartige Stromschnellen, welche Wertheman gleichfalls ohne Unfall durchfuhr, und die ganze Reihe der sogenannten Malos pasos wurden am selben Tage bis 3 Uhr Nachmitags zurückgelegt. An einer sandigen Stelle des Ufers in der Nähe des Thales Huayashanga hielt Wertheman an, um die Flösse zu erwarten, die er schon vor dem Fall Mayasi aus dem Gesicht verloren hatte. Nach dreiviertel Stunden erschien das zweite Floss, aber das dritte blieb aus. Man wartete den ganzen nächsten Tag und erst am 26. entschloss sich Wertheman, die Reise fortzusetzen, obwohl fast der ganze Proviant auf dem dritten Flosse untergebracht gewesen war. Die Berge wurden jetzt niedriger, der Fluss breiter und nach Mittag gelangte man zu einer Ebene, Yusamaro genannt, welche durch die Mündung des Chunchanga oder Imasa gebildet wird, des Flusses, auf welchem La Condamine sich eingeschifft hatte.

Von hier bis zum Pongo de Manseriche ist das Land an den Ufern offener und flacher, nur einige Ausläufer der Berge treten heran, um die Stromengen zu bilden, die La Condamine bereits beschrieben hat. Am 27. verliessen die Flösse Yusamaro und gelangten noch vor Mittag zum Pongo de Utat oder Cumbinama, welcher durch einen im Flussbett liegenden Felsen gebildet wird, und das Flussbett bis zu 40 Meter einengt. Am 28. passierten sie den grossen Wirbel Hankochaqui (der lahme Fuss), die La Condamine Escurrebragas (Hosenauszieher) nennt. Am selben Tage erreichten sie den Pongo Guaracayo, der von den gleichnamigen Bergen gebildet wird, welche den Fluss bis zu 55 Metern einengen. Zwei Tage später fuhren sie an der Mündung des Nieva vorbei, welcher von der rechten Seite dem Marañon zuströmt, und auf dem sich der Bischof Ruiz im Jahre 1859 einschiffte, um den Pongo

de Manseriche zu durchfahren. Wertheman und seine Begleiter blieben auf diesem letzten Teile ihrer Fahrt sehr gelassen, denn im Vergleich zu den schrecklichen Gefahren, die sie durchgemacht hatten, erschien die Reise durch die berühmte und gefürchtete Schlucht wie eine Spazierfahrt.

Huamachuco.

Am 16. Juni bald nach Mittag langte ich in Celendin an, und nahm mein Quartier wieder im gastlichen Hause Apolinar Pereiras. Zu meinem Bedauern musste ich jetzt meinen bisherigen Führer Narciso entlassen, denn der Herr, in dessen Dienste er stand, hatte zur Zeit keine anderen Tiere zur Verfügung, die er mir hätte vermieten können. Ich liess ihm ausser seiner Gratifikation noch aus dem bei Pereira hinterlegten Gelde auszahlen, was ihm für die Miete seines Pferdes zukam. Er war über diesen Verdienst zwar erfreut, nahm ihn aber mit einem ängstlichen Seitenblick nach seinem Patron, dem Mann mit dem Banditengesicht, der in der That ganz aussah wie jemand, den man lieber nicht zum Feinde hat. Durch Vermittelung Pereiras gelang es mir noch am selben Tage zwei Maultiere und ein Pferd zu mieten, die mich über Cajamarca nach Huamachuco bringen sollten, wobei ich mir ausbedang, in der ersteren Stadt je nach Wunsch eine Woche lang zu verweilen. Am 19. ritt ich mit meinem neuen Führer von Celendin ab. Der Morgen war ebenso prächtig, die Luft so angenehm kühl und erfrischend wie vor drei Wochen, als ich nach Chachapoyas aufbrach. Uber den Weg nach Cajamarca ist nichts zu berichten, denn es war derselbe, auf dem ich gekommen war. Wir erklommen den Berg Quillimbas, den schönen Aussichtspunkt, stiegen hinab zum Grunde des Sendamal und dann hinauf zur öden, grasbewachsenen Jalca, erreichten früh am Nachmittage den Pass Cumulca (3390) und trafen noch vor Sonnenuntergang in Tambomayo an. Im Hause der alten Bartola traf ich es nicht so gut, als auf der Herreise. Der Mann, die Söhne und Schwiegersöhne der Eigentümerin des Hauses, die sich damals auf Reisen befunden hatten, waren zurückgekehrt, wie es schien erst vor kurzem, waren alle stark angetrunken und daher eine lästige Gesellschaft, mit der ich den ohnehin engen Raum des Hauses teilen musste. Am folgenden Tage langte ich bei Zeiten in Cajamarca an, ohne Unfall, wenn auch nicht ganz wohlbehalten; denn ich hatte in den letzten Tagen an Gesichtsschmerzen gelitten, unruhige, fiebernde Nächte zugebracht, und mein Körpergewicht hatte sich während der dreiwöchentlichen Dauer der Reise nahezu um 20 Pfund vermindert.

Unter solchen Umständen war es mir nicht unangenehm zu vernehmen, dass es mir nicht möglich sein würde, für den nächsten von Panamá kommenden Postdampfer den Hafen von Trujillo rechtzeitig zu erreichen, dass mir aber bis zu der Ankunft des darauffolgenden mehr Zeit zur Verfügung bliebe, als ich zur bequemen Beendigung meiner Reise bedürfe. Ich nahm daher gern die Einladung an, die Herr Konsul Kuntze und dessen Familie in freundlichster Weise mir machte, mich einige Tage in seinem Hause auszuruhen. In der That habe ich während meines achttägigen Aufenthaltes in Cajamarca kaum etwas anderes gethan, nur am Ende der Woche unternahm ich einen Ausflug nach der Höhle von Llacanora, deren schon früher erwähnt worden ist. Ich hatte mich inzwischen von meiner Unpässlichkeit erholt und meine Abreise nach Huamachuco auf den 29. festgesetzt, als ich am Abende zuvor erfuhr, dass der Arriero, der mich am nächsten Morgen begleiten sollte, verschwunden sei. Man hatte ihm auf obrigkeitlichen Befehl zwei seiner Tiere mit Beschlag belegt, um sie zum Truppentransport zu verwenden, und aus Furcht, dass man ihm auch die übrigen nehmen werde, war der Mann mit denselben in die Berge geflohen, niemand wusste wohin. Ich begab mich zum Präfekten, um ihm meinen Fall vorzutragen und ihn zu bitten, mir durch Leihen einiger Tiere auf wenige Tage aus der Verlegenheit zu helfen. Der Präfekt schien sehr erstaunt über meine Erzählung, denn seines Wissens sei keinem Bürger gegen seinen Willen ein Pferd oder Maultier genommen worden. Er befahl darauf dem herbeigerufenen Subpräfekten in meiner Gegenwart, drei Tiere für mich zu mieten und sofort zum Hause des Herrn Kuntze bringen zu lassen. Der Befehl wurde in so entschiedener Weise erteilt, dass ich ihn wirklich für ernstlich hielt, allein ich wartete vergebens diesen und den ganzen nächsten Tag, und musste endlich einsehen, was man mir vorausgesagt hatte, dass trotz meiner Empfehlungsbriefe vom Präfekten nichts zu erwarten sei. Am folgenden Tage gelang es mir von einem Italiener ein schlechtes Maultier zu mieten, auch fand sich ein Führer, der sich erbot, mich auf eigenem Pferde zu begleiten und ein drittes stellte mir mein freundlicher Wirt zur Verfügung. —

Am 1. Juli nahm ich Abschied von der Familie, deren Gastfreundschaft ich genossen und deren herzlicher Aufnahme ich noch jetzt dankbar gedenke. Begleitet von Herrn Kuntze und den jungen Leuten seines Hauses verliess ich Cajamarca auf dem Wege, der quer durch das Thal nach den Bädern des Atahuallpa führt und mir von früheren Ausflügen her bekannt war. Von den heissen Quellen erhoben sich dichte Dampf-

wolken in die kühle Morgenluft, auch der Bach, in den sich die Quellen sammeln, dampfte, sodass die Pferde ein wenig scheuten und nur zögernd die Hufe in das warme Wasser setzten. Der Weg wendet sich dann links zu einer sanft ansteigenden Anschwellung des Bodens, von deren Höhe man nochmals die Ebene überblickt und die in der Ferne am Abhang der Cordillera gelegene Stadt, worauf man beide aus dem Gesicht verliert. Man reitet von jetzt an am Fusse der Bergmassen hin, welche diese Gegend vom Marañon trennen, parallel mit dem Flusse Llacanora, bleibt aber immer fünf bis sechs Kilometer von dessen Ufer entfernt und 100 bis 130 Meter über dem Thalboden. Der Weg ist überall gut und bequem, liegt auf ganz ebenen oder leicht geneigten Flächen, senkt und hebt sich von Zeit zu Zeit, wenn ein Bach oder kleiner Fluss aus den Bergen herabkommt, um dem Llacanora zuzufliessen. Der höchste Punkt des Weges, das Kreuz von Namora, liegt nur 120 Meter über der Ebene Cajamarca. Von diesem Kreuze steigt man hinab zu einem kleinen Dorfe gleichen Namens und gleich hinter diesem gelangt man zum Fluss Namora, nach welchem diese ganze Gegend benannt wird: ein schöner Bergstrom mit klarem bläulichen Wasser, welches ebenso gesund und wohlschmeckend ist, wie es aussieht. Das Wasser in den nördlichen Provinzen Perus ist überall vorzüglich, und es ist ein wahrer Genuss, es ohne Furcht trinken zu können, während man in Mittelperu seinen Durst nicht zu löschen wagt, um nicht das langsam wirkende Gift der Warzenkrankheit in sich aufzunehmen. Hinter Namora kommt man über eine drei bis vier Kilometer lange, mit schlechtem Grase bewachsene Ebene, auf welcher sich noch Spuren des alten Inkawegs erkennen lassen. Dieser war breit und lief ganz gerade, wie sich aus den zwei Reihen von Steinen, die ihn einfassten, ersehen lässt. In der Mitte der Ebene liegen die Ruinen eines alten Tambos: mehrere grosse, mit Mauern umgebene viereckige Höfe und hier und da Trümmer von Gebäuden, die aber so zerfallen sind, dass sich der Grundriss der Räume nicht mehr nachweisen lässt.

Diese Ebene wird durch einen kleinen Fluss unterbrochen, welcher Sondor heisst und dann folgt noch ein dritter Fluss, Matarà genannt, welche beide wie der Namora dem Llacanora zufliessen. Nachdem man den Matarà überschritten hat, beginnt der Weg etwas mehr zu steigen, man gelangt auf höher gelegenes Land, welches überall angebaut ist, während in der bisher durchrittenen Gegend lange unfruchtbare Strecken nur selten durch Felder unterbrochen wurden. Man reitet so ein paar Stunden über wellenförmigen Boden, bis der Weg beginnt sich wieder stark zu senken und man in das tiefe Thal von San Marcos

hinabsteigt. Dort wird die Vegetation wieder kräftiger und dichter, Schmarotzerpflanzen mit schlanken Blütenrispen schmücken die Äste der Tayas und Huarangos. Kerzenkaktusse bilden wieder Dikichte und Papageienschwärme fliegen lärmend umher, auch die versteckte Budotaube lässt wieder ihr trauliches, leise gehauchtes »Uhu« aus dem Gebüsch vernehmen. Ich ritt an diesem Tage nicht bis zum Orte San Marcos hinunter, sondern blieb in der ungefähr 100 Meter höher gelegenen Hacienda Huayabamba, an deren Besitzerin ich von Cajamarca aus empfohlen worden war. Das Gut besteht aus einem teilweise mit Wald und Gebüsch bewachsenen Berggelände, an welchem auf eingezäunten Weiden einige hundert Rinder, Pferde und Maultiere gehalten werden. Die niedrigen, schlecht gebauten Wirtschaftsgebäude liegen um einen viereckigen abschüssigen Hof, in einem Winkel desselben eine kleine Kapelle in Trümmern.

Die Hausherrin sass unter der schmucklosen Veranda vor dem Hause und sah leidend und elend aus. Sie las den Brief, den ich ihr gereicht hatte, und bemerkte mit der den Peruanern eigenen Höflichkeit, es habe dessen nicht bedurft, in ihrem Hause sei jeder Reisende einer freundlichen Aufnahme sicher. Als ich darauf dankend bemerkte, ich wolle ihre Gastfreundschaft nur für eine Nacht in Anspruch nehmen, schüttelte sie den Kopf und sagte in einem ruhigen, fast zutraulichem Tone, als seien wir alte Bekannte gewesen: »Sie sind mir empfohlen, also habe ich ein Recht auf Sie. Ich bin krank und Gott hat Sie geschickt, um mir zu helfen. Sie dürfen mich also nicht verlassen, bis Sie mich geheilt haben.« Diese unerwartete Mahnung an meine Berufspflicht machte mich beinahe verlegen, indessen erkannte ich bald, dass die mannigfachen Leiden der Frau nur Folgen eines schleichenden Wechselfiebers seien und sich leicht beheben lassen würden. Ich hatte einen hinreichenden Vorrat guten Chinins bei mir und konnte der Frau die tröstliche Versicherung geben, dass sie sich schon am nächsten Tage besser fühlen werde. Als die Abendmahlzeit aufgetragen wurde, setzte sich die Kranke mit an den Tisch, berührte aber nichts. Später erzählte sie mir ihre Lebensgeschichte, denn der Arzt sieht sich öfters fast wie ein Beichtvater behandelt. Sie war mit einem Engländer verheirathet gewesen, aber bereits seit acht Jahren Wittwe. Eine elfjährige, dieser Ehe entsprossene Tochter, war das Einzige, was sie ans Leben fesselte. Um dieses Kindes willen wolle sie gesund werden, sagte sie, sonst sei ihr der Tod willkommen. Ein Leben wie sie es führe, abgeschieden von der Welt, beschränkt auf den Umgang mit stumpfsinnigen, trunksüchtigen Menschen, bei täglichem Ärger und Verdruss, sei kein Genuss,

sondern ein Opfer und des Besitzes nicht wert. Ich musste ihr im Herzen Recht geben, dachte aber an andere, schlimmere Orte des Hochlands, wo die Menschen in unwirtbaren Gegenden noch kalten Regen, Hagel und Schneestürme zu ertragen haben. Sie leben wenigstens in einem milden Klima, in schöner Umgebung, bemerkte ich der Frau. Freilich, das Klima ist angenehm genug, sagte sie, und von der Gegend war ich entzückt, als ich zuerst herkam; aber die Gegend sieht man sich satt und das Klima bringt das Fieber.

Am nächsten Tage hatte sich das Befinden der Frau so erheblich gebessert, dass sie selbst darüber erstaunt war. Es sei ihr ganz anders zu Mute, meinte sie, eine schwere Last scheine ihr von der Brust genommen zu sein. In ihrer Freude liess sie mir zur Fortsetzung meiner Reise am darauffolgenden Tage ihr eigenes sanftgehendes, schnelles Passpferd satteln und ein anderes Zeichen ihrer Dankbarkeit entdeckte ich später in einer meiner Satteltaschen in Gestalt eines grossen Schinkens. Von Huayabamba ritt ich zunächst hinunter nach San Marcos, welches man in einer halben Stunde erreicht. Der Ort liegt in einem engen Thale, da wo sich dieses durch die Einmündung des Flusses von Huayabamba etwas erweitert. San Marcos ist der Hauptort eines Distrikts und besteht aus 150 Häusern mit ungefähr 650 Einwohnern. Häuser und Strassen sind eng wegen des beschränkten Raumes, durch die letzteren fliesst in schmutzigen Gossen aus dem Flusse geleitetes Wasser. Die Ortschaft liegt 250 Meter tiefer als Cajamarca und 2500 Meter über dem Meere, aber trotz dieser beträchtlichen Höhe ist das Klima bei der von Bergen umschlossenen Lage auch im Winter heiss und steht in üblem Rufe wegen der in der Gegend herrschenden bösartigen Wechselfieber. Sobald man die letzten Häuser hinter sich hat, beginnt der Weg sogleich wieder an der gegenüberliegenden Thalwand emporzusteigen, doch ist diese nicht steil und überall angebaut, zuerst mit Mais und Yuca, weiter oben mit Weizen und endlich mit Gerste. Umgeben von Feldern liegt links unweit des Weges das Dorf Ichocan, das man nicht berührt. Nachdem man zwei Stunden lang, und in dieser Zeit 400 Meter hoch gestiegen ist, erreicht man die Höhe von Chancay, ein Plateau von zwei Kilometer Länge, von welchem man wiederum zwei Stunden hinabsteigt, um in das Thal von Condebamba zu gelangen. Dieser Abstieg ist steiler und die Thalwände sind nicht angebaut, sondern steinig und nur mit Kakteen und dürftigem Gebüsch bestanden. Wie die Ebene von Cajamarca, so ist auch das Thal von Condebamba das Becken eines ehemaligen Sees, nur kürzer und besonders weniger weit als das erstere. Es vereinigen sich in diesem Becken drei Flüsse:

San Marcos. S. 284.

der Llacanora, welcher von Cajamarca kommt, der Fluss von Huamachuco und der Fluss von San Marcos, welche zusammen den Condebamba bilden. Nachdem dieser das Thalbecken durchflossen hat, durchbricht er das Gebirge in einem engen Thale, das an gewissen Stellen zu einer tiefen, spaltenartigen Kluft wird, um sich in den Marañon zu ergiessen.

Das Thal Condebamba ist nur sehr spärlich bevölkert, daher der Boden desselben, der übrigens fruchtbar zu sein scheint, nur wenig bebaut, meist mit Bäumen und Gebüsch bewachsen ist. An der linkseitigen Thalwand liegen einige schilfgedeckte Rohrhütten, La Grama genannt, wo wir hielten, um etwas zu rasten. Vor einem der Häuschen, neben dem sich eine elende Zuckermühle befand, stiegen wir ab, um uns ein Frühstück bereiten zu lassen. Die Eigentümerin der Hütte, eine gute alte Frau, an welche mir Herr Kuntze einige Zeilen mitgegeben hatte, empfing mich freundlich und setzte mir vor, was sie hatte: eine Suppe von Kartoffelstückchen mit einigen Brocken von zähem, an der Luft getrocknetem Hammelfleisch. Unter diesen Umständen war die Entdeckung des obenerwähnten Schinkens, den mein Führer aus einem der Sattelsäcke hervorzog, sehr willkommen. Während die Frau mir die besagte Suppe kochte, sass ich auf einer kleinen Lehmbank und sah den Sprüngen eines jungen Hundes zu, der vor der Hütte spielte. Plötzlich begann der kleine Köter zu zittern, versuchte winselnd sich in den heissen Sand zu wühlen und legte sich, als ihm dies nicht gelang, mit an den Leib angezogenen Beinen auf den Rücken. Die Frau blickte über ihren Topf mitleidig nach dem Hunde hin: das arme Tier hat wieder das Fieber, sagte sie. In diesem unglücklichen Thale, fügte sie hinzu, leidet alles am Fieber: Hunde, Katzen, Schweine, Schafe, Ziegen, selbst Hühner und Truthähne, nur Rinder, Maultiere und Esel bleiben verschont.

Das Beste bei unserem frugalen Frühstück war eine Kürbisschale voll frisch ausgepresstem Zuckersaft, die uns eine braune Enkelin unserer freundlichen Wirtin brachte. Als wir uns an diesem Tranke gelabt und uns einen Führer verschafft hatten, um uns die Furt des Flusses zeigen zu lassen, brachen wir wieder auf und gelangten schon nach zehn Minuten zum Ufer. Der Condebamba floss hier in vier oder fünf Arme geteilt, in deren stärkstem das Wasser den Tieren bis an die Brust reichte. Während der Regenzeit ist es monatelang unmöglich, diesen Fluss zu durchreiten. Nachdem man gleich darauf auch den kleinen Fluss von Huamachuco eine kurze Strecke oberhalb seiner Einmündung in den Condebamba überschritten hat, führt der Weg eine

Stunde lang im Thale aufwärts und steigt dann in langen Zickzackwindungen einen hohen Berg hinauf, dessen Gipfel sich als der Rand einer welligen Hochebene erweist. Nach einer Stunde erblickt man von einer Anschwellung des Bodens in einer etwas niedriger gelegenen Fläche die Stadt Cajabamba, die so nahe zu liegen scheint, dass man sie in weniger als einer Stunde erreichen zu können glaubt. Allein ein tiefes, schluchtartiges Thal liegt dazwischen, so dass die Sonne bereits dem Untergange nahe war, als wir zu den ersten einzeln stehenden Häusern kamen. Auf dem Platze angelangt, bemerkte ich in der noch offenen Thür eines Ladens einen Mann mit einem deutschen Gesicht, in dem ich sogleich den Landsmann vermutete, an den ich empfohlen war. In der That hatte ich mich nicht geirrt. Herr S., dem meine demnächstige Ankunft von Cajamarca aus angezeigt worden war, hatte mich schon seit einigen Tagen erwartet und für mein Unterkommen gesorgt, leider nicht in seinem Hause, wie er bemerkte, aber in der Wohnung eines Freundes, wo ich besser aufgehoben sein würde, als bei ihm selbst. Der Freund war ein Franzose, und diese beiden Herren nebst einigen nirgends fehlenden Chinesen waren die einzigen Ausländer, die sich in diesem entlegenen Winkel Perus niedergelassen hatten. Sie waren also gewissermassen aufeinander angewiesen und liessen sich durch den alten Hader zwischen ihren Heimatsländern, der damals (1887) gerade von Neuem auszubrechen drohte, nicht anfechten, sondern lebten zusammen in Frieden und Eintracht. Der Franzose, namens Touzet, war in mancherlei Ländern umhergereist und endlich hierher verschlagen worden, er wusste kaum zu sagen wie, hatte sich im Orte verheiratet, seine Frau wieder verloren, und jetzt führte ihm die Mutter derselben seinen bescheidenen Hausstand. Er empfing mich mit der seine Landsleute noch immer auszeichnenden zuvorkommenden Höflichkeit und war sichtlich erfreut, nach so vielen Jahren einmal wieder mit jemandem in seiner Sprache über Paris reden zu können.

Da die Maultiere, die ich in Cajamarca gemietet hatte, sowie das Pferd, das mir die Gutsherrin von Huayabamba geliehen, von Cajabamba nach Hause zurückkehrten, so musste ich mir hier vor Allem Mittel zur Weiterreise zu verschaffen suchen, was mir trotz der geringen Entfernung bis Huamachuco und der Bemühungen meines gefälligen Landsmannes nicht sogleich gelang. Indessen war mir die unfreiwillige Verzögerung nicht sonderlich ungelegen, denn der elfstündige beschwerliche Ritt des letzten Tages hatte mich einigermassen ermüdet. Die Stadt Cajabamba liegt etwa 500 Meter über dem Thale von Condebamba und 2850 Meter über dem Meeresspiegel auf einer stark geneigten Ebene

am Fusse des Höhenzuges, jenseits dessen der Marañon fliesst, und welchen der Condebamba durchbricht. Die Ebene dacht sich in grossen Stufen nach dem Thale des Flusses von Huamachuco zu ab, der sich bei La Grama mit dem Condebamba vereinigt. Die Stadt ist Hauptort einer gleichnamigen Provinz und hat nahe an 3000 Einwohner, die sich fast alle mit der Bebauung ihrer kleinen, in der Umgegend gelegenen Landgüter beschäftigen. Der Handel beschränkt sich auf wenige dürftig versehene Kaufläden; fabriziert wird nichts als die groben Wollenstoffe, in die sich das niedere Volk kleidet. Die Einwohner sind grossenteils Cholos, d. h. mehr oder weniger dunkle Mestizen, ganz reine Indianer giebt es nur wenige, aber auch die Zahl der Weissen ist ganz gering. Es wird nur spanisch gesprochen, Keshua nicht einmal verstanden. Die Stadt ist gebaut wie alle Orte des Hochlandes, hat einfache, schmucklos gebaute Häuser mit vorstehenden Ziegeldächern, enge, schlecht gepflasterte Strassen mit einer Gosse in der Mitte, einen viereckigen Platz, an welchem die scheunenartige Kirche steht mit dem üblichen Paar niedrigen Türmen für die kleinen Glocken. Bei der abschüssigen Beschaffenheit des Bodens, auf welchem die Stadt liegt, steigen die auf die Berge zulaufenden Strassen ziemlich stark, während die Querstrassen zwar nicht ganz horizontal laufen, aber doch weniger uneben sind.

Das Klima ist mild, weit angenehmer als in Cajamarca, und gilt nebenbei als besonders gesund und kräftigend. Lungenkranke suchen dort oft Linderung ihrer Leiden und sehen sich selten in ihren Hoffnungen getäuscht. Der Lebensunterhalt ist ausserordentlich wohlfeil. Trotz des Misswachses, über den man zur Zeit meiner Reise allgemein im Hochlande klagte, fand ich die Preise der Lebensmittel, besonders des Fleisches, noch niedriger als in Chachapoyas. Ungeachtet ihrer Armut haben also die Menschen im Vergleich zu den ärmeren Volksklassen in Europa ein sorgenloses Leben: sie frieren nicht, haben hinreichende Nahrung und auch zur Bereitung ihres Lieblingsgetränks, der Chicha, bleiben ihnen immer noch genug Maiskörner übrig, wie die kleinen weiss und roten Fähnchen beweisen, die man an den Thüren der Häuser ausgehängt sieht. Auch scheint es nicht, als ob sich jemand dort überarbeite. Besonders die Kaufleute oder Ladeninhaber führen notgedrungen ein müssiges Leben. Nur vormittags kommen Leute aus der Umgegend, um ihren kleinen Bedarf an Waren in der Stadt zu holen. Den übrigen Teil des Tages stehen die Verkäufer vor ihren Thüren oder auf dem Platze umher, drehen und rauchen Papiercigarren, oder trinken von Zeit zu Zeit in einer der spelunkenartigen Schenken ein Glas Chicha.

Aussicht geschäftlich vorwärts zu kommen, oder ein Vermögen zu erwerben, kann unter solchen Umständen niemand haben. Alle Welt scheint nur zu vegetieren.

Am 6. Juli verliess ich Cajabamba, begleitet von Herrn S., der mir eine halbe Stunde weit das Geleit gab. Ich hatte gewünscht, hier Tiere für die ganze Endstrecke meiner Reise zu mieten, und mein Landsmann hatte mit dem Arriero einen dahin lautenden Kontrakt abgeschlossen, allein die beiden kleinen Pferde, die man mir brachte, waren so mager und abgenutzt, dass ich nicht wagte, sie über Huamachuco hinaus zu behalten. Diese Stadt ist nur sechs Leguas von Cajabamba entfernt; der Weg ist überall gut, senkt und hebt sich zwar öfters, doch sind die Thalgründe, die man durchkreuzt, nicht tief. Die Gegend ist nicht bewaldet, aber auch nicht kahl, Gebüsch wechselt mit Grasflächen und bebautem Land. Auf der zweiten Hälfte des Weges sieht man beständig den Berg vor sich, auf welchem sich die Ruinen einer alten Stadt und Burg befinden, die unter dem Namen Marca Huamachuco bekannt sind. Die Kunde von diesen Bauresten aus sehr alter Zeit, hatte mich veranlasst, bei meiner Rückreise zur Küste einen Umweg durch diese Gegend zu machen. Die Trümmer, die man an verschiedenen Stellen des langgestreckten Bergrückens bemerkt, lassen schon von weitem die grosse Ausdehnung der Ruinen erkennen, allein die Erwartungen, welche diese Wahrnehmung bei mir erweckte, wurden später doch nicht ganz erfüllt. Früh am Nachmittage gelangten wir zum Rande einer ganz allmählich steigenden Anhöhe und sahen plötzlich in einem flachen Thalkessel die Stadt Huamachuco vor uns, ein höchst anmutiges Bild, welches durch die kühnen Umrisse der hohen Berge, die hinter dem Orte aufsteigen, vorteilhaft gehoben wird. Ich fand gastliche Aufnahme im Hause des Señor Manuel Isidro Cisneros, eines wohlhabenden Gutsbesitzers und Senators der Provinz, an den ich von Lima aus empfohlen war, und auch einen Brief von seinem Bruder, dem Subpräfekten von Cajabamba erhalten hatte. Man kann die Gastfreundschaft im peruanischen Hochland nicht genug rühmen. Wenn man eine gute Empfehlung nur für einen Ort mitbringt, so dient diese als eine Art von Pass, auf den man durch das ganze Land reisen kann, indem immer der letzte Gastfreund die Empfehlung erneuert und sie an einen Gevattersmann oder Geschäftsfreund des nächsten Ortes richtet.

Huamachuco ist wie Cajabamba Hauptort einer Provinz gleichen Namens, welche zum Departement Libertad gehört, eine ziemlich ausgedehnte Provinz, die in fünf grosse Distrikte zerfällt und sich bis zum

Berg Marca Huamachuco. S. 288.

Marañon erstreckt. Die Lage ist das einzige Schöne, das die Stadt aufzuweisen hat, denn in der Nähe betrachtet, gleicht sie den übrigen kleineren Ortschaften des Hochlandes, hat dieselben unscheinbaren Häuser an engen, schlecht gepflasterten Strassen, einen grossen vierseitigen Platz, an dessen einer Seite die Kirche steht, während die Mitte durch einen plump gearbeiteten Brunnen ohne Wasser verunziert wird. Die Einwohner, 3000 an der Zahl, sind zum grossen Teil reine Indianer, doch sprechen alle spanisch und die Keshuasprache ist fast gänzlich verdrängt worden. Sie leben teils von Ackerbau und Viehzucht, teils sind sie Arrieros, die mit ihren Maultieren an die Küste ziehen und Waren von dort zurückbringen. Die unmittelbaren Umgebungen des Ortes scheinen wenig fruchtbar, der Thalgrund ist an vielen Stellen sumpfig, die Bergwände steil und steinig, daher die kleinen Landgüter der Bewohner meist in benachbarten Thälern liegen. Die Frauen sind geschickt in der Anfertigung feiner Gewebe, besonders aus Baumwolle. Diese werden noch ganz nach alter Weise und mit denselben einfachen Gerätschaften gearbeitet, deren sich die Eingeborenen vor Ankunft der Spanier bedienten. Die mit Vorliebe gewebten Stoffe sind lange schmale Schals, die um die Schultern geschlagen, auf der Brust gekreuzt und festgesteckt werden, so dass die beiden Enden zu den Seiten des Körpers herabhängen. Im Mittelstücke des Schals sind in weissem Grunde kleine indigoblaue Figuren eingewebt, welche denen ähnlich sind, die man bei den in alten Gräbern aufgefundenen Geweben antrifft. Die beiden Enden des Umschlagetuches bestehen aus zwei fusslangen Spitzen, die nicht angenäht, sondern eine Fortsetzung des Grundgewebes sind, in welchen durch Zusammenziehen der Fäden grössere und kleinere Lücken gebildet und mit allerlei kunstreichen Stickereien ausgefüllt werden. Die Anfertigung eines feingewebten Schals erfordert wenigstens einen Monat und der Preis eines solchen ist 25—30 Sols (75—90 Mark). Diese Gewebe wurden früher an der Küste viel getragen, sind aber neuerdings durch europäische Fabrikate verdrängt worden und finden daher weniger Absatz.

Huamachuco liegt auf 7° 45′ südl. Breite, 3260 Meter über dem Meere, also fast 400 Meter höher als Cajabamba. Das Klima ist daher kühl und die Vegetation spärlicher. Man sieht viele baumartige Hollundersträuche (Sambucus americana) und Kisuars (Budleja incana), deren Vorhandensein überall andeutet, dass man sich nahe an der Grenze des Baumwuchses befindet. Der Mais gedeiht nicht mehr, nur etwas Weizen und viel Gerste. Läge die Stadt nur 1000 Fuss tiefer, so würde sie ein sehr angenehmer Aufenthaltsort sein, denn ihre Lage ist geschützt und

die umliegenden Berge sind interessant durch die Verschiedenartigkeit ihrer Formen: teils bilden sie mächtige, kräftig gestaltete Massen, teils bestehen sie aus sanft abgedachten Höhen. Die höchsten Berge erheben sich gen Süden. Dort liegt zunächst der Mamorca als Vorberg des weit höheren Cerro negro, einer dunklen, in eine felsige Spitze auslaufenden Gebirgsmasse; etwas nach Osten folgen die Höhen Tucupuina und Santa Barbara, hinter welchen neben dem Cerro negro der höchste Berg dieser Gegend sichtbar wird: der Huaililas oder Nevado von Huamachuco. Der Norden Perus hat nur wenige Schneeberge aufzuweisen und auch auf dem Huaililas bildet das Eis keine vollständige Decke, sondern füllt nur die Felsspalten des Gipfels aus. Noch mehr nach Osten liegt der Thalgrund, daher die Höhen, die denselben abschliessen, wegen der grösseren Entfernung niedriger scheinen. Unter diesen ist zu erwähnen der Cerro del toro, der Stierberg, bekannt durch seine ehemals reichen Silbergruben; die nördliche Thalwand bildet der Cerro Sason, an dessen Fuss der Weg von Cajabamba vorbeiführt. Nach Westen zu wird das Thal durch zwei unmittelbar bis an die Häuser herantretende felsige Berge dem Anschein nach geschlossen, in Wirklichkeit jedoch verengert es sich daselbst zu einer engen Spalte zwischen den Bergen Tuscan und Cacañan, durch welche ein kleiner Fluss in seinem abschüssigen Felsenbett hinabrauscht. Über dem Cacañan erhebt sich der Bergrücken, auf welchem die Ruinen liegen; dieser wendet der Stadt seine schmale Seite zu, während man auf dem Wege von Cajabamba her stets die ganze Länge desselben vor Augen hat. — Ein etwas sumpfiger Wiesengrund östlich von der Stadt, welcher, wenn man thalaufwärts blickt, links vom Cerro Sason, rechts vom Tucupuina begrenzt wird, heisst Pampa del cuchillo, das Messerfeld. Diese kleine Ebene ist durch ein klägliches Ereignis der peruanischen Geschichte bekannt geworden, denn hier wurden im Kriege mit Chile die letzten Streitkräfte Perus unter Befehl des nachmaligen Präsidenten Cáceres teils vernichtet, teils zerstreut.

Die wenigen Überlieferungen, die uns die alten Schriftsteller über die Geschichte von Huamachuco aufbewahrt haben, lauten unbestimmt und stehen nicht miteinander im Einklang. Nach Garcilaso lebte zur Zeit, da diese Gegend von den Inkas unterworfen wurde, daselbst ein angesehener Häuptling Namens Huamachuco, nach welchem diese Provinz benannt wurde. Die Bewohner des Landes waren Götzendiener, welche bunte Steine verehrten, nicht in Ortschaften, sondern in zerstreut liegenden Wohnungen lebten. Huamachuco war ein weiser, wohlmeinender Mann, der bei Annäherung der Inkas diesen nicht nur keinen

Huamachuco. S. 290.

Widerstand leistete, sondern sie bitten liess, sein Gebiet in ihr Reich aufzunehmen, um durch Einführung ihrer Gesetze und Religion seine rohen Stammesgenossen zu einem höheren Grade von Gesittung zu erheben. Unter Pachacutec, dem Sohne des grossen Huirakocha und neunten Könige, nahmen die Inkas Besitz von dem Lande. Der Inka Pachacutec war dabei nicht selbst zugegen, sondern das Heer stand unter dem Befehl seines Bruders und Stellvertreters, des tapferen und kriegserfahrenen Generals Kapak Yupanqui, den sein Neffe, der Kronprinz und nachmalige zehnte König, Inka Yupanqui, begleitete. Huamachuco empfing von den Prinzen reiche Geschenke und später vom Könige viele Gunst- und Ehrenbezeugungen, die auf seine Nachkommen übergingen[1]).

Nach Cieza de Leon wurde die Provinz Huamachuco erst später unter Tupac Inka Yupanqui dem Reiche einverleibt. Tupac war der Sohn des Königs Inka Yupanqui, also elfter König. Übrigens führt auch dieser Chronist an, dass die Inkas bei der Unterwerfung der Provinzen zwischen Jauja und Cajamarca wohl einige Gefechte zu liefern hatten, aber im ganzen die Bewohner jener Gegenden ohne viel Blutvergiessen durch mildes und kluges Benehmen gewannen und zu ihren Vasallen machten.

Die ersten Spanier, die nach Huamachuco kamen, waren Hernando Pizarro und seine Begleiter auf ihrem Ritte nach Pachacamak. Der Zahlmeister Estete nennt sie in seinem Berichte »eine ansehnliche, von Bergen umringte Stadt, die gut aussieht und grosse Häuser hat.« Von diesen grossen Gebäuden und von den »Palästen der Inkas«, die nach Cieza in der besten Gegend gestanden haben sollen, findet sich nirgends eine Spur. Dagegen sind in der Umgegend noch an drei Orten Ruinen alter Bauwerke vorhanden. Nahe an der Stadt liegen auf dem Berge Sason zwei grosse, allein stehende Mauerstücke; von einem nach Westen gelegenen Vorberge des Sason sieht man auf einer kleinen Ebene am Fusse desselben die Trümmer einer Ortschaft, welche Huirakocha Pampa genannt wird; bei weitem die ausgedehntesten Ruinen aber befinden sich auf einem hohen, westlich vom Orte gelegenen Berge und sind unter dem Namen Marca Huamachuco bekannt.

1) Garcilaso, Com. I, VI, 14. Dass der Name Huamachuco sich ursprünglich auf eine Person bezogen habe, dafür spricht auch der Sinn des Wortes. Es ist der Keshuasprache entlehnt und besteht aus huaman — der Falke — und chucu — eine kriegerische Kopfbedeckung, Helm, Haube. Demnach bedeutet huama(n)-chucu entweder einen falkenähnlich gestalteten Helm oder eine mit einer Falkenfeder verzierte Mütze, und war also ein ganz passender Name für einen Häuptling.

Den Tag nach meiner Ankunft hatte ich zum Besuch dieser Ruinen bestimmt, konnte aber meine Wanderung nicht so früh antreten, wie ich gewünscht hatte, da mein Wirt, der Senator, seine Pferde nicht im Orte hielt, sondern auf einem in der Nachbarschaft gelegenen Gute. Der Weg führt zunächst über einen felsigen Vorberg, dessen steiler Fuss bis unmittelbar an die Häuser der Stadt reicht. Der Name dieses Berges, Cacañan, rührt von der Beschaffenheit des Weges her, denn Kaka bedeutet Felsen und ñan einen Weg. Die alte Landessprache ist in dieser Gegend so vollständig vergessen, dass mein Führer, wiewohl ein Indianer, die Bedeutung des Wortes Cacañan nicht kannte. Nachdem man an der felsigen Bergwand bis nahe zum Gipfel emporgeklommen ist, senkt sich der Weg wieder bis zu einem Sattel, worauf er am Abhang eines zweiten Vorberges hinführt und sich endlich zur Höhe des Hauptbergs erhebt. Ich war um elf Uhr vom Hause des Señor Cisneros weggeritten, hatte mein Pferd immer in scharfem Schritt gehalten und langte kurz vor 1 Uhr auf dem Gipfel an.

Der Berg ist ein kurzer Rücken, dessen etwas abgerundete Oberfläche 1,5 Kilometer lang und 500 Meter breit ist. Die nördliche, nach Cajabamba hinsehende Bergwand liegt frei und geht am Fusse in leicht gebrochenes Land über. Der südliche Abhang ist bedeutend steiler und senkt sich in ein tiefes schluchtartiges Thal, in welchem ein kleiner Fluss dem Condebamba zuströmt. Am oberen Teile der Bergwand treten Sandsteinfelsen zu Tage, deren horizontale Lagen den Gipfel des Berges stufenartig umgeben. Auf dem oberen Rand dieser Felsstufen erhebt sich eine Ringmauer, welche ehemals den ganzen Berggipfel umgeben hat, jetzt aber verfallen und an vielen Stellen ganz eingestürzt ist. Der höchste Punkt des Berges liegt 3640 Meter über dem Meere, 380 Meter höher als die Stadt. Vom westlichen Ende, woselbst sich eine etwas niedrigere Plattform findet, hat man einen weiten Rundblick über das Thal von Condebamba, sowie nach rechts in die Gegend von Cajabamba. Die Stadt Huamachuco ist von oben aus nicht sichtbar, da sie durch den Vorberg Cacañan verdeckt wird.

Der Eingang in den von Ringmauern umschlossenen Raum befindet sich an der Nordseite und der Weg, der dort zu demselben hinaufführt, ist eng und steil. Nur an der linken Seite lässt sich noch ein Überrest des schmalen Thorwegs erkennen, an der rechten Seite fehlt die Mauer. Ob noch andere Zugänge zum Gipfel vorhanden sind, wusste mir der Führer nicht zu sagen. Die Bergwände sind überall steil und bestehen auf langen Strecken aus senkrechten Felsen, so dass es dort einer Schutzmauer gar nicht bedurfte. Innerhalb der Mauer

liegen überall Trümmer alter Wohnungen zerstreut, doch erheben sich die Mauerreste nur wenig über den Boden und sind mit Gras und Gestrüpp überwachsen. Die Hauptmasse der Ruinen nimmt die höchste Stelle des Berges ein und gehört offenbar zu einem zusammenhängenden Bau. Dieser bildete ein Rechteck, dessen grosse, 200 Meter lange Seiten quer über den Gipfel liefen und beinahe die ganze Breite desselben einnahmen. Die schmale Seite misst etwa 70 Meter, doch war die Breite an mehreren Stellen durch angefügte Nebenbauten eine grössere. Der nach Norden gelegene Teil dieses Schlosses oder Palastes

Nordwestliche Ecke der Burgruinen.

enthielt eine grosse Anzahl von Sälen und Zimmern, zwischen denen sich lange Gänge erkennen lassen. Dieser Teil des Baus scheint überall ein Obergeschoss gehabt zu haben, denn die Aussenmauern sind auf lange Strecken hoch. Das südliche Ende des Palastes war von den übrigen Räumlichkeiten durch einen Gang geschieden und bildete eine besondere Burg oder Festung, welche durch die ganze Breite reichte. Der Teil dieses Gebäudes, wo sich der Eingang befand, ist zusammengestürzt und die Trümmer sind dicht mit Gebüsch überwachsen, durch welches man sich nur mit Mühe hindurcharbeiten kann. Man gelangt darauf auf eine zwanzig Fuss höher gelegene Fläche, auf welcher man

zwischen Mauerresten und Gestrüpp den Eingang zu einem in die Erde führenden Gang erblickt. Zwischen dieser Burg und den Wohnräumen des Palastes trifft man an der westlichen Längsseite einen dreissig Meter ins Geviert haltenden Hof, der auf drei Seiten mit Gebäuden umgeben war. Die Mauern bestehen alle aus unregelmässigen, an einander gefügten Stücken von Sandstein, der auf dem Berge selbst gebrochen worden ist. Zu den Ecken und Kanten der Gebäude sind roh behauene Quadersteine verwendet; Thorwege und regelmässige Fensteröffnungen sind in diesem Teile der Ruinen nicht mehr zu entdecken. Alle Mauern sind mit Gras, Kräutern und Gestrüpp überwachsen, welche streckenweis eine dichte Decke bilden, unter der die Steine der Wände verborgen sind.

An dem nordöstlichen Ende des Gipfels findet sich eine kleine Ruinengruppe, deren Wände nicht mit Vegetation bedeckt sind und welche aus einer Reihe kleiner Zimmer mit Fenstern nach aussen bestand. Am entgegengesetzten südwestlichen Ende ist der Abhang stärker geneigt, dort stehen einige Hirtenhäuschen, in deren Nähe es auch etwas Wasser giebt. In der Hauptruine habe ich von einer Quelle, die dort vorhanden gewesen sein soll, keine Spur gefunden. Auch liesse sich nicht begreifen, wie auf der höchsten Stelle eines allein stehenden Berges sich anderes als in Cisternen aufgefangenes Regenwasser vorfinden sollte. Die ehemaligen Bewohner von Marca Huamachuco müssen also wie die der Malca bei Cuelap ihren Wasserbedarf aus beträchtlicher Entfernung herbeigeschafft und bei einer feindlichen Belagerung sehr bald an Durst gelitten haben.

Mein Führer, der gleich den meisten seiner Landsleute alle Bauten aus alter Zeit für Werke der Inkas hielt, erklärte mir, der südliche Teil des Hauptgebäudes, welcher im vorigen als Burg oder Festung bezeichnet wurde, sei die Kirche oder der Sonnentempel gewesen; der nördliche aus einzelnen Zimmern bestehende Bau das Kloster der auserwählten Sonnenjungfrauen. Auch ich selbst hatte früher geglaubt und gehofft, in den Ruinen von Huamachuco einen Inkabau zu finden, etwa wie Alt-Huánuco oder wenigstens einen Militärposten wie das kleine Fort von Pomacocha. Aber schon ehe ich die Bauten selbst untersucht hatte, musste ich aus der hohen Lage derselben schliessen, dass sie schwerlich ein Werk der Inkas sein könnten und zwar aus denselben Gründen, die bereits bei der Beschreibung von Cuelap angeführt wurden. Die Heerstrasse, welche die nördlichen Provinzen des Reichs mit der Hauptstadt Kusko verband, führte durch diese Gegend. Wo die Inkas zur Sicherung ihrer Herrschaft befestigte Lager für nötig erachteten,

Nordöstliche Ruinen von Marca Huamachuco. S. 204.

legten sie dieselben an ihren Wegen an, so in Cajamarca, in Pomacocha, auf der Ebene hinter Namora und auch in Huamachuco. Miguel Estete erzählt in seinem Bericht, man habe daselbst grosse öffentliche Gebäude (aposentos) gefunden, in welchen sie einquartiert und vom Statthalter des Königs empfangen worden seien, aber von einer Bergfestung erwähnt er nichts. Zieht man ferner in Betracht, dass in den Ruinen von Huamachuco sich keine den Inkabauten eigentümliche Formen entdecken lassen, so kommt man zu dem Schluss, dass diese Bauten aus der Zeit vor der Unterwerfung des Landes durch die Inkas herrühren, dass sie wie Cuelap Zufluchtsorte der Bewohner in den Fehden mit ihren Nachbarn waren. Nach der Besitzergreifung des Landes durch die Inkas wurde die Burg entweder zerstört, oder die darum liegenden Wohnungen verlassen, da bei der allgemeinen Sicherheit für den Aufenthalt in so unbequemen Orten kein Grund mehr vorhanden war.[1])

Ehe wir die Burg Marca Huamachuco verlassen, erwähnen wir noch einer klimatischen Eigentümlichkeit des Berges, auf welchem sie steht. Nach dem dichten Gebüsch zu schliessen, das innerhalb der Mauern und in der Umgebung wächst, muss die mittlere Temperatur hier wärmer sein, als an anderen auf derselben Höhe gelegenen Orten. Auf meinen bisherigen Reisen hatte ich gefunden, dass in der Regel bei 3500 Meter, und oft schon früher, der Baum- und Buschwuchs aufhört, und die sogenannte Jalca beginnt, auf welcher nur Gras und niedere Kräuter gedeihen, während auf der Höhe von Huamachuco bei 3640 Meter die Vegetation noch eine gewisse Üppigkeit bewahrt. Die Ursache dieser interessanten Thatsache scheint die Lage des Berges zwischen zwei tiefen Thälern zu sein, aus denen die erwärmte Luft beständig an seinen steilen Abhängen emporsteigt.

Am folgenden Tage bestieg ich den nördlich von der Stadt ge-

1) Wenn wir somit die Inkas nicht als die Erbauer von Marca Huamachuco betrachten können, so müssen wir doch einräumen, dass der Name des Ortes von ihnen herrührt oder wenigstens ihrer Sprache entnommen ist. Die Bedeutung von Huamachuco in der Keshuasprache als »Falkenhelm« wurde bereits erwähnt. Marca ist ein Wort, das sowohl der Keshua- als der Aimaràsprache angehört, aber in verschiedener Bedeutung. Im Aimarà bedeutet es Stadt, überhaupt grössere Ortschaft, daher die vielen auf marca endigenden Ortsnamen auf Niederlassungen der Aimaràrasse hindeuten. Im Keshua dagegen bedeutet marca den oberen Rand von etwas, den oberen Stock eines Hauses, auch wohl einen Turm, und dass es im vorliegenden Falle in diesem Sinne gebraucht ist, geht daraus hervor, dass es dem Ortsnamen vorsteht. Es bedeutet also Marca Huamachuco so viel wie Ober Huamachuco, was ja auch der Sachlage entspricht.

legenen Cerro Sason, um die auf seinem Gipfel befindlichen Ruinen zu besichtigen. Diese sind weniger ausgedehnt und noch mehr verfallen als die Burg von Marca Huamachuco. Es scheint hier in alter Zeit eine Ortschaft gestanden zu haben und die meisten Mauerreste rühren von Wohnungen her. Von den Befestigungen, welche einst diese Häuser umgeben haben mögen, sind nur noch zwei hohe, nicht mit einander in Verbindung stehende Mauerstücke übrig, die man in einiger Entfernung vom Gipfel am westlichen Abhang des Berges bemerkt. Steigt man auf dieser Seite hinunter, so kreuzt man den Weg, der von Cajabamba kommt. Jenseits desselben erhebt sich eine kleine Anhöhe, an deren Fuss man die zerfallenen Häuser einer mässig grossen Ortschaft liegen sieht. Diese war regelmässig angelegt wie die jetzigen Orte im Hochland mit geraden Strassen, die von einem in der Mitte gelegenen viereckigen Platze ausliefen. Dem Anscheine nach war es eine von Spaniern gegründete und später während des Baues verlassene Kolonie. Dafür spricht auch der Name, den die Eingeborenen, als sie sich noch ihrer einheimischen Sprache bedienten, dem Orte gegeben haben. Die flache Bodenausbreitung, auf welcher sich die Ruinen befinden, heisst Huirakocha Pampa, d. h. Feld der weissen Herren[1]).

Gleich am Tage nach meiner Ankunft in Huamachuco hatte ich mich bemüht, mir die zur Fortsetzung der Reise erforderlichen Tiere zu verschaffen, hatte aber auf meine Anfragen nur abschlägigen Bescheid erhalten. Mein Wirt, der Senator, konnte mir nicht helfen, denn die Pferde und Maultiere, über die er verfügte, brauchte er selbst, da er im Begriff war, sich nach Lima zu begeben, um seinen Sitz im Kongresse einzunehmen. In dieser Verlegenheit kam mir diesmal das willkürliche Schalten der Verwaltungsbehörde zu statten, durch deren Zwangsmassregeln in Cajamarca meine Abreise verzögert worden war; und da der Hergang dieser Angelegenheit die Zustände im Innern Perus kennzeichnet, so hoffe ich, dass dies die Erzählung der hier folgenden Einzelheiten entschuldigen wird. Der Subpräfekt von Huamachuco hatte früher den gleichen Posten in Cajabamba bekleidet und war erst vor kurzem von dort hierher versetzt worden. Herr Touzet,

1) Seit den Zeiten der Eroberung wurden die Spanier von den Peruanern Huirakochas genannt, da man sie wegen ihrer bärtigen Gesichter und weissen Hautfarbe als Abkömmlinge des höchsten Landesgottes Huirakocha betrachtete, ein Glaube, der nicht wenig dazu beitrug, die Unterwerfung des Landes zu erleichtern. Bis zum heutigen Tage hat sich diese Bezeichnung erhalten, und besonders im Süden werden von den Indianern unvermischten Blutes alle Weissen sowie auch die Mestizen mit vorwiegend europäischer Abstammung Huirakochas genannt.

der Franzose, in dessen Hause ich in Cajabamba gewohnt hatte, war mit demselben befreundet und hatte mir einen Brief an ihn mitgegeben. Am nächsten Morgen also, ehe ich meine Wanderung nach den Ruinen auf dem Berge Sason antrat, begab ich mich zum Hause des Subpräfekten, und traf ihn selbst nebst seinem Profossen vor der Thür. Als er den Brief gelesen, begrüsste er mich sehr zuvorkommend. Ich möge mich nicht weiter bemühen, bemerkte er, er werde für die nötigen Tiere und ihre Treiber sorgen, und zwar schon für den nächsten Tag, wenn ich es wünsche; denn die Obrigkeiten seien verpflichtet, Herren, die im Auftrage der Regierung reisten, jeden in ihrer Macht stehenden Vorschub zu leisten. Ich bedauerte darauf, nur ein Privatmann zu sein und nicht im Staatsdienste zu stehen. Einerlei! rief er etwas deklamatorisch, mit einer theatralischen Handbewegung, Sie reisen nicht, um Geld zu verdienen, sondern im Interesse der Wissenschaft, und also auch im Interesse des Staates. Sie leisten der Republik einen Dienst und diese ist Ihnen zu Dank verpflichtet. Ich hatte unter den obwaltenden Umständen nichts dawider, für einen im Auftrage der Regierung reisenden Beamten zu gelten, wünschte dem Subpräfekten Glück zu seiner edlen Denkungsart, und mir selbst, ihn getroffen zu haben, worauf ich mich dankend empfahl und an meine Tagesarbeit ging.

Am nächsten Tage war ich eben von meiner Wanderung auf den Cerro Sason zurückgekehrt, als man mir meldete, zwei Tiere, die mir der Herr Subpräfekt schicke, ständen im Hofe zu meiner Besichtigung. Wirklich fand ich daselbst den Profossen, der den hochtönenden Titel eines Comisario mayor führte, und mit ihm eine kleine alte Frau, die ein Maultier am Halfter hielt, sowie einen jungen Burschen mit einem stämmigen kleinen weissen Pferde. Die Frau weinte, der junge Mensch sah mürrisch aus und sagte nichts. »Ach, lieber Herr«, schluchzte die Frau, »ich habe nur die eine Mauleselin, wenn ich sie nun jetzt verliere!« Ich tröstete die Frau, indem ich ihr erklärte, ich wolle ihr Tier keineswegs unentgeltlich benutzen, wie sie vorausgesetzt hatte, sondern werde ihr einen guten Preis vergüten. Sie unterhandelte darauf mit dem Profossen, und ich bezahlte ihr zwei Sols mehr als die ausbedungene Summe in blanken neuen Stücken. Und als ich ihr dazu noch ein Glas Branntwein reichen liess, trocknete sie ganz gerührt ihre Thränen und meinte, ich habe ein gutes Herz und werde ihre Mauleselin auch gut behandeln. Nachdem ich dann das Pferd zu denselben Bedingungen gemietet hatte, entliess ich die Frau und den Burschen mit dem Bedeuten, am darauffolgenden Morgen bei Zeiten ihre Tiere

bereit zu halten. Der Profoss blieb noch. Er war ein kleiner, lahmer, schon älterer Mann mit einer dicken roten Säufernase und blutunterlaufenen Augen, bekleidet mit einem alten Poncho und einem schmierigen Strohhut. Nun fehlt noch ein Führer, bemerkte ich ihm. »Für den ist auch schon gesorgt«, entgegnete er, »er sitzt im Gefängnis.« Warum? fragte ich. »O!« meinte der Profoss mit einem listigen Blinzeln, »ich habe ihn zur Sicherheit einstecken lassen, damit er nicht etwa über Nacht wegläuft.« Ich war verwundert über die Vorsicht des Profossen und noch mehr über die unumschränkte Macht, mit welcher dieser untergeordnete Beamte über das Eigentum und die Freiheit seiner Mitbürger schaltete. Wir gingen zusammen zum Stadtgefängnis, wo wirklich der zu meiner Begleitung ausgewählte Mann wie ein gefährlicher Missethäter hinter dicken Eisenstäben stand. Ich schloss mit ihm ein Übereinkommen ab, wodurch er sich verpflichtete, mich bis Trujillo zu begleiten, machte ihm eine Anzahlung und liess ihn darauf in Freiheit setzen. Er war mir dafür sehr dankbar, und zeigte auf der Reise stets die grösste Dienstwilligkeit, wiewohl er, wie ich später erfuhr, schon 59 Jahre alt war.

Nach Hause zurückgekehrt, erzählte ich dem Senator, auf welche Weise ich Tiere und einen Führer zur Weiterreise erhalten habe. Mein Wirt fand durchaus nichts Anstössiges in dem Verfahren des Profossen, und geriet, da er sich hierbei seiner eigenen Interessen als Arbeitgeber erinnerte, sogleich in Eifer. In seiner Jugend, bemerkte er, habe man weniger Umstände gemacht. Wollte jemand einen Boten nach Trujillo schicken, so fing man damit an, dem Indianer 25 Hiebe aufzuzählen und ihn mit der doppelten Strafe zu bedrohen, wenn er die vorgeschriebene Zeit nicht einhielte, worauf der Bote davon lief wie ein Pfeil. Jetzt habe man die Indianer durch sanftere Behandlung verwöhnt und Unrecht daran gethan, denn weder durch gute Worte noch durch gute Bezahlung liessen sie sich aus ihrem Stumpfsinn reissen und zur Arbeit bewegen. Sie müssten gezwungen werden, seien keine andere Behandlung gewohnt und fühlten sich wohl dabei. — Dass der Indianer stumpfsinnig ist und durch Jahrhunderte lange Unterdrückung das Gefühl und den Trieb zur Selbständigkeit eingebüsst hat, stellen wir nicht in Abrede, ebenso geben wir zu, dass die Gewohnheit des Gehorchens bei ihm zur anderen Natur geworden ist, und dass er einer gewissen Bevormundung bedarf, aber dass er sich bei seiner gegenwärtigen Behandlung wohl fühle, liesse sich eben so wohl von einem Maultier sagen, dass bei magerem Futter in einer Tretmühle gehen muss. Die Inkas gewöhnten ihre Unterthanen zur Arbeit und zum Gehorsam. Ihr

Regiment war streng, aber dabei gerecht, und neben der Härte zugleich voll väterlicher Vorsorge für das materielle Wohl ihres Volkes. Die Spanier dagegen haben den schüchternen Charakter der Eingeborenen missbraucht, und ihre Nachkommen, die jetzige herrschende Rasse, folgen diesem schlechten Beispiel bis zum heutigen Tag. Daher kommt es, dass trotz ihrer Demut und Unterwürfigkeit die Indianer, die für ihre Klagen kein Ohr finden, sich von Zeit zu Zeit in blutigen Aufständen erheben, und dann ihrem verhaltenen Groll durch entsetzliche Grausamkeiten Luft machen, bis durch die Überlegenheit der Waffen die Empörung wieder gedämpft, an der Lage der Indianer jedoch nichts geändert wird.

Rückkehr zur Küste.

Die Entfernung von Huamachuco bis Trujillo beträgt etwa 36 Leguas (200 Kilometer); der grösste Teil des Weges führt entweder über Hochland oder durch stark fallende Thäler, nur am Meere zieht sich ein Saum ebenen Landes hin. Das Andesgebirge ist bei Huamachuco nicht breiter als bei Cajamarca, aber anders gestaltet. Statt eines weiten Beckens, das sich dort in den Rücken einsenkt, finden wir hier eine ausgedehnte Bergmasse, aus welcher eine Reihe von Thälern entstehen, deren Wasser bald dem atlantischen, bald dem stillen Ozean zufliessen. Die Wasserscheide wird nirgends durch einen deutlich hervortretenden Höhenzug bezeichnet, sondern bildet eine gewundene Linie, die man mehr vermutet als erkennt, und bei manchen Flüssen, die man unweit ihrer Quellen überschreitet, weiss man nicht, ob sie zu dem einen oder zum anderen Wassergebiet gehören. Das eigentliche Hochland ist etwa 20 Leguas breit und reicht bis nach Otuzco, einer kleinen Stadt in einem tiefen Thale, dem man sodann bis an die Küste folgt. Von Huamachuco nach Otuzco giebt es zwei Wege: einen kürzeren, der stets in den höchsten Gegenden der Jalca bleibt, die ganz unbewohnt sind, und einen zweiten etwas längeren, auch lästigeren, auf welchem man aber von Zeit zu Zeit Hirtenhäuschen, Viehzüchtereien, auch eine kleine Ortschaft antrifft, und daher die Nacht nicht unter freiem Himmel zuzubringen braucht. Auf den Rat des Senators Cisneros wählte ich den letzteren.

Am 9. Juli brach ich mit meinem neuen Führer Manuel Lesama von Huamachuco auf. Ich hatte einige Schwierigkeit, mir am Morgen meiner Abreise einen für den Weg hinreichenden Brotbedarf anzuschaffen, denn infolge der Missernte herrschte solcher Mangel an Weizen, dass die Mehrzahl der Bewohner überhaupt gar kein Brot ass, und

auch mein Wirt sich alle drei bis vier Tage von einem seiner in der Nachbarschaft gelegenen Güter versorgen liess. Als endlich Lesama mit einem Sack voll harten, missfarbigen Gebäcks zurückkam, war er von seiner Frau begleitet, welche mich mit vielen Thränen bat, ich möchte ihren Mann doch gut behandeln, und ihn meiner Fürsorge empfahl, als sei er ein Junge, den ich führen sollte, nicht er mich. Ein Glas Branntwein hatte bei ihr dieselbe beruhigende Wirkung wie bei der Eigentümerin des Maultiers. Der Schnaps ist im Hochland der tröstende Begleiter des Menschen in allen Lebenslagen. Man trinkt aus Freude oder aus Kummer, und wenn beide Veranlassungen fehlen, um sich zu berauschen oder wenigstens aufzuregen. Der Charakter des Indianers ist traurig und gedrückt, nur unter dem Einfluss des Alkohols lebt er etwas auf. Doch auch im Rausche ist er nicht fröhlich, alle Gesänge haben etwas Trübsinniges, Schwermütiges, zuweilen sind sie schauerlich.

Man reitet von Huamachuco aus zunächst über eine mässige Anhöhe und gelangt dann in das Thal des Flusses, der am südlichen Fusse des Berges von Marca Huamachuco vorbeifliesst. Nach zwei Stunden überschreitet man den Fluss, wendet sich nach rechts in die Berge und beschreibt einen weiten Bogen um den Cerro negro und Nevado Huaylillas, die man beständig vor Augen hat und von denen man sich nicht zu entfernen scheint. Gegen Mittag stiegen wir in ein enges Thal, wo wir auf einem Rasenplatz vor einer Schäferhütte etwas rasteten; dann hob der Weg sich wieder, führte stundenlang hoch an Bergabhängen hin, bis er sich neuerdings senkte und wir nunmehr den Nevado aus dem Gesicht verloren. Die Berge wurden jetzt felsig und wir kamen an hohen Wänden von vulkanischem Tuff und Trachyt vorüber. An den Grenzen des eruptiven Gesteins sah man die Lagen des Thonschiefers senkrecht aufgerichtet. Als wir von diesen felsigen Höhen herabgestiegen waren, wurde der bisher gute Weg undeutlicher und verlor sich in einer sumpfigen Wiese. Man sah aus den auseinander laufenden Hufspuren, dass hier jeder Reisende seinen eigenen Pfad gesucht habe. Auch wir thaten ein Gleiches und ich glaubte bereits eine Furt über den unsicheren Boden getroffen zu haben, als mein Maultier mit den Vorderfüssen durch die Rasendecke brach und bis an die Brust in den darunter verborgenen schwarzen Schlamm sank. Der Sturz kam so plötzlich, dass ich über den Kopf des Tieres geworfen wurde, aber keinen Schaden erlitt, denn ich fiel auf weichen Grund. Auch das Maultier, von meiner Last befreit, kam bald wieder auf, worauf ich den Weg zu Fuss fortsetzte und auf mancherlei Umwegen nach einer halben

Stunde wieder festen Boden erreichte. Kurze Zeit darauf langten wir bei der Hacienda Chuyahual an, welche in einem tiefen Thal, aber noch 3390 Meter hoch liegt. Der Besitzer dieser Viehzüchterei, ein Verwandter des Senators Cisneros, nahm uns gastfreundlich auf, wiewohl ich versäumt hatte, mich an ihn empfehlen zu lassen. Die Familie dieses Gutsbesitzers war zufällig bei ihm zu Besuch, fürs gewöhnliche lebte dieser allein auf dem Lande, während seine Frau und Kinder in Huamachuco wohnten. Das Leben eines Gutsbesitzers in der Sierra ist mühselig, hart und freudenlos. Das Klima ist kalt, die Landschaft eintönig, die Ländereien ausgedehnt, die Wege, welche täglich zurückgelegt werden müssen, weit und unbequem; dazu Mangel an gebildetem Umgang, Einsamkeit und schlechte Kost. Spät abends wurde meinem Führer eine freudige Überraschung zu Teil: sein ältester Sohn langte in Chuyahual an, nachgeschickt von seiner vorsorglichen Mutter, um seinem Vater beim Aufladen des Gepäcks zu helfen. Bei dieser Gelegenheit erfuhr ich das Alter des Arrieros und fand trotz seines rüstigen Aussehens die Sorge seiner Frau erklärlich.

Am nächsten Tage hatten wir eine verhältnismässig kurze Reise vor uns, allein der Weg war mühsam und weder der Vater Lesama noch sein Sohn kannten ihn; denn der Profoss von Huamachuco hatte einen Mann gezwungen, mir als Führer auf einem Wege zu dienen, den dieser selbst nie betreten hatte. Man beschrieb uns zwar beim Abschied vom Gute ganz genau, wie wir zu reiten hätten, und gab uns die Versicherung, wir könnten nicht fehlen, allein wir machten es doch möglich. Als wir die Thalwand erstiegen hatten, gelangten wir zu einer unbewohnten Schäferhütte, hinter welcher sich der Weg in Viehpfade auflöste und sich verlor. Nachdem wir eine Stunde auf der rasenbewachsenen Jalca umhergeirrt waren, trafen wir ein Hirtenmädchen, das uns zurecht wies. Über der Hochebene, auf welcher wir uns befanden, erhoben sich hier und da pyramidenartige Felsmassen, von welchen die Gegend ihren Namen erhalten zu haben scheint, denn sie heisst: Pampa de los tres cerros. Diese 3680 Meter hohe Ebene scheint die Wasserscheide zu bilden, denn der Fluss, den man im nächsten Thale antrifft, strömt dem stillen Ozean zu und ist ein Nebenfluss des Chicama. Der Hinabweg von dieser Höhe führte über lästiges Geröll, holperige Steinstufen und an unangenehmen, steilen Felswänden hin. Ziemlich weit unten am Abhang gelangten wir zu einem Dickicht von Bäumen, in welchem auf einem kleinen Rasenplatz eine Herde wildlebender Rinder weidete. Ein grosser Stier kam brüllend auf uns zu und begann mit dem Vorderfusse den Boden zu stampfen, was für ein Zeichen böser Absichten gilt. Allein da unser Weg der

Wiese nicht zu nahe kam, so liess es der Stier bei dieser Drohung bewenden.

Wir ritten fortwährend stark bergab und kamen früh am Nachmittag zum Dorfe Capachic, welches 100 Meter über dem Thalboden an einem mit Büschen und Bäumen bestandenen Abhange liegt. Nachdem wir daselbst etwas geruht, ritten wir noch eine Legua weiter, nämlich ins Thal hinunter, über den Fluss und an der gegenüberliegenden Thalwand hinauf bis zu einer Hacienda, Canipampa genannt, wo wir die Nacht zubringen wollten. Dieses Thal liegt 510 Meter tiefer als das von Chuyahual; die Brücke, auf welcher man den Fluss überschreitet, befindet sich 2880 Meter über dem Meere und 800 Meter tiefer als die Pampa de los tres cerros; der Fluss von Capachic, ein klarer Bergstrom, fliesst, wie schon bemerkt wurde, dem stillen Meere zu. Kurz vor Sonnenuntergang langten wir auf dem Gute Canipampa an. Das Anwesen schien verlassen, kein Hund bellte, blos eine gezähmte Punagans (huaihua) lag im Grase und erhob sich schnatternd bei unserer Ankunft. Als ich auf dem Hofe umherging, um zu versuchen, ob sich nicht eine der verschlossenen Thüren öffnen liesse, kam ein kränklich aussehendes, noch junges Weib, das sich als die Frau des Verwalters vorstellte. Es schien, als sei auf dem elenden Gute wenig zu verwalten. Die Frau öffnete uns ein kleines Zimmer, in welchem die ärmlichen, alten Gerätschaften der eingestürzten Kapelle aufbewahrt wurden. Zu Essen konnte sie uns nichts geben, indessen hatten wir Thee und Brot von Huamachuco und noch den Schinken von Huayabamba, litten also keine Not. Die Hauptsache war, dass wir reichliches Futter für unsere Tiere bekamen, wovon ich mich selbst überzeugte. In Chuyahual hatten diese nur wenig zu fressen bekommen und infolgedessen war mein Maultier auf der kurzen Reise des vorhergehenden Tages so müde und kraftlos gewesen, dass ich schon bange wurde, die Befürchtungen der armen Eigentümerin in Huamachuco würden eintreffen.

Da wir am folgenden Tage einen etwas langen Weg vor uns hatten, liess ich schon vor Tagesanbruch satteln. Den Vater Lesama hatte ich nicht nötig zu wecken, er klopfte schon um 2 Uhr an meine Thür, um zu fragen, welche Zeit es sei, und während des Rests der Nacht liess er mich öfters durch Räuspern und Husten wissen, dass er wach und meines Befehls zum Aufbruch gewärtig sei. Der Morgen war schön und die kühnen Formen der hohen das Thal umgebenden Berge zeichneten sich scharf in der reinen Luft. Vorzüglich die rechte Thalseite, an welcher unser Nachtquartier lag, zeigte auffallende Bergformen. Dort erhebt sich der Cerro Tallapliegue mit seinen zwei abgestumpften Fels-

spitzen, und der Bergoche, ein enormer Keil von Thonschiefer mit jäh ins Thal abfallender Wand. Zwischen diesen Bergen liege unser Weg, so erklärte uns ein junger Hirt, den wir bald nach unserem Aufbruch von Canipampa trafen. Der Cerro Bergoche, fügte er hinzu, sei ein reicher Berg, er enthalte viel Gold und Silber. Die Leute im Hochland hegen immer abenteuerliche Vorstellungen über den Reichtum ihrer Berge und gefallen sich bei ihren Vermutungen in masslosen Übertreibungen. Von unten schien es unmöglich, die steile Bergwand die vor uns lag, zu erklettern, allein der Pfad kroch bald im Zickzack, bald in Schneckenwindungen allmählich empor, wand sich um den Fuss des Bergoche herum, um sodann in einer abschüssigen Schlucht bis zum oberen Thalrand hinaufzusteigen. Dort langten wir nach einem Ritte von zwei Stunden an und befanden uns jetzt wieder in der Jalca. Weiterhin hob sich der Weg nur noch langsam und allmählich. Eine Stunde später konnten wir über die Felsspitze des Bergoche hinwegsehen und hatten jetzt ein herrliches Panorama von bläulichen Gipfeln und Bergrücken vor uns, aber nirgends war Schnee zu sehen. Gegen 10 Uhr erreichten wir die höchste Stelle der Jalca (3830 Meter) und zugleich den höchsten Punkt des ganzen Weges. Ich würde daher diesen Höhenzug als die Wasserscheide zwischen dem atlantischen und stillen Meere betrachtet haben, allein Miguel Feyjoo nennt in seiner Beschreibung der Provinz Trujillo den Fluss von Capachic einen Nebenfluss des Chicama, und wenn sich dies wirklich so verhält, so muss man die Wasserscheide auf der Pampa de tres cerros suchen.

Der Weg führte jetzt drei Stunden lang über eine öde, mit spärlichem Grase bewachsene Jalca, immer am Abhange wellenförmiger Höhen hinlaufend: ein trauriger, eintöniger Weg, ermüdend für Tiere und Reiter. Nur selten treten über die Grasfläche Felsen zu Tage, und wo dies der Fall ist, bestehen sie aus plumpen Massen vulkanischen Tuffs. Die Sonne begann sich zu neigen, als wir zu einer flachen Einsenkung des Bodens gelangten, welche sich allmählich zum Anfang eines Thals verengerte. Etwas weiter unten standen neben dem Wege einige Häuschen, umgeben von kleinen Feldern, welche mit lebendigen Hecken von Kinuarbäumchen eingezäunt waren. Durch solche Anpflanzungen schützt man die Saaten gegen den Nachtfrost. Lesama hatte gehofft, in einer der Hütten Chicha zu finden, sah sich aber in seiner Erwartung getäuscht und musste seinen Durst mit Wasser stillen, was er mit saurer Miene that. Der Weg führte jetzt rascher bergab in einem abschüssigen Thale, dessen Wände anfangs aus Trachyt, später aus Porphyrfelsen bestanden. Nach einer Stunde bog er um einen Berg-

vorsprung, worauf man plötzlich in der Tiefe die Stadt Otuzco liegen sah, eine Reihe geradliniger Strassen, die am Abhang eines Hügels hinaufliefen. Eine Stunde vor Sonnenuntergang erreichten wir den Thalgrund, durch welchen ein hier noch schwacher Fluss strömt. Ehe man in die eigentliche Stadt gelangt, reitet man durch eine Reihe einzelner, zu beiden Seiten des Wegs stehender Häuser, die eine Art Vorort bilden. Eines derselben schien mir zum Nachtquartier geeignet, daher ich in den Hof ritt und abstieg. Nach einigem Klopfen an der verschlossenen Thür erschien ein Mann und fragte mit trauriger Miene nach meinem Begehr. Ich erkundigte mich, ob er mir Futter für meine Tiere und Nachtlager für mich und meine Begleiter geben könne. Er gewährte mir beides, bedauerte aber, mich nicht in seinem Hause aufnehmen zu können, denn er sei eben im Begriff, die Leiche seiner Frau zu Grabe zu geleiten. Dabei wies er auf eine Thür an der andern Seite des Hofes, wo ein Sarg, umgeben von brennenden Kerzen am Boden stand. Ich war betroffen, seine Gastfreundschaft unter so traurigen Umständen in Anspruch genommen zu haben, und gerührt, dass er mich trotzdem nicht abwies. Als ich ihn um Entschuldigung bat und gehen wollte, um in einem andern Hause ein Unterkommen zu suchen, hielt er mich zurück und führte mich zu einem gegenüberstehenden, ihm gehörigen Hause, welches er mir für die Nacht zur Verfügung stellte.

Die beiden Führer gingen sogleich aus, um Futter für die Tiere zu kaufen, das hier im Überfluss und von vortrefflicher Qualität zu haben war. Auf einer Reise im Hochland muss man mehr auf die Verpflegung seiner Tiere bedacht sein, als auf seine eigene, zumal wenn man dieselben Tiere längere Zeit benutzen will oder muss. Besonders die Maultiere haben ein beständiges Bedürfnis zu fressen und es ist auffallend, wie sich ihre Leistungsfähigkeit steigert, wenn sie einige Bündel Klee verzehrt haben. Nachdem also die Tiere besorgt waren, machte ich einen Spaziergang in die Stadt, welche gebaut ist wie alle Orte des Hochlands, aber doch einen etwas freundlicheren Anblick bietet, als so manche andere. Man merkt an den kleinen Kaufläden, an der Kleidung und Sprache der Bewohner, dass man sich der Küste nähert, obgleich Otuzco immerhin noch 2780 Meter über dem Meere liegt. Das Klima ist mild, der Boden des Thals fruchtbar und bringt Mais, Weizen, Gerste, Kartoffeln und manche Gemüse, sowie vorzüglichen Klee in reichlicher Menge hervor. Wiewohl daher die Bewohner arm an Geld sind, so finden alle genügenden Unterhalt und das Leben ist leicht. Das alles erzählte mir eine freundliche Frau, die eine kleine

Otuzco. S. 304.

Garküche am Markte hielt, und mir ihre gut zubereiteten Gerichte sehr reinlich auf einer mit einem Tellertuch bedeckten leeren Bierkiste auftrug.

Der fruchtbare und angebaute Teil des Thals von Otuzco liegt oberhalb des Orts, bald unterhalb verengert sich das Thal und wird zu einer tiefen, in violetten Porphyrfelsen ausgespülten Rinne. Der Weg führt mehrere Leguas hoch an der Bergwand hin und ist im übrigen einer der bestangelegten und bestgehaltenen, die ich in der Sierra angetroffen habe. Der Fluss vermehrt seinen Wassergehalt allmählich durch Aufnahme von Bächen und wird zu einem brausenden Strom, der sich bei Trujillo, nachdem er durch Bewässerungskanäle wieder den grössten Teil seines Wassers verloren hat, als Rio de Moche ins Meer ergiesst. Unter Otuzco ist das Gefäll des Thales anfangs nur gering, doch merkt man, dass man sich jetzt mehr und mehr aus dem Gebirge herauswindet, denn der Blick thalabwärts wird freier und ist nicht mehr durch Berge verschlossen. Endlich, bei einer Wendung, erblickt man in der Kerbe der zusammenstossenden Thalwände ganz fern in der Tiefe die Spitze des Zuckerhuts, des höchsten Berges in der Umgegend von Trujillo. Hinter diesem Berggipfel läuft eine kleine dunkelgraue Linie quer über den Horizont: das Meer. Bei diesem unerwarteten Anblick empfand ich eine solche Freude, dass mir die Augen trübe wurden und ich mich selbst über meine Bewegung wunderte. Nach ungefähr vier Stunden senkt sich der Weg zum Flusse hinunter, überschreitet ihn auf einer Brücke und bleibt fortan am linken Ufer. Das Thal ist dort etwas mehr geöffnet, auf beiden Seiten des Flusses liegen Gruppen von Häusern und auf der rechten ein sogenanntes Ingenio, nämlich eine Erzmühle mit Öfen zum Rösten, aber kein Schmelzwerk. Der Ort heisst Challhuacocha — der Fischteich —, wiewohl ein solcher nirgends zu sehen ist. Von jetzt an fällt der Weg stark, die Vegetation ändert sich zusehends, die Agaven verschwinden, Huarangos und Espinos erscheinen wieder im Thalgrunde, während an den Wänden baumartige Kakteen zwischen den Felsstücken aufsteigen. Dann kommt das erste Zuckerrohr und die Bananen, erst klein, dann immer üppiger und laubreicher; auch Orangenbäume stehen hier und da in den Gärten um die Häuschen, aber doch nur selten, denn das Thal, welches bei Challhuacocha sich etwas erweitert hatte, wird bald wieder eng. Der Porphyr ist verschwunden, hat erst dem Grünstein und dann dem Diorit Platz gemacht, welcher fortan bis zur Ebene das vorwaltende Gestein bleibt.

Bei der Hacienda Platanar ist man bereits bis zu 1680 Meter

herabgestiegen. An diesem Orte bleiben Reisende gewöhnlich über Nacht, und wirklich sah das Haus inmitten eines hübschen Gartens mit Hängematten in der Veranda ganz einladend aus. Allein es war erst drei Uhr, die Pferde schienen noch nicht müde und ich ritt daher vorüber. Eine Stunde unterhalb des Platanars musste ich den Fluss durchreiten. Die Furt war tief, das Wasser reichte den Tieren bis an die Brust, dabei war das Flussbett voll grosser glatter Steine. Ich war besorgt für mein Gepäck, doch ging alles glücklich ab, meine photographischen Platten wurden nicht nass. Die beiden Arrieros überschritten den Fluss auf einem quer über Felsen gelegten Baumstamm, der als Brücke diente. Ich hätte zwar auch auf dem linken Ufer bleiben können, aber man hatte mich vor dem Wege gewarnt, der beständig an steilen Felswänden hinführt und unter dem verdächtigen Namen Las siete vueltas — die sieben Windungen — bekannt ist. Wir konnten diesen Weg sehr wohl von unserer Seite sehen und ich überzeugte mich, dass wir das bessere Teil erwählt hatten. Bei Einbruch der Dunkelheit erreichten wir eine Gruppe von Häusern, welche Soledad de Chiron heisst. Diese Einsamkeit — soledad — war an diesem Abend durch eine fröhliche Gesellschaft belebt: einige junge Leute mit städtisch gekleideten Mädchen aus der Nachbarschaft tranken, tanzten und lärmten in der Hütte, daher ich mein Lager unter der Veranda aufschlug. Chiron liegt nur noch 750 Meter über dem Meere und acht Leguas von Trujillo entfernt. Das Thal ist hier schon ziemlich breit, doch nur ein kleiner Teil angebaut; fast die ganze Breite ist mit Gebüsch bedeckt.

Wir verliessen unser Nachtquartier bei Tagesanbruch und kamen nach zwei Stunden zum Pedregal — Steinfeld — so genannt von einem rechts einmündenden Nebenflusse, dessen breites Bett mit grossen Felsblöcken übersäet ist, ein Zeichen, dass dieses im Winter ganz unbedeutende Gewässer zur Regenzeit zu einer enormen Höhe anwachsen kann. Eine Stunde unterhalb des Pedregals liegt die erste Zuckerpflanzung, Menucucho. Das Thal wird jetzt immer breiter, ist aber trotzdem nur wenig angebaut, da der Boden zum grössten Teil aus Geröll besteht. Der hohe Felsenberg Pan de Azucar — der Zuckerhut —, der von oben auf kurze Zeit sichtbar gewesen, dann aber wieder durch die Windungen des Thals verdeckt worden war, tritt jetzt näher und bildet einen Teil der linkseitigen Thalwand. Seine scharfe Felsspitze ist von rötlicher Farbe und scheint aus Porphyr zu bestehen. Nahe am Gipfel läuft ein breites weisses Band zackig über den roten Grund der Felswand. Ein Vorberg des Zuckerhuts ist der Cerro negro,

so genannt wegen seiner dunklen Farbe, die sich auffallend von dem Rot des weit höheren Nachbarberges abhebt.

Sobald man den Zuckerhut hinter sich hat, öffnet sich das Thal vollständig zu einer weiten Ebene, die sich in sanfter Neigung dem Meere zusenkt. Sie erstreckt sich an der Küste vom Hafen Salaverry bis nach Huanchaco in einer Ausdehnung von vier bis fünf Legas und ist an dem Orte, wo wir jetzt in sie eintreten, drei Leguas breit. Dort liegt die Zuckerhacienda Galindo, die damals von einem Deutschen bearbeitet wurde. Ich ruhte etwas in dem kleinen Orte, der von den Arbeitern des Guts bewohnt wird, und frühstückte im Wirtshaus eines Chinesen, dessen schon erwachsene Tochter, ein ganz hübsches Mädchen, mir gute Speisen und eine Flasche sehr trinkbaren, in der Nähe des Orts gezogenen Weins vorsetzte. Um 1 Uhr brach ich wieder auf und langte zwei Stunden später in Trujillo an. Dort empfing mich mein liebenswürdiger Landsmann, Herr Wiebe, wie einen alten Freund, und von meinem damaligen Aufenthalt in Trujillo ist mir nichts in der Erinnerung geblieben, als dass ich mich in seinem Hause wohl fühlte; ich war müde und merkte erst jetzt wie sehr. Fünf Tage später schiffte ich mich auf dem Dampfer Ilo nach Callao ein. Unter den Passagieren, mit denen das Schiff überfüllt war, traf ich auch meine Gastfreunde von Chachapoyas und Huamachuco, die Senatoren José Hurtado und Manuel Isidro Cisneros, die sich zu den Kongresssitzungen nach der Hauptstadt begaben. Am 21. Juli kam ich nach neunwöchentlicher Abwesenheit wieder in Lima an, wo inzwischen alles den gewohnten Krebsgang gegangen war.

Übersicht der Höhen der auf dieser Reise berührten Punkte.

Calasñique	60 Meter	Guayabas	2320 Meter
Yonan	450 »	Balsas del Marañon	940 »
Yatahual	600 »	Tambo Carrizal	2410 »
Chilete	910 »	Calla-Calla (Pass)	3660 »
San Antonio	2010 »	Pomacocha	2860 »
La Viña	1310 »	Leimebamba	2470 »
Ñamas	2220 »	Magdalena	2160 »
Cumbre (Pass)	3530 »	Festung Cuelap	2970 »
Cajamarca	2740 »	Alto de Levanto	2990 »
Cumulca (Pass)	3850 »	Chachapoyas	2480 »
Celendin	2640 »	Utcubamba	1940 »
Cerro de la Cruz	3320 »	Tingo	1980 »

Cajamarca	2740 Meter	Pampa tres Cerros	3720 Meter
Cruz de Namora	3160 »	Capachic (Brücke)	2920 »
Hayabamba	2650 »	Cordillera (Pass)	3890 »
San Marcos	2540 »	Otuzco	2840 »
Cajabamba	2910 »	Hacienda Platanar	1680 »
Huamachuco	3260 »	Soledad de Chiron	790 »
Marca Huamachuco	3710 »	Trujillo	60 »
Chuyuhual	3020 »		

III.

Der Titicaca-See.

Reise von Arequipa über Puno und durch die südlichen Ufergegenden nach La Paz, nebst einem Ausflug in die bolivianische Provinz Yungas.

Das Land um den Titicaca-See ist nur zur Hälfte peruanisches Gebiet: das südliche und östliche Ufer gehört zu Bolivia, nur das nördliche und westliche zu Peru. Wiewohl gegenwärtig diese Gegenden des Hochlandes politisch von einander getrennt sind, so bilden sie doch in geographischem Sinne ein Ganzes und waren auch zu Zeiten der spanischen Herrschaft Provinzen desselben Vicekönigreichs. Die Höhen, die das Becken des Sees umgeben, und die Thäler, deren Flüsse demselben zuströmen, hiessen zu Zeiten der Inkas Colla, ein Wort der Aimarà-Sprache, welches Gebirge bedeutet. Die Spanier behielten den Namen bei und machten daraus: el collado — das Bergland, welche Bezeichnung noch jetzt für die Umgegend des Sees gebräuchlich ist. Die südlich vom See gelegenen Provinzen des flachen Hochlandes wurden unter dem gemeinschaftlichen Namen Charcas zusammengefasst, welcher jetzt auf einen Distrikt beschränkt worden ist. Die zum früheren Bezirk von Charcas gehörigen Landesteile besassen zwar eine eigene Gerichtsbarkeit, welche von der königlichen Audienz in Potosì ausging, aber in allen Verwaltungsangelegenheiten waren sie dem Vicekönig in Lima unterworfen. Als durch die Schlacht bei Ayacucho die Macht der Spanier für immer gebrochen und auch die letzten im Hochlande zerstreuten Reste ihrer Streitkräfte vernichtet worden waren, unternahm Bolivar von Lima aus eine Reise nach Südperu, um die Verhältnisse in jenen Gegenden zu ordnen. Von Arequipa aus erliess er ein Dekret (16. Mai 1825), durch welches er die ehemaligen spanischen Intendanzen der Provinz Charcas: La Paz, Cochabamba, Chuquisaca, Potosì und Santa

Cruz de la Sierra zu einem besonderen Staate vereinigte, den er Republica del Alto Peru nannte. Die Abgeordneten aber, welche infolge des Dekrets sich in Chuquisaca versammelten, um über die Verfassung des neuen Staates zu beraten, beschlossen, diesen seinem Gründer zu Ehren Republica Bolivar zu nennen, woraus später der Name Bolivia entstand. Man fragt sich billigerweise, weshalb Bolivar bei der unumschränkten Vollmacht, die ihm übertragen worden war, die Abgrenzung des neuen Staates in der Weise festsetzte, wie sie noch heute besteht, und ein Gebiet, das durch Boden- und Verkehrsverhältnisse zusammengehört, unter zwei Staaten teilte. Was ihn dazu bestimmt hat, mag die Rücksicht auf die Bewohner gewesen sein, welche von zwei Rassen abstammen, die sich zwar nicht hassen, aber doch so wenig Neigung zu einander hegen, dass sie seit Jahrhunderten neben einander wohnen, ohne sich zu vermischen. Der grösste Teil der die Aimaràsprache redenden Bevölkerung wurde zu Bolivien geschlagen, während die Anwohner des Sees, welche nach ihrer Sprache als Quechuas bezeichnet werden, bei Peru blieben.

Die Mehrzahl der Orte und Gegenden, welche auf der im folgenden beschriebenen Reise berührt worden sind, liegen im nördlichen Bolivien. Wir betrachten sie aber darum nicht als ausserhalb der Grenzen, welche der Titel dieses Werkes andeutet, sondern erinnern daran, dass sie ehemals zu Ober-Peru gehörten und dass eine Beschreibung des peruanischen Hochlandes ohne Einschluss derselben unvollständig sein würde.

Nachdem ich bereits früher den Titicaca-See flüchtig kennen gelernt hatte, unternahm ich im November 1887 meine dritte Reise ins Hochland und verweilte bei dieser Gelegenheit etwas länger an seinen Ufern. Der Anfang dieser Reise, nämlich die Strecke von der Küste bis Arequipa, ist bereits im zweiten Teile dieses Werkes beschrieben worden. Die Eisenbahn von Mollendo nach Arequipa bildet zwar jetzt eine Teilstrecke der südlichen transandinischen Bahn, wurde aber nicht als solche gebaut, sondern als unabhängige Linie, deren Geleise im dortigen Bahnhof endigten. Dieser Bahnhof, welcher ungefähr 500 Meter unterhalb der letzten Häuser der Stadt liegt, wurde später als Ausgangspunkt für die Fortsetzung der Bahn ins Hochland benutzt, und zu diesem Ende erheblich erweitert; auch wurden dahin die Maschinenwerkstätten verlegt, die früher in Mollendo eingerichtet, aber von den Chilenen im Kriege zerstört worden waren. Der Bahnhof ist eine Kopfstation, indem am unteren Ende neben den Schienen der ankommenden Küstenbahn, auch die Geleise der transandinischen wieder austreten. Diese führt zunächst

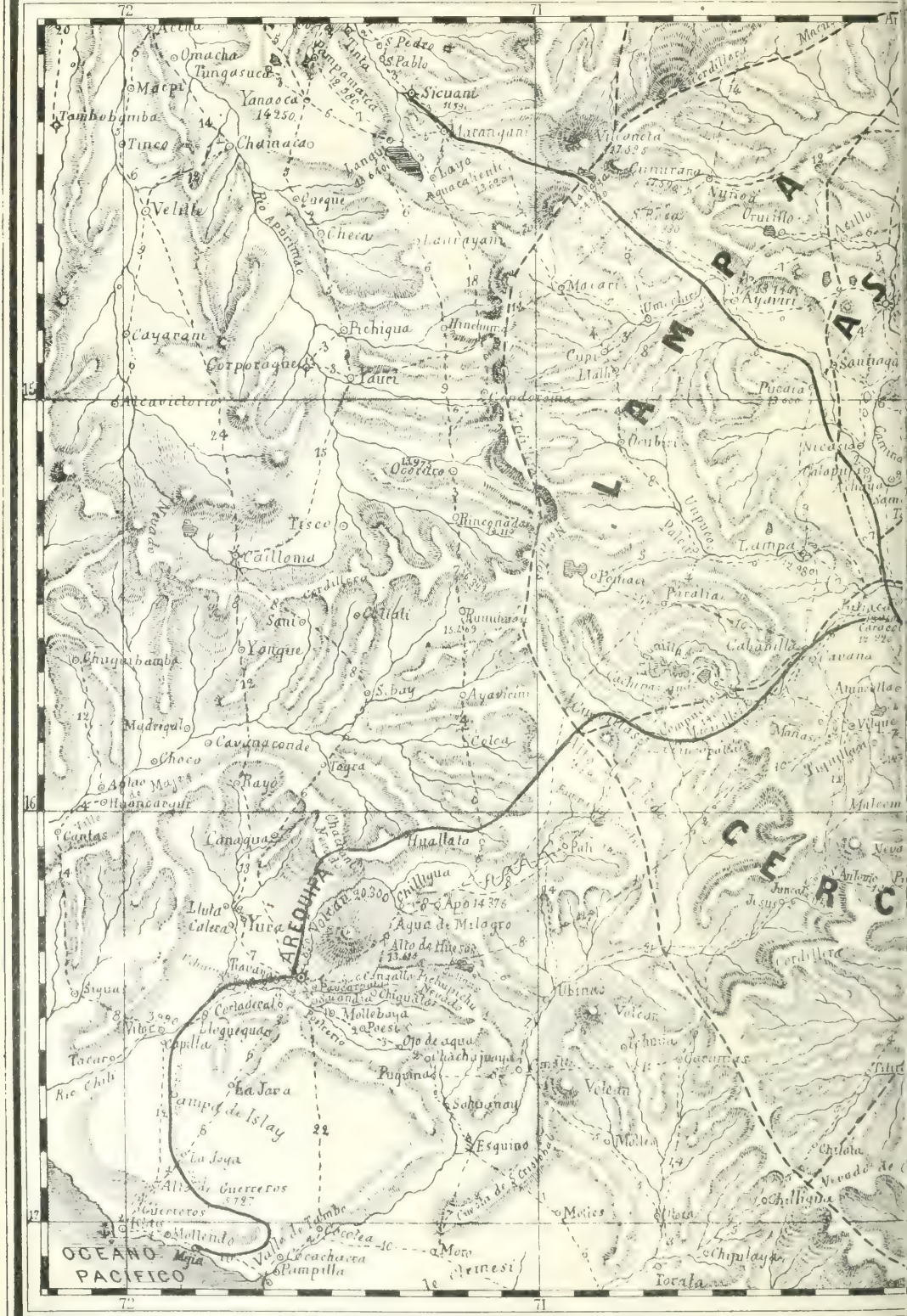
nach Puno am See, von wo aus peruanischerseits eine Verlängerung in nördlicher Richtung bis Kusko in Aussicht genommen worden war, während von Bolivien erwartet wurde, dass diese Republik den Bau bis La Paz fortführen würde. Zur Zeit meiner Reise wurde wöchentlich nur ein Zug von Arequipa nach Puno abgefertigt, und zwar immer nach Eintreffen des Dampfers in Mollendo, der die europäische Post brachte. Dieser Zug legte die ganze Bahnstrecke von 218 englischen Meilen in einem Tage zurück, ging $^1/_4$ vor 8 Uhr morgens von Arequipa ab und langte abends ungefähr zur selben Stunde in Puno an. Früher, als noch täglich Züge abgelassen wurden, pflegten diese zwei Tage unterwegs zu sein und auf der Station Huincocaya zu übernachten.

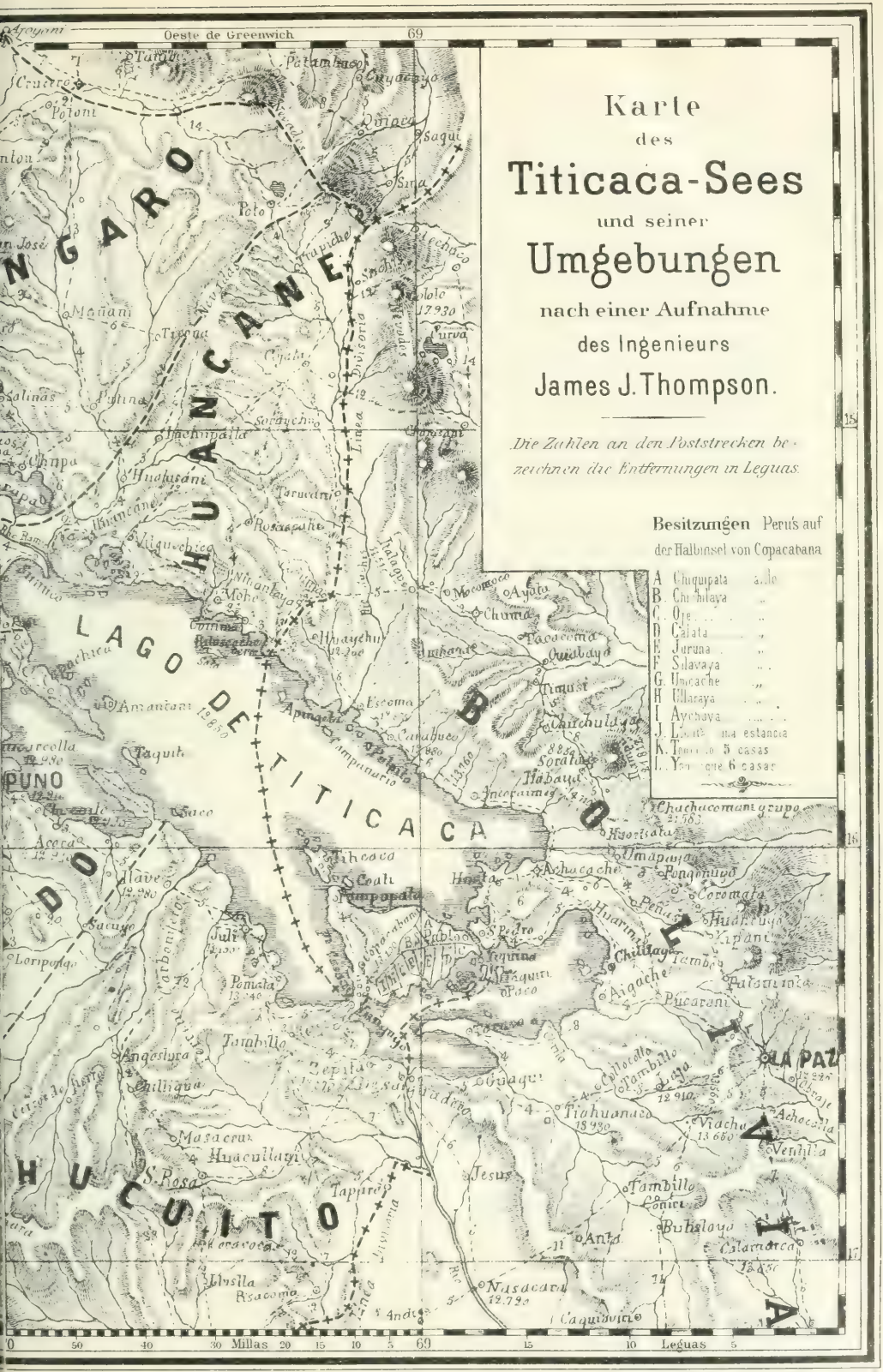
Gleich nachdem der Zug den Bahnhof verlassen hat, fährt man auf einer langen eisernen Brücke über eine flache Niederung, in deren Mitte in steinigem Bette der Chili fliesst. Auf dem rechten Ufer des Flusses beginnt die Bahn alsbald zu steigen und nähert sich dem Fusse der Berge. Sobald man die Grenze überschritten hat, bis zu welcher die künstliche Bewässerung des Thales und damit die Vegetation reicht, wird der Charakter der Gegend im höchsten Grade öde. Die Bahn führt beständig am Fusse des Chachani hin, und wiewohl dieser Berg kein Vulkan gewesen zu sein scheint, so ist doch das Erdreich, welches durch die Durchschnitte zu Tage gelegt wird, überall von vulkanischer Beschaffenheit, besteht aus vertrocknetem Schlamm und erhärteter Asche, in welchen Basaltbrocken sowie Massen von Diorit und Porphyr eingebettet liegen. Die erste Haltestelle ist Yura, in deren Nähe die gleichnamigen Schwefel- und Eisenquellen liegen, von denen im zweiten Bande bereits gehandelt wurde. Die Bahn fährt fort zu steigen, wendet sich mehr und mehr nach rechts und umkreist den Fuss des Chachani. Sie windet sich in zahllosen Krümmungen durch Schluchten, allein die Schwierigkeiten des Baues scheinen nirgends gross gewesen zu sein, denn man bemerkt nie Arbeiten in felsigem Grund, bloss lose Erde mit eingestreuten Steinen. Auch in der Nachbarschaft der Linie sieht man keine Felsen, nur aufgeschüttete, ungeheure Massen, welche das tiefer liegende Gestein überdecken, und deren graugelbe Farbe der Gegend den einförmigen traurigen Anblick verleiht.

Nach dreistündiger Fahrt gelangt man zur Pampa de los Arrieros, eine abschüssige windige Ebene mit einer Haltestelle, wo ein leidliches Frühstück zu haben ist. Hier wird der Coropuna wieder sichtbar, der hohe Berg, dessen auf der Fahrt von Mollendo nach Arequipa erwähnt wurde. Coro-Puna ist eigentlich der Name einer Hochebene — die Puna von Coro — in der Provinz Condesuyu, später übertragen auf den

Berg, der sich über sie erhebt. Dieser 22,800 Fuss hohe Berg ist von pyramidenförmiger Gestalt und bis tief herab mit einer ununterbrochenen Decke von Schnee überkleidet. Die Höhe des Berges, seine einsame Lage, seine Form und glänzend-weisse Farbe, hatten schon in alten Zeiten auf die Gemüter der Menschen einen lebhaften Eindruck gemacht, und der Berg war ein Gegenstand abergläubischer Verehrung und Bewunderung. Er galt als ein Heiligtum (huaca) und in einem später an seinem Fusse erbauten Tempel verkündete der Geist des Berges seine Orakelsprüche. Cieza de Leon führt diesen Tempel als einen der angesehensten des ganzen Landes an, welcher von Häuptlingen und Vornehmen besucht und mit kostbaren Geschenken geehrt worden sei; auch ist der alte Chronist überzeugt, dass noch grosse Massen von Gold und Edelsteinen in dessen Nachbarschaft vergraben liegen.

Die Bahn steigt weiter, immer ganz allmählich und immer noch auf demselben vulkanischen Boden von Asche und Schlamm, bis man so nach und nach auf eine Hochebene hinter dem Chachani gelangt, durch welche dieser nach Arequipa zu vortretende Gebirgsstock mit der Hauptmasse des Gebirges verbunden wird. Hier senkt sie sich etwas bis nach Cañaguas, einem elenden Indianerdorf, dessen Hütten man in einiger Entfernung liegen sieht, hebt sich aber alsbald wieder und erreicht nach mannigfachen Windungen die Höhe von Sumbay (4182 Meter); diese wird nach dem Flusse genannt, welcher etwa 200 Fuss tiefer am Abhange vorüberfliesst. Der Fluss Sumbay ist derselbe, der als Rio Chili bei Arequipa vorbeifliesst. Hier hat er sich in die sonst gleichförmige Bergfläche eine tiefe Schlucht eingegraben, deren senkrechte Wände aus zerrissenen Sandsteinfelsen bestehen. Denn schon seit einiger Zeit ist an die Stelle der vulkanischen Massen wieder geschichtetes Gestein getreten: Lagen von Thon und Mergel, bandförmig abwechselnd, und zerklüfteter roter Sandstein. Die Bahn, die sich etwas senkt, um den Fluss zu überschreiten, beginnt hinter der Brücke wiederum zu steigen, die Berge von Arequipa treten nun mehr und mehr zurück und man gelangt so endlich auf den grossen Rücken des Andesgebirges, die sogenannte Puna. Man erkennt jetzt, dass was vom Meere aus sich wie der Kamm einer Kette ausgenommen hatte, in Wirklichkeit der Rand einer ungeheuren Hochebene ist, die sich viele Meilen weit vor dem Blicke ausdehnt. Hier auf der Pampa oder Puna de Huincocaya, in einer Höhe von 4378 Meter, liegt die Hauptstation der Bahn zwischen Arequipa und Puno, und wir haben jetzt beinahe die Hälfte des Weges, 96 Meilen, zurückgelegt. Hier blieben früher die Züge über Nacht und es befinden sich daselbst mehrere Hotels,


72
71
Arma
Ornacha
Tungasuca
Macpi
Yanaoca
14250
Tambobamba
Tinco
Chamaico
Velille
Rio Apurimac
Cayarani
Corporaque
Pichigua
Hunchuy
Sicuani
Layo
Aquacaliente
Checa
Quiquijana
Yauri
Alcavicloria
Ocoruro
Tisco
Callioma
Santo
Yanque
Chuquibamba
Madrigal
Cavanaconde
Choco
Rayo
Huancarani
Cantas
Canaqua
Ilula
Caleta
Yura
AREQUIPA
Volcan 20.300
Chiliqua
Apo 14.376
Agua de Milagro
Alto de Huesos
Huallata
Pali
Tiabaya
Characato
Siguas
Cortaderal
Vitor
Pocsi
Mollebaya
Pocsi
Ojo de agua
Pachajuyo
Tacaro
Pampa de Islay
La Joya
Alto de Guerreros
Mollendo
Valle de Tambo
Cocachacra
Pampilla
OCEANO PACIFICO
Esquino
Moro
Vermesi
Motico
Chilata
Chilligua
Tocala
Chipulaya
Lucanquani
Vilcanota
Nuñoa
Orurillo
Macari
Ayaviri
Santiago
Pucara
Orurí
Nicasio
Lampa
Pojhata
Paratia
Cabanilla
Cavana
Ayavirini
Colca
Vilque
Manasa
Palca
Tintiyllani
Malcom
Nevada
Antonio
Jesus
Cordillera
Albinas
Volcan
Vilcan
Vilcan
Mollea
Vilcanota
LLAMPAS
CERRO
Cordillera
Cordillera Real
Rio Chili
Verlag von Robert Oppenheim (Gustav Schmidt) Berlin


Karte
des
Titicaca-Sees
und seiner
Umgebungen
nach einer Aufnahme
des Ingenieurs
James J. Thompson.
Die Zahlen an den Poststrecken bezeichnen die Entfernungen in Leguas.
Besitzungen Peru's auf der Halbinsel von Copacabana
A Chiquipata
B. Chichilaya
C. Ojo
D Calata
E Juruna
F Silavaya
G. Umcache
H Ullaraya
I Aychuya
J. Lucuta
K. Tonocoto 5 casas
L. Yanaque 6 casas
Oeste de Greenwich
69
LAGO DE TITICACA
HUANCANE
HUCUITO
BOLIVIA
PUNO
LA PAZ
Millas
Leguas
Prototh'd geogr. Anst. v. Steindr. v. C. Keller Sen.

darunter ein ganz gutes, das Hotel de la Empresa. Dieses letztere war damals das einzige offene, die übrigen waren geschlossen.

Die weite Hochebene wird nur nach Westen zu durch eine Reihe von Schneebergen begrenzt, die Cordillera von Cora-Cora. Dort sind neuerdings nach einem heissen Sommer, in welchem der Boden an vielen, sonst mit Schnee bedeckten Stellen sichtbar wurde, reiche Erzgänge aufgefunden worden. Aber die Metalladern müssen wahrlich sehr reich und der Gewinn sehr gross sein, wenn er die Menschen einigermassen für das freudenlose Leben entschädigen soll, das sie in diesen schauerlichen Einöden führen. Auf diesen kahlen, unwirtbaren, kalten Hochebenen wächst nur dürftiges Gras (ichu) in dünnstehenden Büscheln, die in halbkreisförmigen ausgebuchteten Figuren sich aneinander reihen und aussehen wie fressende Geschwüre, dazwischen sieht man ebenso gestaltete Flecke von gelbgrünen Flechten, welche Ausbreitungen von schmutzigem Grünspan gleichen. Von diesem elenden Futter leben zahlreiche Herden von Llamas, die man allenthalben weiden sieht. Auch Rudel von feinwolligen Vicuñas werden von Zeit zu Zeit durch den vorbeieilenden Zug aufgescheucht. Selten sieht man mehr als zehn beisammen, sie sind sehr scheu und fliehen in raschem Lauf. Die Vögel der Puna sind meist klein, erdfarben, zwitschern selten und fliegen immer nur niedrig.

Der höchste Punkt, den die Bahn erreicht, der Crucero alto — hohe Kreuzung — liegt nur hundert Meter über Huincocaya (4471 Meter) und von hier an beginnt sie sich nach dem Becken des Titicaca-Sees hinabzusenken. Man gelangt binnen kurzem zu zwei Seen von ziemlicher Ausdehnung und fährt eine Zeitlang zwischen ihnen hin, bald nach dem einen, bald zum andern hinabblickend. Sie haben schön geschweifte Ufer, die höchst anmutig sein würden, wenn ihre Umgebungen durch Pflanzenwuchs belebt wären. Auf dem dunklen Wasser schwimmen schwarze entengrosse Vögel, Chocas genannt. Die Vögel sind still wie die der Puna: unähnlich den sonst immer schnatternden Wasserbewohnern, fliegen sie geräuschlos auf und lassen sich ebenso wieder nieder. Die Bahn steigt zum Ufer des zweiten, rechtsliegenden Sees hinab und folgt dann dem Laufe eines kleinen Flusses, der hier Cabanillas genannt wird, aber wie alle Flüsse des Hochlands in den verschiedenen Gegenden den Namen wechselt. In der Regenzeit soll dieser Fluss stark anschwellen, jetzt führte er nur wenig Wasser. Es dämmerte bereits, als wir bei der Station Santa Lucia hielten, wo wir ziemlich lange verweilen mussten, denn die Räder des Tenders hatten sich erhitzt und wir konnten nicht weiter fahren, bis sie durch wiederholtes Begiessen mit

kaltem Wasser abgekühlt waren. Erst kurz vor acht Uhr kamen wir in Puno an.

Sobald der Zug stille stand, wurden die Thüren des Wagens aufgerissen und eine Schar schmutziger Indianerjungen stürzte herein, um den Reisenden ihre Dienste anzubieten. Man hatte Mühe, sich der zudringlichen Burschen zu erwehren, welche ohne Erlaubnis alle Gepäckstücke anpackten, deren sie habhaft werden konnten. Als ich abgestiegen war, wurde ich vom Bahnhofsvorsteher begrüsst, welcher mir die angenehme Mitteilung machte, er sei vom Superintendenten telegraphisch beauftragt, mir Quartier im Bahnhofsgebäude anzubieten. Ein Diener führte mich in ein sehr behaglich eingerichtetes Zimmer und zeigte mir zugleich an, dass die Abendmahlzeit bereit sei. Ich begab mich also ins Speisezimmer, fühlte aber bereits auf dem Wege dahin, dass ich nichts würde geniessen können. Der Tisch war sauber gedeckt und die Speisen einladend, allein ich machte an diesem Abend dieselbe Erfahrung, die mir von meinem ersten Besuche in Puno noch in Erinnerung stand. Wie damals, so hatte ich mich auch diesmal in Huincocaya, also auf dem höchsten Punkte, sehr wohl befunden und hier in Puno, über zweitausend Fuss tiefer, fühlte ich die Symptome der Höhenkrankheit: Kopfschmerz, Fieber, beschwerliches Athmen, Mattigkeit und Widerwillen gegen Nahrung. Ich nahm also eine Tasse Thee und begab mich zu Bett, litt den grössten Teil der Nacht an Gliederunruhe und grossem Unbehagen, aber als der Tag anbrach, verschwanden alle unangenehmen Gefühle und ich fand auch diesmal wieder, dass das Licht, besonders das Sonnenlicht, bei der Höhenkrankheit von sehr wohlthätigem Einfluss ist. Da ich am Morgen frei von Kopfschmerz war, ging ich aus, um mich in der Stadt umzusehen und brachte den Vormittag mit photographischen Aufnahmen zu. Der Dampfer, welcher die Post über den See bringen sollte, lief zwar schon an diesem Tage aus, allein ich hatte gehört, dass binnen zwei Tagen ein Extra-Dampfer nach Chililaya befördert werden würde, ich hatte also überflüssige Zeit zur Besichtigung der wenigen Sehenswürdigkeiten des kleinen Orts.

Die Stadt Puno liegt unter 15° 50′ 28″ südlicher Breite am westlichen Ufer des Titicaca-Sees, dessen Spiegel gegenwärtig sich 3815 Meter (12500 engl. Fuss) über dem des Meeres befindet. Der See bildet hier eine tief ausgerundete seichte Bucht, welche nach Osten zu durch weit vortretende Vorgebirge und Inseln beinahe verschlossen wird, so dass man von Puno aus den Hauptsee nicht sehen kann. Ehemals scheint der See sich bis unmittelbar an die Stadt erstreckt zu

haben. Seit Jahren jedoch ist der Wasserspiegel in fortwährendem Sinken begriffen und gegenwärtig hat man von der Eisenbahnstation bis zur Landungsbrücke der Dampfschiffe eine gute Viertelstunde zu gehen. Eine Reihe von Höhen umgiebt in weitem Halbkreis die Bucht und einige derselben erheben sich bis zu 400 Meter. Die Häuser der Stadt reichen bis zum Fusse der Berge, welche an der Südseite aufsteigen, nach Norden zu liegt der See. Puno ist die Hauptstadt des Departements gleichen Namens und Sitz eines Bischofs, aber sonst ein unbedeutender Ort mit kaum 8000 Einwohnern. Die Strassen sind eng,

Die Kathedrale in Puno.

von meist einstöckigen Häusern gebildet, schlecht gepflastert, aber mit ziemlich guten, einen Fuss über das Pflaster erhöhten Bürgersteigen versehen, was während der Regenzeit den Verkehr für Fussgänger sehr erleichtert. Der Hauptplatz ist quadratisch, von mässiger Grösse, nach Süden zu etwas steigend, wo er durch die nahe am Fusse der Berge stehende Kathedrale begrenzt wird. Diese Kirche ist ein ansehnliches Gebäude, deren Stirnseite von zwei Türmen und einem Zwischenbau gebildet wird, der mit grob gemeisselten architektonischen Verzierungen überladen ist. Das Innere ist etwas kahl, aber die Verhältnisse der Räume gut. Die Kirche ist hoch und scheint es noch mehr, da die umliegenden Häuser so klein und niedrig sind.

Ausser diesem Platze besitzt die Stadt noch drei andere, gleichfalls regelmässig vierseitige. Einer derselben dient als Marktplatz und ist interessant, da man dort Gelegenheit hat, die beiden Elemente, aus denen die Bevölkerung der Stadt und ihrer Umgegend besteht, zu beobachten. In Puno grenzen die beiden Volksstämme, welche das Becken des Titicaca-Sees bewohnen, aneinander, und wiewohl sie seit undenklicher Zeit Nachbarn gewesen sind, so haben sie sich doch nicht vermischt, sondern jede der beiden Rassen hält an ihrer Sprache, ihrer besonderen Kleidung und ihren sonstigen Lebensgewohnheiten fest. Die ursprünglichen Bewohner der Gegenden um den Titicaca-See wurden nach dem Namen ihres Landes Collas genannt, was also dasselbe besagt wie im Deutschen »Hochländer«. Sie bestanden aus verschiedenen Stämmen, lebten unter der Herrschaft von Häuptlingen, und sprachen alle Dialekte der Sprache, welche gegenwärtig Aimarà genannt wird. Mit diesem Namen werden jetzt auch die Nachkommen der alten Collas bezeichnet, überhaupt alle deren Mundart redenden Eingeborenen, wiewohl der Name Aimarà in der vorspanischen Zeit nicht gebräuchlich war und erst später durch die jesuitischen Missionare eingeführt wurde. Die Gegenden der Colla wurden dem Inkareiche erst unter dem 11. Könige von Kusko, Tupac Inka Yupanqui, vollständig einverleibt. Zwar drangen die Inkas nach Angabe Garcilasos bereits unter ihrem vierten Könige Maita Kapac bis an den Desaguadero vor und überschritten sogar diesen Fluss, allein dieser Kriegszug hatte keine dauernden Folgen. Später bewarben sich die beiden mächtigsten Häuptlinge der Collas, Zapana von Hatun Colla und Cari von Chucuito, welche mit einander in Streit lebten, um die Freundschaft des Königs Huiracocha, welcher infolgedessen einen Zug an den Titicaca-See unternahm und mit dem Häuptling Cari ein Bündnis schloss. Huiracochas Sohn, der ebenso tapfere als staatskluge Inka Yupanqui, unterwarf die Collas und siedelte in den nördlichen Gegenden zahlreiche Kolonien (Mitimaes) an. Trotz seiner milden Regierung konnten jedoch die Häuptlinge den Verlust ihrer Selbständigkeit nicht verschmerzen, sondern benutzten die Abwesenheit des Königs Inka Yupanqui auf einem Kriegszug in entfernten Gegenden zu einem allgemeinen Aufstand. Der alte König traf noch die zur Unterdrückung der Empörung erforderlichen Massregeln, übertrug aber die Führung des Heeres seinem Sohne und Nachfolger Tupac Inca. Dieser besiegte die Collas in einer überaus blutigen Schlacht bei Pucara, worauf die Aufständischen vom Desaguadero aus um Frieden und Gnade baten. Tupac verzieh ihnen, erliess ihnen den schuldigen Tribut, siedelte aber noch mehr Kolonisten in ihrem Lande an und

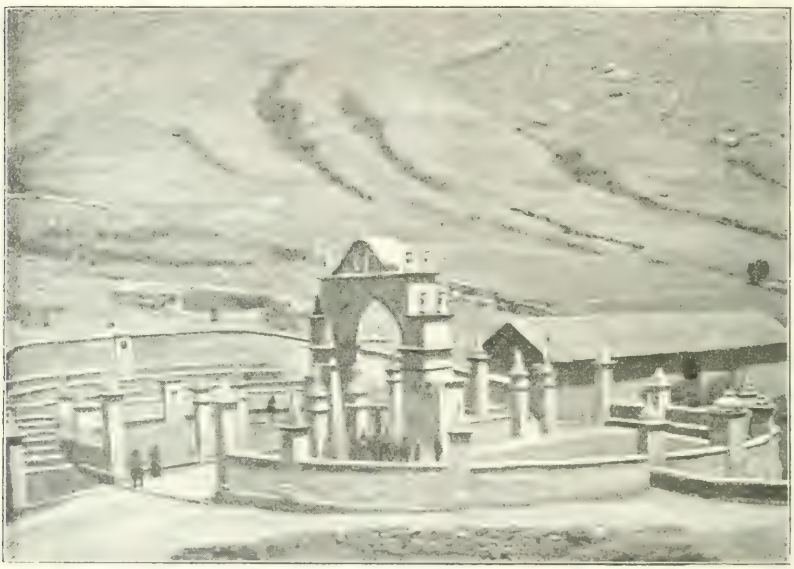
Der Marktplatz in Puno. S. 317.

liess in den wichtigeren Plätzen Besatzungen, deren Unterhalt die Vasallen bestreiten mussten. In den nördlichen Provinzen, wo den meisten Mitimaes ihre Wohnsitze angewiesen worden waren, wurde darauf die Inkasprache die herrschende, am östlichen und südlichen Ufer des Sees jedoch erhielt sich die alte Landessprache, das jetzige Aimarà. Ob die Kolonisten aus dem Lande der Ketschuas stammten oder bloss Keshua redende Bewohner aus anderen Provinzen waren, ist nicht zu entscheiden. Gegenwärtig werden die die Inkasprache redenden Bewohner Ketschuas genannt, die Nachkommen der alten Collas Aimaràs.

Auf dem Markte in Puno kauern die Verkäuferinnen in Reihen neben einander am Boden. Die Aimaràs und Ketschuas sind hier nicht getrennt, sondern sitzen untermischt, jede hat die Artikel, die sie feilbietet — gewöhnlich Kartoffeln, Okas, Mais, Hülsenfrüchte, Eier — in kleinen Häufchen vor sich. Man unterscheidet die Nationalitäten leicht an der Kopftracht. Die Ketschuaweiber tragen runde, flache Hüte von Filz oder Tuch, die Aimaràs bedecken den Kopf mit einer eigentümlichen Haube, toca genannt, ein Gestell von Pappe, an welchem ein schwarzes Stück Wollenzeug so befestigt ist, dass die Ränder und Zipfel ringsum den Kopf herabhängen. Die übrigen Kleidungsstücke weichen nicht sonderlich von einander ab; Röcke und Mäntel sind aus schwarzblauem, grobem Wollenzeug verfertigt. Die ganze Schar der Hökerinnen macht einen trübseligen Eindruck; sie sehen aus wie eine Versammlung von Klageweibern, nur dass sie nicht einmal klagen. Sie sitzen stundenlang stumm, wechseln höchstens einige kurze Worte, man hört keinen Scherz, kein Lachen. Auch die Kinder, deren eine grosse Zahl neben den Müttern eingewickelt auf dem Pflaster liegen, sind ebenso schweigsam und stumpfsinnig, man hört sie nie weinen.

Das einzige öffentliche Bauwerk, das neben der Kathedrale Erwähnung verdient, ist ein Triumphbogen, der sich am westlichen Ende der Stadt erhebt, und durch welchen ehemals die Reisenden, die von Arequipa kamen, in die Stadt gelangten. Seit die Eisenbahn gebaut worden, ist diese Gegend einsam und verlassen. Ich fragte den Mann, der mir als Führer diente und in Puno geboren war, was der Bogen bedeute, allein er wusste mir keine Antwort zu geben, wiewohl, wie ich bald darauf fand, die Bestimmung und das Datum des Baues auf einer Tafel angegeben sind. Der Bogen ist in anspruchsloser Einfachheit aus Sandsteinquadern errichtet und zu beiden Seiten von kleinen, halbkreisförmigen Plätzen umgeben. Auf einem derselben ist auf einer kleinen marmornen Votivtafel zu lesen, dass im Jahre 1847 der um das Vaterland verdiente General Deustua, als Präfekt von Puno, diesen

Bogen zu Ehren der Helden von Junin, Ayacucho, Ancash und Punyan errichtet und der Stadt gewidmet hat. Wie gerade die Stadt Puno zu der Ehre einer solchen Widmung gekommen, und ob der wackere General den Bogen auf eigene oder auf Staatskosten errichtet hat, wusste mir niemand zu sagen. Die Steine zu diesem Bau, sowie das Material, aus welchem die Kathedrale und alle besseren Häuser der Stadt gebaut sind, werden ohne Schwierigkeit an den naheliegenden Bergen gewonnen. Sämtliche Höhen um Puno bestehen aus Sandstein



Triumphbogen in Puno.

und liefern gutes Baumaterial, obgleich die Lagen des Steins an vielen Stellen vulkanisch zerworfen sind. Auch enthalten die Berge viele Erzadern, und seit alten Zeiten bis auf den heutigen Tag sind in denselben Silbergruben bearbeitet worden, die zuweilen reiche Ausbeuten gegeben haben. Doch waren regelmässige und länger andauernde Erträgnisse selten, da die Erzgänge durch vulkanische Einwirkungen öfters unterbrochen werden, zuweilen grössere Anhäufungen von Metall — sogenannte Nester — bilden, und sich dann wieder ganz verlieren. Auch Quecksilber ist in einem südlich von der Stadt sich erhebenden Berge gefunden worden, welcher davon »Azoguine« genannt worden ist. Der nördlich an diesen stossende Rücken heisst Huaji; nach Süden folgen

die Berge Huasapata, Orcopata, Cancharani und Cerro del Manto, in welchem sich eine reiche Silbergrube gleichen Namens findet.

Die wertvollsten Silberbergwerke in der Umgegend von Puno, die durch das traurige Schicksal ihrer Besitzer auch ausserhalb Perus eine gewisse Berühmtheit erlangten, waren die Minen von Laycacota. Auf der Spitze eines Berges neben dem Cancharani und San José war ein Weiher, eine Ansammlung von Wasser, das einem Gerüchte zufolge in alter Zeit von Indianern künstlich gestaut worden sein sollte, um reiche, dort zu Tage tretende Erzadern zu verbergen. Dieser kleine See war bekannt unter dem Namen Laicacota (der Hexenteich). Der Maestre de campo (Oberst) José Salcedo, der in der Nachbarschaft ohne Erfolg gearbeitet hatte, liess im Jahr 1657 den Teich abzapfen und entdeckte am Boden eine reiche Erzader mit grossen Mengen gediegenen Silbers, das sich mit geringen Kosten gewinnen liess. José Salcedo und sein Bruder D. Gaspar erwarben sich durch Bearbeitung dieses Aufschlusses grosse Reichtümer, waren freigebig gegen ihre Standesgenossen und mildthätig gegen Arme, aber trotzdem nicht allgemein beliebt, weil vielfach ob ihres Glücks beneidet. Angelockt durch den Ruf der grossen Silberfunde, waren Abenteurer von allen Seiten herbeigeströmt, eine grosse Ortschaft entstand und unter den gierigen, streitsüchtigen Zuwanderern kam es bald zu blutigen Reibereien und Kämpfen, ganz wie früher unter ähnlichen Umständen in Potosì. José Salcedo bewaffnete 800 seiner Leute, welche er aber unter den Oberbefehl des Corregidors von Lampa stellte. Der damalige Vicekönig Graf Santistevan schickte 1665 einen neuen Gobernador Namens Angel Peredo nach Paucarcolla, dem Hauptort der Provinz. Dieser zeigte sich von vornherein den Brüdern Salcedo abgeneigt und scheint sich in seiner allerdings schwierigen Stellung nicht taktvoll benommen zu haben, daher die Unzufriedenheit der Bewohner mit ihm schon im selben Jahre zu aufrührerischen Krawallen führte. Im März des nächsten Jahres wurde der Ort Laicacota von den Parteigängern Salcedos überfallen; seine Leute bestanden besonders aus Andalusiern und Peruanern, ihre Gegner waren meist Basken und Bewohner von Burgos. In den Kämpfen, die diese Parteien sich lieferten, kamen viele Menschen um, und darunter auch der Gobernador Peredo.

Während dieser Vorgänge war der Vicekönig in Santistevan in Lima gestorben und die königliche Audienz, welche die Regierung bis zur Ankunft eines neuen Vertreters der Krone zu führen hatte, vermochte der Unordnung nicht zu steuern; auch die Vermittlungsversuche des Bischofs von Arequipa erwiesen sich als fruchtlos. Gaspar

Salcedo liess eine Burg erbauen, ordnete seine Leute militärisch unter Offizieren und liess sogar Kanonen giessen. Unter diesen Umständen erschien in Paucarcolla im Juni 1668 der neue Vicekönig Graf Lemos, der zu Ende des abgelaufenen Jahres in Lima angekommen war und es als die vornehmste Pflicht seines Amts erachtete, die seit so lange gestörte Ruhe persönlich wieder herzustellen. Er war zu diesem Zweck von einer genügenden bewaffneten Macht begleitet und hatte einen Rat der Audienz von Lima als Richter mitgebracht. Viele bei den Streitigkeiten besonders beteiligte Personen wurden verhaftet, über 2000 retteten sich durch die Flucht. Gegen die Gefangenen wurde ein summarisches Gerichtsverfahren eingeleitet, 42 wurden zum Tode verurteilt und hingerichtet, darunter José Salcedo, seine Beamten und nächsten Freunde. Sein Bruder Gaspar war entflohen, wurde später nach Lima gebracht, zur Verbannung auf sechs Jahre und zu 12,000 Pesos Strafe verurteilt. Auf Befehl des Vicekönigs wurde der Ort Laycacota, der 3000 Häuser zählte, von Grund aus zerstört und statt dessen die Ortschaft Puno zum Hauptort der Provinz und zur Stadt erhoben.

Das willkürliche und gewaltthätige Verfahren des Grafen Lemos wurde in der Folge vom Könige gemissbilligt. Auf Antrag des Verteidigers der Brüder Salcedo, Don Mateo Rodriguez de Almogabar wurde ein besonderer Ministerrat zur Prüfung dieser Angelegenheit eingesetzt, welcher die Beschuldigung des Hochverrats gegen Salcedo für grundlos erklärte und die Zurückerstattung der beschlagnahmten Güter an seinen Bruder Gaspar verfügte. Im Jahre 1703 verlieh der König Philipp V. dem unehelichen Sohne José Salcedos den Titel eines Marquès de Villarica de Salcedo.

Das Urteil des Vicekönigs war gewiss ungerecht und ein Akt unbesonnener leidenschaftlicher Heftigkeit, aber die Behauptung, dass er dabei durch habsüchtige Nebenabsichten geleitet worden sei, ist ebenso wenig begründet, wie der Verdacht hochverräterischer Anwandlungen bei Salcedo. Die Minen der Brüder Salcedo brachten niemandem mehr Nutzen, denn die Schachte und Stollen füllten sich mit Wasser, sodass es später nicht wieder gelang die Bearbeitung von neuem aufzunehmen. Der Graf Lemos war ein noch junger Mann, als er zum Vicekönig von Peru ernannt wurde; in seinem öffentlichen Handeln zeigte er einen herrischen, unbeugsamen Charakter, in religiöser Hinsicht war er ein knechtischer Fanatiker, wie es selbst zu seiner Zeit wenige in Spanien gegeben haben mag. Besonders überschwenglich war seine Verehrung der Jesuiten, denen er ein Kollegium in jeder Strasse wünschte. Den in Lima sehr verehrten Pater Castillo pflegte er als Sakristan bei der

Messe zu bedienen, den Boden der Kapelle zu fegen, die Teppiche zu reinigen, die Lichter zu putzen. Er beichtete alle Tage, hörte zwei Mal Messe und betete jeden Abend den ganzen Rosenkranz im Chor mit seiner Familie. Er führte den Gebrauch ein, jeden Morgen, wenn das Emporheben der Monstranz in der Kathedrale durch Glockenschläge angezeigt wurde, auf den Strassen niederzuknien, und abends um 9 Uhr die Glocken anzuschlagen für diejenigen, die sich in Todsünden befänden. Für die 42 von ihm in Laycacota Verurteilten liess er je 30 Messen lesen, also zusammen 1260. Nachdem er fünf Jahre regiert hatte, starb er an einem hitzigen Fieber. Vor seinem Ende befahl er, dass die Festlichkeiten zu Ehren der unbefleckten Empfängnis der Jungfrau, die gerade gefeiert wurden, durch seinen Tod keine Unterbrechung erleiden sollten. Die Jesuiten veranstalteten zu Ehren ihres Gönners die prunkvollste Leichenfeier, die jemals in Lima erlebt worden war, und bei welcher sie das ganze Innere ihrer grossen Kirche mit schwarzem Atlas behängen und ausschlagen liessen, während der Sarg auf einem silbernen Katafalk stand.

Da der für den 5. November angesagte Dampfer sehr früh abfahren sollte, so zog ich vor, mich schon abends zuvor an Bord zu begeben und benutzte dazu eine kleine Lokomotive, welche einen Wagen mit Frachtgütern vom Bahnhof auf die Landungsbrücke zog. Neben dem Dampfschiffe lagen am Hafendamm eine Anzahl der eigentümlichen Fahrzeuge, deren sich die Indianer zum Verkehr auf dem See bedienen. Es sind flossartige Boote, bestehend aus Bündeln von Schilf oder Rohr, welche rollenartig zusammengebunden und an den beiden verschmächtigten Enden nach oben umgebogen sind. Vier solche Bündel sind erforderlich, um einen Kahn zu bilden. Die beiden unteren liegen eng aneinander, die oberen sind seitlich auf der untern befestigt und lassen zwischen sich eine Rinne, in welcher sich der Bootmann aufhält. Die kleinsten dieser Fahrzeuge tragen nur einen Mann, welcher in der Mitte kniet und statt des Ruders eine Stange trägt, die er bald nach der einen, bald nach der andern Seite ins Wasser taucht und bei flachem Grunde zum Stemmen und Schieben seines Flosses benützt. Es giebt auch grössere Flossboote, die aber alle in derselben Weise gebaut sind. Die Rohrbündel sind dann mehrere Fuss dick und in der Mitte erhebt sich ein Mast, an welchem ein Segel aus Schilfmatten aufgehisst wird. Die Flösse sind selten länger brauchbar als ein Jahr, da nach dieser Zeit viele der Rohrstengel sich mit Wasser gefüllt haben und daher keine Last mehr zu tragen vermögen. Ähnlicher Fahrzeuge bedienen

sich die Indianer der Küste in Pacasmayo und Huanchaco. Sie werden dort Caballitos genannt und sind im zweiten Bande beschrieben worden.

Der Dampfer, der uns über den See bringen sollte, war ursprünglich für die Regierung zur Fahrt auf dem Marañon gebaut worden und führte von der Zeit her noch seinen Namen «Yavarí« zur Erinnerung an den Grenzfluss, der das peruanische Gebiet von Brasilien scheidet. Er war klein, die Kajüten eng und unbequem, dabei Verdeck, Gänge und Treppe vom Regen nass und vom Hin- und Hergehen der Lastträger schmutzig. Der Lärm des Ladens, das Kettengerassel und der dumpfe Fall der Stückgüter dauerten bis spät in die Nacht. Als der Tag anbrach, gingen wir in See. Zur Nachtzeit können die Dampfer Puno nicht verlassen wegen der Enge des Fahrwassers, denn die Bucht ist sehr seicht. Eine englische Meile von der Landungsbrücke fährt man an einer kleinen felsigen Insel vorbei, Esteves genannt; dort sieht man zwei niedrige gemauerte Steinpyramiden, die Grabmäler zweier Engländer, deren Leichen die Geistlichen die Bestattung auf dem katholischen Begräbnisplatz verweigert hatten. Das Fahrwasser verengt sich bald, ein grosser Teil der Bucht ist mit Schilf (totora) bedeckt, in welchem man zahlreiche Rinder bis an den halben Leib im Wasser stehen sieht. Diese fressen teils die jungen Sprossen des Rohrs, teils ein feinblättriges moosartiges Kraut, welches im Wasser schwimmt und die Oberfläche überzieht. Die Tiere bleiben den halben Tag über im Wasser und scheinen gegen die Kälte desselben unempfindlich zu sein. Durch den seichten, mit Schilf überwachsenen Teil der Bucht windet sich ein ganz enger Kanal von klarem Wasser, durch welches man den grauen Lehmgrund des Sees sehen kann. Bei der Fahrt durch die Krümmungen des Kanals schien der Dampfer dem Steuer schlecht zu gehorchen, die Spitze des Schiffes geriet in den Schlamm und der Kapitän musste ein Boot aussetzen lassen, durch welches an einem zu diesem Ende in den Grund getriebenen Pfahle ein Tau befestigt und der Vorderteil des Dampfers in die erforderliche Richtung bugsiert wurde. Der See war in dieser Gegend voll wilder Enten, Tauchern und anderen Wasservögeln, welchen nicht nachgestellt zu werden scheint, denn sie blieben dreist in der Nähe des Schiffes ohne aufzufliegen.

Als wir endlich durch das Schilf hindurch waren, blieb das Fahrwasser zwar noch etwas seicht, aber war überall von gleichmässiger Tiefe. Wir fuhren demnächst an den Inseln vorüber, welche die Bucht nach Osten zu verschliessen und befanden uns jetzt im grossen See. Die Richtung des gegenüberliegenden östlichen Ufers ist wegen der hohen Gebirge deutlich zu erkennen, aber nach Süden bildet die Wasser-

fläche den Horizont. Wir blieben nahe am westlichen Ufer, welches felsig ist und überall, wie in der Umgegend von Puno, aus rotem Sandstein besteht. In einer flachen Bucht sieht man die Stadt Chucuito, unter der spanischen Herrschaft Hauptort der Provinz am Westufer. Die Umgegend dieses Ortes ist ziemlich gut angebaut, auch sieht man eine Anzahl von Bäumen, welche in Puno fehlen, denn die Lage von Chucuito ist geschützt und das Klima weniger rauh, daher der Anblick der Gegend beinahe freundlich. Der Name des Ortes rührt von Goldminen her, welche früher dort bearbeitet wurden, denn im Aimarà bedeutet Choke-huitu ein goldenes Vorgebirge. Am Nachmittage gingen wir in die Bucht von Julí vor Anker. Die Stadt Julí liegt wie Chucuito an der Westseite des Sees, 500 Meter vom Ufer entfernt an einem flachen Bergabhange mit einem Hintergrund von steilen, felsigen Höhen. Eine ansehnliche Menschenmenge war am Ufer versammelt, denn das Kongressmitglied für die Provinz befand sich an Bord des Schiffes und die Leute waren gekommen, ihren Erwählten festlich zu empfangen. Julí war einst der Hauptsitz der Jesuitenmission, welche das Christentum unter den Aimaràs einführte. In dem kleinen, jetzt kaum 2000 Einwohner enthaltenden Orte stehen noch vier grosse Kirchen und eine Kapelle. Hier lebte der Vater Ludovico Bertonio, der Verfasser der Werke über die Aimaràsprache, die ersten Bücher, welche in diesem Teile Amerikas gedruckt wurden. Da Bertonio zu alt und kränklich war, um sich nach Lima zu begeben und dort die Korrektur seines Werkes zu besorgen, so liessen die Jesuiten den Buchdrucker Francisco del Canto mit seiner Presse von Lima nach Julí kommen, und das Wörterbuch wurde daselbst im Jahre 1612 gedruckt, die Grammatik Bertonios war bereits neun Jahre früher (1603) in Rom erschienen.

Das Wetter war den ganzen Tag über so schön gewesen, dass ich trotz der jähen Wechsel, die ich während meines kurzen Aufenthalts in Puno beobachtet hatte, auf eine ruhige Nacht hoffte. Allein schon nach fünf Uhr wurden die Wolken dichter und als die Sonne untergegangen war, begann das Wetterleuchten. Drei Stunden später gelangten wir zu der Enge zwischen der Insel Titicaca und der Halbinsel Yunguyo. Die Nacht war so finster, dass man von den ganz nahen Ufern nichts unterscheiden konnte, aber jeden Augenblick wurden sie durch Blitze erleuchtet. Einige Lichter am Lande zeigten die Gegend an, wo der Wallfahrtsort Copacabana lag. Nach 10 Uhr brach das Gewitter in seiner ganzen Heftigkeit aus. Der Donner war wegen der Abwesenheit hoher Berge nicht allzu betäubend, mehr Geknatter als Rollen, aber die Blitze folgten sich so rasch und fielen gleichzeitig auf allen Seiten, so

dass der ganze Himmel in Flammen schien. Der Kapitän des Dampfers versicherte am nächsten Morgen, er erinnere sich nicht, je zuvor ein solches Blitzen gesehen zu haben. Der Kapitän Lopez war ein origineller Mann und seine Figur der Ausdruck seines Wesens: ein kleiner untersetzter Spanier in den 50er Jahren, gekleidet in eine alte Jacke von verschossenem rotbraunen Plüsch, ledergelben Hosen, die in alten gelben Stulpstiefeln steckten, mit einem breitkrämpigen Strohhut über seinem verbrannten Gesicht. Er hatte den See seit 25 Jahren befahren, war in dieser ganzen Zeit weder in La Paz noch in Arequipa gewesen und schien sich kein besseres Loos zu wünschen. Gleichwohl ist es kein angenehmer Beruf, einen kleinen Dampfer auf dem Titicaca zu kommandieren, jede Nacht in schneidendem Wind und Regen auf dem Bug zu stehen und dass Schiff durch die engen Kanäle zu leiten; denn die mit Elektrizität überladene Luft beeinflusst die Magnetnadel und man kann nicht nach dem Kompass steuern: alle Augenblick wird der Kompass verrückt, sagte der Kapitän Lopez.

Nach einer 24stündigen Fahrt ankerten wir am folgenden Morgen in Chililaya am östlichen Ufer. Chililaya, der Haupthafen Bolivias, liegt nicht am grossen See, sondern in einer weiten, ringsum geschlossenen Bucht, oder vielmehr in einer besonderen Abteilung, welche mit dem Hauptsee durch einen engen Kanal in Verbindung steht. Das Wasser ist beinahe so seicht wie in Puno. Der Dampfer legt an einer hölzernen Landungsbrücke an, welche weit hinausreicht und mit einem Schienengeleise versehen ist, auf welchem die Waren vermittelst kleiner Karren in das Zollhaus gebracht werden. Auf diesem Gebäude steht mit grossen Buchstaben: »Aduana nacional«, als ob es in diesem Lande auch Privatzollhäuser gäbe. Ausser der Errichtung eines Zollgebäudes hat die Republik nichts für den Hafen gethan, denn die Landungsbrücke mit ihrem Kran und der kleinen Eisenbahn ist Privatunternehmen und Eigentum eines deutschen Kaufmanns. Da wir bereits vor 6 Uhr angekommen waren und der Dampfer mehrere Stunden Aufenthalt hatte, ehe er nach dem Desaguadero weiter fuhr, so beeilte ich mich nicht ans Land zu gehen, sondern blieb an Bord und sah dem Ausladen der Güter zu. In Chililaya wird diese schwere Arbeit ausschliesslich durch indianische Mädchen von 16 bis 20 Jahren verrichtet. Vierzehn derselben bildeten eine Gilde und arbeiteten unter Leitung eines Vormanns, der sie gemietet hatte und dem sie unbedingt gehorchten. Sie verdienten täglich nur zwei bolivianische Reale, soviel wie 40 Pfennig. Alle waren überrein gekleidet, trugen dicke wollene Röcke, einen breiten Gürtel, ein viereckiges Stück dicken gestreiften Wollenzeuges, welches

Indianische Lastträgerinnen in Chililaya. S. 324.

um die Schultern geschlagen und auf der Brust festgesteckt wird, die sogenannte Llijlla, und ein Kopftuch. Trotz des kalten Wetters gingen alle barfuss. Ich ersuchte den Vormann, mich seine Lastträgerinnen photographieren zu lassen, wozu er bereitwillig seine Zustimmung gab. Als jedoch der Apparat aufgestellt war, ergriffen die Mädchen die Flucht und es gelang ihm nur mit vieler Mühe und mit Zuhilfenahme der Peitsche, einige zurückzubringen. Bei den Indianern herrscht der Aberglaube, das Bild nehme ihnen einen Teil ihrer Seele und sie müssten bald sterben, wenn sie sich abbilden liessen.

Hafendamm in Chililaya.

Von Chililaya nach der Stadt La Paz führt eine Fahrstrasse und die Entfernung beträgt 16 Leguas (85 Kilometer). Die Strasse ist das Werk einer Aktiengesellschaft, welche auf eine gewisse Reihe von Jahren das ausschliessliche Recht hat, Waren und Personen in Wagen zu befördern. Die regelmässigen Post- oder Omnibusfahrten finden einmal wöchentlich statt, am Tage der Ankunft des Postdampfers von Puno. Da ich nun in einem aussergewöhnlichen Dampfer gekommen und der Postwagen zwei Tage früher abgegangen war, so hatte ich von Puno aus telegraphisch in La Paz einen Wagen bestellt. Ich erwartete dieses Gefährt in Chililaya bereit zu finden, erfuhr jedoch auf dem Kontor der Gesellschaft, dass weder etwas dergleichen angekommen, noch angezeigt

sei. Ich hatte also wider Willen Gelegenheit und Musse den Ort zu betrachten. Chililaya liegt auf einer leicht ansteigenden Ebene am Fusse niedriger, öder Hügel und besteht aus einer Anzahl teils einzeln teils in Reihen stehender einstöckiger Häuser, deren blosser Anblick ein Gefühl von Frost, Niedergeschlagenheit und Langerweile erzeugt. Das Klima ist noch rauher als in Puno. Der Wind ist im höchsten Grade lästig und wirbelt Wolken von kaltem Staub auf. Das einzige Schöne ist der Blick auf die schneeige Kette der Andes, die sich jenseits des Sees hinzieht und mit dem gewaltigen Illampu, dem höchsten Berge Amerikas endigt. Ich liess mein Gepäck nach dem einzigen vorhandenen Gasthause bringen, dessen Wirtin, eine muntere Person, die ganze Gesellschaft des Orts um sich versammelt hatte, denn es war Sonntag und Zollhaus sowie Handelskontore geschlossen. Abends begab ich mich nochmals auf das Omnibus-Büreau, und da auch jetzt noch nichts von meinem bestellten Wagen verlautete, so nahm ich auf den Rat des Agenten ein Billet für einen Sitz auf dem Frachtkarren, der am nächsten Tage mit Gütern nach La Paz abgehen sollte.

Ich stand um 4 Uhr auf, um den Abgang des Wagens nicht zu versäumen, dem befohlen war vor dem Hause zu halten, um mich abzuholen und war eben ins Gastzimmer getreten, als der dienstthuende Cholo mir meldete, dass soeben der Wagen vorbeigefahren sei, ohne zu halten, offenbar mit der Absicht mich zurückzulassen. Der Wagen wurde aber vom Knechte eingeholt und zum Stehen gebracht, worauf ich zunächst mein Gepäck aufladen liess, und dann mit dem Revolver drohend den Burschen wegen seines Benehmens zur Rede stellte. Er beteuerte erschrocken, er sei an nichts Schuld, der Agent habe in der Nacht erfahren, dass ein Wagen für mich kommen würde, und ihm befohlen am Hotel vorbeizufahren, um mich zu zwingen das Tilbury zu benutzen. Während wir sprachen, kam der Agent selbst nachgelaufen und stieg, als ich ihm auf seine Entschuldigungen nicht antwortete, mit auf den Wagen. Etwa zwei Kilometer von Chililaya kam uns in der That ein Tilbury entgegen mit zerbrochener und mit Stricken umwickelter Deichsel. Trotz des schadhaften Zustands entschloss ich mich doch dasselbe zu nehmen und war im Begriff einzusteigen, als der indianische Kutscher auf seinem Sitze zu wanken begann und herabstürzte. Es stellte sich heraus, dass er vollständig betrunken war, daher mir nichts übrig blieb, als wieder auf die Karrete zu klettern und meinen verlassenen Sitz auf dem Bocke wieder einzunehmen. Auch hat es mich nachher nicht gereut, die Fahrt nach La Paz auf einem Frachtkarren gemacht zu haben.

Die Andeskette von Chililaya gesehen. S. 326.

Die zur Güterbeförderung verwendeten Wagen sind stark und doch zugleich leicht gebaut. Der Kasten ruht auf Stahlfedern, ist nach hinten offen, hat einen etwas abschüssigen Boden, um das Ausladen zu erleichtern, und kann etwa vierzig Centner tragen. Er wird von sechs Maultieren gezogen, welche von dem auf hohem Bocke sitzenden Fuhrmann gelenkt werden, während ein Gehilfe nebenher läuft und sie mit Geschrei, Peitschenhieben, gellendem Pfeifen und Steinwürfen antreibt. Mit Zurufen, Flüchen und Hieben werden Zugtiere allerwärts traktiert, aber das Pfeifen und die Steine waren mir neu. Der Fuhrmann hatte neben sich auf dem Fussbrett des Bocks stets einen ganzen Haufen faustgrosser Feldsteine, mit denen er die Tiere, welche nicht zogen, wie er wollte, mit selten fehlendem Wurfe traf. Auch der eigentümliche schrille Pfiff durch die Zähne schien von den Maultieren wohl verstanden zu werden, vermutlich, da sie aus Erfahrung wussten, dass darauf gewöhnlich etwas Schlimmeres folgte. Die Tiere werden auf der Strecke nach La Paz zwei Mal gewechselt; wo es die Steigung der Strasse erlaubt, erhält man sie im Trab, so dass der Frachtwagen den Weg in zehn bis elf Stunden zurücklegt und nur vier Stunden mehr braucht, als der mit acht Pferden bespannte Omnibus. Die Strasse ist breit, aber nicht schossiert, nur an einigen sumpfigen oder lehmigen Stellen gepflastert. Sie übersteigt zunächst die niedrige Hügelreihe, an deren Fuss Chililaya liegt und gelangt sodann auf eine weite Ebene, die nur selten von leichten Anschwellungen des Bodens wellenförmig gehoben wird und erst gegen Ende der Fahrt wieder merklicher steigt. Die Ebene ist steinig und scheint nicht fruchtbar, ist aber überall anbaufähig und wird auch in der That bebaut, nur war es noch zu früh in der Jahreszeit der südlichen Halbkugel, der Regen hatte noch nicht angefangen, die Saaten waren noch nicht aufgegangen, die ganze Gegend daher gleichförmig grau oder hellbraun. Nimmt man dazu, dass auf der ganzen Ebene kein Baum, kein Strauch wächst, so kann man sich vorstellen, wie kahl und öde ihr Anblick ist. Auch die menschlichen Wohnungen, deren man nicht wenige sieht, bald einzeln, bald in Gruppen und Ortschaften vereinigt, tragen nichts zur Belebung der Landschaft bei. Es sind meist elende niedrige Hütten mit grauen Wänden von Lehm und mit grauem Gras gedeckt, so dass sie sich aus einiger Entfernung kaum vom Boden unterscheiden. Die einzige Entschädigung für die umgebende Öde bietet der Blick in die Ferne. Auf der ganzen Fahrt sieht man zur linken die Schneespitzen der Andeskette, erst entfernt, dann näher und näher. Dieser Abschnitt des Gebirges enthält auf einer verhältnissmässig geringen Länge — etwa

25 Leguas — die mächtigsten Bergriesen Südamerikas. Nach Norden endigt er mit dem Illampu, im Süden mit dem einsam stehenden Ilimani und etwa in der Mitte zwischen beiden erhebt sich die Pyramide des Huaina Potosi. Wenn indess der Eindruck des Staunens vorüber ist, kann man nicht umhin sich zu sagen, dass dieser Anblick bei all seiner Grossartigkeit doch für Auge und Herz nichts wohlthuendes hat. Sieht man Schneeberge sich über grüne Hochthäler erheben oder über Gipfel belaubter Vorberge, so erfrischen oder beleben sie das Bild; wenn aber wie hier die Schneemassen eine öde Landschaft begrenzen, so erscheint diese dadurch um so unwirtbarer und lebloser, als sei sie durch den kalten von den eisigen Höhen herabwehenden Hauch erstarrt.

Man kommt auf dem Wege zu einigen kleinen Flüssen, die durchfahren werden, da keine Brücken vorhanden sind, und hält zwei Mal, um die Maultiere zu wechseln. Die Stationen sind einzelne Gehöfte mit grossen Einfriedigungen für das Vieh und umgeben von grossen, turmähnlichen Schobern von Gerste, mit welcher die Tiere gefüttert werden. Von der letzten Haltestelle, Ocumasti, beginnt der Weg zu steigen und man gelangt so ganz allmählich zu der Wasserscheide, welche das Thal von La Paz vom Becken des Titicaca trennt. Alle Flüsse und Bäche, über die man bisher gekommen ist, fliessen dem See zu. Gegen fünf Uhr gelangten wir zum Rande des Thals, von wo aus man mit einem Male in einem tiefen Kessel die Stadt La Paz vor sich liegen sieht: ein allerdings höchst überraschender, wunderbarer Anblick, auf den ich leider durch viele, zuweilen übertriebene Berichte zu sehr vorbereitet war. Wenn ich also durch den Blick von oben nicht so ergriffen wurde, wie ich erwartet hatte, so war dagegen die Fahrt hinunter etwas Neues und imstande, den kühlsten Menschen aufzuregen, auch wenn er zuvor noch so viel davon gehört hatte.

Am Rande des Thales angelangt, hielt der Wagen, der Fuhrmann stieg ab und untersuchte mit seinem Gehilfen sorgfältig die Geschirre der Maultiere, die Ketten der Deichsel und besonders die Bremsen der Räder. Dann lasen beide eine Menge dicker Steine zusammen und füllten damit den Kasten des Bocks, worauf der Fuhrmann wieder seinen Sitz einnahm und seinen Fuss bedächtig in einen Haken setzte, der sich am Ende des Bremsenhebels befand. Nach diesen Vorbereitungen setzte sich der Wagen wieder in Bewegung. Die Strasse, welche den steilen Bergabhang hinunterführt, ist zwar breit und gut gebaut, aber doch erheblich abschüssiger als unsere Schosseen und hat am Rande weder Brustwehren noch Schutzpfeiler. Auch ist der Radius der Kurven oft sehr kurz und an manchen Stellen bilden diese

vollständige Achterwindungen. Trotz dieser Umstände, die ein langsames und vorsichtiges Fahren zu erheischen scheinen, führte der Mann auf dem Bock die mit vierzig Centner beladene Karrete in scharfem Trab den Berg hinunter und die einzige die Geschwindigkeit hemmende und regelnde Kraft war der Fuss, mit dem der kaum zwanzigjährige Bursche den Bremsenhebel bald leichter, bald fester andrückte. Seine Hauptsorge schien zu sein, das vorderste Paar Maultiere in raschem Laufe zu erhalten, damit die beiden nachfolgenden Paare nicht aufgehalten würden. Die ersten wurden daher ohne Unterlass mit Steinen bombardiert und gingen fast immer im Galopp. Beim Umbiegen des Wagens um scharfe Krümmungen hatte man ein höchst unbehagliches Gefühl und beugte sich unwillkürlich im Sitze zur Seite und nur die Erwägung, dass die Wagen fast alle Tage ebenso schwer beladen in derselben Weise den Weg zurücklegen, hielt mich davon ab, gegen dies scheinbar halsbrechende Fahren dem Fuhrmann Vorstellungen zu machen. Gegen halb sechs rasselte der Wagen über das erste Pflaster und hielt bald darauf vor dem Lokal der Omnibusgesellschaft. Der Abstand zwischen diesem und der Höhe des Thalrandes beträgt 400 Meter, welche wir in weniger als einer halben Stunde zurückgelegt hatten. Ich nahm Wohnung im Hotel Central auf dem Hauptplatz und bekam ein hübsches Zimmer mit Aussicht auf das Regierungsgebäude und die gegenüberliegende Thalwand. Abends nach Tische spazierte ich vor dem Hause und war verwundert über die milde Luft, von der ich mir einen angenehmen Aufenthalt versprach, wurde aber später schlimm enttäuscht.

La Paz.

Wenn man von Chililaya nach La Paz reist und beobachtet, wie der Boden des seichten Sees sich in eine flache Ebene fortsetzt, die sich ganz allmählich und auf ihrem höchsten Punkte nur wenige hundert Fuss erhebt, so drängt sich unwillkürlich die Vermutung auf, dass der leicht ansteigende Grund, über den man fährt, einst auch Seeboden gewesen ist und dass der See, ehe er sich in seine jetzigen Grenzen zurückzog, in alter Zeit das ganze Becken des Hochlands bis zum Fusse der Andeskette ausfüllte. Der Anblick des Thals von La Paz bestätigt diese Annahme. Vom oberen Rande aus erkennt man, wie der Fluss dieses Namens sein Bett durch Massen angeschwemmter Trümmer gespült hat, welche im unteren Teile der Stadt eine Dicke von 1500 Fuss haben, deren Mächtigkeit aber noch weit grösser ist, da in Obrajes,

1000 Fuss tiefer, die Thalwände noch denselben Charakter zeigen. Es scheint somit, dass der See ursprünglich zwei Ausflüsse hatte: den des Desaguadero, welcher einen Teil seines Wassers nach der südlichen Gegend der Bodenvertiefung zwischen den beiden Andesketten führte, wo durch die Bildung eines zweiten Sees, des Aullagas, seine Verdunstungsoberfläche vergrössert wurde, während ein anderer sich durch einen Spalt des Gebirges südlich vom Ilimani einen Ausweg nach dem atlantischen Ozean bahnte. Indem sich das Bett dieses letzteren, des Flusses von La Paz, allmählich vertiefte, wurde ein Teil des Seebodens trocken gelegt. Der Thalabhang des Flusses ist meist steil und vielfach durch Schluchten zerklüftet, die durch den Regen ausgewaschen sind. Dabei sind an vielen Stellen Spitzen von Lehm stehen geblieben, bald nur klein und stalaktitenartig, bald hoch und geformt wie gothische Türme, was manchen Gegenden einen seltsamen, überraschenden Anblick verleiht.

Wie eigenartig und interessant das Thal nach dem eben gesagten sein mag, so eignet es sich darum nicht besser zur Anlage einer Stadt, wenigstens nicht einer solchen, die durch ihre sonstigen Verhältnisse berufen ist, einem grossen Lande als Mittelpunkt des Handelsverkehrs zu dienen. Es fehlt ihr überall an Raum sich auszubreiten, nur eine Strasse läuft einige hundert Schritte lang horizontal, die andern sind sämtlich uneben, viele sehr steil. Der Fluss, welcher durch die Häusermasse fliesst, bildet eine tiefe Schlucht, über welche eine Anzahl hoher Brücken führt und ausser dieser Hauptschlucht giebt es noch mehrere Nebenschluchten, wodurch die Unannehmlichkeiten des Verkehrs vermehrt werden. Für die im Hochland Geborenen mögen diese Unzukömmlichkeiten weniger fühlbar sein, allein der Fremde kommt beim Wandern durch die Strassen wegen der dünnen Luft beständig ausser Atem. Es wird erzählt, dass schon bald nach der Gründung der Stadt wegen der Unbequemlichkeit der Lage unter der Einwohnerschaft Stimmen laut geworden seien, welche eine Verlegung der Kolonie vorschlugen, aber sonderbarer Weise dachte man dabei mehr an Orte in der Nähe des Sees, wie Tiahuanaco oder Huaqui, als an thalabwärts gelegene Gegenden, wo man ebeneren Boden und milderes Klima gefunden hätte. Später, als schon eine grössere Menge von Kapital zur Erbauung von Wohnhäusern, öffentlichen Gebäuden und Kirchen verwendet worden war, konnte an eine Verlegung nicht mehr gedacht werden.

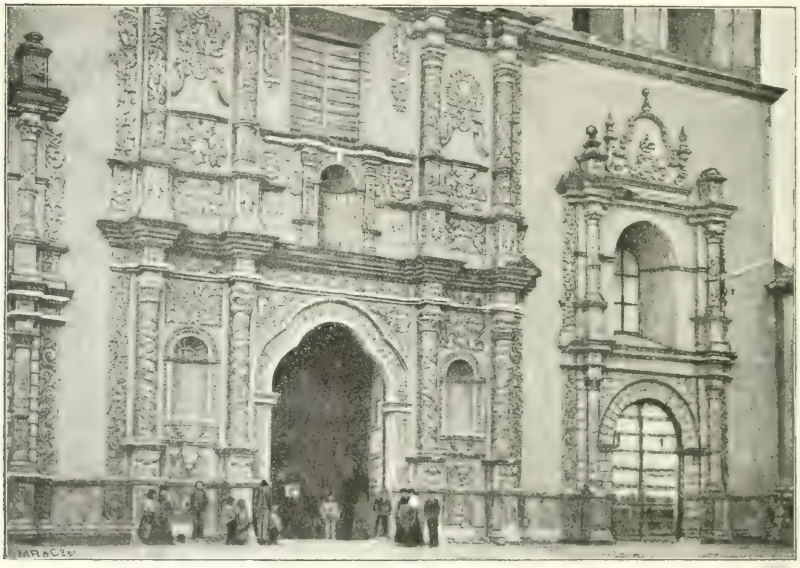
Trotz der Unebenheit des Bodens ist die Stadt regelmässig ausgelegt, die Strassen schneiden sich rechtwinklig in gewissen Abschnitten,

Der Hauptplatz in La Paz. S. 331.

sind für die Bedürfnisse des Verkehrs von genügender Breite, leidlich gepflastert und in den mittleren Stadtteilen auch mit Bürgersteigen versehen. Die Häuser sind aus Stein gebaut, haben fast alle einen Oberstock und sind mit Hohlziegeln gedeckt. Einige Häuser sind gross, haben nach spanischer Weise einen Hof, um welche die Wohnräume liegen. Der grösste Teil der Häuser befindet sich an der linken Seite der Schlucht, durch welche der Fluss läuft. Auf dieser Seite liegt daher auch der Hauptplatz, welcher, wie in allen südamerikanischen Städten, vierseitig ist und den Raum eines Strassengevierts einnimmt. Er ist von Norden nach Süden abschüssig und ist von einem öffentlichen Brunnen verunziert, bei welchem sich über einem Becken eine plumpe Neptunstatue erhebt, umgeben von acht Seehunden, aus deren Schnauzen sich Wasser in kleinere steinerne Tröge ergiesst. Die untere oder Südseite wird von zwei öffentlichen Gebäuden gebildet. Auf der östlichen Hälfte erhebt sich der sogenannte Palast, ein dreistöckiges gut gebautes, ziemlich geräumiges Haus, wo sich früher die Amtslokale der Regierung und die Wohnung für den Präsidenten befand. Jetzt diente das Gebäude als Kaserne, da so viele Machthaber der Republik dort um ihr Leben oder sonst zu Schaden gekommen sind, dass der damalige Präsident keine Lust hatte, es zu beziehen. Den westlichen Teil der Südseite des Platzes, rechts neben dem Palaste, nimmt die unvollendete Kathedrale ein. Von diesem Gebäude war damals (1887) nur das erste Geschoss fertig, welches in gutem Geschmack aus sorgfältig behauenen Granitquadern mit korinthischen Säulen aus demselben Material aufgeführt ist. Es ist zu bedauern und nimmt Wunder, dass diese beiden Gebäude nicht auf der oberen, nördlichen Seite des Platzes stehen, wo sie sich bedeutend stattlicher ausnehmen würden. Der Boden, auf welchem die Kirche steht, ist so abschüssig, dass sie an der hinteren oder unteren Seite bereits drei Stockwerke hat, während nach dem Platze zu das Gesims des ersten noch nicht fertig ist. Ausser dieser unvollendeten Hauptkirche besitzt La Paz noch viele andere, von welchen fünf zu Klöstern gehören. Die besten darunter sind San Francisco, San Juan de Dios und Santo Domingo, von denen die letztere provisorisch als Kathedrale dient. Die Klöster, welche anfangs nach Errichtung der Republik säkularisiert worden waren, wurden später ihren Orden zurückgegeben. Gegenwärtig bestehen in La Paz noch drei Mönchsklöster, San Francisco, La Merced und die Recoleta und zwei Nonnenklöster, nämlich ein Kloster der unbefleckten Empfängnis, dessen Bewohnerinnen Las Concebidas — die Empfangenen — genannt werden, und ein Karmeliterinnen-Convent — el carmen —. Die Stadt hat zwei Hospitäler,

welche gut gehalten sind und in welchen die Kranken von französischen barmherzigen Schwestern gepflegt werden. Mit dem Frauenspital — hospital de Loaiza — ist die medizinische Schule verbunden.

Das Klima von La Paz ist kalt und unfreundlich. Trotz der Lage der Stadt zwischen den Wendekreisen auf 16° 30′ südl. Breite ist es wegen ihrer Höhe über dem Meere im Sommer weit kühler als in der gemässigten Zone. Bei der abschüssigen Beschaffenheit des Thals lässt sich die Höhe nicht bestimmt angeben, denn die unteren Strassen liegen mehrere hundert Fuss tiefer als die obersten Häuser. An der oberen



Die Kirche San Francisco.

Seite des Hauptplatzes zeigte mein Barometer 3630 Meter. Während der Sommermonate erhob sich die Temperatur in meiner Wohnung in den Nachmittagstunden nur selten über 16° C., morgens war sie 7° — 10°. Die Verdunstung des Wassers nach dem Regen und der Schneefall auf den umliegenden Höhen erzeugen diese Abkühlung der Luft. Die Regenzeit dauert von Mitte Dezember bis Mitte März, indessen regnet es in manchen Jahren schon viel früher, wie zur Zeit meiner Anwesenheit, wo bereits im Oktober reichliche Niederschläge stattgefunden hatten. Es regnet gewöhnlich mehrere Tage lang mit geringen Unterbrechungen, worauf dann einige heitere Tage folgen. Gewitter sind im Sommer häufig und wiederholen sich zuweilen am selben Tage.

Während der Wintermonate ist die Temperatur im Schatten in der Regel unter Null, aber da der Himmel dann gewöhnlich wolkenlos ist, so können sich die Leute wenigstens an der Sonne wärmen. Trotz der Kälte trifft man nirgends, auch nicht in den wohlhabendsten Häusern, Öfen oder Kamine, da die künstliche Erwärmung der Zimmer die Menschen nur noch empfindlicher und zu Erkältungen und Rheumatismen geneigter macht.

Abgesehen von dem rauhen Klima und den durch hohe Lage erzeugten Beschwerden, wie Kurzatmigkeit und schnelle Ermüdung, hat man in La Paz keine Ursache, sich über das materielle Leben zu beklagen. Der Markt ist reichlich mit Erzeugnissen der heissen und gemässigten Zone versehen, denn bereits zehn bis zwölf Leguas thalabwärts gedeihen Zuckerrohr, Apfelsinen und Bananen, etwas weiter unten sogar Kakao und Ananas, während auf der Puna Rinder- und Schafherden weiden und die Jagd auf den benachbarten Seen reichliche und leichte Beute giebt. Nur die Fische lassen zu wünschen übrig, denn die im See gefangenen sind klein und von nur mittelmässiger Güte. Die Stadt besitzt einen guten, zum Teil bedeckten Markt, welcher sich im Innern des Munizipalgebäudes befindet und beinahe den Raum eines Strassengevierts einnimmt. Rings um denselben ziehen sich Bogengänge und ebensolche durchkreuzen den Raum, welcher somit nicht vollständig überdacht ist, sondern zwischen den bedeckten Gängen kleine offene Höfe enthält. Ausser diesem Hauptmarkt, der ungefähr in der Mitte der Stadt liegt, werden auch die Plätze von San Francisco und San Sebastian zu Märkten benutzt. Auf dem Hauptplatze darf nichts feilgeboten werden.

Es gab zur Zeit meiner Anwesenheit in La Paz mehrere Gasthäuser, von denen das von einem Franzosen gehaltene Hotel Central am Hauptplatz das beste war. Ich wohnte daselbst vier Monate und hatte selten Ursache, mit der Verpflegung unzufrieden zu sein. Man nimmt, wie überall in Südamerika, täglich zwei Mahlzeiten, ein Frühstück zwischen zehn und elf und eine Hauptmahlzeit zwischen fünf und sieben. In den Häusern der hier ansässigen Ausländer, sowie bei den wohlhabenderen einheimischen Familien bestehen die Mahlzeiten aus Gerichten, die zum Teil nach französischer Küche, zum Teil nach Landessitte zubereitet sind. Diese letzteren sind, wie in Peru, meist stark mit Aji gewürzt. Das niedere Volk lebt vorzugsweise von Kartoffeln, und zwar weniger von frischen als von getrockneten, welche Chuño genannt werden. Man unterscheidet zwei Arten von Chuño, den schwarzen und den weissen. Um schwarzen Chuño zu bereiten, bleiben

die Kartoffeln auf Stroh dreissig Tage lang an der Luft liegen, so dass sie abwechselnd nachts gefrieren und am Tage von der Sonne beschienen werden. Darauf werden sie mit nackten Füssen getreten, um die Schalen abzustossen und dann getrocknet. In diesem Zustande lässt sich die Kartoffel jahrelang aufbewahren, ohne dass sich ihr Geschmack ändert. Der Geschmack der gestampften, schwarzbraunen, harten und faserigen Stücke ist aber von dem der frischen Kartoffel ganz verschieden: fade, trocken, weder mehlig noch süss; indessen wird der Chuño, wenn er lange Zeit mit Fleischbrühe gekocht worden ist, einigermassen geniessbar. Bei der Zubereitung des weissen Chuños, auch Tunta genannt, lässt man die dem Frost ausgesetzt gewesenen Kartoffeln 40—60 Tage zwischen Stroh in fliessendem Wasser liegen, worauf sie an der Sonne getrocknet werden. Die Kartoffeln sind ganz weiss und werden nach dem Kochen schlüpfrig und fadenziehend. Bei den am meisten genossenen Landesgerichten, dem Chupe und dem Chairo, ist der schwarze Chuño einer der Hauptbestandteile. Zwischen diesen beiden Gerichten ist im Grunde kein grosser Unterschied. Beide bestehen aus Fleischbrühe, in welcher Kartoffeln, Chuño und andere Wurzeln mit grünen Kräutern und Aji gekocht sind, nur sind bei dem Chairo alle Ingredienzien in ganz kleine Stücke geschnitten.

Auch die Oka-Wurzeln werden in ähnlicher Weise zur Aufbewahrung zubereitet wie die Kartoffeln. Man hat zwei Arten von Oka (Oxalis tuberosa) die weisse und rötliche, von denen die erstere vorgezogen wird. Die frische Oka schmeckt unangenehm sauer. Man lässt sie daher zunächst etwa zehn Tage bedeckt an der Sonne liegen, wodurch sie die Säure verliert und süss wird. Bleibt sie der Sonnenwärme länger ausgesetzt, so trocknet sie ein und heisst in diesem Zustande Kahui. Eine andere Bereitung der Oka gleicht der des weissen Chuño. Man lässt die gefrorenen Wurzeln in Wasser aufweichen, aber nicht in fliessendem, sondern in stehendem. Die auf diese Weise teilweis in Zersetzung übergegangene Wurzel wird dann getrocknet, behält aber immer einen unangenehmen käseartigen Geruch. Diese getrockneten Okawurzeln heissen Kaya und sind bei den Indianern ein beliebtes Nahrungsmittel.

Früher war das einzige vom Volke genossene geistige Getränk die aus Mais bereitete Chicha. Neuerdings hat der Verbrauch derselben abgenommen, da der Zuckerbranntwein (Cañaso) den Indianern und Cholos ein wohlfeileres und rascheres Mittel bietet, um sich zu berauschen. Einen weniger schädlichen Ersatz für die Chicha liefert das

Bier, dessen Genuss bedeutend zugenommen hat, seit durch deutsche Brauereien ein ganz gutes Getränk hergestellt wird,

Die Bevölkerung von La Paz ist nicht genau bekannt und wird auf über 40,000 geschätzt. Sie besteht aus Weissen, Mestizen oder Cholos und Indianern. Die weisse Bevölkerung würde, wenn man die in La Paz lebenden Europäer abzöge, nur eine ganz geringe Zahl ausmachen. Allerdings rechnen sich alle helleren Mestizen zu den Weissen und es ist in dieser Beziehung schwer eine Grenze zu ziehen, da selbst unter den Gliedern derselben Familie ganz auffallende Unterschiede in der Hautfarbe vorkommen. Die Indianer, welche den grössten Teil der Einwohner bilden, sind Aimaràs von der Puna, eine zwar kräftige, aber im höchsten Grade stumpfsinnige Rasse mit groben Gesichtszügen von oft abschreckender Hässlichkeit. Die drei Elemente der Bevölkerung unterscheiden sich zum Theil auch durch ihre Kleidung. Die Männer, sowohl Weisse wie Cholos, kleiden sich nach europäischer Weise. Die weissen Frauen folgen, soweit es ihnen ihre Mittel gestatten, den Pariser Moden, tragen aber, wenn sie am Tage ausgehen, die in Lima übliche schwarze Manta aus Wolle oder Seide. Die Cholas unterscheiden sich von den immer in schwarzblaue Gewänder gehüllten Indianerinnen durch ihre Vorliebe für grelle Farben. Sie tragen hellgrüne, goldgelbe oder rote Röcke und ebensolche grosse Umschlagetücher. Der kleine, flache runde Hut, welcher ihre Kopfbedeckung bildet, ist gleichfalls immer von heller Farbe. Der bunte Oberrock bedeckt eine Anzahl von Unterröcken, wodurch ihre natürlich stark entwickelten Hüften oft bis zur Unförmlichkeit aufgepolstert werden. Die Röcke reichen nur bis zum untern Drittel der Waden und da somit die Füsse bis über die Knöchel sichtbar sind, so ist eine elegante Bekleidung derselben Gegenstand ihrer grössten Sorgfalt. Sie ziehen auch hierbei helle Farben vor, wie perlgrau, himmelblau oder rosenrot und die Absätze ihrer Stiefelchen sind so hoch, wie die einer europäischen Modedame. So arm eine Chola sein mag, so sieht man sie nie barfuss wie die Indianerinnen. Die Indianer haben eine eigentümliche Tracht, die ebenso unkleidsam ist, als ihre Gesichtsbildung unschön. Die Männer tragen eine Ober- und eine Unterhose aus grobem, von ihren Frauen gewebtem Wollenzeug, welche bis zur Mitte des Unterbeins reichen. Die Oberhose ist von dunkler, gewöhnlich brauner Farbe und hinten bis über die Kniekehle aufgeschlitzt, so dass die hellere Unterhose sichtbar wird. Die nackten Füsse sind mit Sandalen aus ungegerbter Ochsenhaut versehen und werden durch ebensolche Riemen über den Hacken und der Spanne festgehalten. Über Brust und Rücken hängt ein buntgestreifter

dicker Poncho, welcher sich nicht von dem im Hochland allgemein üblichen unterscheidet. Der Kopf wird mit einer dicken wollenen Zipfelmütze bedeckt, die von bunter Farbe und gewöhnlich mit grossen Ohrenklappen gegen die Kälte versehen ist. Uber der Mütze tragen sie auf Reisen noch einen runden Filzhut. Die Büschel ihres langen, straffen schwarzen Haares, welches nicht geflochten ist wie das der Yungasbewohner, drängen sich unter der Mütze hervor und vermehren noch den Ausdruck stumpfsinniger Verdrossenheit der schmutzig braunen Gesichter.

Die Charaktereigentschaften der Bewohner von La Paz, überhaupt der Bolivianer, sind im Ganzen die der Peruaner, doch fällt bei einer Vergleichung das Ergebnis eher zu Gunsten der letzteren aus. Die Männer zeigen im Verkehr mit einander die höflichen, etwas ceremoniösen altspanischen Umgangsformen. Unter der gefälligen Aussenseite verbirgt sich aber nur zu oft Mangel an Offenheit und Ehrlichkeit. Die Unzuverlässigkeit, die wir als einen Charakterfehler der Peruaner tadeln mussten, ist den Bolivianern noch in weit unangenehmerem Grade eigen. Bei vielen Menschen sind die heiligsten Beteuerungen nur ebenso viele Gründe, um ihr Wort nicht zu erfüllen. Und zwar ist dieses Laster so eingewurzelt, dass sich seine Äusserungen nicht auf das Privatleben beschränken, sondern dass auch die höchsten Staatsbeamten, wenn sie im Namen der Nation reden, ihre gemachten Zusagen und Vereinbarungen in einer Weise vernachlässigen, die in andern Ländern als unverantwortlich betrachtet werden würde, in Bolivien aber niemanden Wunder nimmt. Die Unbeständigkeit und der Wankelmut bei der Bevölkerung sowie die Treulosigkeit der Truppen haben wesentlich die politischen Unruhen begünstigt, welche in Bolivien häufiger gewesen sind als in den andern spanisch-amerikanischen Republiken, und die erst in den letzten Jahren geordneten staatlichen Verhältnissen Platz gemacht haben. Die Frauen sind angenehm und natürlich im Umgange, vielleicht etwas weniger ungezwungen als die Frauen der Küste. Sie sprechen das Spanische mit einem eigentümlichen Accent, den man überall im Hochlande bei Leuten antrifft, die in ihrer Kindheit zugleich mit dem Spanischen auch die indianischen Landessprachen gelernt haben. Dieser Accent beruht darauf, dass bei dem Aussprechen der Worte die Zähne nur wenig von einander entfernt werden und macht sich bei den Frauen mehr bemerkbar als bei den Männern. Die Frauen in La Paz scheinen einigermassen vergnügungssüchtig zu sein. Tanzgesellschaften sind häufig, und wenn es sich gar um einen Ball handelt, so lässt sich niemand auch durch die heftigsten Proteste des Wetters

Llamaherde. S. 337.

von der Beteiligung abhalten. Da es in La Paz keine Wagen giebt, so haben die tanzlustigen Frauen und Mädchen zuweilen grosse Schwierigkeiten zu überwinden, und es ist mir von Damen erzählt worden, dass sie bei heftigem Regen auf keine andere Weise ihre Toiletten trocken und unversehrt an Ort und Stelle zu bringen vermögen, als dass sie sich in Mäntel gehüllt von ihren indianischen Dienern (Pongos) in das Haus tragen lassen. Die Gewohnheit des Schminkens ist ebenso allgemein wie in Peru, doch beschränkt man sich hier auf das Auflegen von weiss, da bei der dünnen, kühlen Luft eine lebhafte Gesichtsfarbe die Regel und Blässe der Wangen selten ist.

Was dem Strassenleben in La Paz einen eigentümlichen Charakter giebt, sind die Llamaherden, die man allenthalben antrifft. Da die meisten Strassen zu steil für den Verkehr mit Wagen sind, so wird der Transport aller Waren oder sonstigen Lasten innerhalb der Stadt entweder durch Llamas oder Indianer besorgt. Diese letzteren schleppen alle Gegenstände auf dem Rücken und es ist erstaunlich, welche Lasten sie auf diese Weise zu tragen vermögen. Die Llamas werden nur zur Fortschaffung leichter Güter verwendet, denn ein Tier von gewöhnlicher Stärke trägt nur einen halben Zentner. Blos die Männchen werden als Lasttiere benutzt; diese haben eine starke Ausdünstung und verbreiten einen widrigen, mäuseartigen Geruch um sich. Die Llamas sind auffallend stille Tiere, nur selten lassen sie ein leises, winselndes Meckern vernehmen. Werden sie gereizt, so verteidigen sie sich zuweilen durch Ausspeien eines höchst unangenehm riechenden Magenschleimes. Die Kopfbildung und der Gesichtsausdruck der Llamas sind eben so verschieden wie die Farbe ihrer Wolle. Einige haben lange schafähnliche Köpfe, bei andern ist das Gesicht kurz, mopsartig mit weit geöffneten Nasenlöchern; allen gemein ist der Ausdruck scheuen, dummen Staunens.

La Paz ist eine der ältesten spanischen Kolonien im Hochland. Die Stadt wurde im Jahre 1549 unter der Präsidentschaft Pedro de la Gasca's durch den Kapitän Alonso de Mendoza gegründet unter dem Namen »Nuestra Señora de la Paz«, zum Andenken an die Wiederherstellung des Friedens nach dem durch die Empörung Gonzalo Pizarros hervorgerufenen Bürgerkriege. Nach dem Sieg des Patriotenheeres bei Ayacucho wurde der Name umgeändert und die Stadt sollte fortan La Paz de Ayacucho genannt werden. Allein dieser zweite Namen bürgerte sich so wenig ein wie der erste und die Stadt wurde nach wie vor einfach La Paz genannt. Die Gegend des Thals, wo man sie anlegte,

hiess früher Chuquiabo[1]) eine verdorbene Aussprache des Aimarà-Ausdrucks Choke-yapu (Goldfeld). Dieser Name rührte von den Goldwäschereien her, welche daselbst seit langer Zeit betrieben wurden und die zu Zeiten der Inkas grosse Ausbeute gegeben haben sollen. Cieza de Leon erzählt, man habe den Ort gewählt wegen des guten Wassers und des Überflusses an Brennholz. Von Holz ist gegenwärtig nichts mehr zu sehen, das jetzt vorzugsweise benutzte Feuerungsmaterial ist getrockneter Llama- und Kuhmist, Takia genannt, welcher täglich durch Llamaherden von der Puna gebracht wird.

Aus der Zeit der spanischen Herrschaft ist nur die Belagerung zu erwähnen, welche die Stadt während des Aufstands der Indianer unter Tupac Amaru 1780 auszustehen hatte. Die Aufständischen, über 12 000 an der Zahl, hielten die um die Stadt gelegenen Höhen besetzt und hatten alle Verbindungen abgeschnitten. Sie standen unter Leitung der Frau des Häuptlings Catari Namens Bartolina, welche sich der Stadt durch dieselben Mittel zu bemächtigen suchte, durch welche zuvor Sorata in die Hände der Indianer gefallen war. Sie liess den Fluss im obern Thale abdämmen und eine grosse Wassermenge sich anstauen. Darauf wurde der Damm weit geöffnet, so dass plötzlich ein reissender Strom sich gegen die Stadt ergoss, die Brücken mit fortriss, viele am Abhange gelegene Häuser unterwühlte und zum Einstürzen brachte. Allein durch die Festigkeit des Kommandanten Sebastian Segurola wurden die Anstrengungen der Indianer vereitelt und die Stadt vor dem schrecklichen Schicksal bewahrt, das Oruro, Caracoto, Sorata und manche andere Ortschaften betroffen hatte, bis der vom Vicekönig von Buenos Ayres abgesandte General Resequin der Stadt zu Hilfe kam und der Belagerung ein Ende machte.

La Paz war eine der ersten Städte, die sich den südamerikanischen Unabhängigkeitsbestrebungen anschloss. Am 16. Juli 1809 erhob sich Volk und Truppen, zunächst nur gegen die französische Partei und zu Gunsten Ferdinand VII., aber im Grunde mit der Absicht, sich vom Mutterlande loszusagen; doch wurde diese erste Bewegung durch den von Lima aus gegen die Aufständischen gesandten General Goyeneche unterdrückt und sämtliche Häupter derselben hingerichtet. Nach der Schlacht bei Ayacucho (9. Dezember 1824) rückte der siegreiche General Sucre nach Hochperu vor, um dort die letzten Reste spanischer Streitkräfte zu vertreiben. Von La Paz erliess er, ermächtigt durch Bolivar,

1) Man findet dieses Wort auch zuweilen Chuquiago geschrieben, indem an die Stelle des Aimaràwortes yapu — Feld, das Keshuawort aco — Sand, gesetzt ist, wonach also Chuquiago Goldsand bedeuten würde.

am 9. Februar ein Dekret, wodurch die Bevölkerungen des Hochlands aufgefordert wurden, einen Kongress zu erwählen, der sich in Chuquisaca versammeln sollte. Die Provinzen, an die er sich wandte, waren Distrikte des Verwaltungsbezirks Charcas, welche bis zum Jahre 1776 zum Vicekönigreich Peru gehört hatten, seit dieser Zeit aber zum Teil mit Buenos Ayres vereinigt worden waren. Indes liess der Kongress von Buenos Ayres den in Chuquisaca versammelten Abgeordneten erklären, dass die Argentiner ihr kürzlich erworbenes Besitzrecht nicht zur Geltung bringen würden und die Ordnung der Interessen Oberperus den Bewohnern desselben überliessen. Der Kongress von Chuquisaca erklärte infolgedessen die durch seine Mitglieder vertretenen Landesteile zu einem unabhängigen Staate (6. August 1825), welcher zu Ehren des Befreiers Südamerikas vom spanischen Joche »Bolivia« genannt wurde und ernannte zugleich den General Simon Bolivar zu dessen Schirmherrn und Präsidenten. Bolivar kam darauf selbst nach dem nach ihm benannten jungen Staate und verweilte in Chuquisaca bis zu Anfang des Jahres 1826, worauf er nach Lima zurückkehrte. Nach seiner Abreise wurde der Sieger von Ayacucho, der Marschall Antonio de Sucre zum 2. Präsidenten erwählt und später die Hauptstadt des Landes, die bisher Chuquisaca geheissen hatte, ihm zu Ehren Sucre genannt.

Es würde die diesem Buche gesteckten Grenzen bei weitem überschreiten, wollten wir auch nur in flüchtigen Umrissen die Geschichte der verworrenen Umwälzungen geben, welche Bolivien seit Gründung der Republik durchzumachen gehabt hat. In allen Wirren hat La Paz immer eine hervorragende Rolle gespielt, denn wenn auch nicht die politische Haupstadt des Landes, ist die Stadt doch die volkreichste und wichtigste. Um dem Leser eine ungefähre Vorstellung zu geben, wie es lange Zeit in diesem Lande zugegangen ist, beschränken wir uns auf die Erzählung nur einer Begebenheit. Am Ende der Regierungsperiode des Präsidenten Achà (1860) bemächtigte sich der General Melgarejo, der keine Aussicht hatte, gewählt zu werden, mit Gewalt der Herrschaft. Melgarejo zwar sehr tapfer, aber roh, unwissend, gewaltthätig, grausam, dabei ein dem Trunke ergebener Mann, der alle besseren Elemente des Landes gegen sich hatte, der aber trotz aller Anstrengungen seiner Gegner sich siegreich im Besitze der uneingeschränktesten Gewalt zu behaupten wusste. Doch wäre er gleich zu Anfang seiner Machthaberschaft beinahe zu Falle gekommen und rettete sich bloss durch einen Handstreich von verzweifelter Verwegenheit. Seine Gegner hatten den General Belzu (Präsident von 1849—55) welcher sich während der Regierung Achàs als politischer Verbannter in Tacna

aufhielt, aufgefordert, sich an die Spitze der Bewegung gegen Melgarejo zu stellen. Darauf begab sich Belzu nach Bolivien und wurde vom Volke in La Paz mit offenen Armen empfangen. Auf die Nachricht von dieser Erhebung kehrte Melgarejo, welcher die Stadt vor kurzem verlassen hatte und sich auf dem Wege nach Potosi befand, sofort wieder um und beschloss, nachdem er sich kurze Zeit auf den Höhen aufgehalten, die Stadt anzugreifen und mit Sturm zu nehmen. Aber dieser Versuch misslang. Die Aufständischen in La Paz waren zwar schlecht bewaffnet, aber ein Teil von Melgarejos Truppen ging zu Belzu über, die anderen wurden beim Angriff auf die Barrikaden zurückgeschlagen und zersprengt und nur wenige Stunden, nachdem er von den Höhen herabgestiegen, fand sich Melgarejo fast ganz verlassen. Der Glückswechsel war so jäh, dass der Besiegte einen Augenblick seine Fassung verlor. Er erhob den Revolver gegen seine Stirn, um seinem Leben ein Ende zu machen, allein einer der Wenigen, die noch bei ihm geblieben waren, hielt ihn zurück. »General«, sagte er, »ehe wir so sterben, lassen Sie uns lieber das Leben in einem letzten Versuch aufs Spiel setzen«. Melgarejo, durch diese Worte wieder zu sich gebracht, fasste einen verzweifelten Entschluss. Mit den wenigen Soldaten, die noch bei ihm ausgehalten hatten, überstieg er die von ihren Verteidigern bereits verlassenen Barrikaden und wendete seine Schritte dem Palaste zu. Das Volk und die Soldaten, denen er so in den Strassen begegnete, glaubten, man führe ihn gefangen, und liessen ihn unangefochten seinen Weg fortsetzen, manche ihm mitleidig nachblickend. So gelangte er auf den Platz und vor den Palast, in dessen erstem Stock an einem offenen Fenster der General Belzu stand, der sich dort umgeben von einigen Offizieren seines Sieges freute. Melgarejo grüsste ihn militärisch und schritt darauf, immer inmitten seiner Leute, durch den Hof des Hauses. Dort befanden sich viele seiner treulosen Soldaten, die das Gesicht wandten, um nicht dem Blicke ihres verratenen Generals zu begegnen; niemand vertrat ihm den Weg, bloss auf der Treppe begegnete er einem persönlichen Feinde, der das Gewehr gegen ihn erhob. Malgarejo stiess mit der linken Hand den Lauf zur Seite und zerschmetterte den Schädel seines Gegners mit einem Revolverschuss. Darauf eilte er in Sprüngen die Treppe hinauf und war in wenigen Augenblicken in dem Zimmer, in welchem er Belzu von unten gegrüsst hatte. Dieser sah seinen Feind vor sich, blass vor Aufregung und mit funkelnden Augen. Er versuchte einige Worte zu stammeln, aber Melgarejo liess ihm keine Zeit dazu, sondern streckte ihn alsbald durch einen Schuss zu Boden. Dann trat er keck unter die herbeigelaufene

Götzenbild von Tiahuanaco in der Alameda zu La Paz. S. 341.

Menge und rief: Belzu ist tot! Wer soll nun leben? Und Volk und Soldaten schrieen: Es lebe Melgarejo. So wurde dieser von neuem wieder Herr der Stadt. Melgarejo behauptete sich bis zum Jahre 1871 und wurde zwei Jahre später in Lima von seinem eigenen Schwiegersohne ermordet. — Seit dem Kriege mit Chile ist Bolivien von revolutionären Wirren verschont geblieben und zwei in gesetzlicher Weise erwählte Präsidenten haben ihr Amt ohne Störung der Ruhe bis zum Ablauf der verfassungsmässigen Frist verwaltet.

Über die Umgebungen von La Paz ist nicht viel zu berichten. Spaziergänge oder Ausflüge zu Pferd und zu Wagen sind nur in einer Richtung möglich, nämlich im Thale abwärts. Am untern Ende der Stadt auf der rechten Seite des Flusses befindet sich die Alameda, der öffentliche Spaziergang, welcher aus einem breiten Mittelweg und zwei schmalen Seitenwegen besteht. Diese Wege werden eingefasst von vier Reihen von Bäumen verschiedener Art, als amerikanischem Hollunder, Trauerweiden, Eukalyptus, Apfelbäumen und anderen, zwischen deren Stämmen sich Rosenhecken hinziehen. Die Alleen sind ungefähr 400 Schritt lang und in der Mitte befindet sich ein Brunnen mit einem Alabasterbecken. Zu beiden Seiten des Mittelwegs stehen viele plumpe steinerne Bänke, auf die sich selten jemand setzt, denn wiewohl die Alameda der einzige öffentliche Spaziergang ist, so wird sie doch nur wenig besucht. Das Schönste der Alameda ist die Aussicht, die man von dort bei klarem Wetter auf den Ilimani geniesst, und das Merkwürdigste ein kolossaler Kopf aus dunklem vulkanischen Stein, welcher von einem Götzenbilde aus Tiahuanacu herstammt. Dieser Kopf liegt schon seit Jahren im Mittelwege und ich liess ihn aufrichten, um eine photographische Aufnahme vornehmen zu können. Über den Verbleib des unteren Teiles der Figur gelang es mir nicht, etwas zu erfahren. Eine Legua unterhalb der Stadt liegt das Dorf Obrajes, wo manche wohlhabende Leute aus La Paz Landhäuser haben. Das Thal unmittelbar unter La Paz hat ein starkes Gefäll und der Weg ist an manchen Orten sehr steil, aber mit Wagen befahrbar. Immerhin ist eine solche Fahrt weder angenehm noch ungefährlich. Obrajes liegt 1000 Fuss tiefer als La Paz und das Klima ist daselbst bereits weit milder. Noch eine Legua weiter thalabwärts gelangt man nach Calacoto, eine Erweiterung des Thals, die durch Vereinigung zweier linksseitiger Nebenthäler mit dem Hauptthale entsteht. Dies ist der Ort, wo die Stadt hätte angelegt werden sollen. Es findet sich da hinreichender Raum für lange ebene Strassen und mehrere niedrige Hügel würden sich vortrefflich zur Erbauung von Privathäusern mit schöner Aussicht geeignet haben. Das

Klima ist höchst angenehm und das Ersteigen der Höhen macht keine Beschwerden mehr.

Unmittelbar unter La Paz mündet in einer beträchtlichen Thalerweiterung ein linksseitiger Nebenfluss, der vom Fusse des Ilimani herabkommt, der Potopoto. Etwa eine Legua thalaufwärts von seiner Mündung ist an diesem Flusse noch eine Goldwäscherei in Betrieb, Chuquiaguillo genannt, ein Diminutiv von Choque-aco, also der kleine Goldsand, denn die Ausbeute ist nur gering, wenigstens gegenwärtig, obwohl früher auch grössere Funde gemacht sein sollen. Es scheint, dass die ganze ungeheure Alluvialmasse, welche durch Verwitterung der silurischen Schieferfelsen der Andes entstanden und im Laufe der Jahrtausende herab ins Thal geschwemmt worden ist, Gold enthält, aber so fein verteilt und in so geringer Menge, dass es sich nicht gewinnen lässt. In den Anschwemmungen am Boden der Thäler finden sich in der Dicke der graugelben Erdmasse, in verschiedener Entfernung von einander, dünne Schichten oder Lagen von dunklerer Färbung. Diese Schichten enthalten das edle Metall in grösserer Menge in Form von Blättchen oder kleinen Körnchen, und wenn man solche dunklere Lagen antrifft, darf man hoffen, durch Auswaschen derselben eine mehr oder weniger lohnende Ausbeute zu erzielen. Die Schichten werden Venerillos genannt und ihre Mächtigkeit schwankt zwischen wenigen Centimetern und einem Meter und darüber. Dergleichen Venerillos finden sich im Thalboden von Chuquiaguillo, zwei derselben enthalten drei Lagen, die oben von Geröll bedeckt sind und nach unten durch eine gleichfalls goldlose Lehmmasse — tierra muerta — von den darunterliegenden Felsen getrennt werden. Das Gold wird in Chuquiaguillo in folgender Weise gewonnen. Man dämmt den Fluss durch einen Stauwall ab und bildet eine Wasseransammlung, die mit einer Schleuse versehen wird. Die Thür dieser Schleuse öffnet sich nach einem Gang, der in den Thalboden eingegraben ist und in welchem zu beiden Seiten die goldführenden dunklen Lagen sichtbar sind. Diese werden mit Hacken und Schaufeln unterminiert, so dass die Erdmasse in den Gang herabstürzt. Ist dies geschehen, so öffnet man die Schleuse und lässt das oberhalb angestaute Wasser herabströmen, wodurch alle lose Erde weggeschwemmt wird. Ist der Teich leer, so schliesst man die Schleuse, um das Wasser sich von neuem ansammeln zu lassen, und während dies geschieht, wird die im Gange zurückgebliebene Masse einer zweiten Bearbeitung unterworfen. Zu diesem Ende schaufelt man sie in einen länglichen, etwas geneigten unten mit Segeltuch verschlossenen Kasten,

dessen Boden mit runden Flusssteinen bedeckt ist. Hierauf wird von neuem ein Strom von Wasser über den Kasten gelassen, wodurch die leichteren Substanzen weggeführt werden, während die schwereren zwischen den Steinen am Boden des Behälters liegen bleiben. Sodann werden die Steine entfernt und der am Boden des Kastens angesammelte Schlamm, welcher die Goldkörner enthält, in Trögen mit der Hand ausgewaschen. Neben kleinen Körnchen und Blättchen sind zuweilen in Chuquiaguillo auch pfundschwere Klumpen gefunden worden. Der Reingehalt des gewonnenen Metalls ist grossen Schwankungen unterworfen, meistens ist es stark mit Silber gemischt.

Die Provinz Yungas.

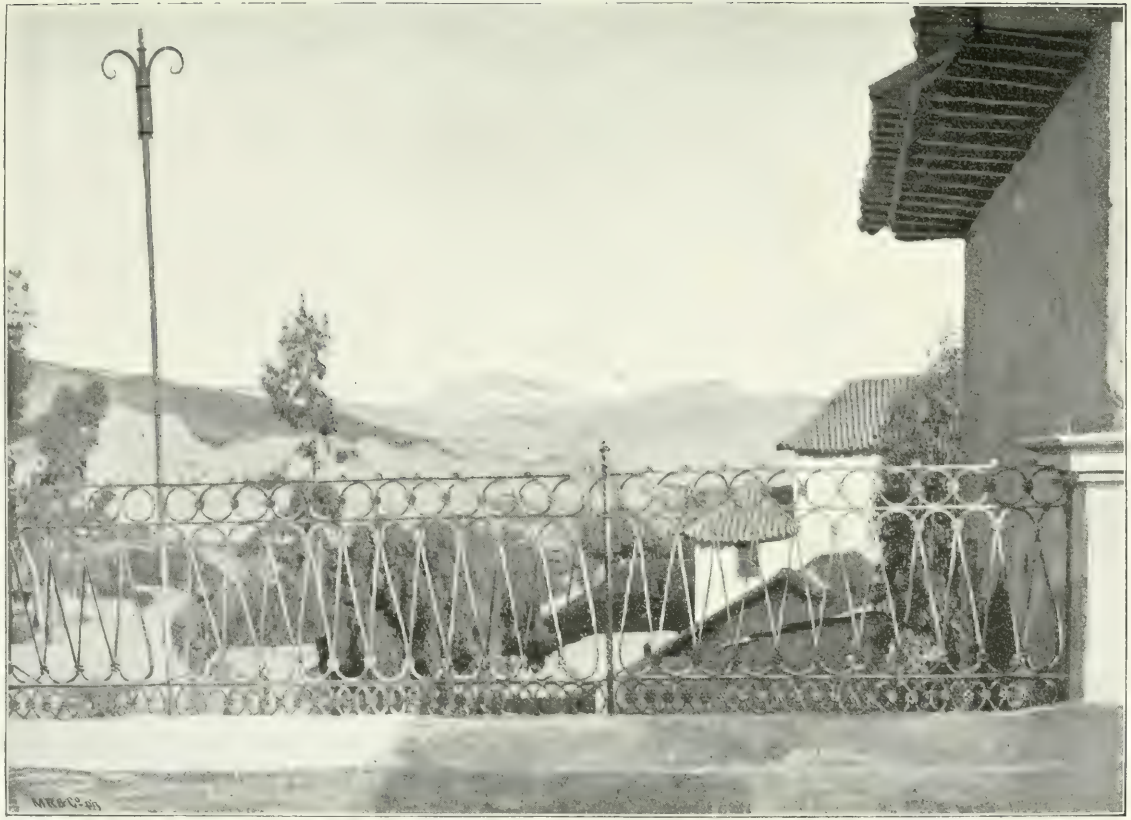
Von Leuten, die Bolivien gut kannten, hatte ich vernommen, dass der Monat November der einzige sei, in welchem in den heissen Thälern am Ostabhange der Andes kein Regen falle. Ich beschloss daher den Anfang der Arbeiten, um derentwillen ich nach La Paz gekommen war, noch einige Wochen zu verschieben und mir die günstige Jahreszeit zu einem Ausfluge in die Provinz Yungas zu Nutze zu machen. Freundliche Landsleute, die ich kennen lernte, waren mir bei meinen Vorbereitungen behilflich und schlossen mit einem Arriero zur Vorsicht einen schriftlichen Kontrakt ab, demzufolge sich dieser verpflichtete, mich mit drei Tieren bei beliebiger Reisedauer zu begleiten, wohin ich es wünschen würde. Am 1. November machte ich mich also auf den Weg, wohl versehen mit Empfehlungsbriefen für alle Orte, die ich möglicher Weise auf meiner Reise berühren konnte.

Das Wort »Yunca« stammt aus der Keshuasprache und bedeutet in dieser ein heisses, tiefes Thal, wie sich dergleichen auch im Küstenland finden, weit mehr jedoch an der östlichen Abdachung der Andes, ehe man zur eigentlichen Montaña gelangt. Im Grunde also sollten sämtliche in dieser Gegend gelegene Gebietsteile Boliviens Yuncas genannt werden, indes ist dieser Name auf die der Stadt La Paz zunächst liegende Provinz beschränkt worden, denn die ursprüngliche Bedeutung desselben ist vergessen, indem die Keshuasprache, die in früherer Zeit daselbst gesprochen wurde, seit geraumer Zeit durch das Aimarà verdrängt worden ist. Die Provinz Yungas wird von mehreren Flüssen durchströmt, die aus den Gletschern des Ilimani entspringen oder doch aus den Schneefeldern dieses Berges ihre hauptsächlichsten

Zuflüsse erhalten.[1]) Der südlichste derselben ist der Fluss, der durch La Paz fliesst und nach dieser Stadt benannt wird. Das tief eingeschnittene Thal dieses Flusses trennt den Ilimani von der südlichen Fortsetzung der Cordillera, während dieser Berg nach Norden durch eine sattelartige Einsenkung mit der Kette in Verbindung steht, die sich am östlichen Ufer des Titicaca hinzieht und mit dem Illampu endigt. Die ungeheure Eismasse des Ilimani steht also ganz allein da, daher ihm allgemein vor dem höheren Illampu oder Sorata der Vorrang gegeben wird. Die Flüsse, welche teils vom Ilimani entspringen, teils seinen Fuss umströmen, vereinigen sich weiter nördlich zum Beni, der später durch Zusammenfluss mit dem Mamoré den mächtigen Madeira bildet.

Der Weg nach den Yungas führt durch den eben erwähnten Einschnitt oder Sattel, welcher den Ilimani von der nördlichen Kette trennt und ihn zugleich mit ihr verbindet. Man verlässt La Paz auf der unteren oder östlichen Seite und zugleich auch das Thal, indem sich der Weg hinter den letzten Häusern alsbald nach links wendet und in das Nebenthal des Potopoto einbiegt, in welchem man fortan bleibt. Nach anderthalb Stunden kommt man nach Chuquiaguillo, einem kleinen Dorfe von Lehmhütten an der Bergwand, dessen Goldwäschereien bereits erwähnt wurden. Der Weg, auf welchem man reist, steigt überall ganz allmählich, ist breit und so geebnet, dass er mit Wagen befahren werden könnte. Zwei Leguas aufwärts von Chuquiaguillo durchsetzen Felsen den Thalboden, oberhalb deren das Wasser in früherer Zeit angestaut gewesen und einen kleinen See gebildet hat. An diesen Schieferfelsen bemerkt man deutliche Zeichen, dass sie ehemals mit Eis bedeckt gewesen sind und dass ein Gletscher sich bis hierherab erstreckt hat. Die Felsen sind zum Teil abgerundet, zum Teil ausgebuchtet. An ihrer glatten Oberfläche sieht man an vielen Stellen flache oder tiefere Ritzen und Furchen eingegraben, erzeugt durch die Reibung der Steine, die im Eise eingebettet waren. Die fast ebene Thalfläche, die nun folgt, wird beschlossen durch eine zerklüftete Masse von Felsen, über welche der Fluss in drei Absätzen herabstürzt. Der Fall heisst Alandra und ist 4 Leguas von La Paz entfernt; auf den

1) Dieser Umstand hat zu einer ethymologischen Erklärung des Namens des Ilimani Veranlassung gegeben, welche der in La Paz als Kenner der Aimaràsprache bekannte Pfarrer Isaac Escobari vorgeschlagen hat. Er ist der Meinung, der Name des Berges sei ursprünglich »'hila umani« gewesen, welche beiden Worte in Aimarà den »grossen Wasserspender« bedeuten. Diese allerdings sinnreiche Erklärung verdient in Ermangelung einer anderen angeführt zu werden, scheint uns aber für einfältige Indianer, die den Berg benannt haben, etwas zu poetisch und gesucht.



Der Ilimani, von La Paz gesehen. S. 344.

sumpfigen Wiesen vor demselben weiden zahlreiche Llamaherden. Die Gegend des Wasserfalls ist die einzige steilere Stelle des Thals, die der Weg durch einige zickzackförmige Krümmungen überwinden muss. An zwei Orten sieht man dort in der Tiefe von Felsspalten noch Massen schmutzigen Eises, Überreste des Gletschers, welcher einst das Thal ausfüllte. Hinter den Felsen des Wasserfalls wird der Weg wieder fast eben, man steigt kaum merklich und gelangt so ganz allmählich zum höchsten Punkte des Passes (4650 Meter), der sogenannten Apacheta, welche wir nach 1 Uhr erreichten. An der Seite des Wegs sieht man überall kleine und grössere Häufchen von Schieferstücken, allerlei Formen bildend, wie Türmchen, Hütten und Brücken: Reste des alten Apachic-Glaubens der Indianer, dessen schon beim Passe über die Cordillera blanca erwähnt wurde. Auch sieht man grosse Steine und Felswände mit gekauten Cocablättern beworfen, eine Art Opfer, das dem tragenhelfenden Gotte gespendet wird, da die Coca die Leistung der Arbeit erleichtert. Auf dem Passe steht ein Kreuz, von den Geistlichen errichtet, um den Aberglauben der Eingeborenen in christliche Bahnen zu leiten. Mehrere Indianer knieten dort und verrichteten ihr Gebet; ich sah keinen, der Steine herbeigetragen hätte, weil dies für Götzendienerei gilt und nur im Geheimen geschieht.

Was dem Reisenden den Übergang über diesen Pass unvergesslich macht, ist der wunderbare Blick auf die Yungas, der sich dort mit einem Male vor dem erstaunten Auge öffnet. Man sieht vor sich eine unermessliche, duftige, bläulichgrüne Tiefe, in welche die Bergrücken hinabsteigen und sich endlich in eine Waldebene verlieren, die sich in unabsehbare Ferne ausdehnt. Hier und da blinken in der grünen Fläche kurze Strecken und Windungen von Flüssen, deren Schimmer endlich im Dufte des Horizonts verschwindet. Diese Aussicht auf die Waldregion ist nächst dem Blick auf die weisse Kette von der Höhe des Passes Chacay bei Caràz das grossartigste und ergreifendste Bild, das mir auf meinen Wanderungen im Hochlande vorgeführt wurde. Es war mir nicht lange vergönnt, mich desselben zu freuen, doch machte die Kürze des Genusses ihn in der Erinnerung nur um so wertvoller. Dunstwolken wurden vom Winde herbeigetrieben, bald waren alle Berge umher in dichten Nebel gehüllt und auch beim Abstieg blieben wir beständig in Wolkenmassen. Die östliche Seite des Passes ist steil; eine Fahrstrasse, die vor einigen Jahren angefangen worden ist, führt in bequemen Windungen eine Legua weit thalabwärts, doch wird sie nicht benutzt, denn die Indianer ziehen den alten abschüssigen aber näheren Weg vor. Gegen vier Uhr nachmittags gelangten wir nach dem

Weiler Pongo, wo ich, des Reitens im Nebel müde, vorzog zu bleiben, in der Hoffnung, dass der nächste Tag mir besseres Wetter bringen würde.

Pongo liegt etwa auf gleicher Höhe mit dem Hauptplatz von La Paz. Der Name scheint von dem Keshuawort puncu abgeleitet, welches Thür oder Thor bedeutet, vielleicht weil zur Zeit, da diese Gegend noch zum Inkareiche gehörte, sie als Eingang zu den Yuncas betrachtet wurde. Es befindet sich da ein Tambo zur Beherbergung für Reisende, zwar roh und unwirtlich, aber immerhin weit besser als die elenden Schutzdächer im Norden Perus. Die Zimmer waren mit Balken gedielt, hatten hölzerne Bettstellen, einen roh gezimmerten Tisch, ja sogar einen kleinen Blechleuchter mit einem Stück Talglicht. Die Mahlzeit war geniessbar, wenn auch nicht viel zu ihrem Lobe zu sagen war. Sie bestand aus den gewöhnlichen Landesgerichten, Chupe und Eiern; dagegen wurde mir darauf eine grosse Tasse Kaffee gebracht, der merklich besser war, als man ihn gewöhnlich in einem feinen Wiener Kaffeehaus bekommt. Der in den Yungas gezogene Kaffee ist in der That von ausgezeichneter Güte, wird aber trotzdem nur wenig ausgeführt, da er durch den weiten Transport auf Maultieren zu teuer wird.

Die Nacht war ziemlich kühl, und als ich am Morgen in den Hof trat, ersah ich aus dem durchweichten Boden, dass es stark geregnet hatte. Wenn ich also hiermit sogleich den Beweis bekam, dass der November in diesen Gegenden keineswegs so trocken sei, wie mir versichert worden war, und es auch in der Folge während meiner Reise oft und stark regnete, so fanden die Niederschläge doch fast immer zur Nachtzeit statt, behinderten mich nicht in meinen Bewegungen und verliehen dem Grün der Landschaft nur stets erneute Frische. Der Weg von Pongo ab senkt sich stark und der Anblick des Thals zeigt alsbald eine dementsprechende Veränderung. Bis Pongo sieht man nur Gras und niedere Kräuter am Wege; jetzt erscheinen einzelne Büsche, die sich schnell mehren und höher werden. Man fühlt, dass man in eine andere Natur tritt, ganz verschieden von der des Küstenlands. Bei Unduavi, nur eine Legua weiter thalabwärts und 450 Meter tiefer, ist die eine Thalwand bereits mit dichtem Wald bedeckt. Unduavi ist ein Weiler mit einem Tambo wie Pongo und liegt 3260 Meter hoch. Einige hundert Schritt weiter unten teilt sich der Weg; die Hauptstrasse, welche breit und streckenweis gepflastert ist, führt im Thale abwärts nach der Stadt Chulumani zu, während ein Seitenweg an der linken Bergwand hinläuft. Wir folgten dem letzteren, der sich in Zickzackwindungen erhebt, einen Rücken übersteigt, um sich in ein anderes

Thal zu senken, das dem eben verlassenen ungefähr parallel läuft. Auf dem höchsten Punkte des Bergrückens, Sullindinaca genannt, erreicht man bei einer Höhe von 3500 Meter beinahe wieder die Grenze des Baumwuchses. Wir kamen hier wieder in die Nebelschicht, welche auch heute die höheren Gegenden des Gebirges umlagerte, gelangten aber bald wieder in freie Luft, als wir ins Thal hinunterstiegen. Die Vegetation wird nun rasch kräftiger und reichhaltiger. Palmenartige Baumfarren erscheinen zuerst in Schluchten, bald auch an der Bergwand. Die Mannigfaltigkeit und Üppigkeit der Farrenkräuter ist gross und übertrifft die des Nordens. Die Bäume sind an Stamm und Ästen dicht mit Farren und Moosarten überzogen, dagegen sieht man weniger parasitische Tilandsien und Orchideen. Neben den Baumfarren ist das auffallendste Gewächs der Keako, ein palmenartiger Baum mit hohem, meist unverästeltem, glattem Stamm und einer Krone von grossen, lappigen, tief eingeschnittenen Blättern, die auf dicken, zwei bis drei Fuss langen Stielen sitzen und ohne Zweige von dem Ende des Stammes sich ausbreiten. Im allgemeinen ist nur das Gesamtbild der Vegetation schön, die einzelnen Individuen jedoch weniger, denn da alles mit Moos, Flechten, Farren und Schlingpflanzen bedeckt ist, so hat der Pflanzenwuchs etwas Überladenes, Ersticktes, wie dies überall in Gegenden dieser Höhe, welche die Ceja de la Montaña genannt wird, der Fall ist.

Der Weg ist oft sehr holperig und ermüdend für Tiere und Reiter. Er ist in den Felsen gehauen und besteht aus aufrecht stehenden Schieferlagen oder ist mit ebensolchen Steinen gepflastert, ist aber überall breit und sicher. Die Bergwände sind ausserordentlich abschüssig, aber trotz des fast senkrechten Abfalls allenthalben dicht bewachsen. Man reitet beständig an Abgründen, aber die Vegetation am Rande des Weges verhüllt die Tiefe, man bleibt frei von Schwindel und ohne Gefühl von Gefahr. Man kommt an dem schönen Wasserfall von San Juan vorüber, wo ein ansehnlicher Fluss von einem hohen Felsen in einen Kreis grosser Bäume herabstürzt. Etwas tiefer liegt auf einem Bergvorsprung zwischen zwei zusammenstossenden Thälern der Weiler Bellavista, der seinen Namen verdient, denn der Blick von der Höhe ist ausnehmend schön. Der Weg ist sehr betreten, man begegnet beständig Zügen von Maultieren, welche entweder mit Cocaballen für La Paz beladen sind oder von dort Stückgüter in die Thäler bringen. Bei Bellavista biegt die Strasse nach rechts um den Bergvorsprung und nach einer Stunde gelangten wir nach Sandillani, dem Landgute eines in La Paz ansässigen deutschen Kaufmanns. Dort wurde ich vom

Verwalter freundlich aufgenommen und in den Zimmern des Besitzers einquartiert. Sandillani liegt hoch am Bergabhang; das Wohnhaus steht auf einer kleinen Erhöhung am Wege und zeichnet sich schon von weitem durch grössere Sauberkeit, sowie ein Dach von rot angestrichenem gewellten Blech vor den übrigen Gebäuden des Weilers aus. Es ist von einer Veranda umgeben, um deren Säulen sich Schlingpflanzen emporwinden, eine mit blühenden Kallas eingefasste Treppe führt zu einer kleinen Terrasse mit einer Pfirsichpflanzung und einem Blumengärtchen mit prächtigen Fuchsien, Nelken und Rosen, daneben ein kleiner von Kaffeebäumchen eingefasster Rasenplatz, durch deren Lücken man ins Thal blickt: also ein höchst anmutiger Aufenthaltsort, wenn man einmal dort ist. Aber freilich, der Weg dahin ist mühsam und ebenso mühsam ist es, von dort wieder an einen anderen Ort zu gelangen. Die hohe Lage ist der unvermeidliche Nachteil aller Wohnplätze in den Yungas, denn die tiefen Thäler sind zu ungesund und auch zu eng für die Anlage grösserer Ortschaften. Unweit des Hauses steht am Wege ein Schutzdach, eine Art von offenem Zimmer, das als Zollamt dient, d. h. es steht daselbst ein plump gezimmerter Tisch, an welchem ein Beamter die Ausfuhrgebühr von den Cocaballen erhebt, welche auf diesem Wege aus der Provinz nach der Hauptstadt gebracht werden. Dies ist die Form, unter welcher in den Yungas die Grundsteuer entrichtet wird und diese ist eine der ergiebigsten Einnahmequellen der Republik. Schmuggelei ist hier nicht möglich, denn die Ballen durch das Dickicht zu schleppen, würde gar nicht ausführbar sein.

Am nächsten Morgen war das Wetter ausnehmend schön. Der Weg führte hoch über dem Fluss an der rechtseitigen Thalwand hin und war auf lange Strecken mit blühenden Kaffeehecken eingefasst. Dann senkte er sich zu einer Schlucht hinab, in welcher ein brausender Bergstrom, der Chairo, herabstürzt. Über diesen führte eine Brücke von Baumstämmen, quer mit Zweigen belegt und mit Erde bedeckt. Für die Benutzung dieser schlechten Brücke wurde von jedem Reisenden in einer am Wege stehenden Hütte ein Real erhoben. Der Weg blieb fortan in geringer Höhe über dem Bette des Flusses Coroico bis zum Fusse des Berges, auf welchem die Stadt gleichen Namens liegt. Dort biegt sich der Fluss plötzlich nach links, da wo von der rechten Seite der Fluss Yolosa in ihn einmündet, so dass das Thal sich in der Richtung des letzteren fortsetzt. Indess ist der Yolosa nicht der Hauptfluss, denn der Coroico ist erheblich wasserreicher. Über den Yolosa führt eine Drahtbrücke, die wir aber wegen ihrer Schadhaftigkeit nicht

Sandillani. S. 348.

benutzten, sondern den Fluss einige hundert Schritt unter der Brücke durchritten. Wir befanden uns hier bereits 1200 Meter tiefer als Sandillani und die Sonne brannte heiss.

Die Hauptstrasse führt von hier nach der Stadt Coroico hinauf, die, wie bemerkt, auf einem Berge liegt. Da ich aber vorher eine Anpflanzung von Chinabäumen zu besuchen wünschte, so blieb ich im Thale. Wir folgten einem schattigen Pfade, der fast immer unter einem Laubdache der üppigsten Vegetation dahinführte und kamen nach zwei Stunden zu einer Drahtbrücke, auf welcher wir den Coroico über-

Coca-Tenne in Mururata.

schritten. Diese Brücke wird nach einer unweit gelegenen Hacienda Puente de Mururata genannt. Dies war der tiefste Punkt, den ich auf meinen Wanderungen in den Yungas erreichte (960 Meter). In dieser Gegend sieht man längs des Flusses hin und wieder Kakaopflanzungen, aber sie sind meist nicht gut gehalten. Übrigens ist der in den Yungas geerntete Kakao von feinem Aroma und sehr beliebt. Etwas unterhalb der Brücke öffnen sich die bisher überall steilen Thalwände nach links und man erblickt in einiger Entfernung die Hacienda Mururata, die wie ein mittelalterliches Schloss auf einem Hügel liegt. Beim Hinaufreiten fand ich den Hügel höher, als er von unten aussah, auch war

der Weg schlecht und mühsam. Ich hatte die Absicht, auf dem Gute Quartier zu nehmen, fand aber kein Unterkommen, da der Verwalter, an den ich eine Empfehlung hatte, nach La Paz gereist war. Man wies mich zum Hause eines Negers Namens Calisto, der als der angesehenste Mann im Dorfe galt. Ich wurde von seiner Tochter aufgenommen, die sich erbot, mir Futter für meine Tiere zu besorgen und mir eine Abendmahlzeit zu kochen. Der Ort Mururata wird fast nur von Negern und dunklen Zambos bewohnt. Die Neger sollen zum grossen Teil von entlaufenen brasilianischen Sklaven abstammen, wiewohl zu Zeiten der spanischen Herrschaft auch Neger in die Provinz Yungas eingeführt wurden. Die dort lebende Bevölkerung ist äusserst roh und von abschreckender Hässlichkeit. Ihre Sprache ist ein mit Aimaràworten gemischtes schlechtes Spanisch. Der Neger Calisto, der bald nach Sonnenuntergang von seiner Arbeit zurückkehrte, war der vornehmste seiner Stammesgenossen und sollte von einem König oder Häuptling abstammen. Seine älteren Kinder waren schwarz wie er selbst, gegenwärtig jedoch war er in zweiter Ehe mit einer Chola verheiratet, deren Sohn, ein kleiner Zambo, sich sehr merklich durch grössere geistige Regsamkeit vor seinen Geschwistern auszeichnete. Das Haus, wo ich in Mururata übernachtete, lag 1380 Meter hoch, also mehr als 400 Meter über dem Thale des Coroico.

Die für den nächsten Tag in Aussicht genommene Reisestrecke war kurz, ich brauchte mich also mit dem Aufbruch nicht zu beeilen. Ich wollte das Thal Cusilluni besuchen, wo sich die bedeutendsten Chinapflanzungen der Provinz befinden und das Haus, wo ich die Nacht zubringen sollte, war nach Angabe meines schwarzen Wirts nur zwei Leguas von Mururata entfernt. Wir brauchten aber, um diese Strecke zurückzulegen, beinahe vier Stunden, denn die Hauptstrassen in den Yungas sind zwar gut gehalten, aber die Nebenwege sind meist schlecht. Anfangs lag der zwar steile, aber sonst wegsame Pfad zwischen den schlecht gehaltenen und von Unkraut erstickten Zuckerfeldern des Guts. Weiter oben kamen wir in feuchte Gegenden und der Weg wurde zu einem Pfuhl von tiefem Schlamm. Unter meinen Tieren befand sich auch ein Pferd, das der Arriero wider unseren Kontrakt mitgebracht und bisher geritten hatte. An diesem Tage hatte er es mit dem Gepäck beladen, um es ausruhen zu lassen, denn die Last war leicht. Pferde aber taugen nichts für schlechte Wege, sie setzen die Hufe nicht mit Vorsicht und wissen den sicheren Pfad nicht zu wählen. Um nicht in dem tiefen Schlamm zu waten, trat das Pferd auf dem Rande des Weges fehl und stürzte den Abhang hinunter. Ich sah es

mit Schrecken hinunter rollen wie eine Walze, es überschlug sich wohl sechs Mal, bis es durch einen Bananenstamm aufgehalten wurde. Ich hielt das Pferd für verloren und fürchtete alle meine photographischen Platten zertrümmert zu finden. Doch ging wider Erwarten noch alles leidlich ab. Das Pferd kam wieder auf die Beine und zitterte zwar heftig, aber mehr aus Schrecken, als weil es irgendwie erheblich verletzt gewesen wäre. Ich befahl dem Arriero, das Gepäck auf eines der Maultiere zu laden, stieg selbst ab und setzte meinen Weg zu Fusse am Rande des Sumpfs fort, gelangte allmählich wieder ins Trockene und bald darauf zu einer Einsenkung des Berges, von wo aus der Weg ins Thal von Cusilluni hinabstieg. Dort setzte ich mich auf einen umgestürzten Baumstamm, um zu warten, bis der Arriero mir nachkommen würde. Ich vermutete neues Unglück, liess daher mein Maultier an einen Baum gebunden und ging zurück. Wirklich fand ich den Arriero nahe bei dem Orte, wo ich ihn verlassen hatte, das Gepäck lag im Schlamm, der unglückliche Klepper eingekeilt in eine Felsspalte, mit den Beinen nach oben und ausser stande, sich zu bewegen. Der Arriero hatte trotz meiner Warnung versucht, das Pferd wieder zu beladen, das auf den Beinen unsichere Tier war dabei wieder ausgeglitten, durch das Gebüsch am Wege hinunter gefallen und lag auf dem Rücken zwischen zwei Felsplatten eingeklemmt. Wir befanden uns in nicht geringer Verlegenheit, als glücklicherweise ein noch junger Mann zu Maultier des Weges kam und mit grosser Bereitwilligkeit sich erbot, uns zu helfen. Er war stark und wusste augenscheinlich mit Tieren besser umzugehen als mein Führer. Nachdem er einen Gurt unter dem Rücken des Tieres durchgezogen, hob er den Kopf und die Brust des Pferdes auf, während wir am Gurt und am Schwanze ziehen mussten und so gelang es endlich, das geplagte Tier nochmals auf die Füsse zu bringen. Wunderbarer Weise hatte es sich auch diesmal nichts zerbrochen, da es im Falle durch das Gebüsch aufgehalten worden war. Von der Einsenkung des Berges, wo ich mein Maultier gelassen hatte, sah man bereits die langen, regelmässigen Baumreihen der ersten Chinapflanzungen. Wir stiegen in eine waldige Schlucht, überschritten einen rauschenden Bergbach, worauf ein ziemlich steiler Weg wieder den Bergabhang hinaufführte und uns nach einer Viertelstunde zum Hause des Inspektors oder Verwalters brachte. Es war ein roher Bau, wie alle Wohnungen dieser Gegend: Lehmwände ohne Fenster mit dickem Stroh gedeckt und einer Veranda, die zugleich als Speise- und Gesellschaftsraum diente. Es lag unmittelbar am Rande eines Chinawaldes und war mit einer dichten Hecke von Kaffeebäumchen umgeben. Ein

hübsches, sehr junges Mädchen erhob sich bei meiner Ankunft von einer Bank der Veranda und stellte sich mir als die Frau des Verwalters vor. Während ich dessen Rückkehr von einem Berufswege erwartete, brachte mir die junge Frau Kaffee, wogegen ich ihr Cognac anbot, den sie ohne Zögern annahm und das dargebotene Glas auf einen Zug leerte, wie Jemand, der an den Genuss geistiger Getränke gewohnt ist. Nach einer Stunde erschien der Verwalter, ein blasser, fieberkrank aussehender junger Mann, der mir vorschlug, noch diesen Nachmittag einen

Veranda in Cusilluni.

Gang durch die Pflanzung zu machen, denn, fügte er hinzu, wer weiss, ob es morgen möglich sein wird. Diese Nacht bekommen wir Gewitter und der nachfolgende Regen dauert vielleicht lange.

Die Bäume, welche die Chinarinde liefern, wachsen am Ostabhange der Andes in einer Höhe von 1200—1800 Meter über dem Meere, von der Grenze Venezuelas bis zum nördlichen Bolivien. Sie gehören alle derselben Pflanzenfamilie an, aber vielen verschiedenen Arten, die sowohl in ihren botanischen Formen, als hinsichtlich der heilkräftigen Wirksamkeit ihrer Rinde sehr von einander abweichen. Alle sind baumartige Gewächse, aber von sehr ungleicher Höhe, von fünf bis dreissig Metern und darüber. Die Heilkraft der Rinden beruht in ihrem

Gehalt an mehreren Alcaloiden, von denen das Chinin bekanntlich das wichtigste ist. Die bolivianischen Rinden galten von jeher als die wirksamsten, weil an Chinin reichsten. Manche Chronisten haben gemeint, die fieberheilenden Eigenschaften der Chinarinde seien den Eingeborenen von jeher bekannt gewesen, aber vor den Spaniern sorgfältig geheim gehalten worden; doch stützt sich eine solche Annahme weder auf bestimmte Beweise, noch ist sie überhaupt wahrscheinlich. Für die Inkas wäre die Kenntnis der Rinde auf ihren Kriegszügen in heisse Gegenden von grossem Nutzen gewesen, aber Garcilaso, der doch so sorgfältig alles notiert hat, was zum Lobe seines Geburtslandes und dessen ehemaligen Beherrschern gesagt werden konnte, erwähnt nie etwas über ein denselben bekanntes Mittel gegen die von den Indianern des Hochlands so gefürchteten Wechselfieber. Durch welchen Zufall die Heilkraft der China entdeckt wurde, wird ebenso wenig aufgeklärt werden, als die erste Anwendung so vieler anderer Mittel. Es wird erzählt, dass im Jahre 1630 ein Indianer den Corregidor von Loja, D. Juan Lopez Cañizares, damit bekannt gemacht habe. Nach einer anderen Überlieferung sollte ein Indianer von Quito die erste Mitteilung gemacht haben, worauf im folgenden Jahre (1631) die Gemahlin des damaligen Vizekönigs von Peru D. Luis Gerónimo Conde de Chinchon, Doña Ana de Osorio, durch das neu entdeckte Mittel von einem gefährlichen Wechselfieber befreit wurde. Die Gräfin Chinchon brachte 1639 die gepulverte Rinde, durch welche sie geheilt worden war, nach Europa und nach ihr wurde das Mittel zuerst das Pulver der Gräfin (pulvis Comitissae) oder Jesuitenpulver genannt. Manche Zweifler haben die Heilung der Gräfin Chinchon auch als Fabel dargestellt, aber doch wohl ohne Grund, sonst hätte Linné nicht nach ihrem Namen die Pflanzengattung, welche die Fieberrinde liefert, Cinchona genannt.

Trotz der Wirksamkeit des Mittels fand es anfangs bei den Ärzten und im Publikum wenig Eingang, was zum Teil daher rührte, dass man die zweckmässige Anwendungsweise nicht kannte, zum Teil auch, weil man bei den in den Handel gebrachten Rinden die echten nicht von den falschen zu unterscheiden wusste. Im Jahre 1679 wurde der König Ludwig der Vierzehnte von einem hartnäckigen Wechselfieber befallen und endlich durch das Geheimmittel eines Engländers Namens Talbor oder Talbot geheilt. Zum Dank erhob ihn der König in den Adelsstand mit einer Pension von 2000 Livres, liess ihm sein Geheimnis für 48000 Livres abkaufen und zum Besten des Publikums veröffentlichen (1682). Das Rezept bestand in einer Anweisung zu einer konzentrierten

Tinktur der Chinarinde. Von dieser Zeit an kam die Rinde allgemein in Gebrauch.

Die Chinapflanzungen, sowohl in Bolivien als auch in Ostindien, sind alle aus Samen der besten bolivianischen Arten gezogen, nämlich der Cinchona Calisaya, ein Baum, der in den Wäldern der Provinzen Yungas und Larecaja wächst. Dieser Baum erreicht eine sehr beträchtliche Höhe, sein Stamm wird bis zu zwei Fuss dick und seine dichte Laubkrone überragt die anderen Waldbäume.

Die Chinapflanzung (Quinal) im Thale von Cusilluni ist von einer Aktiengesellschaft angelegt worden mit einem Kapital von 200000 bolivianischen Thalern, wovon die Hälfte eingezahlt worden ist. Sie enthält 300000 Bäume von drei bis sieben Jahren und 40000 neu angepflanzte. Das Personal der Gesellschaft besteht aus einem Direktor, der in La Paz wohnt und den kommerziellen Teil der Geschäfte besorgt, einem Inspektor oder Verwalter, einem Stellvertreter desselben und aus den indianischen Arbeitern oder Peonen, deren Zahl nach Bedürfnis vermehrt oder vermindert wird. Zur Zeit meines Besuchs wurden nur zehn beschäftigt. Die jungen Chinapflanzen werden in Beeten aus Samen gezogen, nach einem Jahre verpflanzt und zwar in solchen Abständen, dass auf jeden Baum etwa zwei Quadratmeter Boden kommt. Die Bäume wachsen rasch und nach sieben Jahren ist ihre Rinde dick genug, dass sie zur Schälung abgeschlagen werden können. Man haut dann den Stamm etwa eine Hand breit über dem Boden ab, so dass die neuen Schösslinge, die er treibt, aus der Wurzel kommen, nicht aus dem Stumpf. Je nach der Beschaffenheit des Erdreichs ist die Rinde des neuen Nachwuchses ebenso reich an Chinin als die eines aus dem Samen gezogenen Baumes, gewöhnlich jedoch vermindert sich der Chiningehalt durch die Aussaugung des Bodens, wie sich dies in den Anpflanzungen in Ostindien gezeigt hat. In Bolivien bestehen die Quinale noch nicht lange genug, um darüber eigene Erfahrungen gemacht zu haben. Aus dem Wurzelstocke jedes abgeschlagenen Baumes brechen drei bis sechs Schösslinge hervor, welche rascher wachsen als die aus Samen gezogenen Pflanzen, in zwei Jahren sechs bis acht Fuss.

Die in Cusilluni angepflanzten Bäume gehören zu den besten Arten. Die am meisten geschätzte, weil an Chinin reichste Quina, ist die Quina morada, die braunrote. Die Blätter derselben sind gross, bis zu einem Fuss lang, spitzoval, ganzrandig und etwas gewellt, auf der oberen Seite dunkelgrün mit wechselständigen hellroten Rippen, auf der Unterseite braunrot mit violettem Schimmer. Die Quina zamba steht der morada im Werte nach, da ihre Rinde weniger reich an Al-

Pflanzung von Chinabäumen. S. 354.

kaloiden ist. Sie hat kleine, auf der Unterseite hellbraune Blätter. Die Blätter dieser beiden Arten sind weich, daher sie vom Hagel leiden, vielfach durchlöchert, zuweilen ganz zerfetzt sind. Die Quina verde, die grüne Sorte, hat kleine, spitzovale, feste und glänzende grüne Blätter und ist beinahe ebenso geschätzt als die Quina morada. In den niederen und feuchten Gegenden wachsen alle Arten sehr rasch und erreichen schon nach drei Jahren eine Höhe von 12 bis 15 Fuss. Die Rinde ist anfangs braun und wird später grau. Von den Drogisten wird auch jetzt noch die dicke graue Waldrinde der jungen künstlich gezogenen vorgezogen, obgleich sie ärmer an Chinin ist, aber bei der letzteren der Farbstoff sich weniger leicht abscheiden lassen soll. Übrigens wird bei den gegenwärtigen niedrigen Preisen kaum mehr Rinde von Waldbäumen an den Markt gebracht.

Früher war das Sammeln der Chinarinde ein zwar lohnendes, aber auch sehr mühsames Geschäft. Die Chinabäume wachsen in Gruppen von wenigen, mitunter aber auch bei günstigen Bodenverhältnissen in grösserer Anzahl inmitten des Urwaldes. Das hauptsächlichste Bestreben der Chinasammler oder Quineros bestand zunächst darin, möglichst zahlreiche Baumgruppen — sogenannte Inseln — aufzufinden, da nach der Entdeckung einer solchen eine lange, ergiebige Ausbeute in Aussicht stand, welche durch Anlage von Wegen erleichtert werden konnte. Die Sammler durchstreiften also die Thäler der Chinaregion und stiegen von Zeit zu Zeit auf hohe Bäume, um Überblicke über den Wald zu gewinnen. Schon dieses Suchen war in den wegelosen, dichtbewachsenen Dickichten keine leichte Arbeit. War eine Baumgruppe entdeckt, so wurde daselbst ein Lager aufgeschlagen, wo die Sammler in elenden Hütten und bei elender Kost monatelang ein Leben voll Entbehrungen und Plackereien führten. Dann kam das Fortschaffen der Rinde unter unsäglichen Mühsalen über steile, felsige oder mit dichter Vegetation bedeckte Bergwände auf mitunter weite Entfernungen, die allmählich immer grösser wurden, in dem Masse als die Quineros sich genötigt sahen, nach Abholzung der näheren Gegenden weiter ins Innere zu gehen.

Die zunehmenden Schwierigkeiten der Rindengewinnung führten zur künstlichen Kultur der Chinabäume, welche zuerst auf Veranlassung der englischen Regierung im grossen Massstabe in Ostindien in den Neilgherry-Bergen unternommen wurde, später, und wie es scheint mit noch besserem Erfolge, von den Holländern in Java, und endlich auch im Vaterland der besten Chinasorten, in Bolivien, von wo der Samen für die Anpflanzungen in Indien genommen worden war. In Bolivien

waren zur Zeit meines Besuches (1887) beiläufig $7^1/_2$ Millionen Bäume angepflanzt. Von diesen kamen auf die Provinz Yungas verhältnismässig nur wenige (450 000) und davon auf das Thal Cusilluni die meisten. Die bedeutendsten Pflanzungen befinden sich in der nördlich von Yungas gelegenen Provinz Larecaja im Thale des Flusses Mapiri, der sich wie die vom Ilimani entspringenden Gewässer in den Beni ergiesst. Man begiebt sich nach dem Mapiri über Sorata und übersteigt die Cordillera nördlich vom Illampu. Ein deutscher Kaufmann von La Paz — der verstorbene Otto Richter — der die ausgedehntesten Quinale besass, liess auf eigene Kosten und mit grossen Opfern einen Weg nach dem Mapiri bauen. Die Reise von La Paz bis zu den Quinalen an diesem Fluss dauert sechs Tage.

Sobald die Ausbeutung der Pflanzungen in Indien ihren Anfang nahm, und die Rinde auf einmal in grossen Massen zu Markte gebracht wurde, begann natürlich der Preis derselben rasch zu sinken und scheint gegenwärtig (Januar 1888) bei seinem tiefsten Ebbestand angekommen zu sein, nämlich bei $1^1/_2$ Penny für das Prozent Chiningehalt, bei welchem Preise die beste bolivianische Rinde nicht ohne Verlust ausgeführt werden kann. Dies hat die Regierung dieses Landes veranlasst, den bisher von der Chinarinde erhobenen Ausfuhrzoll von 4 boliv. Thalern für den Centner aufzuheben. Auf ein so grosses Fallen des Preises eines unentbehrlich gewordenen Handelsartikels pflegt gewöhnlich wieder ein Umschlag zu folgen, und es lässt sich wohl erwarten, dass der Preis sich wieder etwas bessern wird, aber gewiss nicht erheblich, denn es sind zu viele Bäume gepflanzt worden. Wohl selten sind bei einer Ware die Preisschwankungen so gross und so jäh gewesen wie bei der Chinarinde. Zu den besten Zeiten wurde der Centner mit 230 Thalern bezahlt und vor kurzem mit 15. Zu solchem Preise verkauften natürlich nur diejenigen, welche durch Geldverlegenheit dazu gezwungen wurden, denn der Erlös deckte nicht die Kosten der Gewinnung. Infolge der ungünstigen Handelsverhältnisse hatte man zur Zeit meines Besuches in Cusilluni die Arbeiten der Rindengewinnung eingestellt, und die Verfügung des Direktors, 40 000 Bäume zu fällen, war zurückgenommen worden. Das Abschlagen der Bäume findet entweder vor oder nach der Regenzeit statt, da während dieser die Rinde nicht gehörig getrocknet werden kann und verdirbt. Die beste in Cusilluni gezogene Rinde hat 7 pCt. Chinin gegeben. Man rechnet, dass gute Rinde im Durchschnitt 6 pCt. bis 4 pCt. liefert, gewöhnliche 3 pCt. bis 1,5 pCt. Die von einem siebenjährigen Baume geschälte Rinde wiegt getrocknet 4 bis 5 Pfund. Für das Tausend junger Pflanzen wird jetzt 30 bis

50 Bolivianos bezahlt, anfangs 250. Beim Verkauf von Quinalen wird ein dreijähriger Baum mit 2 Realen berechnet, früher mit 20 Realen oder 2 Thalern. Guter Samen, welcher zuerst 100 Thaler der Centner kostete, ist jetzt in solcher Masse vorhanden, dass er gar keinen Wert hat.

Nachdem ich gegen 5 Uhr mit dem Verwalter von der Wanderung durch die Quinales zurückgekehrt war, wurde in der Veranda die Mahlzeit aufgetragen, welche aus den bereits früher erwähnten Landesgerichten Chupe und Chairo bestand. Der Chairo, den ich hier zum ersten Male zu sehen bekam, ist eine Art dicker Suppe, welche ausser den bei dem Chupe aufgeführten Bestandteilen, als Kartoffeln, Chuño und Wurzelstückchen noch fein gehackte grüne Kräuter enthält. Dieser verdächtig aussehende Mischmasch schmeckt aber doch besser, als man nach dem Anblick erwartet. Brot gab es in Cusilluni nicht. Man ersetzte es durch noch nicht ganz reife gekochte Bananen, welche einen mehligen, der Kartoffel ähnlichen, aber faderen Geschmack haben.

Noch vor Anbruch der Nacht zogen von zwei Seiten Gewitter herauf, doch kam es nicht sogleich zum Regnen, sodass ich noch trocken zu einem kleinen Häuschen gelangte, welches mir für die Nacht als Herberge angewiesen worden war. Dasselbe wurde vom Direktor der Gesellschaft bei seinen gelegentlichen Besuchen bewohnt und lag mitten in einem Chinawäldchen, vom Wege durch eine dichte Hecke von Kaffeebäumen getrennt. Ich öffnete Fenster und Thüren, denn es war etwas schwül im Zimmer, musste aber bald wieder alle Öffnungen verschliessen, um die Insekten abzuhalten. Der Wald war von der Menge leuchtender Käfer ganz hell. Die meisten Lichtträger sind zolllange kaffeebraune Käfer von der Art, die wir Schmiede oder Springer nennen. Sie haben am hinteren Ende des Bruststückes zu beiden Seiten runde, etwas erhabene gelbe Flecken, welche nachts leuchten und zwar mit wechselnder Lichtstärke, bald ganz schwach und beinahe verschwindend, bald wieder blendend, wenn der Käfer sich bewegt. Ausser diesen Käfern giebt es von Insekten viele Schmetterlinge, aber meist kleine von bescheidenen Farben. Im ganzen scheint das Tierreich in Cusilluni schwach vertreten. Man sieht wenig Vögel, keine Tauben, öfter Papageien. Von grösseren Tieren giebt es in den Wäldern auch Affen, ich hörte dieselben mehrmals in der Ferne schreien, habe aber keine gesehen. Der Verwalter sagte mir, man träfe zwei Arten, schwarze grosse, bärtige mit kurzen Schnauzen, welche salvajes — Wilde — genannt werden, und kleine langgeschwänzte. Von der Anwesenheit dieser Tiere stammt der Name des Thals oder der Gegend, denn Cusilluni

bedeutet in Aimarà einen Ort, wo Affen leben, liesse sich also durch Affenthal übersetzen[1]). In der Nacht brach endlich das Gewitter los, der Regen fiel in Strömen und hielt bis zum Morgen an. Wegen der Schwüle meines Zimmers stand ich auf, sass fast unbekleidet und rauchend unter der Veranda meines kleinen Häuschens und freute mich des angenehmen Klimas. Abends war die Temperatur 27° gewesen und war jetzt bis zu 23° abgekühlt worden. Das Hygrometer zeigte die höchste Ziffer, die ich bis jetzt beobachtet hatte, 81°. Ich schnitt die Spitzen von jungen Chinaschösslingen ab, an welchen aus dem oberen Ende alsbald ein grosser Tropfen Saft austrat, der deutlich nach Chinin und Gerbsäure schmeckte.

Um 8 Uhr morgens hörte der Regen auf und zwei Stunden später verliessen wir Cusilluni, um auf demselben Wege zurückzureiten, auf welchem wir gekommen waren. Trotz des frisch gefallenen Regens kamen wir ohne Unfall zu Fuss über die sumpfigen Stellen und waren um 1 Uhr in Mururata. Von hier aus sieht man gegenüber an der andern Seite des Thals auf einem vortretenden Bergrücken die Stadt Coroico, welche für diesen Tag unser Reiseziel war. Zur linken derselben erhebt sich ein Berg von auffallender Form, der bis hinauf zu seinem platten Gipfel mit Bäumen bewachsen ist, der Uchumachi. Wir ritten zum Flusse hinab und über die Drahtseilbrücke, hinter welcher sogleich der Anstieg des rechtsseitigen Berges beginnt. Eine kurze Strecke vor der Brücke kroch eine 1½ Meter lange, graubraune Schlange über den Weg, die einzige, die ich in den Yungas zu Gesichte bekam. Der Höhenabstand von der Brücke bis zum unteren Ende von Coroico beträgt 800 Meter, welche wir in anderthalb Stunden zurücklegten. Von dem ganzen Wege aus hat man eine prächtige Aussicht auf das Thal des Coroico, dessen schimmerndes Band sich durch üppiges dunkles Grün gen Norden windet. Die Abhänge der zahlreichen Nebenthäler sind bis hoch hinauf bebaut, mit kleinen Häuschen und grösseren Gutsgehöften übersäet, welche letzteren man an ihren Kapellen und kleinen Glockentürmchen erkennt. Alle Häuser und Ortschaften sind mit Bananenhainen umgeben, auf den Feldern aber wird fast nichts gezogen als Coca, nur ausnahmsweise Mais oder etwas Reis. Eine Stunde vor Sonnenuntergang langte ich in Coroico an und nahm mein Quartier im Hause eines Kaufmanns, für welchen ich einen Brief mitgebracht hatte.

1) Cusillu bedeutet im Keshua und Aimarà einen Affen; die Partikel ni an ein Substantiv angefügt, Besitz oder Zugehörigkeit, also Cusillu-ni, Affen habend; Sandilla-ni, Wassermelone habend, hervorbringend.

Coroico, der Hauptort der Provinz Yungas und Sitz des Subpräfekten, ist eine kleine Stadt, auf einem ziemlich abschüssigen Bergrücken gelegen, daher die Strassen sämtlich uneben und an vielen Orten steil sind, dabei eng, schlecht gepflastert und mit grossentéils unscheinbaren, nur einstöckigen Häusern besetzt. In der Mitte der Stadt liegt ein kleiner Platz und an demselben die Kirche mit einem Paar hübschen korinthischen Säulen am Portal. Das Klima ist in Coroico zwar weniger mild als in Cusilluni, denn der Ort liegt höher und den Winden aus-

Marktplatz in Coroico.

gesetzt, ist aber im ganzen angenehm, wiewohl etwas unbeständig. Was hier von Coroico gesagt wird, und bereits über Sandillani bemerkt worden ist, gilt von allen grösseren Ortschaften der Provinz Yungas. Alle liegen hoch über dem Boden der Thäler, am Abhange oder auf Bergkuppen. Das Schöne in diesen Städten ist die Aussicht in die tiefen Thäler und Gründe, auf die mannigfach gestalteten Bergwände, die bis hoch hinauf bebaut oder mit dichtem Walde bedeckt sind und über welchen zuweilen die schneeigen Häupter der Andes sichtbar werden. Gewöhnlich freilich ist dies nur morgens und auch dann bloss auf kurze Zeit der Fall, denn schon nach wenigen Stunden verschwinden die oberen Regionen wieder hinter einem Schleier von Wolken. Sobald

die Sonne höher steigt und die Hitze in den unteren Gegenden der Thäler zunimmt, beginnt das Wasser des reichlich fallenden Regens zu verdunsten, die erwärmte, mit undurchsichtigem Wasserdampf gesättigte Luft steigt in die Höhe und gelangt in kühlere Schichten, in welchen der gasförmige Dunst sich wieder verdichtet und als Nebel die Spitzen der Berge umlagert. Die Orte in den Yungas würden höchst angenehme Plätze zum Wohnen sein, wenn sie zugänglicher wären; aber bei jedem Ortswechsel muss man ein paar Tausend Fuss hinab und wieder hinaufsteigen. Man hat daher immer ein Gefühl von Gefangenschaft. Leuten, die dort geboren und ansässig sind, mag allerdings ein solches Gefühl unbekannt sein. In nicht wenigen Gegenden des südamerikanischen Hochlands sind die Bewohner gezwungen einen grossen Teil ihrer Zeit unterwegs zuzubringen und der Weg zum Arbeitsplatze ist zuweilen mehr mühsam als die Arbeit selbst.

Der Kaufmann, bei dem ich zu Gast war, galt für einen der wohlhabendsten des Orts und wollte dem fremden Reisenden vielleicht zeigen, dass es in Coroico auch etwas Anderes zu essen gäbe als Chairo, daher er mich mit einer sehr guten Mahlzeit bewirten liess, jedenfalls der besten, die mir auf meiner Reise in den Yungas vorgesetzt wurde. Dabei war sie auf einem reingedeckten Tische aufgetragen und das Speisezimmer lag in einem hübschen Blumengarten, von wo aus ich die Thäler überblicken konnte, durch welche mich mein bisheriger Weg geführt hatte. Wiewohl ich also gut aufgehoben war, so mochte ich doch nicht bloss aus diesem Grunde meinen Aufenthalt an einem Orte verlängern, wo ich kein Geschäft hatte und wo es nichts zu sehen und zu lernen gab. Ich dankte also meinem freundlichen Wirte, der mich einlud einige Tage bei ihm zu verweilen, und reiste am nächsten Tage weiter, um die Coca-Hacienda Choro zu besuchen, die man mir in La Paz als sehenswert empfohlen hatte. Da die Entfernung dahin nur vier Leguas betrug, so brach ich erst kurz vor Mittag auf. Der Weg war anfangs breit und wohlgeebnet, doch mussten wir ihn nach zwei Stunden verlassen, um nach links einen Nebenweg einzuschlagen, der am Fusse des Uchumachi hinführte. Dieser Berg, der sich von Coroico aus wie ein alleinstehender breiter Gipfel ausnahm, erwies sich jetzt als ein langgestreckter Rücken. Von diesem Berge entspringen viele Bäche und Quellen, so dass der Weg öfters sumpfig und zuweilen mit Baumstücken und Knüppeln belegt war, immerhin aber an den schlimmsten Stellen weniger schlecht, als der von Cusilluni an den besten. Der Weg hob sich übrigens gleichmässig, und so kamen wir endlich an eine Einsenkung am Ende des Uchumachi-Rückens, wo wir aus dem

Hacienda Choro. S. 361.

Walde ins Freie traten und in ein neues Thal blickten. Dort lag zu unsern Füssen unser Reiseziel, die Hacienda Choro, woselbst wir eine halbe Stunde später anlangten.

Das Thal, in welches wir hinabstiegen, war dort durch den Zutritt eines rechtsseitigen Nebenthals etwas ausgebuchtet, und dies wird durch den Namen des Guts ausgedrückt, denn »choro« bedeutet im Aimarà die Vereinigung zweier Flüsse. Um einen geräumigen vierseitigen Hof liegen das Wohnhaus und die Wirtschaftsgebäude, hinter welchen noch Raum für drei Gärten übrig ist. Ein Gemüsegarten liegt in dem dreieckigen Winkel zwischen den beiden Flüssen; in einen ziemlich gut gehaltenen Obstgarten mit vielen feinen Apfelsinensorten gelangt man durch das dem Eingang gegenüberliegende Gebäude, das der Dienerschaft und den Arbeitern zur Wohnung dient; und hinter dem Wohn- oder Herrenhause befindet sich ein kleiner Blumengarten, der aber vernachlässigt und von Unkraut überwachsen war, denn der Eigentümer, ein reicher Mann in La Paz, beehrt seine Besitzung nur selten mit seinem Besuch. Der Oberstock dieses Hauses wurde mir vom Verwalter zur Verfügung gestellt. Er enthielt einen Saal und mehrere grosse Räume, aber gar keine Möbel, daher ich in einem der leeren Zimmer mein Feldbett aufschlug. Ich verweilte im Choro zwei Tage, teils um meine Tiere bei gutem Futter ausruhen zu lassen, vorzüglich aber um die Kultur der Coca kennen zu lernen, denn dieses Gut steht im Ruf, die grössten und bestgehaltenen Pflanzungen zu besitzen. In der That waren alle um dasselbe liegende Bergabhänge bis hoch hinauf mit Cocafeldern bedeckt und über hundert Arbeiter waren daselbst ständig beschäftigt.

Die Coca — Erythroxylon-Coca aus der Familie der Erythroxyleen — ist ein mässig hoher Strauch mit wechselständigen, ganzrandigen, spitzovalen, festen Blättern, hat an den Seiten der Zweige beisammenstehende kleine weissliche Blüten mit fünfblättriger Blumenkrone auf fünfteiligem Kelche und 10 im Grunde in eine Röhre verwachsenen Staubfäden. Der Cocastrauch bedarf zum Gedeihen ein feuchtes und warmes Klima, aber nicht zu viel Sonne. Der an der Pflanze geschätzte Teil sind die Blätter, welche neben dem in der Neuzeit in der Medizin vielfach verwendeten Cocain noch andere Substanzen enthalten, die in eigentümlicher Weise anregend auf die Nerven wirken. Diese Eigenschaften waren schon in alter Zeit bekannt und ihrem Werte entsprechend gewürdigt, daher die Inkas den Geschenken, die sie an ihre Vasallen-Häuptlinge verteilten, öfters Beutel mit Cocablättern beifügten.

Die erste Anlage einer Cocapflanzung erfordert einiges Kapital und

viel Sorgfalt. An einem Bergabhang werden horizontale Gräben oder Furchen gezogen, deren Rand nach der Thalseite erhöht, fest gestampft und geschlagen wird, damit er dem Regen widersteht. In der hinter dem Rande hinlaufenden Rinne, die sich bei Regenmangel am längsten feucht erhält, werden die jungen Setzlinge gepflanzt, wenn sie ein Jahr alt sind. Aus dem Samen werden sie auf besonderen Beeten oder Feldern gezogen, welche etwa einen Meter über dem Boden mit einem Schutzdache von Bananenblättern versehen sind, um die jungen Pflanzen

Coca-Pflanzung.

vor der zu grossen Sommerhitze zu bewahren. Haben die Setzlinge einmal Wurzel geschlagen und sich fest gesogen, so bedürfen sie keiner weiteren Pflege, als dass man von Zeit zu Zeit das Unkraut um sie ausjätet. Die Cocasträuche werden 2—3½ Fuss hoch, wenigstens lässt man sie nicht höher werden. Ist der Strauch zwei Jahre alt, so fängt man an die Blätter abzupflücken und dies geschieht fortan drei Mal im Jahr; Pflanzungen mit sehr gutem Boden geben auch wohl vier Ernten. Die in tieferen Gegenden gelegenen gedeihen im ganzen üppiger und liefern einen reicheren Ertrag, trotzdem werden in den unteren Thalgegenden selten Pflanzungen angelegt, denn die Indianer fürchten das Fieber und weigern sich, dort zu arbeiten. Wie alle Kulturpflanzen, so

Yungas-Indianer in einem Hofe zum Trocknen der Cocablätter. S. 363.

ist auch die Coca Krankheiten unterworfen, die alle parasitischer Natur sind. Bei der Yaja bedeckt sich die Pflanze mit kleinen schwarzen Insekten; eine andere Krankheit ist der Huanti, bei welchem die Blätter schwarz werden, wahrscheinlich ebenfalls durch Entwicklung mikroskopischer Organismen; Salvagina endlich nennt man die grauen Flechten und Moose, von denen die Pflanzen oft ganz überzogen und erstickt werden. Ist dies der Fall, so werden die Sträuche nahe an der Wurzel abgeschnitten und man lässt sie von neuem ausschlagen.

Sind die Cocablätter gepflückt, so lässt man sie so bald als möglich trocknen. Dies geschieht in besonderen Höfen, Cachis genannt, deren Boden mit quadratischen schwarzen und glatten Schieferplatten belegt ist. Bei guter Sonne trocknen die Blätter in anderthalb Stunden. Ist das Wetter ungünstig, so müssen sie länger im Hofe gelassen werden, wodurch viele Blätter ihre grüne Farbe verlieren und gelb oder bräunlich werden; die mit solchen untermischte Coca ist dann weniger geschätzt und muss zu einem niedrigeren Preise verkauft werden. Das Trocknen der Coca erfordert einige Aufmerksamkeit. Lässt man sie zu lange an der Sonne, so werden die Blätter brüchig und zerkrümeln, enthalten sie noch zu viel Feuchtigkeit, so entsteht später, wenn sie verpackt sind, eine Art Gärung und sie werden schwarz. Die getrocknete Coca wird gepresst und in jungen Bananenblättern zu Ballen gepackt. Ein solcher Ballen wird eine Trommel — tambor — genannt und wiegt zwei Arroben oder etwa fünfzig Pfund. Zwei solcher Ballen oder Trommeln bilden die Last, die ein Lama zu tragen vermag. Die Arroba guter Coca wird an Ort und Stelle mit acht bolivianischen Thalern bezahlt und bei der Ausfuhr mit 1,20 Bolivianos Zoll belegt.

Die auf dem Gute Choro beschäftigten Arbeiter waren alle Indianer. Die Eingeborenen der Yungas sind eine eigene Rasse, die sich vorteilhaft von den Bewohnern der Puna unterscheidet. Sie sind schlank, wohl gebaut, haben feinere Züge und einen ernsten, sanften Gesichtsausdruck. Auch sind sie reinlicher als die Aimaràs des Hochlands und ihre Tracht ist kleidsamer. Sie tragen eine Art Bluse, die den Hals frei lässt und deren Ärmel nur bis an die Ellbogen reichen, eng anliegende Hosen bis zu den Knien und einen gestreiften Poncho als Überwurf bei unfreundlichem Wetter. Unterbeine und Füsse sind unbekleidet. Das lange schwarze schlichte Haar wird im Nacken zusammengebunden und zu einem Zopfe geflochten, der auf dem Rücken herabhängt, den Kopf bedeckt ein flacher Strohhut, dessen Krone zu klein ist, um festzusitzen und daher unter dem Kinne durch ein Band gehalten wird. Die Kleidung der Frauen besteht in einem gefältelten

Rock von schwarzbraunem Wollenzeug und der Llijlla, einem viereckigen Stück Zeug, das um die Schultern geschlagen und auf der Brust festgesteckt wird. Die Gesichtsbildung der Frauen ist weniger vorteilhaft als die der Männer.

Die Yungas-Indianer sind brauchbare und ziemlich fleissige Arbeiter. Ihre Beschäftigung besteht in der Anlage und im Ausjäten der Cocale, besonders aber im Pflücken der Blätter. Hierbei darf nur der Stiel abgebrochen werden, ohne die Reiser der Sträucher zu verletzen. Dies erfordert eine gewisse Geschicklichkeit, die manche in erstaunlichem Grade besitzen, während anderen die Arbeit nur langsam von statten geht. Bei der Ernte werden Männer und Frauen, Alt und Jung, ohne Unterschied beschäftigt und oft sind die Kinder behender als die Erwachsenen, ermüden aber natürlich früher. Der Tagelohn beträgt vier bolivianische Reale für die Männer, $2^1/_2$ Reale für Frauen und Kinder. Alle Arbeiter stehen unter Aufsehern, welche Hilacatas, Häuptlinge, genannt werden. Das Amt eines Hilacata ist ein Vertrauensposten, der aber dem Inhaber keinen anderen Vorteil bringt, als dass er und seine Frau denselben Tagelohn erhalten wie die übrigen Peonen, aber nicht zu arbeiten brauchen. Die Indianer in den Yungas verstehen nichts als die Arbeiten, welche der Cocabau mit sich bringt, ihre Frauen können weder weben noch nähen, nicht einmal spinnen; alle ihre Kleidungsstücke kommen fertig gemacht von der Puna, woher, wie bereits bemerkt wurde, auch die hauptsächlichsten Nahrungsmittel gebracht werden, als getrocknetes Hammelfleisch (Chalona), Kartoffeln, Chuño und Hülsenfrüchte. Auf dem Hofe des Gutes hatte man Gelegenheit, die Unterschiede zwischen den Rassen des Hochlandes und der Thäler zu beobachten. Es befanden sich da ein halbes Dutzend Puna-Indianer, welche mit Maultieren und Lamas gekommen waren und auf Coca warteten: stumpfsinnige Menschen mit auffallend hässlichen Gesichtszügen, welche während der Zeit meines Aufenthalts Coca kauend auf derselben Stelle am Boden lagen, ohne kaum je aufzustehen.

Die in ganz Bolivien erzeugte Coca wird auf 400000 Cestos oder 100000 Centner geschätzt, wovon der grösste Teil in den Yungas geerntet wird; geringere Mengen kommen aus den benachbarten nördlichen Provinzen Larecaja und Muñecas. Die bolivianische Coca ist weit geschätzter als die in Peru in den Departementen von Kusko und Huánuco gewonnene, daher höher im Preise. Der grösste Teil wird in der Republik selbst verbraucht, die Ausfuhr nach der argentinischen Republik ist nur gering, ziemlich beträchtlich der Versand nach Iquique für die Arbeiter in den Salpeterwerken. Für die Indianer des Hoch-

lands ist die Coca etwas Unentbehrliches und zwar nicht bloss als Genussmittel, sondern auch bis zu einem gewissen Punkte als Ersatz für Nahrung. Die Männer kauen die Blätter zu regelmässigen Tageszeiten, wobei sie immer zu gleicher Zeit kleine Mengen gebrannten Kalkes oder Quinoa-Asche in den Mund nehmen, welche die Speichelabsonderung zu befördern scheint. Diese Asche, im Aimarà Llujta, im Keshua Llipta genannt, wird in kleinen flaschenförmigen Kürbissen aufbewahrt und mit einer langen Nadel, deren Spitze man im Munde anfeuchtet, hervorgeholt. Unter den Yunga-Indianern sind nur wenige dem Cocakauen ergeben, teils weil in warmen Gegenden die Wirkung desselben weniger angenehm empfunden wird als in kalten, wahrscheinlich auch weil die Arbeiter auf den Cocafeldern die Blätter beständig vor Augen haben und sie daher mit Gleichgültigkeit betrachten, wie alles, was der Mensch im Überfluss zur Verfügung hat.

Die Cocablätter gekaut oder im Aufguss als Thee genossen, erzeugen ein Gefühl von Sättigung oder setzen wenigstens das Gefühl des Nahrungsbedürfnisses bedeutend herab und wirken zugleich kräftigend und belebend. Die erstere Erscheinung erklärt sich aus der Wirkung des Cocains, welches mit Schleimhäuten in Berührung gebracht, dieselben unempfindlich macht; die reizende und tonisierende Wirkung scheint aber weniger dem Cocain als noch anderen in den Blättern enthaltenen Substanzen zuzuschreiben zu sein. In dieser doppelten Wirkung besteht der Wert, den der Gebrauch der Coca für die arbeitenden Klassen im Hochland hat, besonders, wenn es sich darum handelt, längere Wege zurückzulegen. Man hat das Gefühl gegessen zu haben, ohne dass der Magen durch die Mahlzeit beschwert ist. Die indianischen Boten laufen weite Strecken in unglaublich kurzer Zeit und nehmen dabei nur ganz geringe Mengen Nahrung zu sich, kauen aber von Zeit zu Zeit Coca. Der Verfasser hatte Gelegenheit, die Wirkung der Coca an sich selbst zu prüfen auf einer Reise, die er später an den Titicacasee unternahm. Der mässige Gebrauch der Coca scheint auf die Gesundheit nicht nachteilig zu wirken, denn die Indianer des Hochlands, die neben dem Cocakauen nicht dem Laster des Branntweintrinkens fröhnen, erreichen meist ein höheres Alter; wird jedoch die Coca im Übermass genossen, so werden dadurch die körperlichen und geistigen Kräfte herabgesetzt, die Menschen werden stumpf- und schwachsinnig und zur Arbeit untauglich.

Am Tage nach meiner Ankunft in Choro ritt ich mit dem Verwalter in verschiedene Gegenden der Hacienda, um sowohl die Anlage neuer Cocale als auch das Sammeln der Blätter mit anzusehen. An einer

Bergwand waren ungefähr 70 Personen, Männer, Frauen und Kinder unter der Aufsicht von zwei Hilacatas mit der Blätterernte beschäftigt und man hatte dort Gelegenheit, die verschiedenen Grade von Behendigkeit und Geschicklichkeit bei den Arbeitern zu beobachten. Ein 13jähriges Mädchen zeichnete sich vor allen aus durch die Fingerfertigkeit, mit der sie mit beiden Händen über einen Strauch hinfuhr und in wenigen Augenblicken alle Blätter abstreifte, ohne ein Reis zu knicken.

Das Interessanteste auf dem Gute war eine Kolonie von Schwarzvögeln, hier Utschi genannt. Der Utschi (Cassicus cristatus), der in Brasilien als »Japu« bezeichnet wird, ist von der Grösse einer Wildtaube oder Elster, hat schwarzbraunes Gefieder, einen ziemlich langen Schwanz mit gelben Seiten- oder Steuerfedern, schwarzen Mittelfedern und einen hellgelben Schnabel. Er hat lebhafte und geräuschvolle Gewohnheiten und lebt gesellig, besonders zur Brutzeit. Im Gemüsegarten nahe am Zusammenfluss der beiden Bäche oder Bergströme, standen zwei Cederbäume mit hohen glatten Stämmen und grossen laubreichen Kronen. Von den Zweigen des einen hing eine grosse Zahl von flaschenförmigen Beuteln herab, die schwebenden Nester der Utschis, welche mit schnatterndem Geschrei ab und zu flogen und ihre Jungen fütterten. Die Nester befanden sich alle auf dem einen Baume, auf dem daneben stehenden war keines zu sehen. Ich sah diese auffallenden Vögel überall in den Wäldern der Yungas, aber nirgends wieder eine Nesterkolonie.

Am 18. November reiste ich vom Choro ab und setzte meine Wanderung fort in der Richtung nach der südlich gelegenen Stadt Chulumani. Die Thäler in der Provinz laufen alle ungefähr miteinander parallel; will man daher ein anderes Thal besuchen, so muss immer ein hoher Bergrücken überstiegen werden, und zuweilen mehr als einer, wenn man nicht sogleich in ein Hauptthal, sondern erst in ein Nebenthal kommt. Mein Weg führte zuerst am Choroflusse abwärts und wendete sich nach zwei Stunden gegen die rechtsseitigen Berge. Es hatte stark geregnet in der Nacht vor meiner Abreise und die Landschaft prangte in wunderbarer Frische. Überhaupt war die Vegetation im unteren Thale des Choro die mannigfaltigste und prachtvollste, die ich auf der Reise zu Gesicht bekam. Gegen Mittag gelangten wir zu der kleinen Stadt Coripata, die wie Coroico auf der Spitze einer Anhöhe liegt. Dort liessen wir unsere Tiere etwas ausruhen vor einem am Marktplatz gelegenen Hause, welches zugleich Schenke, Speisewirtschaft, Kram- und Manufakturladen war, und von einer dicken Chola, ihrer

Hängende Vogelnester im Garten von Choro. S. 366.

Tochter und deren Familie bewohnt wurde. Der Schwiegersohn war ein junger Franzose, der einzige Ausländer im Orte. Er redete mich sogleich in seiner Sprache an, da er mit dem seinen Landsleuten eigenen Dünkel als selbstverständlich voraussetzte, dass jeder Europäer sie verstehen müsse. Sein Eheglück schien ihm für die Langeweile und Vereinsamung in einem entlegenen Orte nur eine mässige Entschädigung zu bieten, und er bedauerte lebhaft, dass ich nicht wenigstens einen Tag in Coripata bleiben wollte. Ich wünschte jedoch an diesem Tage noch Chulumani zu erreichen, und brach nach kurzem Aufenthalte wieder auf. Wir ritten durch die kleine Stadt und gleich nachdem wir am entgegengesetzten Ende wieder ins Freie gelangt waren, begann der Weg sich stark zu senken und wir blickten in ein tiefes Thal, an dessen Boden der Fluss Tamanpaya sichtbar wurde. Das Wasser desselben war schmutzig grau und trotz der Entfernung sah man deutlich, dass er vom letzten Regen angeschwollen und reissend war. Da unser Reiseziel auf der andern Seite des Flusses lag, so mussten wir hinüber, nur war es fraglich, ob wir ihn auf unseren Maultieren würden durchreiten können; war dies nicht möglich, so waren wir gezwungen, einen grossen Umweg zu machen, denn die nächste Brücke lag mehrere Meilen thalaufwärts, und wir verloren einen ganzen Tag. Während ich mit meinem Führer überlegte, ob wir aufs Ungewisse hin unsern Weg fortsetzen sollten, oder lieber erst umkehren, um in Coripata Erkundigungen einzuziehen, kam ein Zambo zu Maultier des Weges, welcher auf meine Anfrage erwiederte, der Fluss sei gestern noch passiert worden, er selber habe auf dem anderen Ufer Geschäfte und kenne die Furt, wir könnten uns unbesorgt seiner Führung anvertrauen. Als wir nach einer Stunde am Ufer ankamen, stellte es sich heraus, dass der Mann seiner Sache keineswegs sicher war. Nach einigem Hin- und Herreiten glaubte er an einer Krümmung, wo sich der Fluss in zwei Arme teilte, die rechte Stelle gefunden zu haben. Er ritt also durch den ersten Arm, wir hinter ihm her und erreichten ohne Unfall die Insel. Allein hier erwies sich der zweite Arm als weit breiter und tiefer als der erste. Nach einigem Zaudern lenkte der Zambo sein Tier in den Fluss, kam aber gleich in tiefes Wasser und versuchte umzukehren; allein es war zu spät, sein Maultier wurde vom Strome fortgerissen, verlor den Grund und musste schwimmen. Indessen erreichte er doch glücklich das andere Ufer, machte mir aber von drüben Zeichen, ich möge seinem Beispiel nicht folgen. Inzwischen war ein Negerjunge ans Ufer gekommen, der uns von Ferne zusah. Ich rief ihn herbei und hielt dabei als Lockspeise einen blanken peruanischen Sol in die Luft. Er lief fort und kam binnen kurzem mit einem

grossen stämmigen Neger zurück. Dieser ging weiter oben durch den Fluss und kam dann zu uns auf die Insel. Er erklärte uns in einem barbarischen Spanisch, wir hätten die Furt verfehlt, er werde uns den rechten Weg zeigen. Wir kehrten zunächst auf das linke Ufer zurück, ritten ein Paar hundert Schritt am Rande aufwärts, und hierauf, geführt von dem Neger, der das Tier mit dem Gepäck am Zügel hielt, über den Fluss. Dieser war dort gleichfalls in zwei Arme geteilt, aber weniger tief und vor Allem weniger reissend. Als wir glücklich auf dem rechten Ufer angelangt waren, gab ich dem Neger zwei Solstücke, die er mit Verwunderung betrachtete und augenscheinlich nie zuvor gesehen hatte. Als er ihren Wert erfuhr, tanzte er jauchzend im Kreise und schüttelte dabei die Geldstücke in seinen zusammengelegten hohlen Händen. Wir ritten nun in einem ziemlich steilen, waldigen Thale wieder aufwärts, konnten aber wegen der beim Flussübergang gehabten Verzögerung an diesem Tage Chulumani nicht erreichen, sondern mussten bei Einbruch der Dunkelheit in einem kleinen Gute, Huancané genannt, übernachten. Der Eigentümer konnte für unsere Tiere hinreichendes Futter beschaffen, und das war was wir suchten; ich behalf mich mit einigen vom Choro mitgebrachten Brodbrocken und einer Tasse Thee.

Chulumani ist von Huancané nur eine Legua entfernt und am nächsten Morgen langten wir bei Zeiten daselbst an. Die Stadt liegt gleich Coroico und Coripata hoch an einem Bergabhang und ist nächst Coroico die ansehnlichste der Provinz. Ich hatte indessen keine Veranlassung, daselbst länger zu verweilen, sondern wünschte nur mich zu erkundigen, ob ich jetzt, nachdem ich die hauptsächlichsten Thäler am Fusse des Ilimani besucht hatte, durch das Thal des Flusses von La Paz nach der Hauptstadt würde zurückkehren können, worüber mir nach den am Tamanpaya gemachten Erfahrungen Zweifel aufgestiegen waren. Ich begab mich also zum Hause eines Spaniers, an den ich empfohlen war, um mir bei ihm Rats zu holen, fand ihn in seinem Laden am Marktplatz und trug ihm mein Anliegen vor. Zu meinem Bedauern wurden mir meine Befürchtungen bestätigt. Durch die vorzeitig eingetretene Regenzeit war der Fluss bereits stark angeschwollen, und es blieb mir nichts übrig, als auf dem nächsten Wege nach La Paz zurückzukehren, so leid es mir auch that, die Schlucht nicht gesehen zu haben, wo der Fluss zwischen senkrechten Felsen von mehreren hundert Fuss Höhe hinabbraust. Ich musste mich damit trösten, dass der jetzt einzuschlagende Weg mich durch ein gleichfalls sehr schönes und interessantes Thal führen würde, dass ich im anderen Falle nicht gesehen haben würde. Ich dankte also dem Spanier Señor Ruiz und wollte

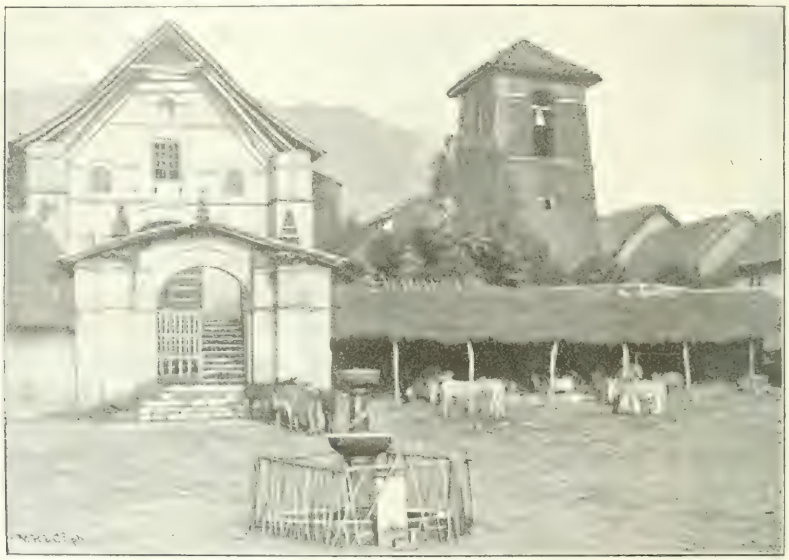
Chulumani. S. 368.

mich empfehlen, allein er hielt mich zurück. Warum eilen Sie, sagte er. Sie brauchen drei Tage nach La Paz, und können die Reise bequem von hier aus machen. Wenn Sie heute weiter reisen, so erreichen Sie nichts als ein schlechtes Nachtlager und ein ebensolches Abendessen. Nehmen Sie in meinem Hause vorlieb, ruhen Sie sich aus und reisen Sie morgen weiter. Da das Anerbieten in freundlichem und aufrichtigem Tone gemacht und die Gründe einleuchtend waren, so nahm ich es dankbar an und blieb den Tag in Chulumani. Am Nachmittage machte ich mit meinem Wirt einen Spaziergang vor die Stadt. Es fand sich dort, was selten in diesen Gegenden ist, ein gut gehaltener Weg, welcher eine lange Strecke horizontal am Bergabhang hinführte, angenehm und bequem zum Gehen, und mit einer prächtigen Aussicht über ein Labyrinth von Thälern und Bergrücken, von denen viele bebaut und alle mit frischem Grün bekleidet waren.

Am folgenden Morgen ritten wir in dichtem Nebel fort, immer langsam an der Bergwand steigend. Als nach zwei Stunden das Wetter sich aufklärte, sahen wir vor uns in geringer Entfernung das Dorf Chirca, und hinter dem Orte, der wie alle hoch an der Bergwand liegt, blickte man in das tiefe Thal des Tamanpaya, doch war der Fluss nicht sichtbar. An den Bergen der andern Seite bemerkte man im Grünen einige Häuser, das Dorf Yanacachi, wo ich an diesem Tage zu übernachten gedachte. Es schien ungefähr ebenso hoch zu liegen, als der Ort, an welchem wir uns befanden, und gar nicht fern, war aber getrennt durch ein Thal von 1050 Meter Tiefe, und wir brauchten sieben Stunden, um es zu erreichen. Der Abstieg erforderte zwei Stunden, dann ritten wir noch eine Stunde bis zur Brücke von Chupe, von wo ab der Weg alsbald wieder anfängt zu steigen und zuweilen sehr steil wird. In Yanacachi ist ein Tambo, ich brauchte also niemandes Gastfreundschaft in Anspruch zu nehmen. In dem Zimmer, das man mir anwies, standen mehrere hölzerne mit Schaffellen bedeckte Bettstellen, ich zog aber natürlich vor, mein Feldbett aufzuschlagen. In der Nacht wurde ich durch einen stechenden Schmerz am Fusse aus dem Schlafe geweckt. Ich zündete ein Licht an, untersuchte mein Bett und fand einen kleinen Skorpion. Der Schmerz hielt nur einige Stunden an und war von keiner Anschwellung der verletzten Stelle begleitet. Dies war die einzige Belästigung, die ich während meiner Reise in den Yungas von giftigen Insekten erfuhr, über welche in La Paz so übertriebene Geschichten erzählt werden.

Der Weg, der von Yanacachi weiter ins Gebirge führt, ist auf eine lange Strecke zu beiden Seiten mit Kaffeehecken eingefasst. Der Kaffee

dieser Gegend wird sehr gelobt, und wenn die Früchte so gut sind, wie die Bäume aussehen, so müssen sie wirklich vortrefflich schmecken, denn der Anblick der Hecken war prachtvoll. Dies sind die letzten Kaffeepflanzungen, die man in der Provinz sieht, weiter hinauf gedeiht er nicht mehr. Der Kaffee wird in den Yungas nur als Nebenerzeugnis gewonnen. Er bildet die Hecken der Wege nach der Thalseite zu und dient zugleich als Schutzwehr und als Nutzpflanze. Die Zweige hängen über den Weg, können daher leicht herabgezogen und die Beeren ab-



Yanacachi.

gestreift werden. Grössere planmässig angelegte Pflanzungen habe ich nirgends gesehen. Der in den Yungas gezogene Kaffee ist meist von vorzüglicher Güte und hat ein eigentümliches Aroma, das sich von anderen feinen Sorten, wie z. B. Mokka und Carabaya, etwa ebenso unterscheidet, wie die edlen Tabake der Havana vom virginischen oder türkischen. Trotz der Güte und der geringen Mühe, welche die Anlage von Kaffeepflanzungen erheischt, ist die Ausbeute doch nur gering. Fast aller Kaffee wird im Lande verbraucht und es wird nicht viel mehr gezogen als in der Republik verkäuflich ist, denn die Transportkosten bis zur Küste sind zu gross, um den Yungaskaffee mit Nutzen im Auslande zu Markte zu bringen.

Yanacachi liegt auf einem Bergrücken zwischen zwei Thälern, die sich unterhalb der Brücke von Chupe vereinigen. Der Fluss, welcher im rechtsseitigen Thale herabkommt, ist derselbe, der weiter unten Tamanpaya heisst, und dessen Laufe folgten wir von jetzt an bis zu seinem Ursprung am Fusse des Passes der Apacheta. In einer Gegend des Thals, welche der Chaco genannt wird, rücken die Bergwände ganz nahe an einander und bestehen zuletzt aus ungeheuren, fast senkrechten Felsmassen, von welchen aus einer Höhe von mehreren hundert Fuss ein Bergstrom herabstürzt. Ausser diesem grossen Wasserfall kommt man dort noch an mehreren kleineren vorüber. Das Wasser, das von den höher gelegenen, nicht sichtbaren Eisfeldern herabrinnt, ist so reichlich, dass allenthalben kleine Sturzbäche aus den Felsenritzen hervorbrechen. Weiter oben wird das Thal wieder etwas weiter, die Flussufer sind eine lange Strecke mit einem Dickicht von wilden Bananen bedeckt. Dann beginnt der Weg stärker zu steigen und der Pflanzenwuchs wird bescheidener; die Formen der Bergwände, die uns jetzt entgegentreten, scheinen uns bekannt, als hätten wir sie schon früher gesehen, und auf einmal finden wir uns wieder an der Teilung des Wegs, da wo wir am Anfang der Reise die Hauptstrasse verliessen, um den Nebenweg nach Sandillani einzuschlagen. Bald darauf gelangen wir zum Tambo von Unduavi, wo ich diesmal vorzog die Nacht zuzubringen. Der nächste Morgen war trübe und unfreundlich. Schon ehe wir Pongo erreichten, wurde der dichte Nebel zu Regen, welcher ohne Unterbrechung anhielt, bis er auf dem Passe in ein Schneegestöber überging. Zum Glück wehte der Wind von Osten und blies uns in den Rücken. Sobald wir die Passhöhe hinter uns hatten, wurde das Wetter besser und eine Legua weiter unten war der Boden trocken. Um 4 Uhr langten wir wohlbehalten wieder in La Paz an nach einer Abwesenheit von zwölf Tagen.

Verzeichnis der Höhenunterschiede.

La Paz	3660 Meter	Coripata	2080 Meter
Pass der Apacheta	4670 »	Fluss Tamanpaya	1330 »
Pongo	3700 »	Huancané	1840 »
Sandillani	2110 »	Chulumani	1820 »
Mururata	1370 »	Alto de Chirca	2550 »
Cusilluni	1550 »	Brücke bei Chupe	1500 »
Coroico	1810 »	Yanacachi	2010 »
Alto del Choro	2300 »	Unduavi	3260 »
Choro	1520 »	Rinconada	4200 »

Tiahuanaco.

Da ich nach meiner Rückkehr an die Westseite der Andes besseres Wetter fand, als ich in den Yungas getroffen hatte, und die eigentliche Regenzeit daselbst erst in der zweiten Hälfte des Dezember einzutreten pflegt, so schien es mir für die zweckmässige Verwendung meiner Zeit das ratsamste, die mir noch zur Verfügung stehende Frist der freien Bewegung zu einem Ausfluge an die südlichen Ufer des Titicacasees zu benutzen. Ich verweilte daher in La Paz nur wenige Tage und mietete zu der neuen Reise denselben Arriero, der mich bisher begleitet hatte, zu denselben Bedingungen wie früher, unterliess aber diese schriftlich festzusetzen und beging damit eine Unvorsichtigkeit, die mir in der Folge ärgerliche Unannehmlickeiten bereitete. Am 27. November machte ich mich auf den Weg und begab mich zunächst nach Tiahuanaco. Dieser Ort ist von La Paz nur 14 Leguas entfernt und lässt sich mit einem guten Pferde in einem Tage erreichen; da jedoch meine Maultiere noch etwas ermüdet waren und keinen raschen Schritt gingen, so teilte ich die Tagereise in zwei. Das einzige mühsame Stück des Wegs ist die Bergwand des Thals, zu deren Ersteigung man anderthalb Stunden braucht. Ist man oben am Thalrande angekommen, so reitet man auf ebenem Wege stundenlang ganz allmählich bergab, zuerst auf der Strasse nach Chililaya, später etwas mehr nach links. Nach sechsstündigem Ritte kamen wir nach Laja, einer kleinen Stadt von einstöckigen, strohgedeckten Lehmhäusern, welche ungefähr auf halbem Wege liegt. Obgleich es noch früh am Tage war, mussten wir doch hier über Nacht bleiben, da wir weiterhin kein Unterkommen gefunden haben würden. Es war Sonntag und auf dem Platze des Orts wurde ein Markt abgehalten. Er war voll von Menschen, Verkäufer und Käufer, die ersteren meist Weiber, die zweiten Männer, alle Aimarà-Indianer. Auch eine Garnison lag in Laja, nämlich die Husarenschwadron der Leibwache des Präsidenten mit einem vollzähligen Musikkorps. Diese Truppen hatte man dahin gelegt, nicht um über die Sicherheit des Orts zu wachen, sondern um ihrer selbst sicher zu sein, da man fürchtete, sie möchten von Unruhestiftern in La Paz zur Unterstützung aufrührerischer Bewegungen verführt werden.

Am nächsten Tage war der Himmel bewölkt und die Luft feucht, der Weg aber blieb gut wie bisher und die Gegend war allenthalben angebaut. Doch war der Anblick der Landschaft einförmig und kahl, und das trübe Wetter liess sie noch trauriger erscheinen. Gegen Mittag waren wir über einen kleinen Fluss geritten, an dessen Rande ein paar

Hütten standen, als wir durch einen Platzregen überrascht wurden, der uns zu den Häuschen zurücktrieb. Als der Regen nachliess, bestiegen wir wieder unsere Tiere und gelangten binnen kurzem auf eine mässige Anhöhe, von wo aus man das Thal von Tiahuanaco überblickte: ein weites Thal, das von Süden nach Norden sich mit ganz geringer Neigung dem See zusenkt, nach Osten von niedrigen Hügeln, nach Westen von höheren Bergen begrenzt. Man erkannte bereits die Kirche des Dorfes in der Ferne, allein der Weg bis dahin war noch weit. Der Regen hatte zwar aufgehört, aber der Anblick des Himmels wurde immer drohender. Vom See her stieg eine schwarzblaue Wolkenmasse auf, die sich allmählich über die ganze Gegend ausbreitete. Mein Maultier, das sonst nur durch beständiges Spornen zu einem kurzen und kümmerlichen Trab zu bringen war, schien das nahende Unheil zu wittern und setzte sich von selbst in Galopp. Jedes ferne Rollen des Donners wirkte wie ein Peitschenhieb und das Tier blieb über dreiviertel Stunden in raschem Lauf, allein alle Anstrengung war vergeblich. Etwa einen Kilometer vor Tiahuanaco, als man schon den Tempelhügel ganz deutlich sah, ereilte uns das Wetter: zuerst ein wütender Wirbelwind, der uns dichte Staubmassen ins Gesicht trieb, und dann ein prasselnder Hagel mit heftigen Blitz- und Donnerschlägen. Ich schützte Kopf und Gesicht mit dem Poncho, das Maultier versuchte noch einige Schritte zu gehen, drehte sich aber plötzlich um und blieb stehen. Als der Hagel vorüber war und ich aufblickte, sah ich das grosse geborstene Thor, das merkwürdigste Stück der Ruinen, unmittelbar vor mir an der Seite des Weges. Mein Maultier wendete sich von selbst wieder um und schritt dem Orte zu, den wir nun nach kurzer Zeit erreichten.

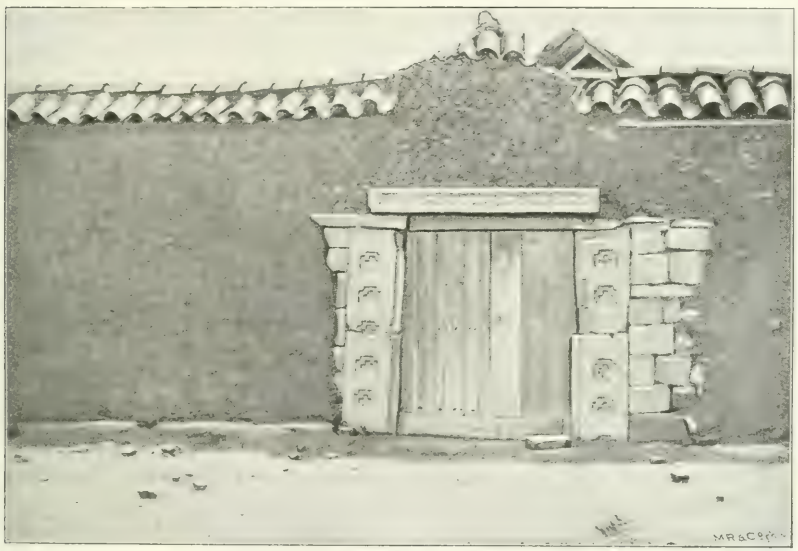
Im Tambo, wo wir abstiegen, fand ich das einzige bewohnbare Zimmer schon von andern Reisenden besetzt, Bergwerksbeflissenen aus Corro-Corro, wie ich aus ihren Gesprächen entnahm. Es waren höfliche Leute, die mir in zuvorkommender Weise einen Teil der elenden Bequemlichkeiten des Zimmers überliessen, darunter einen plumpen, wackeligen Tisch, dessen ich bedurfte, um meine photographischen Platten für den Gebrauch am folgenden Tage in Bereitschaft zu setzen. Die Tambos in den bolivianischen Ortschaften sind gewöhnlich Eigentum der Gemeinde, welche die Gebäude entweder gegen die Entrichtung eines geringen Zinses verpachtet, oder auch unentgeltlich einer Familie zur Wohnung überlässt, die dagegen die Verpflichtung übernimmt, die Räumlichkeiten in Ordnung zu halten und die Reisenden, wenn sie es wünschen, zu beköstigen. Mit dem Tambo in Tiahuanaco war eine Posthalterei verbunden, d. h. in einem daranstossenden Hofe befand sich

ein halbes Dutzend abgemagerter, zerschundener Maultiere, welche an Reisende für ein nach Leguas berechnetes Wegegeld zu vermieten waren. Der Posthalter, ein kleiner heller Cholo, der zugleich das Amt eines Friedensrichters bekleidete, stellte sich mir vor und erbot sich, als er erfuhr, ich beabsichtige die Ruinen zu besuchen, mich als Führer zu begleiten. Ich nahm dies gern an, wiewohl ich das Anerbieten nur für eine landesübliche, nicht ernstlich gemeinte Höflichkeitsbezeugung hielt. Wider Erwarten hielt jedoch der Richter Wort und erschien am nächsten Morgen schon früh, um sich mir zur Verfügung zu stellen.

Es hatte einen grossen Teil der Nacht geregnet, der Morgen war kalt, die Höhen an der Westseite des Thals bis weit herab mit Schnee bedeckt, aber der Himmel war wolkenlos und ich hätte mir kein besseres Wetter zur Ausführung meines Vorhabens wünschen können. Die berühmten Ruinen, deren Umrisse ich zum Teil schon am Tage zuvor durch den Dunst des Regens gesehen hatte, liegen sämtlich in geringer Entfernung vom südlichen Ende des Orts, an der linken Seite der Strasse, die von La Paz kommt. Sie bestehen aus drei Gruppen, von denen zwei einander so nahe sind, dass sie als eine betrachtet werden können, während die dritte einen Kilometer südwestlich von den vorigen gelegen ist. Zwischen dieser und den beiden ersten finden sich einzelne grosse behauene und unbehauene Steine, aber keine zusammenhängenden Massen, auch sind nirgends Spuren sichtbar, aus denen man schliessen könnte, dass auf dieser Fläche ehemals Gebäude gestanden haben. Der Richter schlug mir vor, mich zunächst zu den grossen Steinen zu führen, da diese das merkwürdigste der Ruinen seien.[1]) Wir verliessen daher den Ort auf der Ostseite, aber südlich von der grossen Strasse, und gelangten zunächst zum Begräbnisplatz des Orts, der sich an die letzten Häuser anschliesst. Er besteht aus einem mit Lehmwänden umgebenen Viereck mit einem Eingang, dessen Portal aus behauenen, den Ruinen entnommenen Steinen errichtet ist. Diese sind mit vertieften architektonischen Figuren mit treppenförmigen Umrissen verziert, wie aus dem eingeschaltetem Textbilde zu ersehen ist. Einige hundert Schritte weiter nach Süden hebt sich der Weg zu einem 60—70 Fuss

1) Seitdem die nachstehenden Aufzeichnungen geschrieben wurden (Anfang 1888) ist ein sehr reich ausgestattetes, ausserordentlich ausführliches Werk über denselben Gegenstand erschienen: die Ruinenstätte von Tiahuanaco, von A. Stübel und M. Ule, welches durch naturgetreue Abbildungen der Ruinen und der umliegenden Gegend, sowie durch genaue Angabe der Masse und umständliche Beschreibung der einzelnen Stücke allen, die sich für diese merkwürdigen Altertümer interessieren, einen wesentlichen Dienst leistet.

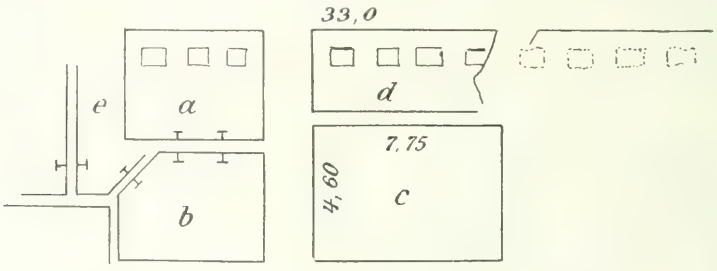
hohen Rand, dessen Abhang bebaut ist. Am Fusse desselben liegt ein grosser Block von rotem Sandstein, der nur in eine viereckige Form gebracht aber sonst nicht behauen ist. Er ist 4,35 Meter lang 3,0 breit und 1,35 dick. Sobald man den Thalrand erstiegen hat, erblickt man in geringer Entfernung auf der Ebene eine Masse von Trümmern, welche in ziemlicher Ausdehnung den Boden bedecken, aber nirgends sich über denselben in Form von Mauern, Pfeilern oder Säulen erheben. Diese Trümmerstätte wird von den Eingeborenen Puma-puncu — das Löwenthor — genannt, von grossen, aus Blöcken gehauenen



Thorwegen, die früher hier gestanden haben, sich aber gegenwärtig an anderen Stellen des Ruinenfeldes befinden und später beschrieben werden[1]). Was man vor sich sieht, erscheint bei näherer Betrachtung als die Grundlage eines mächtigen Gebäudes, oder vielmehr als ein Teil der Grundlage, denn nach der Grossartigkeit der Anlage muss

1) Die Worte puma — der amerikanische Löwe — und puncu — Thür — gehören sowohl dem Aimarà als dem Keshua an. Das eigentliche Aimaràwort für »Thür« ist quillca, doch wird statt dessen sehr oft das Keshuawort puncu gebraucht. Das Hauptwort puma bezeichnet als Adjektiv etwas Grosses, Mächtiges, Stattliches und findet sich in dieser Bedeutung in sehr vielen Ortsnamen wie pumachaca, grosse Brücke; pumamarca, grosser Ort etc.

man schliessen, dass der projektierte Bau nach seiner Vollendung einen weit grösseren Flächenraum eingenommen haben würde, als der jetzt von seinen Überresten bedeckte. Die Trümmer, die sich dem Blicke darbieten, sind teils schon aneinander geordnet und gefügt gewesen, teils liegen sie planlos übereinander als seien sie eingestürzt, während viele andere augenscheinlich nie den ihnen im Bau zugedachten Platz eingenommen haben. Die meisten der dort liegenden Steine und Bruchstücke sind von beträchtlicher Grösse, die bereits an ihrem Platz befindlichen und gefügt gewesenen von ganz ausserordentlichem Umfang. Es sind Blöcke von rotem Sandstein, welche den Boden einer grossen Halle gebildet zu haben scheinen. Nach aussen zu findet sich in den Steinen auf einer niedrigen Stufe oder Schwelle eine Anzahl rechteckiger, 1,30 Meter langer und 0,88 breiter und einige Centimeter tiefer Gruben oder Vertiefungen, welche Anfänge von Wandnischen, oder



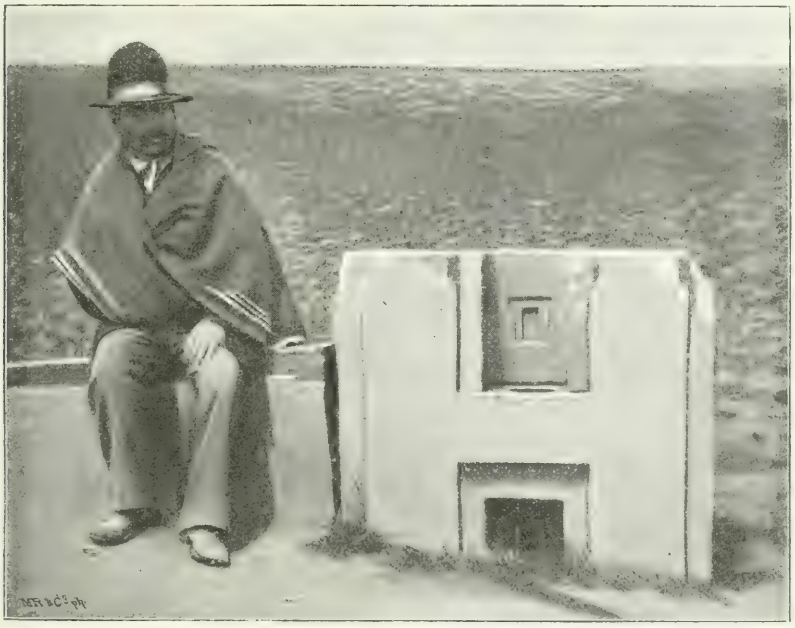
Schematische Skizze der grossen Steine von Puma-puncu.

Stützplätze gewesen sein mögen. Solcher Gruben sieht man auf dem beigegebenen skizzierten Plan zur linken drei in dem Steine *a*; dann folgt eine Reihe, von welcher nur vier erhalten, die anderen eingesunken oder verwittert sind, und am rechten Ende folgen wieder drei auf der Skizze nicht angegebene. Der grösste Stein ist der mittelste (*c*) welcher 7,75 lang, 4,60 breit und 1,50 *m* dick ist. Er liegt nicht mehr horizontal, sondern ist nach vorn eingesunken und von seinem Nachbar nach aussen (*a*) etwas getrennt. Auch die drei Steine zur linken (*a, b, e*) welche nicht ganz so gross sind, als der mittlere, sind etwas von einander gewichen. An diesen sieht man noch deutlich, auf welche Weise sie früher in ihrer Lage erhalten worden waren, nämlich durch dicke T-förmige Klammern, deren tiefe, sehr sorgfältig ausgemeisselte Rinnen vermutlich mit geschmiedetem Kupfer oder geschmolzenem Zinn ausgefüllt waren. Alle diese Steine sind mit grosser Sorgfalt behauen und vollkommen eben, die nischenförmigen Vertiefungen genau rechtwinklig. Noch weit feiner sind eine Anzahl von Steinen bearbeitet,

Trümmer von Puma-punku. S. 376.

Trümmer von Puma-puncu. S. 376.

welche teils in Reihen, teils einzeln nach rückwärts von den beschriebenen am Rande des die Ruinenstätte umgebenden Ackerlandes liegen. Sie sind aus schwarzem, sehr hartem vulkanischen Stein gehauen und waren vermutlich zu architektonischem Schmuck der Wände bestimmt. Die Kanten derselben sind noch so scharf, als wären sie erst vor wenigen Jahren gemeisselt und nicht vor so vielen Jahrhunderten. Das eingeschaltete Textbild giebt ein Muster dieser Steine, die alle ähnlich sind und auf demselben findet der Leser zugleich das Porträt meines



Fein behauene unbenutzte Steine.

Führers, des Richters, der mich bat, ihn auf dem Bilde figurieren zu lassen. Aus dem selben dunklen Stein sind auch die Hälften eines Thorwegs gehauen, die zwischen andern Trümmern seitlich am Boden liegen. Das eine dieser Stücke ist besonders geeignet zur Erläuterung des in Tiahuanaco befolgten Baustils, indem es zeigt, wie gewisse architektonische Formen sich immer in derselben Weise, wenn auch in verschiedenem Massstabe, wiederholen. Die auf diesem Stücke bemerkbaren Verzierungen um Thürpfosten und Nischen finden sich sowohl bei den oben erwähnten losen Steinen am Rande der Trümmerstätte als auch bei den später zu beschreibenden monolithischen Thoren wieder.

Von gefügten Mauern sind gegenwärtig in Puma-puncu nirgends Spuren zu entdecken. Doch mag wohl, als die ehemals daselbst befindlichen Thore aufgestellt wurden, zu ihrer Befestigung mit der Zusammenstellung des bereitliegenden Baumaterials angefangen worden sein. Dass der Mittelstein sowie auch einige andere stark eingesunken sind, rührt von Unterwühlungen der Schatzgräber her, deren schon Cieza erwähnt.

Cieza de Leon war der erste Spanier, von dem wir eine Beschreibung der Ruinen von Tiahuanaco besitzen und seine Mitteilungen sind um so wertvoller, als zur Zeit seines Besuchs (zwischen 1540 und 1550) der Verfall derselben noch nicht so gross war und besonders die einzelnen Teile noch ihre ursprüngliche Stelle inne hatten. Cieza erwähnt nicht den Namen Puma-puncu, wahrscheinlich weil derselbe damals noch nicht gebräuchlich war, aber seine Angaben lassen keinen Zweifel über die Orte, auf welche sie sich beziehen: — »an einer anderen Stelle dieser Gebäude«, sagt er, »mehr nach Westen zu, befinden sich andere und grössere Altertümer; denn es sind da viele grosse Thorwege mit Angeln, Schwellen und Thürnischen (portaletes), alle aus einem Stück. Was mir am meisten auffiel, als ich diese Sachen betrachtete und notierte, war, dass von diesen grossen Thoren andere noch grössere Steine ausgingen, auf welchen sie errichtet waren, von denen einige dreissig Fuss breit, fünfzehn und mehr lang und sechs Fuss dick sind, und dies und das Thor mit seinen Angeln und Schwellen waren aus einem einzigen Stein, was ein grossartiges Werk ist, wenn man die Arbeit wohl erwägt.« Da so grosse Steine wie die, deren Masse Cieza giebt, an keinem anderen Orte der Ruinen vorkommen als in Puma-puncu, so lässt sich nicht wohl bezweifeln, dass dieser Ort gemeint ist, aber die grossen Thore aus einem Stück, die auf den grossen Steinen standen und nach denen der Ort vom Volke seinen Namen erhielt, sind jetzt nicht mehr vorhanden, sondern befinden sich an anderen Orten; geblieben sind nur die zwei umgestürzten Halbthore, welche oben erwähnt worden sind.

Ausser den monolithischen Thoren erwähnt Cieza noch eines anderen Gegenstandes, der gleichfalls gegenwärtig in Puma-puncu fehlt. Einige Zeilen weiter unten fährt er in seiner Beschreibung fort: »Man bemerkt aus dem, was man in diesen Gebäuden sieht, dass sie nicht fertig gebaut wurden, denn man sieht daselbst nur diese Thore und andere Steine von ausserordentlicher Grösse, die ich behauen und zugerichtet sah, um in dem Gebäude verwendet zu werden, von welchem sich etwas abseits ein kleines Gemach (retrete) befand, wo ein grosses Götzenbild aus Stein aufgestellt war, und es geht

Kirche in Tiahuanaco. S. 370.

das Gerücht, dass in der Nähe dieses Götzenbildes einiges Gold gefunden worden ist; und um diesen Tempel befand sich gleichfalls eine Menge behauener und zugerichteter Steine wie die oben beschriebenen.« Das hier erwähnte grosse Götzenbild war vermutlich dasjenige, dessen Kopf jetzt in der Alameda in La Paz liegt. Über den Verbleib des Rumpfstücks habe ich weder in La Paz noch unterwegs in Laja etwas in Erfahrung bringen können.

Über den Zweck, dem die Gebäude in Puma-puncu zu dienen bestimmt waren, geben die noch vorhandenen Überreste keinen Aufschluss. Der Friedensrichter bemerkte mir auf mein Befragen, in der Meinung der Eingeborenen sei es eine Gerichtshalle gewesen und die vierseitigen Vertiefungen, die man auf den Photographieen deutlich erkennt, würden für die Sitze der Richter gehalten. Auch Squier kennt diese Überlieferung und nennt daher in seiner Beschreibung den fraglichen Ort »hall of justice«. Da Cieza in der Nachbarschaft (algo desviado) des Gebäudes einen Tempel erwähnt und die anderen Teile der Ruinen, die wir alsbald kennen lernen werden, der Gottesverehrung gewidmet waren, so liegt die Vermutung nahe, dass Puma-puncu keine religiöse Bestimmung hatte, sondern dass hier die Wohnung des Herrschers errichtet werden sollte.

Nachdem ich das günstige Wetter zu einigen photographischen Aufnahmen benutzt hatte, kehrte ich zum Dorfe zurück und machte, während mir ein frugales Frühstück bereitet wurde, einen Spaziergang durch die Gassen und über den Platz. Der Ort ist öde und traurig und schien von Einwohnern fast verlassen. In der Mitte des Platzes befindet sich ein Brunnen mit einer runden gemauerten Säule, auf deren Spitze ein kleines Götzenbild gestellt ist. Es ist in erhabener grob stilisierter Weise auf einem vierseitigen Sockel ausgehauen, mit einem Kopf, der an den auf der Alameda in La Paz liegenden erinnert. An einer Seite des Platzes steht die Kirche, im Vergleich zu den Häusern des Orts ein ansehnliches Gebäude mit einem vierseitigen, in eine Kuppel endigenden Glockenturm. Ein kleiner, vor der Fassade befindlicher Vorhof wird vom Platze durch eine Mauer getrennt, welche von einer Reihe kleiner, auf Säulchen ruhender Bogen durchbrochen ist. Zu beiden Seiten des Thorwegs dieser Mauer sieht man zwei alte Götzenbilder aus Sandstein, welche denen ähnlich sind, die sich in den Ruinen finden und später beschrieben werden. Die in Rede stehenden Skulpturen bestehen nur aus Kopf und Rumpf, der untere Teil fehlt, auch die Gesichter und Ornamente der Köpfe sind sehr verwittert; die Kirche sowie die Mauern des Vorplatzes bestehen aus roten Sandsteinquadern,

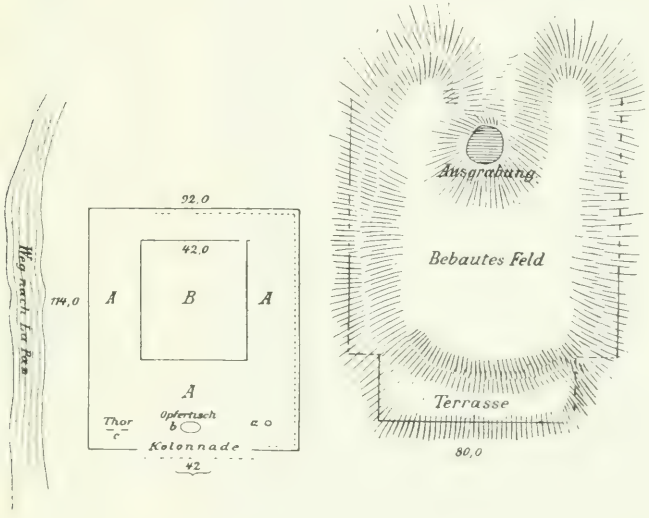
die den Ruinen entnommen sind. Aus demselben Material sind auch die Bogen erbaut, die an den Ecken des Platzes den Eingang zu den von demselben auslaufenden Strassen bilden. Die Pfosten sämtlicher Thüren um den Platz sind behauene Steine von alter Arbeit. Die Schwelle des Eingangs zum Tambo, wo ich wohnte, bestand aus zwei Steinen, an denen noch die Rinnen der T-förmigen Klammern sichtbar waren. Ein ganz gleiches Götzenbild wie das auf der Brunnensäule befindliche liegt im Ortsgefängnis der Kirche gegenüber.

Am Nachmittage besuchte ich, wiederum in Begleitung des Richters, den ausgedehnteren Teil der Ruinen an der Strasse nach La Paz. Ungefähr auf halbem Wege zwischen den letzten Häusern des Orts und dem Anfang des Ruinenfeldes liegt auf einer niedrigen Erhebung des Bodens rechts am Wege ein kleiner Begräbnisplatz, Santa Bárbara genannt. Er besteht gleich dem am anderen Ende des Orts gelegenen aus einem viereckigen, von Lehmwänden umgebenen Hof und wurde vor langen Jahren erbaut, um die während einer Blatternepidemie an der Seuche Gestorbenen daselbst zu beerdigen. Jetzt dient er nur als Totenacker für tot geborene oder ungetauft gestorbene Kinder. Das Merkwürdige dieses traurigen Orts besteht darin, dass das einzige noch unversehrte monolithische Thor der Ruinen den Eingang dazu bildet. Dieses Thor ist von einem Corregidor Namens Marcelino Huachalla vor etwa fünfzig Jahren aus den Ruinen geholt und an seinem gegenwärtigen Platze aufgestellt worden, war also aller Wahrscheinlichkeit nach eines von denen, die Cieza in Puma-puncu gesehen hat. Das Thor ist aus einem Trachytblock gehauen[1]), welcher 2,10 Meter hoch und 1,85 breit ist. Die Höhe des Eingangs beträgt 1,91; die Weite desselben ist oben etwas grösser als unten, 0,87 zu 0,85; die Dicke des Steinpfostens aussen 0,42, innen nach Abzug des Thürpfalzes 0,36. Die Schwelle, auf welche man das Thor gestellt hat, besteht aus Stücken von rotem Sandstein und Trachyt oder Basalt. Die Verzierung der Pfosten und Oberschwelle ist einfach und gleicht denen, die sich an den Halbthoren und Nischen der Steine in Puma-puncu finden. An der Frontseite läuft über der Oberschwelle ein Fries von in Relief gehauenen Figuren, welche in quadratische Felder geteilt sind. Diese Figuren sind sehr verwittert, nur an dem Gesichte in dem etwas grösseren Mittelfelde sind die Linien noch deutlich[1]).

1) Die beistehende Photographie giebt die Hinterseite des Thores, da zur Zeit meines Besuches eine Aufnahme der Vorderseite wegen des Standes der Sonne nicht möglich war.

Monolithisches Thor am Begräbnisplatz Santa Bárbara. S. 380.

Ein paar Hundert Schritte weiter östlich von Santa Bárbara beginnt das eigentliche grosse Ruinenfeld, welches gegenwärtig nach dem dort befindlichen grossen Steinthor Acapana genannt wird. Ehe man dasselbe erreicht, kommt man an einem rechts an der Strasse gelegenen niedrigen künstlichen Hügel vorüber, der jetzt überackert und besät ist. Hier soll sich früher der Eingang zu unterirdischen Gängen befunden haben, die seit geraumer Zeit verschüttet sind. Ein junger Mann, der mich am nächsten Tage nach den Ruinen begleitete, erzählte mir, er habe in seinen Knabenjahren den Eingang noch gesehen, sagte aber damit eine Unwahrheit, denn er war nur ungefähr 20 Jahre alt, und als Squier



Plan des Ruinenfeldes von Acapana.

gegen Ende der sechziger Jahre Tiahuanaco besuchte, war von den Gängen schon keine Spur mehr übrig. Wie bereits bemerkt, besteht die Ruinengruppe bei Acapana aus zwei Abteilungen, die nahe bei einander liegen, einem Hof und einem Hügel. Der vierseitige Hof (A) liegt der Strasse zunächst und ihr entlang, der Fuss des Hügels ist nur durch einen kleinen Zwischenraum vom Hofe getrennt. Beide, sowohl der Hof als auch ursprünglich der Hügel, hatten eine rechteckige Form, und der von beiden eingenommene Flächenraum ist bei dem letzteren um ein Drittel grösser als bei dem ersteren.

Die Baureste dieses als Hof bezeichneten Raumes scheinen nicht alle aus derselben Zeit zu stammen, einige sind wahrscheinlich weit älteren Datums als andere. Die älteren bestehen aus Reihen unbehauener

prismatischer Blöcke, welche einst pfostenartig in regelmässigen Abständen den Hof auf drei Seiten einfassten. Dieser ist 114 Meter lang und 92 Meter breit. An der Südseite, nach dem Hügel zu, stehen noch fast alle Steine, 34 an der Zahl, auch an der Ostseite sieht man noch ziemlich viele, während sie an der Nordseite der Strasse entlang fast ganz fehlen; nur hier und da sieht man noch einige Stücke aus dem Boden hervorragen. An der Westseite bemerkt man nur einige an dem nach dem Hügel zuliegenden Winkel. Im Mittelstück dieser Seite scheinen überhaupt keine dergleichen Steine vorhanden gewesen zu sein. Dort steht fünf Meter weiter nach vorn eine Reihe vierseitiger Pfeiler von weit grösseren Massen und verschiedener Arbeit. Diese Pfeiler sind von ungleicher Höhe, Breite und Dicke und stehen nicht senkrecht, sondern etwas nach innen geneigt. Sie sind auf der vorderen und den beiden Seitenflächen glatt behauen, wiewohl bei weitem nicht so sorgfältig, wie die Steine von Puma-puncu; die Rückfläche ist rauher, die beiden Vorderkanten sind durch schräge Flächen etwas abgestumpft, an ihrem oberen Ende sind sie mit behauenen Flächen zur Aufnahme anderer Baustücke versehen. Die Zahl der Pfeiler war ursprünglich elf, von denen gegenwärtig noch neun in Zwischenräumen von fünf Metern aufrecht stehen. Der zweite, von der Strasse ab gezählt, ist umgestürzt und liegt am Boden; zwischen dem sechsten und siebenten deutet ein doppelt grosser Zwischenraum an, dass hier ein Pfeiler gestanden hat, welcher abhanden gekommen ist. Der höchste und mächtigste der noch stehenden Pfeiler ist von der Strasse ab gezählt, der sechste. Er misst vom Boden ab 3,60 Meter, ist 1,90 Meter breit und 1,10 Meter dick. Ihm zunächst an Höhe und Breite kommt sein Nachbar, der siebente, welcher 2,80 Meter hoch, 1,60 Meter breit und 0,90 Meter dick ist. Die zur Aufnahme anderer Steine bestimmten oberen Flächen der Pfeiler lassen vermuten, dass diese ursprünglich alle eine gleiche Höhe hatten und vielleicht eine bedeckte Halle trugen, eine Vorhalle für ein weiter zurück im Hofe stehendes oder zu errichtendes Gebäude. Von einem solchen lässt sich aber freilich gegenwärtig keine Spur mehr entdecken. Diese Kolonnade von Pfeilern stammt offenbar aus einer späteren Periode, als die Steine der äusseren Einfriedigung, denn wenngleich ihre Form nicht regelrecht gleichmässig ist, so sind sie doch gut behauen, während die letzteren ganz rohe Blöcke sind, welche an die Dolmen der Bretagne erinnern.

Das Einzige, was man von Bauresten im Innern des grossen Hofs bemerkt, sind die Umrisse eines zweiten, kleineren, welcher der östlichen Seite näher liegt als der westlichen. Dieser Hof (B) bildet ein

Pfeiler in Acapana. S. 382.

Götzenbild in Acapana. S. 383.

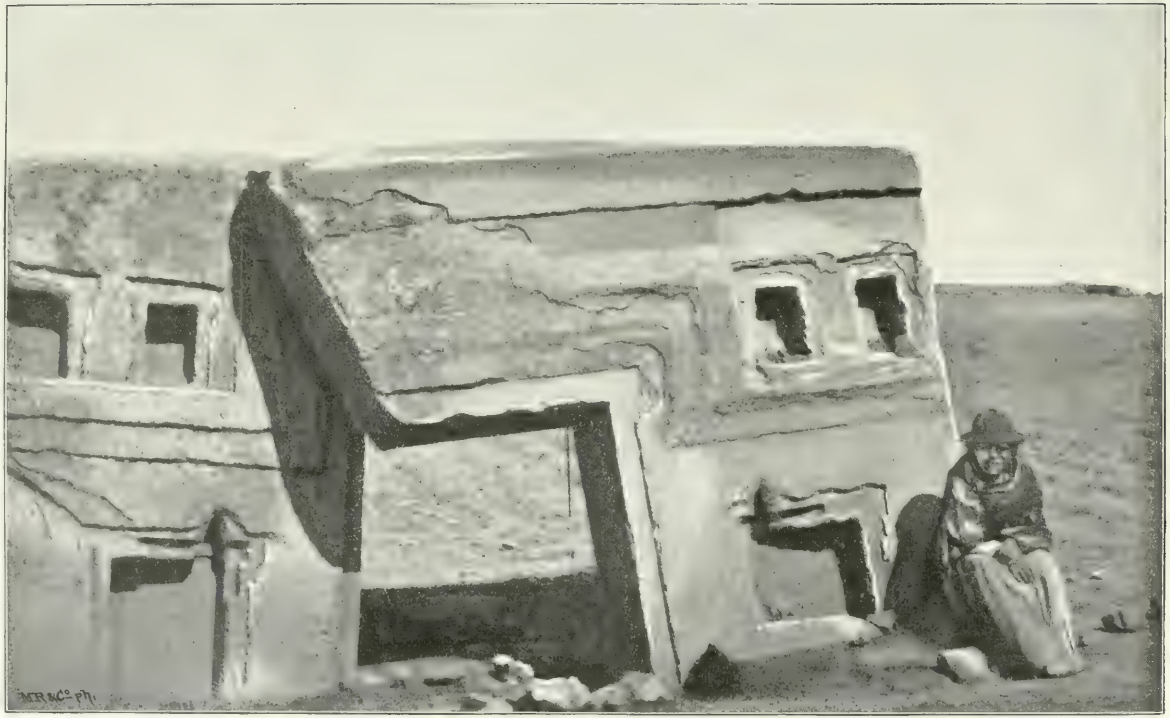
Rechteck von 60 Meter Länge und 42 Meter Breite. Seine Grenzen sind zu erkennen an hier und da zu erkennenden Mauerresten, an den meisten Stellen nur durch eine wallartige Erhöhung des Bodens und eine muldenförmige Vertiefung in der Mitte. Dass im Innern dieses Hofes noch andere Gebäude gestanden haben, wird nirgends durch Unebenheiten des Bodens angedeutet. Über die Zwecke, zu welchen diese Höfe von Acapana bestimmt waren, scheinen zwei Funde Aufschluss zu geben, welche daselbst in den letzten 15 Jahren gemacht worden sind. Unweit der südwestlichen Ecke wurde beim Umpflügen des Landes ein Götzenbild entdeckt (a), das jetzt an demselben Orte, wo es gefunden wurde, aufgerichtet steht. Es ist aus rotem Sandstein gehauen, 2,47 Meter hoch, in der Mitte 0,63 Meter breit und ungefähr ebenso dick. Die Formen des Kopfes und Rumpfes sind in plumper Weise stilisiert, Arme und Hände eng am Körper anliegend, die rechte Hand umfasst einen Gegenstand, welcher nach dem noch übrigen Reste zu schliessen, ein Opfermesser vorgestellt haben mag. Der verhältnismässig grosse Oberleib wird vom kurzen Fussteile durch einen breiten Gürtel geschieden, welcher gleich dem die Beine bedeckenden Gewande mit Figuren bedeckt ist; diese waren fein gemeisselt und sind stellenweise noch gut erhalten. — Ein zweiter merkwürdiger Gegenstand ist eine schiefergraue Platte von hartem Stein (b), welche etwa zehn Meter von der Mitte der Kolonnade entdeckt wurde, und zwar gleichfalls beim Bearbeiten des Feldes, denn der ganze Raum des Hofes ist unter Kultur und wurde zur Zeit meines Besuchs eben umgeackert. Der Stein hat eine rechteckige Gestalt mit abgerundeten Ecken, ist 2,70 Meter lang, 1,70 breit und 0,29 dick. Der Stein ist vollkommen eben, aber nicht so glatt behauen wie die Bruchstücke von Puma-puncu. Wir halten diese Platte sowohl wegen ihrer Gestalt als auch wegen des Ortes, wo sie lag, für einen Altar oder Opferstein, und betrachten demgemäss den Hof von Acapana für einen der Gottesverehrung geweihten Raum, deren äusserer wahrscheinlich der Vorplatz war für ein Heiligtum, welches der kleinere Hof enthielt. Vielleicht war auch dieser kleinere Hof ein Gebäude oder wenigstens der Anfang eines solchen, welches ebensowenig vollendet wurde, als die Kolonnade und der Palast von Puma-puncu.

Was die Höfe von Acapana zur interessantesten Gegend des Ruinenfeldes macht, ist ein Baudenkmal, welches eigentlich nicht hierher gehört hat, und gewiss nicht für den Platz bestimmt war, auf welchem es steht, wiewohl es denselben nun schon seit Menschengedenken einnimmt. Es ist ein grosser, aus einem Steinblock gehauener Thorweg

(c), dessen eine Seite über dem Eingang mit einem breiten Fries von symbolischen Figuren bedeckt ist. Derselbe steht im nordwestlichen Winkel des grossen Hofes, unweit der Strasse, nicht in der Linie der Steinreihe und ohne Verbindung mit irgend einem Mauerwerk, mit der Vorderseite nach innen gekehrt. Das Querstück des Thores ist von einem Winkel der Thüröffnung aus geborsten, die beiden ungleich grossen Stücke sind etwas gegeneinander geneigt. Wie dieses Thor an seinen jetzigen Platz gekommen ist, wo es gar keinen Zweck erfüllt, ist unbekannt. Es wird in Tiahuanaco erzählt, ein Blitz habe das Thor getroffen und es gesprengt. Wenn dies wirklich der Fall gewesen ist, so hat sich damals das Thor noch nicht in der Stellung befunden wie heute, denn die beiden Bruchstücke sind am Boden weiter von einander entfernt, als die ursprüngliche Thürweite beträgt. Sie müssen also einzeln, jedes für sich, aufgestellt worden sein, und beide sind, um sie in ihrer Lage zu erhalten, beinahe bis zur Hälfte der Thürhöhe eingegraben. Dennoch sind die Stücke, die anfangs mit ihren Bruchflächen gegeneinander gelegen haben mögen, jetzt seitlich auseinandergewichen. Alcide d'Orbigny, welcher Tiahuanaco im Jahre 1833 besuchte, giebt an, dass damals das Thor umgefallen gewesen sei. Durch wen, oder auf wessen Veranlassung es wieder aufgestellt worden, ist nicht bekannt. Dass ein Blitzstrahl das Thor zertrümmert habe, mag wahr sein (der grosse Opferstein auf der Insel Titicaca ist ja auch durch einen Blitz in drei Teile gespalten), allein in Anbetracht des unpassenden Platzes, an welchem sich das Thor befindet, ist es ebenso wahrscheinlich, dass man es hat wegschaffen wollen, vermutlich nach der Strasse, und dass es dabei zerbrochen ist. Auf welche Weise aber auch der Bruch herbeigeführt worden sein mag, so wurde er der Grund des Vorhandenseins des Thores an seinem gegenwärtigen Ort; denn das verstümmelte Werk schien den Unternehmern nicht mehr der Mühe und Kosten des Fortschaffens wert. Dass sich dies wirklich so verhalten hat, beweist der Name Acapana. Dieser bezieht sich eigentlich nur auf das Thor und erst weiterhin auf die um dasselbe gelegene Gegend; Acapana besagt aber im Aimarà: »Dies haben sie weggetragen«[1]). Der Name ist die einzige Überlieferung, die uns über die Schicksale und Wanderungen dieses merkwürdigen Thores aufbewahrt worden ist. Bei dem Stumpfsinn und der Gleichgültigkeit der Bewohner kann dies freilich

1) aca, hinweisendes Fürwort: dieser, dieses; synkopiert, wie dies meistens geschieht, ac'. Apa-ña, im Keshua apa-y ist eine beiden Sprachen gemeinschaftliche Wurzel, welche wegtragen, holen bedeutet; davon die dritte Person des Präteritums apana, sie haben geholt.

Zerborstenes Thor Acapana, Vorderseite (links). S. 384.



Zerborstenes Thor Acapana, Rückseite (rechts). S. 384.

kaum Wunder nehmen, denn wenn schon jetzt niemand zu sagen weiss, wann und durch wen die in den dreissiger Jahren am Boden liegenden Stücke wieder aufgerichtet worden sind, wie sollte man sich dann des Ortes erinnern, wo das Thor früher gestanden hat. Dessenungeachtet können wir über diesen Ort nicht im Ungewissen sein, wenn wir die von Cieza gemachten Mitteilungen erwägen. Was ihm in Puma-puncu am meisten auffiel (lo que yo mas noté) waren die auf den grossen Steinblöcken errichteten, aus einem Stück gehauenen Thorwege. Nun sind gegenwärtig in Puma-puncu keine Thore aus einem Stücke mehr vorhanden, sondern nur ein paar Halbthore, dagegen finden sich im ganzen Ruinenfeld jetzt noch drei monolithische Thore, und zwar zerstreut in verschiedenen Gegenden, ohne allen Zusammenhang mit anderen Bauresten, nämlich die beiden von Acapana und Santa Bárbara und ein später zu erwähnendes aus rötem Sandstein, welches südlich vom Hügel in der Ebene steht. Diese Thore zeigen ähnliche Masse und stimmen hinsichtlich des Stiles ihrer Ausführung so miteinander überein, dass die Vermutung nahe liegt, die jetzt getrennten, aus verschiedenen Veranlassungen verschleppten Monolithen haben ursprünglich zusammengehört und seien die Werke gewesen, welche die Verwunderung des alten Chronisten in so hohem Grade erregten.

Bei der Beschreibung des Thores beschränken wir uns auf die Skulpturen des Frieses, sowie auf einige Bemerkungen über die Nischen der Rückseite und geben, da die allgemeinen Formen aus den beigefügten photographischen Abbildungen ersichtlich sind, bloss die Masse der einzelnen Teile.[1])

---

1) Obere Breite der beiden Bruchstücke zusammen . . . . . 3,90 Meter
Breite des grösseren Stückes von der Thüröffnung bis zum Rande . . . 1,55 »
Breite des kleinen Stückes . . . . . 1,45 »
Höhe der Thüröffnung vom Boden bis zum Winkel des grossen Stückes 1,09 »
Breite der Thüröffnung vom Winkel des grossen Stückes bis zur Bruchkante . . . . . 0,81 »
Ursprüngliche Breite der Thüröffnung . . . . . 0,85 »
Dicke des Steines in der Thür . . . . . 0,35 »
Dicke des Pfalzes in der Thür . . . . . 0,25 »
Oberer Abstand der beiden Bruchenden von einander . . . . . 0,00 »
Ganze Höhe des Frieses . . . . . 0,82 »
Freier Rand über dem Friese . . . . . 0,22 »
Höhe der Mittelfigur des Frieses . . . . . 0,54 »
Breite » » » » . . . . . 0,35 »
Felder des Frieses, Quadrate von . . . . . 0,20 »
Höhe der grossen Nische der Rückseite . . . . . 0,72 »

Der Fries besteht aus einer grösseren Mittelfigur und zu beiden Seiten derselben aus drei Reihen von je acht quadratischen Feldern, welche durch eine breite Borte von der glatten Vorderfläche des Thors geschieden werden. Das rechteckige Mittelstück überragt die oberste

Mittelstück des Frieses.

Reihe der quadratischen Felder, reicht nach unten bis an die Borte und enthält eine menschliche Figur in erhabener Arbeit von eigentümlich

Breite der grossen Nische der Rückseite	0,35 Meter
Höhe der kleinen » » »	0,30 »
Breite » » » » »	0,22 »

Die Thürhöhe lässt sich nicht genau angeben, da der untere Teil des Thores mit Erde bedeckt ist. Da die Thürweite dieselbe ist wie bei dem Thor von Santa Bárbara, lässt sich annehmen, dass auch die Höhe die derselben entsprechende sei, nämlich etwa 1,90.

starren stilisierten Formen. Das viereckige, unten etwas abgerundete Gesicht hat einen viereckigen Mund und ebensolche Augen. Vom Kopfe gehen kurze, strahlenartige Fortsätze aus, welche abwechselnd in runde Scheiben oder Tierköpfe endigen, die vermutlich amerikanische Löwen vorstellen sollen. An den Kopf schliesst sich ein kurzer, mit einem Gürtel umgebener Oberkörper, an welchem die Beine fehlen und die Füsse bloss durch zwei kleine viereckige Sockel angedeutet sind. Die beiden an den Körper angedrückten Hände halten Scepter, welche ebenso lang sind als die ganze Figur und mit Kondorköpfen endigen. Der linksseitige Scepter ist in der oberen Hälfte geteilt, und die beiden dünnen Enden tragen gleichfalls kleine Vogelköpfe mit gebogenen Schnäbeln; von dem Fussende der Figur gehen zackige Strahlen aus, die wie das linke Scepter mit geschnäbelten Köpfen endigen.

Der Fries zu beiden Seiten der Mittelfigur besteht aus quadratischen Feldern, die in drei Reihen geordnet sind. Jedes Quadrat enthält eine Figur in erhabener Arbeit und in denselben starren Formen ausgeführt wie die des Mittelschildes. In der obersten und dritten Reihe sieht man kurze, gedrungene und geflügelte menschliche Gestalten, welche alle ein Knie beugen und in der Hand Scepter halten wie die Mittelfigur. Die Köpfe sind dieser letzteren zugewandt und tragen Kronen, deren Strahlen geschnäbelte Köpfe sind. In der zweiten Reihe finden sich geflügelte und knieende Figuren gleich den eben beschriebenen, aber mit gekrönten Kondorköpfen, welche zur Hauptfigur aufblicken. Die breite Borte, welche sowohl unter der Mittelfigur als auch unter den quadratischen Figurenschildern hinläuft, ist nicht in Felder geteilt, sondern zeigt abwechselnd menschliche Gesichter, die in verkleinertem Massstabe der Hauptfigur ähnlich sind, und bandartig gewundene Verzierungen, die in geschnäbelte Köpfe auslaufen. Die Skulpturen des Thores sind nicht vollendet worden. Nur je fünf Felder der drei Reihen auf beiden Seiten sind fertig gemeisselt, die übrigen Felder, zusammen achtzehn, sind nur skizziert. Ebenso sind auch die den letzten Feldern entsprechenden Teile der Borte nur angedeutet. Diese Borte ist dem Friese über dem Thore von Santa Bárbara ähnlich.

An den glatten Flächen unterhalb des Frieses bemerkt man an jeder Seite eine rechteckige Einsenkung oder Grube. Diese liegen der Aussenkante näher als der Thüröffnung, aber nicht in gleichem Abstand von dieser, auch sind sie nicht von gleicher Grösse und Tiefe, die linksseitige ist etwas breiter, aber weniger hoch als die rechte. Wozu diese Gruben dienten, ist nicht klar, vielleicht waren sie zur Aufnahme von Sockeln zur Aufstellung von kleinen Bildsäulen bestimmt.

Der Block, aus welchem das Thor gehauen ist, hatte nicht die zur vollständigen Ausführung der Friesskulpturen erforderliche Breite, daher die drei letzten der unvollendeten Felder an der rechten Seite nur halb so breit sind als die übrigen.

Die Rückseite des Thors ist mit Nischen oder blinden Fenstern verziert, deren Stil und Ausführung mit den Halbthoren in Puma-puncu, sowie mit den Verzierungen vieler daselbst liegender Steine übereinstimmen. Zu beiden Seiten der Thüröffnung findet sich je eine grössere Nische, darüber auf einem Gesimse und auf der Höhe der Oberschwelle zwei kleinere. Für die äussere der beiden linksseitigen reichte der Stein nicht aus, daher der linke Pfosten oder Rahmen fehlt, wie auf der Vorderseite die Hälfte der letzten quadratischen Felder. An den beiden grossen Nischen ist an der Oberschwelle, nahe an dem inneren Pfosten, ein keilförmiges Stück ausgemeisselt. Dort scheinen sich die Angelhaken befunden zu haben, von denen Cieza spricht (portadas grandes con sus quicios). Vermutlich waren sie aus Kupfer, wie die T-förmigen Klammern und in den harten Stein so fest eingetrieben, dass die Zerstörer sie nicht auf andere Weise herauszunehmen vermochten. Die zweiten Angeln, die zur Befestigung und Bewegung der Thürflügel erforderlich waren, mögen in den Steinblock eingesenkt gewesen sein, auf welchem das Thor stand. Solche Angeln haben wir an keinem der von uns untersuchten Inkathore zu entdecken vermocht und wir haben keine Beweise, dass die Inkas sich flügelartiger Holz- oder Metallplatten zur Schliessung ihrer Thüren bedienten.

Der zum Thore verwendete Stein ist eine dunkelgraue sehr feste und spröde Lava, in welcher die Skulpturen sowie die glatten Flächen so sorgfältig gemeisselt sind, wie die besten in Puma-puncu, doch ist trotz der Härte des Steins besonders die Rückfläche um die oberen Nischen sehr verwittert. Auch die Mittelfigur der Vorderseite sowie manche Stellen des Frieses haben stark gelitten, aber wohl weniger durch den Einfluss des Wetters als durch mutwillige Beschädigung. Bei meinem zweiten Besuch in Acapana traf ich daselbst eine Schar indianischer Knaben, die sich mit Steinwerfen belustigten und dabei den Kopf des Mittelschildes zum Ziele nahmen.

Über die Deutung der Skulpturen des Frieses ist es schwer eine einigermassen gegründete Vermutung aufzustellen, zumal wir über die ursprüngliche Stellung des Thors nichts Bestimmtes wissen, nicht einmal ob es der Eingang zu einem Tempel oder Palast gewesen ist. Nur so viel scheint klar, dass die Mittelfigur eine Gottheit darstellte, die aber ausser der starren Stilisierung mit den übrigen in Tiahuanacu auf-

gefundenen Götzenbildern keine weitere Ähnlichkeit zeigt als etwa, dass von ihrem Fussende strahlenartige, mit Vogelköpfen endigende Fortsätze ausgehen, wie von der Unterlippe des grossen Kopfes in der Alameda von La Paz. Es ist also anzunehmen, dass sie eine der in Tiahuanaco verehrten Gottheiten darstellte, denn dass der Kultus daselbst nicht auf eine einzige beschränkt war, scheint das Vorhandensein der vielen anderen Götzenbilder anzudeuten.[1]) Interessant ist und eine besondere Hervorhebung verdient der Umstand, dass zwischen der Mittelfigur des Portals und der im Tempel von Chavin aufgefundenen Platte, welche im ersten Bande dieses Werks abgebildet ist, sich eine gewisse Ähnlichkeit nachweisen lässt. Bei beiden sieht man auf einem kurzen Oberkörper mit zwerghaften oder ganz fehlenden Beinen einen grossen Kopf, von welchem strahlenförmige stilisierte Fortsätze ausgehen, die in Tiahuanaco zum Teil in Löwenköpfe, in Chavin in Schlangenköpfe endigen. Beide Figuren halten in ihren Händen Szepter von Stäben oder Waffen. Die Vermutung, dass beide Figuren Darstellungen der Sonne seien, wegen der von den Köpfen ausgehenden Strahlen, rührt wohl daher, dass man die Bauten von Tiahuanaco sowie die von Chavin für Werke der Inkas hielt und sie daher auf deren Religion, den Sonnendienst, beziehen zu müssen glaubte. Die Tempel jedoch, wo man sie fand, waren nicht von den Inkas gebaut, im Gegenteil, der eine wurde von ihnen zerstört, der andere wahrscheinlich in seinem Ausbau unterbrochen, weil beide nicht der Sonne, sondern anderen Göttern oder Götzen geweiht waren.

Südlich vom grossen Hof erhebt sich ein niedriger Hügel, den Cieza künstlich (hecho á mano) nennt; doch scheint hier eine natürliche Anschwellung des Bodens vorhanden gewesen zu sein, die dann durch Aufschüttung noch etwas erhöht wurde. Der Fuss des Hügels ist von der südlichen Steinreihe des Hofs nur dreissig Schritte entfernt, seine Hauptmasse hatte ursprünglich eine quadratische Basis, deren Seiten

1) M. Ule l. c. hält die Figur für eine Darstellung des Gottes Viracocha und Tiahuanaco für den Sitz des Viracochakultes; doch ist eine solche Annahme willkürlich und schon deshalb unstatthaft, weil Huirakocha ein Ausdruck der Keshuasprache ist und zur Zeit der Erbauung Tiahuanacos wahrscheinlich noch kein Wort dieser Sprache in jene Gegenden gedrungen war. Cieza de Leon bemerkt über den höchsten Gott der alten Peruaner: »Allgemein und in den meisten Gegenden nannte man ihn Ticiviracocha, wiewohl er in der Provinz Collado Tuapaca und in anderen Aruahuan genannt wurde.« Wir haben unsere Ansicht über die Bedeutung des Namens Huirakocha, sowie über das Wesen und den vermutlichen Ursprung der Verehrung dieses Gottes bereits in unserer Einleitung zum Ollanta-Drama erörtert, und werden darauf bei Beschreibung des Tempels bei Cacha zurückkommen.

mit denen des Hofs ungefähr gleichlaufend waren. Auf drei Seiten war der Fuss des Hügels mit einer starken Mauer eingefasst, um der aufgeschütteten Erde Halt zu geben. An der Westseite schloss sich daran eine etwas schmälere, an der Basis gleichfalls mit Mauern umgebene Terrasse, so dass die Gesamtmasse der Aufschüttung eine rechteckige Gestalt gehabt zu haben scheint. Die Seiten der Basis messen 150 Meter, die terrassenförmige Erhöhung ist 80 Meter breit und erstreckt sich von der Westseite 39 Meter nach vorn, d. h. weiter nach Westen. Der Haupthügel ist 15—16 Meter hoch, die Terrasse weit niedriger. Von der Mauer, welche den Fuss des Hügels umgab, sind nur an wenigen Stellen Bruchstücke erhalten, die aber alle dieselbe Anordnung zeigen. Von Strecke zu Strecke erheben sich pfeilerartige Blöcke, etwas gegen den Abhang geneigt und sich nach oben zu verschmächtigend, welche durch Mauern von wohlbehauenen und sorgfältig gefügten Steinen verbunden werden. Die Seiten des Hügels sind durch Arbeiten von Schatzgräbern so zerwühlt und entstellt, dass diese ganze Erderhebung gegenwärtig beinahe einer natürlichen gleicht und ihre ehemalige Form nur aus den eben erwähnten Resten mehr erraten als erkannt werden kann. Ob die Seiten des Hügels treppen- oder stufenförmig gestaltet waren, wie bei den meisten dergleichen Bauten in Peru, oder glatt, lässt sich nicht mehr entscheiden. Cieza, der den Hügel sah, als er noch weniger zerstört war, erwähnt nur der Mauer am Fuss, aber keiner treppenartigen Wände. Dass auf der Plattform des Hügels Gebäude gestanden haben oder errichtet werden sollten, ergiebt sich aus der Menge zum Teil grosser, sorgfältig behauener Steine von verschiedenen Formen, welche überall am Abhang umherliegen. Der grösste Teil der Plattform ist jetzt bebautes Land, nur die Ostseite ist nicht zur Kultur zu verwerten, denn dort findet sich eine grosse kraterförmige Ausgrabung, deren Erde über den Abhang hinabgeworfen worden ist und dort alle Spuren der ursprünglichen Gestalt desselben verwischt hat. Diese Ausgrabung scheint bis unter das Niveau der Ebene zu reichen und ist in ihrem tiefsten Teile mit Wasser gefüllt. Diese unregelmässige Ostseite des Hügels erstreckt sich etwa 60 Meter weiter nach Osten als die östliche Grenze des grossen Hofs, die an der Westseite befindliche Terrasse dagegen liegt gegen die Linie der Kolonnade etwa zwanzig Meter zurück. Ob der Hügel ein der Gottesverehrung geweihter Ort oder ein Befestigungswerk gewesen, lässt sich aus den vorhandenen Trümmern nicht ersehen. Von den Bewohnern der Gegend wird er gewöhnlich die Burg — el castillo — genannt. Es wäre ja ganz möglich,

dass er Festung und Tempel zugleich gewesen, und dass der letztere sich in der Mitte und auf dem höchsten Punkte der Burg befand.

Unweit des Südabhangs sind zwei Götzenbilder aus rotem Sandstein entdeckt worden, dem ähnlich, welches im Hofe aufgestellt ist. Sie liegen noch halb mit Erde bedeckt, es scheint, dass man es bei dem sehr beschädigten Zustande der freigelegten und gereinigten Teile nicht der Mühe wert gehalten hat sie aufzurichten. Auch Cieza erwähnt diese Götzenbilder in der Nähe des Hügels — mas adelante

Monolithisches Thor aus rotem Sandstein.

deste cerro —, doch geht aus seinen Worten nicht hervor, ob sie zu seiner Zeit noch standen oder auch schon am Boden lagen. Von einer zu einem grossen Gebäude gehörigen, gut gefügten Mauer, die er in der Nähe der Götzenbilder erwähnt, ist jetzt nichts mehr übrig. Vielleicht gehörte dazu das monolithische Thor aus rotem Sandstein, welches etwas südöstlich vom Hügel ganz einsam in der Ebene steht. Wie das grosse Thor in Acapana, so steht auch dieses so tief im Boden, dass die messbare Thürhöhe nur 1,03 Meter beträgt, die Thürweite ist 0,84, die Dicke des Steins 0,40. Auf dem Querstück lastet ein grosser Sandsteinblock, der gegen das Thor aufgerichtet und mit seinem hinteren

Ende im Boden eingebettet ist. Er ist 2,60 Meter lang, 0,65 breit und 0,29 dick. Durch den Druck seines Gewichts ist das Querstück geborsten, doch haben sich bis jetzt die beiden Bruchstücke in ihrer Lage erhalten.

Östlich von dem Hügel befindet sich noch eine Merkwürdigkeit, auf welche ich leider durch meinen Führer nicht aufmerksam gemacht wurde und sie daher nicht aus eigener Anschauung beschreiben kann. Nach Squier finden sich dort auf einem etwas erhöhten Grunde die Überreste eines aus grossen Blöcken errichteten, ungefähr 50 Quadratfuss grossen Baues und in der Mitte desselben eine quadratische 20 Zoll dicke Platte, deren Seiten 13 Fuss 4 Zoll lang und an den Ecken abgerundet sind. In dem mittleren Teile der Platte findet sich eine rechteckige ausgemeisselte Vertiefung, von welcher kleine Treppchen seitlich und nach hinten auf die Platte führen. Im hinteren Teile der Platte sieht man hinter einander je drei quadratische Vertiefungen zur Aufnahme von Pfeilern oder Säulen. Squier nennt diesen Stein einen symbolischen — symbolical slab —, eine Darstellung in verkleinertem Massstabe, oder ein Modell eines zu heiligen Zwecken bestimmten Gebäudes.

Ausser den behauenen Steinen finden sich in verschiedenen Gegenden des Ruinenfeldes auch noch unbehauene oder solche, deren Bearbeitung erst eben begonnen hatte. So liegt in der Nähe des südlichen Fusses des Hügels ein schwarzer Block, 4,35 Meter lang, 3,0 breit und 1,35 dick. Ein noch grösserer Block von dunklem vulkanischen Stein befindet sich nordöstlich vom Hof, dessen Länge 6,70 Meter, die Breite 2,0 und die Dicke 1,0 misst. Bei dem ersteren dieser Steine hatte man bereits mit der Bearbeitung begonnen, denn man sieht auf der Oberfläche desselben eine Reihe von muldenartigen Vertiefungen, welche durch Hin- und Herreiben von grossen Steinstücken hervorgebracht zu sein scheinen, um dem Blocke zunächst eine kantige Form zu geben und dem feineren Behauen vorzuarbeiten.

Das bei den Bauten von Tiahuanaco am meisten verwendete Material ist der rote Sandstein, welcher die Uferberge des Titicaca bis in die dortige Gegend bildet. Dieser liegt an vielen Stellen in ausserordentlich mächtigen Schichten zu Tage, ist feinkörnig und verhältnismässig leicht zu bearbeiten. Aus solchem Sandstein bestehen die grössten Blöcke, die Pfeiler der Kolonnade und auch die grosse Masse der kleineren Quadern, welche später zur Erbauung der Kirchen in den benachbarten Orten benutzt wurden. Ausserdem finden sich aber auch in nicht geringer Zahl Steine vulkanischen Ursprungs, welche von dunkler

Farbe, lavaartig und sehr hart sind[1]). Aus diesen sind die beiden monolithischen Thore von Acapana und Santa Bárbara, die Halbthore von Puma-puncu und die mit kleinen Nischen versehenen, daselbst in Reihen stehenden Steine gehauen. Über welche Werkzeuge die Erbauer von Tiahuanaco verfügten, um die grossen Schwierigkeiten der Bearbeitung mit solcher Vollkommenheit überwinden zu können, erregt die Verwunderung des Beschauers in ebenso hohem Grade als die ungeheuren Anstrengungen, die erforderlich gewesen sein müssen, um die schweren Massen aus ihren Bruchstellen an den Bauort zu schaffen. Man hat bisher die Brüche noch nicht aufgesucht, aus welchen die roten Sandsteine entnommen sind, wiewohl diese vielleicht nicht fern sind, denn sowohl an den Hügeln nördlich von Tiahuanuco als auch an der Südseite des Thals treten Lager zu Tage; weniger klar ist, woher die vulkanischen Steine stammen, und gewiss mussten sie aus weiteren Entfernungen herbeigeschafft werden, als die Sandsteine. Auf dem Wege von Huaqui nach dem Desaguadero, sechs Leguas von Tiahuanaco, sieht man links auf den Bergen über die Sandsteinlagen dunkle Felsmassen von gerundeten kompakten Formen hervorragen, welche vulkanisches Gestein zu sein scheinen. Squier giebt an, dass auf dem Isthmus von Yunguyo, welcher die Halbinsel Copacabana mit dem Festlande vereinigt, Basalt- und Trachytfelsen gefunden werden, welche mit den in Tiahuanaco verwendeten Steinen übereinstimmen. Dasselbe bestätigt auch Stübel, auf dessen Veranlassung Steinproben vom Berge Capira auf Yunguyo von Dr. Bergt untersucht wurden und sich als Andesite von gleicher Zusammensetzung erwiesen, wie die Steine der Ruinen. Squier erzählt ferner, dass sich auf dem Isthmus viele halb behauene Steine finden, so wie dass einige Blöcke noch am Wege vom See zu den Ruinen liegen. Dies würde also dafür sprechen, dass die harten dunklen Steine aus einer Entfernung herbeigeschafft wurden, die von Squier zu 40 englischen Meilen, von Stübel zu 80 Kilometer angegeben wird, von denen 25 Meilen zu Wasser und 15 zu Land zurückgelegt werden mussten[2]).

1) Nach A. Stübel sind die in Tiahuanaco verwendeten vulkanischen Steine andesitische Laven, von welchen Dr. Bergt nach den von ihm untersuchten Stücken sieben verschiedene Arten unterschieden hat.

2) Da der Transport so schwerer Massen nicht wohl auf den auf dem See gebräuchlichen Rohrflössen hätte bewerkstelligt werden können, so hat auf Stübels Veranlassung Professor Ebert in Dresden die Tragfähigkeit des Flossholzes — palo de balsa — untersucht und gefunden, dass zur Fortschaffung eines Steines von 65 000 Kilogramm 19 400 Kilogramm oder 128 Kubikmeter Holz erforderlich sein würden,

Die Ruinen von Tiahuanaco sind ein Rätsel, von dessen Lösung wir heute noch ebenso weit entfernt sind, als die ersten Europäer, die sie mit Staunen erblickten, und ihre Geschichte wird uns wahrscheinlich für immer ein unenthülltes Geheimnis bleiben. Aus welcher Zeit stammen diese Bauten? Wer hat sie aufgeführt? Warum blieben sie unvollendet, nachdem sie so viel Zeit und Mühe gekostet hatten? Wurde ihr Bau zwangsweise unterbrochen oder freiwillig aufgegeben? War der Bildungsgrad, den sie offenbaren, von den Erbauern in diesem Lande erworben worden, oder war das Volk, das ihn besass, aus einer andern Gegend eingewandert? Was ist aus diesem Volke geworden? Ist es untergegangen, weiter gezogen, oder sind die jetzigen Landesbewohner dessen Überreste und Nachkommen? Dies sind die Fragen, die sich beim Anblick der Ruinen aufdrängen, und auf welche wir keine andere Antworten zu geben vermögen als unbestimmte Vermutungen.

Nach Garcilaso kamen die Inkas unter ihrem vierten König Maita Kapac zuerst in die Gegenden südlich vom Titicaca. Sie setzten auf grossen Flössen über den Desaguadero, und die Bewohner der Provinz Hatun Pacasa am linken Ufer dieses Ausflusses des Sees unterwarfen sich ihnen ohne Widerstand, darunter der Ort Tiahuanaco, berühmt durch seine »grossen und unglaublichen Gebäude.« Als Cieza de Leon bei seinem Besuche daselbst die Indianer fragte, ob diese Gebäude zu Zeiten der Inkas errichtet worden seien, lachten sie ob der Frage und versicherten, dass sie vor deren Herrschaft existiert, allein wer sie erbaut, wüssten sie nicht zu sagen, nur hätten sie von ihren Vorfahren gehört, dass in einer Nacht das Ganze entstanden sei. Dies ist alles, was die Chronisten über die Geschichte von Tiahuanaco angeben, also so viel wie nichts; denn die einzige in diesen Überlieferungen enthaltene Thatsache ist die, dass die Bewohner der Gegend bereits vor 350 Jahren, als die Erinnerungen noch frischer sein mussten, nicht anzugeben wussten, wer die Erbauer der Ruinen gewesen, und nur darüber gewiss waren, dass sie nicht von den Inkas herrührten. Da somit nicht einmal eine Sage erzählt wird, die uns einen Fingerzeig geben könnte, so sind wir genötigt, anderweitig nach Aufschlüssen zu suchen, und in der That

welche zu einem Flosse von 16 Meter Länge vereinigt, 1,60 Tiefgang haben würden, und dass 400 Träger die erforderliche Anzahl von Stämmen aus den Wäldern der östlichen Cordillera hätten herbeischaffen können. Die Hauptschwierigkeit bei einem Transport zu Wasser würde aber unseres Erachtens weniger die Herstellung tragfähiger Flösse gewesen sein, als die Auffindung der Mittel, um die Steine auf dieselben zu laden, und sie dann durch das seichte Wasser am Ufer wieder ans Land zu bringen.

führt die aufmerksame Betrachtung der Ruinen und der Gegend, wo sie sich befinden, zu Erwägungen, die einen, wenn auch schwachen Schimmer von Licht in die Vergangenheit werfen.

Wir müssen uns sagen, dass das Volk, welches die Bauten aufführte, entweder selbst ein zahlreiches war, oder sich viele andere Völkerschaften unterworfen hatte, um über die Menge von Arbeitern verfügen zu können, die zur Aufführung künstlicher Hügel und zur Herbeischaffung so grosser Steinmassen aus weiten Entfernungen erforderlich waren. Das Volk, das seinen Göttern solche Tempel baute, musste einen geordneten religiösen Kultus und eine dementsprechende Priesterschaft besitzen. Es konnte nicht in einzelnen Stämmen getrennt leben, sondern musste eine einheitliche monarchische Verfassung haben, welche seinen Herschern erlaubte, sich einen solchen Palast errichten zu lassen. Für den allgemeinen Bildungsgrad, den dieses Volk erreicht hatte, kann als Massstab gelten, was es in der Baukunst leistete. Die Bauten in Tiahuanaco wurden nach sorgfältig vorbereiteten Plänen ausgeführt, denn die Steine wurden nicht durch Probieren aneinander gepasst, wie dies in den Inkabauten nachzuweisen ist, sondern sie waren nach Modellen oder Zeichnungen zugerichtet und in allen ihren Teilen vollendet, ehe sie an ihren Platz gebracht wurden. Die Herbeischaffung so schwerer Massen beweist nicht geringe Erfahrungen in der praktischen Mechanik und diese sowie die Anfertigung der Pläne setzt eine Summe mathematischer Kenntnisse voraus. Wenn ein Volk solche Errungenschaften aus sich selbst entwickeln muss, ohne Beihilfe oder Nachahmung älterer Kulturvölker, so braucht es dazu viele Jahrhunderte, denn die Fortschritte in Gewerben und Künsten sind langsam und allmählich, besonders in der Baukunst und Bearbeitung der Steine pflegen die ersten Versuche plump und roh auszufallen. Nun finden sich nirgends in der Umgegend des Titicaca den Ruinen von Tiahuanaco ähnliche, unvollkommenere Bauwerke und Skulpturen, sondern nur das eine Denkmal, welches vereinzelt dasteht. Die später im Verlaufe dieser Reise zu beschreibenden Grabmäler von Hatun Colla zeigen allerdings einen gewissen Grad von Fertigkeit im Behauen der Steine, aber im übrigen keine Bauformen, die an Tiahuanaco erinnern. Zieht man ferner den allgemeinen physischen Charakter des Hochlands in Betracht, die rauhe Unwirtbarkeit des Klimas, welches die Menschen ihres Daseins nicht froh werden lässt, die öde Einförmigkeit der Landschaft, die drückend auf Gemüt und Einbildungskraft wirkt, den Stumpfsinn der gegenwärtigen Bevölkerung und die Erfahrungen, die man an sich selbst macht, wenn man in diesen traurigen Gegenden reist: so drängt sich

die Überzeugung auf, dass in diesem Lande die Bedingungen zur Entwicklung einer höheren Kulturstufe nicht vorhanden sind, und dass der Bildungsgrad des Volks von Tiahuanaco, welcher sich in den dort befindlichen Bauwerken offenbart, aus einer andern Kulturstätte durch Einwanderer mitgebracht wurde.

Dass die Inkas nicht die Erbauer von Tiahuanaco waren, darf mit Sicherheit angenommen werden, denn abgesehen von der entschieden verneinenden Antwort der Indianer, von welcher Cieza berichtet, und dem Fehlen jeder Erwähnung in den Überlieferungen der Inkas, welche den Spaniern mitgeteilt und von den alten Chronisten gesammelt wurden, spricht dagegen auch die Eigentümlichkeit der Bauformen, deren Verschiedenheit von denen der Inkabauten sofort ins Auge fällt. Wir haben diese schon bei Beschreibung des Tempels und der Königsgemächer in Huánuco hervorgehoben und werden später wiederholt Gelegenheit haben, darauf zurückzukommen. Sie bestehen in der Form der Thüren, Fenster und Wandnischen, welche nie rechteckig sind sondern trapezförmig, indem durch die Neigung der Pfosten gegeneinander die Weite der Öffnungen oben geringer ist als unten. Eine zweite Besonderheit der Inkabauten ist ausserordentliche Genauigkeit der Steinfügung, bei welcher die Kanten der Nachbarsteine sich linienartig berühren. Die Form der Thüren in Tiahuanaco ist überall rechteckig, die Steinfügung zwar gut, aber keineswegs peinlich genau. Um so sorgfältiger dagegen ist die Bearbeitung der einzelnen Steine, die Genauigkeit der Kanten und Winkel, die Glätte der Flächen, während bei den Inkas die Aussenflächen der Steine fast nie vollkommen eben gemeisselt wurden, sondern etwas polsterförmig gewölbt sind.

Die Einwanderer oder Eroberer des Landes wählten zur Erbauung ihres Tempels einen Platz, der bereits von den Eingeborenen der Verehrung ihrer Götter geweiht gewesen war, denn der grosse, von rohen Steinblöcken eingefriedigte Hof stammt dem Anscheine nach aus älterer Zeit als die übrigen Bauten und rührt von einem Volke her, das in der Baukunst nicht über die rohesten Anfänge hinausgekommen war. Die Erbauer von Tiahuanaco scheinen hierbei eine Politik befolgt zu haben, die zu allen Zeiten von siegreichen Rassen zur Anwendung gebracht worden ist. Auch die Inkas ahmten ihnen nach und erbauten ihre Sonnentempel über oder neben den Heiligtümern der Völkerschaften, die sie unterworfen hatten, und jetzt haben die christlichen Geistlichen das Symbol ihrer Religion auf den zertrümmerten Tempeln der Inkas aufgepflanzt. Ein interessanter kleiner Überrest aus der ältesten Zeit wurde in meinem Beisein auf dem grossen Hofe von dem Indianer

gefunden, der denselben umpflügte. Es waren zwei kleine Pfeilspitzen, die in einer Furche des frisch geackerten Feldes lagen. Die Spitzen sind aus Feuerstein durch Absprengung kleiner Splitter hergestellt und gleichen ganz den Pfeilspitzen aus der Steinzeit, die in vielen Gegenden Europas aufgefunden worden sind. Der Mann, dem ich diese Gegenstände abkaufte, bot mir später noch eine aus hartem Stein geschnittene kleine Eule und eine kleine plumpe Figur aus Bronze an, kleine Götzenbilder oder Talismane, die noch jetzt von den Eingeborenen im Geheimen getragen werden. Diese Erzeugnisse alter Kunst stammten offenbar aus Kulturperioden, die durch längere Zeiträume von einander getrennt waren.

Auch die Etymologie des Wortes Tiahuanaco scheint der eben ausgesprochenen Ansicht zu Hilfe zu kommen. Wir halten dies Wort für eine Abkürzung von Thia-huanacu-haque = umherschweifende Männer aus fernen Landen. Es bedeutet nämlich im Aimarà Thia die Ferne oder einen weitentfernten Gegenstand, z. B. Leute aus der Gegend von Kusko wurden am Titicaca-See als Männer aus der Ferne bezeichnet. Ferner bedeutet huanacu haque einen wandernden Menschen, der unstät umherschweift wie ein Huanacu. Es hat also nichts Unwahrscheinliches, dass die Eingeborenen des Landes die fremden Eindringlinge, deren Heimat niemand kannte, mit einem gehässigen Spottnamen belegt haben sollten, welcher später dem Orte geblieben ist[1]).

Wenn die Ruinen von Tiahuanaco uns eine gewisse Auskunft über die Kulturstufe ihrer Erbauer gegeben haben, so bleiben sie stumm auf

1) Eine andere Erklärung der Bedeutung des Namens von Tiahuanaco leitet das Wort aus der Keshuasprache ab. Als der Inca Tupac Yupanqui an diesem Orte verweilte — so berichtet die Sage — wurde ihm ein Bericht in Knotenschrift (kipu) von der Hauptstadt Kusko überbracht. Der Bote hatte diesen weiten Weg von 114 Leguas in vier Tagen zurückgelegt, und der König, verwundert über diese ausserordentliche Leistung, winkte dem vor ihm stehenden Überbringer sich auszuruhen, mit den Worten: Tiyai, huanacu! Setz dich Huanacu! worauf der Ort fortan so benannt wurde. Diese Erklärung klingt ebenso gezwungen wie die des Namens von Arequipa, welche im zweiten Bande erwähnt wurde. Nach Garcilaso war der Name Tiahuanaco bereits bekannt, als die Inkas zuerst unter Maita Kapac in die Gegend kamen. Ausserdem ist zu der Fabel zu bemerken, dass die Inkas sich zur Sendung von Botschaften in so weite Entfernungen nicht eines einzigen Boten bedienten, sondern der königlichen Läufer (chasqui), welche in eigens dazu an den grossen Strassen von Strecke zu Strecke erbauten Häuschen sich stets bereit halten mussten. Wenn der Träger einer Botschaft sich einer Station näherte, so blies er in ein Horn, um seine Ankunft anzumelden, worauf ein neuer Läufer sich fertig machte, den gebrachten Kipu in Empfang nahm und im raschesten Laufe bis zur nächsten Station trug.

die Frage, woher diese gekommen und welches ihr ferneres Schicksal gewesen. Man hat das Erscheinen eines Kulturvolks an den Ufern des Titicaca-Sees mit der Verdrängung der Tolteken durch die Azteken in Verbindung zu bringen gesucht, und in der That ist Mittelamerika die Gegend, wohin sich unsere Blicke richten, wenn es sich darum handelt nach verlassenen Kulturstätten zu forschen; allein um diese Ansicht aus der Menge willkürlicher Vermutungen hervorzuheben und ihr Halt zu geben, würde erforderlich sein, Ähnlichkeiten zwischen den Bauformen von Tiahuanaco und denen der centralamerikanischen Ruinen nachzuweisen, was bis jetzt noch nicht geschehen ist. Über das Schicksal des Volks von Tiahuanaco wissen wir nicht mehr als über dessen ursprünglichen Wohnsitz. Aus den Überresten seiner hinterlassenen Bauwerke können wir schliessen, dass dieses Volk früher weit zahlreicher gewesen ist, als die jetzt in der Gegend lebende Bevölkerung. Vielleicht hatte dieselbe Ursache, welche die Unterbrechung das Baus herbeiführte, auch den Untergang des Volks zu Folge. Unterjochte Stämme mögen sich gegen ihre Unterdrücker erhoben, auswärtige Feinde die früheren Herren zu Vasallen gemacht haben, durch Krieg und Eroberung mag es aufgerieben, durch Misswachs und Seuchen vermindert oder zur Auswanderung getrieben worden sein; immerhin aber wird ein Volk, das so lange an einem Orte ansässig gewesen ist, um solche Bauwerke aufzuführen, durch die als mögliche bezeichneten Ursachen nicht vollständig vertilgt, und es liegt daher nahe, die jetzt um das Südende des Sees lebenden Menschen als Überreste und Nachkommen jenes Volkes zu betrachten. Was gegen eine solche Annahme spricht, ist freilich der gegenwärtige Zustand der Aimaràs, ihre Verkommenheit und ihr Stumpfsinn, der sie jeder höheren Entwicklung unzugänglich zu machen scheint. Allein wir erinnern dagegen an den Zustand mancher Kulturvölker der alten Welt, die einst eine höhere Kulturstufe erreicht hatten als die Erbauer von Tiahuanaco, und trotzdem noch tiefer herabgesunken sind als die Aimaràs, denn diese haben wenigstens in mancher Hinsicht, wie im Ackerbau sowie in der Anfertigung von Geweben, noch Reste ihrer früheren Kultur bewahrt.

Dazu kommen mancherlei andere Erwägungen, die zu der Ansicht führen, dass die Rasse, welche die gegenwärtig Aimarà genannte Sprache redet, in alter Zeit im peruanischen Hochland eine weit grössere Verbreitung gehabt und wahrscheinlich eine wichtigere Rolle gespielt hat, als man ihr bei ihrem jetzigen Zustande zutraut. Wir haben bei der Beschreibung der Reisen durch Nord- und Mittel-Peru wiederholt hervorgehoben, dass gewisse Ortsnamen, welche im Keshua keinen Sinn

geben, wohl aber im Aimarà, aus dieser Sprache herstammen müssen, und dass sich daraus schliessen lässt, dass Stämme, welche diese Sprache redeten, in jenen Gegenden ansässig gewesen sind. Solche Namen lassen sich in verschiedenen Provinzen des peruanischen Gebiets nachweisen, und im Norden über die Grenzen desselben hinaus bis jenseits der Linie. Sie mehren sich, je mehr man nach Süden vordringt und fast alle Ortsnamen im Thale des Huillcanota und in den Gegenden nördlich vom Titicaca, in welchen jetzt Keshua gesprochen wird, sind Aimaràworte. In der Einleitung zu dem Werke über die Aimaràsprache, welche über die ehemalige Verbreitung der Aimaràs und ihr Verhältnis zu den Inkas handelt[1]), haben wir auf Grund des Vorkommens dieser Ortsnamen die Vermutung ausgesprochen, dass eine Rasse von unbekanntem Namen, deren Nachkommen am Titicacasee jetzt Aimaràs genannt werden, einst von Norden her im peruanischen Hochland vorgedrungen ist, an verschiedenen Orten Ansiedlungen gründete, die sich in Mittel-Peru zu einem grösseren Reiche vereinigten, sich endlich am Titicacasee niederliess und sich von dort aus südlich im Hochland bis in die Gegend von Chuquisaca, sowie westlich bis an den stillen Ozean ausbreitete. Diese Rasse war in verschieden genannte Stämme geteilt, welche gemeinschaftlich als Collas (Hochländer) bezeichnet wurden. Die Blütezeit dieser Rasse fiel vor die Periode der Inkaherrschaft. Die Inkas, deren Überlieferungen ihre Abstammung und Herkunft vom Titicaca-See herleiten, waren eine Abzweigung der Collas, welche entweder freiwillig oder vertrieben nach Norden wanderten und sich im Thale von Kusko niederliessen. Der Grund der Trennung von ihren Stammesgenossen war vielleicht ein religiöser, indem die Collas, wie die Funde in Chavin und Tiahuanaco beweisen, Götzendiener waren, während die Inkas die Sonne verehrten. Als die Kolonie der Inkas von bescheidenen Anfängen sich zu einem mächtigen Reiche erweitert hatte, kehrten sie als Eroberer in das Land zurück, das sie vielleicht als Flüchtige verlassen hatten, und der Verlust der staatlichen Selbständigkeit der Collas mag die Ursache gewesen sein, aus welcher die in Tiahuanaco angefangenen Bauwerke nicht vollendet wurden. Wahrscheinlich war ein sehr langer Zeitraum zwischen der Auswanderung der Inkas und ihrer Rückkehr verstrichen, ein so langer, dass sich weder bei den Siegern noch bei den Besiegten Erinnerungen an ihr früheres Verhältnis erhalten hatten. Bei alledem waren der allgemeine Bildungsgrad und die einzelnen Kulturerrungenschaften bei beiden Völkern die-

1) Die einheimischen Sprachen Perus, V. Band.

selben, nur dass die Inkas das, was sie aus ihren ursprünglichen Wohnsitzen mitgebracht hatten, selbständig und in eigenartiger Weise weiter entwickelten. In mancher Hinsicht waren sie mit den Collas auf gleicher Stufe geblieben, so im Ackerbau und in der Anfertigung von Geschirren und Geweben; in anderen Zweigen hatten die Inkas ihre früheren Stammesgenossen übertroffen, nämlich in der Kriegskunst und Verwaltung, in der Anlage von Strassen und Kanälen; in der Baukunst dagegen waren sie eher zurückgeblieben, denn ihre besten Werke kommen denen von Tiahuanaco nicht gleich. Zu diesen in der oben erwähnten Einleitung entwickelten Ansichten bemerken wir hier, dass wir allerdings die angeführten Ortsnamen, so wie die aus der Vergleichung der Bauwerke geschöpften Belege als genügend erachten, um das einstige Vorhandensein von Aimarà redenden Völkern in Mittel- und Nord-Peru darzuthun, dass jedoch die Annahme einer Wanderbewegung dieser Stämme von Norden her eine Vermutung ist, welche zu bestätigen oder zu widerlegen wir späteren Reisenden und Forschern überlassen müssen.

Copacabana.

Nach zweitägigem Aufenthalt verliess ich am 2. Dezember Tiahuanaco, um mich nach dem berühmten Wallfahrtsort Copacabana zu begeben und von dort aus die Insel Titicaca zu besuchen. Ehe ich aufbrach hatte ich einen Wortwechsel mit meinem Arriero, den ich bei dieser Gelegenheit besser kennen lernte, als dies bisher der Fall gewesen war. Da der Mann unserem Übereinkommen zufolge dieselbe Vergütung erhielt, wenn ich an einem Orte verweilte, als wenn ich unterwegs war, so wünschte er natürlich die Dauer der Reise zu verlängern, um bei weniger Arbeit mehr zu verdienen. Als ich ihm daher befahl, zu satteln und zu packen, machte er ein saueres Gesicht, brachte allerhand Ausflüchte vor, suchte zu trödeln und als ich ihn ernstlich zur Rede setzte, antwortete er in patzigem Tone, er sei Herr seiner Maultiere und werde aufbrechen, wenn es ihm beliebe. Ich gab ihm zu verstehen, er möge immerhin seinen Kontrakt brechen, ich würde in diesem Falle Maultiere in der Posthalterei mieten und seiner weiter nicht bedürfen. Da dies jedoch keineswegs seine Absicht war, so schwieg er verdrossen, sattelte und wir ritten an diesem Nachmittag noch vier Leguas weiter bis nach Huaqui. Der Weg, auf dem wir reisten, war die alte Inkastrasse, breit und schnurgerade wie eine deutsche Schossee, aber jetzt nicht mehr gepflastert oder mit Steinen beschüttet. Nach zwei Stunden bog sich die Strasse etwas nach links und näherte sich dem

Ufer des Sees. Das Land in dieser Gegend schien fruchtbar, die Quinoasaaten standen dicht und üppig.

Huaqui ist ein unbedeutendes Dorf von noch ärmlicherem Anblick als Tiahuanaco, aber in der Mitte der elenden Lehmhütten erhebt sich eine stattliche, von den Jesuiten erbaute Kirche mit zwei Türmen, hohem Gewölbe und einer Kuppel über dem Kreuz, solid aus Quadersteinen aufgeführt, die aus den benachbarten Ruinen stammen. Huaqui

Kirche zu Huaqui.

ist ein aus der Geschichte des amerikanischen Unabhängigkeitskrieges bekannter Name, denn in der Nähe dieses Orts wurde das Patriotenheer unter dem Oberbefehl des grausamen Argentiners Castelli von den königlichen Truppen unter dem General Goyeneche überrascht und gänzlich zersprengt (20. Juni 1811). José Manuel Goyeneche, ein Arequipenier, war ein thätiger, verschlagener und ehrgeiziger Mann, welcher, obgleich ein geborener Amerikaner, den Unabhängigkeitsbestrebungen seiner Landsleute entgegen war und im Dienste des Mutterlandes verharrte. Er bereitete einen Feldzug gegen Buenos Ayres vor und hoffte dieses grosse Königreich der Krone wieder zu unterwerfen, allein das

Unglück seines Untergenerals Pio Tristan, welcher vom argentinischen General Belgrano bei Tucuman und Salta geschlagen und zu einer Kapitulation gezwungen wurde (1812), vereitelten seinen Plan. Er kam um seine Entlassung ein und der Vicekönig Abascal in Lima ernannte an seiner Statt zum Oberbefehlshaber in Hochperu den General Joaquin de la Pezuela, welcher Abascals Nachfolger wurde. Goyeneche, der sich während seines Oberbefehls durch Konfiskationen ausserordentlich bereichert hatte, wurde nach seiner Rückkehr nach Europa für seine der Krone geleisteten Dienste zum Grafen von Huaqui ernannt und seine Nachkommen gehören gegenwärtig zu den reichsten Edelleuten der spanischen Hauptstadt.

Am folgenden Morgen ritt ich weiter, immer der alten Inkastrasse folgend, nach der Ortschaft Desaguadero, welche fünf Leguas von Huaqui entfernt liegt. Der Weg führt in geringer Entfernung vom Ufer des Sees durch eine schmale fruchtbare Ebene, welche gegen Süden durch mässig hohe Sandsteinberge begrenzt wird. Die Ebene wird allmählich immer enger, ein felsiger Sporn schiebt sich vor, den man übersteigen muss, und auf der Höhe desselben angekommen, erblickt man den Desaguadero (den Entwässerer), der in einem auf beiden Seiten durch felsige Berge eingefassten Thale mit ruhigem Strom dahinfliesst. Der Desaguadero bildet die Grenze zwischen Peru und Bolivia und zwei Ortschaften desselben Namens liegen zu beiden Seiten des Flusses, da wo dieser aus dem Titicacasee austritt. Die bolivianische Ortschaft am linken Ufer ist die kleinere, doch befindet sich daselbst der Landungsplatz der Dampfschiffe, sowie das Post- und Telegraphenamt. Ich liess meinen Führer vorausreiten und begab mich auf die Agentur der Dampfschiffe, um mich nach den Abgangszeiten des Dampfers zu erkundigen, mit welchem ich meine Reise von Copacabana nach Puno fortzusetzen gedachte, und schrieb dort zugleich ein paar Briefe, was mir ungefähr eine Stunde Aufenthalt verursachte. Dann ritt ich über die Brücke, die jetzt auf Pfosten von alten Eisenbahnschienen ruht, früher durch Flösse aus Rohrbündeln getragen wurde, gleich den Fahrzeugen, deren man sich zum Verkehr auf dem See bedient. Es war noch früh und ich wünschte an dem Tage noch bis Cepita zu reiten, einer Ortschaft, welche zwei Leguas vom Desaguadero entfernt am Ufer des Sees liegt. Auf der rechten Seite des Flusses in dem peruanischen Dorfe angelangt, sah ich meinen Arriero, den ich auf dem Wege nach Cepita glaubte, vor der Thür eines Hauses stehen. Auf meine Frage nach den Maultieren gab er zur Antwort, sie seien

abgesattelt, denn er ginge an diesem Tage nicht weiter. Aus seinem trotzigen Tone ersah ich sofort, dass er Böses im Schilde führte.

Da der Bursche auf meine wiederholte Aufforderung, die Tiere wieder zu satteln, bei seiner Weigerung beharrte, erkundigte ich mich nach dem Hause des Gobernadors, um den Widerspenstigen zur Erfüllung seines Kontraktes anhalten zu lassen. Es wurde aber gerade an diesem Tage das Fest irgend eines Heiligen gefeiert, der Platz des Orts war voll von verkleideten Tänzern und Leuten, die ihnen zusahen

Brücke über den Desaguadero.

und alle Welt war mehr oder weniger betrunken. Der Gobernador war nirgends zu finden, nach Angabe einiger war er nach Huaqui geritten, andere sagten nach Cepita, wahrscheinlich aber lag er irgendwo im Orte in einem unzurechnungsfähigen Zustand. Ich versuchte daher, im Orte mir andere Tiere zur Weiterreise zu mieten, erhielt aber überall nur Achselzucken als Bescheid. Alles dies hatte wahrscheinlich der Arriero, welcher während dieser Zeit beständig hinter mir herging, bereits vor meiner Ankunft in Erfahrung gebracht, darauf seinen Plan gebaut und sich dazu gehörig mit Schnaps Mut getrunken. Als ich daher nach vergeblichem Umherreiten wieder auf den Platz zurückgekehrt war, trat er vor mich hin, schüttelte die Faust mit einem

Fluche und schrie: »Jetzt habe ich Sie, wo ich Sie wollte, von hier rühre ich mich nicht, bis Sie mir acht Tage mehr bezahlen«. Nach Copacabana waren nämlich nur noch zwei Tagereisen und die Miete für den zurückgelegten Weg hatte er bereits in einer Anzahlung erhalten. Was war da zu thun? Es gab keine Obrigkeit, um den Mann zu zwingen, ich wünschte so rasch als möglich weiter zu kommen, es blieb mir also nichts übrig, als meinen Verdruss und die Demütigung, meinen Willen nicht durchsetzen zu können, hinunter zu schlucken und dem Menschen Geld anzubieten. Ich erklärte mich also bereit, ihm nach der Ankunft in Copacabana noch vier Tage mehr zu vergüten und stellte ihm auf sein Verlangen darüber einen Schein aus. Aber meine Nachgiebigkeit machte ihn nur noch dreister. Er schlug mit der Faust auf den Tisch und rief mit höhnischem Lachen, das sei nicht genug, ich müsse ihm auch die Rückreise nach La Paz bezahlen. Indessen hatte er damit den Bogen zu stark gespannt. Mehr noch über die Frechheit seines Tones als über die Unverschämtheit seiner Forderung aufgebracht, antwortete ich ihm mit dem spanischen Sprichwort: »Die Habsucht zerreisst den Beutel. Du hast mich zu schamlos prellen wollen, jetzt wirst Du zur Strafe gar nichts bekommen, denn ich gehe nach La Paz zurück.« Er sah mich verblüfft an, war aber wahrscheinlich der Meinung, dass ich auch meine Rückreise nicht ohne ihn und seine Maultiere bewerkstelligen könne. Aber er hatte bei seiner Berechnung die Dampfschiffe übersehen. Ich begab mich auf die linke Seite des Flusses zurück, teilte den Beamten der Agentur meine Lage mit und ersuchte sie, mein Gepäck herüberbringen zu lassen. Der Arriero versuchte zwar, die Auslieferung meiner Sachen zu hindern, wurde aber von den Lastträgern zur Seite geschoben. Am nächsten Tage lungerte er ernüchtert mit einem Gesichte voll verbissener Wut um das Haus und liess mich durch den Friedensrichter vorladen, wurde aber wie billig abgewiesen, da er selbst seinen Kontrakt gebrochen und nur ich Grund zur Klage hatte. Ich habe diesen kleinen Zwischenfall erzählt, damit, wenn einen oder den anderen Leser vielleicht sein Schicksal in diese Gegenden führt, das Mitgeteilte ihm zur Warnung dient und er sich keinem aus dem Geschmeiss der Maultiertreiber anvertraut, ohne einen ganz genauen schriftlichen Kontrakt mit ihm zu machen.

Die Station der Dampfschiffe am Desaguadero dient dazu, das Kupfererz der Gruben von Corrocorro, welches in flachen Booten auf dem Flusse heraufgebracht wird, nach Puno zu verschiffen, von wo es auf der Bahn weiter nach dem Hafen Mollendo befördert wird. Grosse

Haufen von Säcken des Metalls lagen am Ufer bereit für das nächste Schiff, welches demnächst eintreffen sollte. Der Bergwerksort Corro-corro liegt auf dem linken Ufer des Desaguadero, drei Leguas vom Flusse und fünfzehn vom See entfernt. Das dort gewonnene Erz ist die sogenannte Barilla, ein Oxyd, das 80—90 pCt. reines Kupfer enthält und daher auch bei den jetzigen so niedrigen Preisen des Kupfers die Kosten der Ausfuhr zu decken vermag. Der Desaguadero hat in der Gegend seines Ausflusses aus dem See genügende Tiefe für kleine Dampfschiffe, weiter unten jedoch erweitert sich sein enges Bett so sehr, und das Fahrwasser wird so seicht, dass nur ganz flache, eigens dafür gebaute Fahrzeuge den Fluss bis in die Gegend von Corrocorro befahren können. Man war daher damals damit beschäftigt, die seichtesten Stellen auszubaggern, doch hatten die Arbeiten erst vor kurzem begonnen und nur geringe Fortschritte gemacht. In der Agentur fand ich freundliche Aufnahme, denn der Direktor der Flussschifffahrt war ein ehemaliger schwedischer Schiffskapitän, der vor Jahren brustkrank von Japan in Callao angekommen war, auf meinen Rat seinen Beruf als Seemann aufgab und seitdem im Hochland seine bereits sehr untergrabene Gesundheit vollständig wieder erlangte. Wir hatten bereits seit langer Zeit nichts von einander gehört und unser Wiedersehn war daher für beide eine freudige Überraschung. Er begleitete mich zum Telegraphenamt, und unter seiner Vermittelung sowie durch die Gefälligkeit des Direktors der Seeschifffahrt in Puno erlangte ich zwei Begünstigungen, nämlich dass das am nächsten Tage fällige Schiff mich in Copacabana landen solle, und dass der nächste von Chililaya nach Puno abgehende Dampfer vor Huampupata an der Nordspitze der Halbinsel von Copacabana halten würde, um mich an Bord zu nehmen. Der Erpressungsversuch meines Arrieros hatte also schliesslich die angenehme Folge, dass ich den Rest der Reise statt auf einem müden Maultier zu Schiff zurücklegte, freilich aber auch den Nachteil, dass ich den Isthmus von Yunguyo nicht zu sehen bekam, wo ich gern die Steinbrüche gesehen hätte, aus denen die vulkanischen Blöcke von Tiahuanaco hergekommen sein sollen, um mir aus eigener Anschauung eine Meinung über die Möglichkeit und Wahrscheinlichkeit einer solchen Annahme zu bilden.

Die Fahrt nach Copacabana war eine angenehme. Wir dampften quer durch den südlichen Abschnitt des Sees an mehreren kleinen, bewohnten Inseln vorüber, dann durch den engen Kanal von Tiquina, den ich auf der Herreise von Puno nur auf Augenblicke von Blitzen erleuchtet gesehen hatte; später kamen wir nahe an der Insel Coati vorüber, fuhren durch den Kanal, der die Insel Titicaca vom Festlande

trennt und langten früh am Nachmittage in der Bucht von Copacabana an, wo mich der Kapitän in einem Boote des Dampfers ans Land setzen liess, denn am Ufer war weder ein Nachen, noch eines der auf dem See verkehrenden Schilfflösse zu sehen. Als ich an dem verfallenen Steindamm ans Land stieg, standen daselbst ein paar hundert Menschen, welche durch die ungewohnte Ankunft eines Dampfers angelockt, mich verwundert betrachteten.

Der Ort Copacabana liegt an der Westseite der Halbinsel gleichen Namens in einer kleinen Bucht, welche durch einen felsigen Hügel in

Hospiz in Copacabana.

zwei Abteilungen geschieden wird. Die Häuser stehen nicht unmittelbar am Ufer, sondern etwa 400 Schritte landeinwärts auf einer etwas geneigten Ebene, ringsum von steilen Felsenbergen umgeben. Die Ortschaft ist etwas ansehnlicher und besser gebaut als die Dörfer, die man auf dem Wege von La Paz her antrifft, auch finden sich daselbst einige Läden, die wenn auch dürftig, doch mit den nötigsten Verbrauchs-Artikeln versehen sind. Auf dem Platze erhebt sich zur Rechten, wenn man vom See kommt, die Kirche mit dem wunderthätigen Bilde der heiligen Jungfrau, welchem Copacabana seine Berühmtheit verdankt. Bei meiner Landung bemerkte ich unter den Neugierigen zwei Geist-

liche, die ich grüsste, und die zum Dank sich mir als Führer anboten. Sie begleiteten mich zum Ort und zeigten mir das Hospiz, welches aus den Einkünften der Kirche erbaut worden ist, und wo alle Wallfahrer unentgeltlich Herberge finden. Die eigentliche Wallfahrtzeit war vorüber, da es schon angefangen hatte zu regnen, und es schien mir, als sei ich der einzige Gast in dem weitläufigen Gebäude. Dieses besteht aus einem langen rechteckigen Hof, den im Erdgeschosse Bogengänge umgeben wie der Kreuzgang eines Klosters, im Oberstocke eine Veranda, auf welche sich die Thüren der Zimmer öffnen. Diese Zimmer oder Zellen sind mit Backsteinfliesen belegt, gewölbt und weiss angestrichen; sie haben eiserne Bettstellen und eiserne Gestelle für Waschbecken, aber sonst keine Möbel. Hinter diesem Gasthause findet sich ein Labyrinth von kleinen offenen Höfen zur Aufnahme der Lasttiere, auf denen die Pilger ankommen.

Ich liess mein Gepäck in eines der Zimmer im Oberstock bringen und begab mich darauf sogleich zur Kirche. Diese ist zwar gut gebaut, aber bei weitem nicht so stattlich und in so schönen Verhältnissen, als die in Huaqui. Die Mauern bestehen nicht aus Quadern, obgleich die umliegenden Sandsteinberge das beste Material geliefert haben würden, sondern aus Backsteinen, die zum Teil mit bunten glasierten Ziegeln verblendet sind. Der Anblick der Kirche ist daher auffallend und lebhaft, aber nicht würdig. Sie ist mit einem geräumigen Hofe umgeben und vom Platze durch eine Mauer geschieden mit einem triumphbogenartigen ausserordentlich farbenprächtigen Eingang. Im Innern des Hofes erhebt sich rechts vom Hauptthor der Kirche ein hoher viereckiger Kiosk mit einer Kuppel, unter deren Gewölbe drei Kreuze stehen. Das Innere der Kirche bildet ein lateinisches Kreuz mit einem Schiff und einer Kuppel über dem Transept. Die Verhältnisse sind schön, das Gewölbe hoch und mit Stuckvertiefungen verziert. Der Hauptaltar reicht bis an das Gewölbe, ist mit gewundenen Säulen und geschnitzten Laubgewinden überladen, über und über vergoldet. Einst muss er überaus prächtig ausgesehen haben, gegenwärtig aber war die Vergoldung blind, an vielen Stellen abgefallen und überall mit dickem Staub bedeckt. Unmittelbar über dem Altar befindet sich der Schrein für die Monstranz und in der Mitte die Nische für das Bild der Jungfrau, welches ein Vorhang verhüllt; darüber eine bemalte Statue des heiligen Augustin, da die Kirche und die Obhut des heiligen Bildes lange Zeit dem Orden der Augustiner anvertraut war. Die Gemälde an den Wänden sind von geringem Wert und waren bestaubt wie der Altar. Das beste Kunstwerk der Kirche ist ein Kruzifix aus Elfenbein

von ausnehmend feiner Arbeit. Das Bild der Jungfrau war nicht sichtbar, sondern befand sich bereits in dem sogenannten Camarin, einer kleinen Kapelle oben hinter dem Hauptaltar, welche mit der Nische des Bildes in der Kirche durch Schienen in Verbindung steht, so dass das Bild bald nach der Kirche, bald nach der Kapelle zugewendet werden kann.

Nachdem ich die Kirche besichtigt hatte, begab ich mich auf den Platz vor derselben, um mich nach den Wohnungen einiger Ortsnachbarn zu erkundigen, an welche ich Briefe mitgebracht hatte. Es war Sonntag und der Platz war voll von Menschen. Gruppen von Marktweibern kauerten am Boden, mit ihren Hökervorräten vor sich, Indianer in Ponchos lungerten umher und auch eine Anzahl schwarz gekleideter Herren, die Honoratioren des Orts, standen dort plaudernd beisammen. Es traf sich, dass ich an einen derselben empfohlen war, und zwar war dies gerade derjenige, dessen ich am meisten bedurfte und ohne dessen Hilfe ich meinen ferneren Reiseplan nicht hätte ausführen können. Dies war Don Miguel Garcès, Eigentümer des grössten Teils der Insel Titicaca und zugleich Besitzer des einzigen Bootes oder Fahrzeugs, das damals in Copacabana zu finden war. Er erklärte sich sogleich in höchst zuvorkommender Weise bereit, mir behilflich zu sein, so viel ihm möglich, konnte mir aber im Augenblick nicht sagen, wann die zum Besuche seiner Insel erforderliche Mannschaft bereit sein würde und lud mich ein, abends im Hause eines seiner Freunde mit ihm zusammen zu treffen, um das weitere zu verabreden.

Während wir sprachen, kam der Verwalter des Hospizes und brachte mir eine Einladung des Pfarrers von Copacabana, an seiner Mahlzeit teilzunehmen. Ich hatte auch an diesen einen Brief, allein der gastfreie geistliche Herr hatte mir auf die blosse Anmeldung seines Verwalters hin seinen Tisch anbieten lassen. Der Pfarrer, welcher von allen, die ihn besuchten, als »Tata« — Vater — angeredet wurde, war ein grosser, würdig aussehender Mann, den ich für nahe an siebzig Jahre alt hielt, der aber, wie ich später erfuhr, bereits 85 Jahre alt war. Wir waren achtzehn Personen bei Tisch, darunter die beiden Geistlichen, die ich beim Landen getroffen. Der Pfarrer führte einen guten Tisch, was ihm die reichen Einkünfte seiner Pfründe erlaubten. Es wurden fünf Gänge aufgetragen, alle in massiven silbernen Schüsseln. Der alte Herr liess sich immer zuletzt bedienen, aber keiner seiner Gäste rührte die Speisen an, bis der Pfarrer seine Gabel zur Hand nahm. Überhaupt wurde ihm von allen grosse Ehrerbietung erwiesen. Der Cura Tejada war einst ein verwegener Kavallerieoffizier gewesen und soll auch später, nachdem er schon lange ordiniert war, die Ausbrüche

Wallfahrtskirche von Copacabana. S. 408.

seines heftigen, jähzornigen Charakters nicht immer haben beherrschen können. Er wurde deshalb einmal seines Amtes enthoben, aber in der Folge doch wieder in seine Würde eingesetzt.

Man sagte mir, um sieben Uhr werde die Kapelle der Jungfrau wieder geöffnet, daher ich mich nach Tische von meinem ehrwürdigen Wirte verabschiedete und mich in Begleitung der beiden Geistlichen in die Kirche begab. Der Weg zum sogenannten Camarin führt durch die Sakristei, ein zur Linken des Hauptaltars gelegenes hohes gewölbtes Gemach. Von hier aus gelangt man auf einer spärlich erleuchteten Treppe zur Kapelle, welche hinter dem Hochaltar liegt. Diese ist beinahe ebenso breit als die Kirche, aber niedrig und kurz, so dass nur etwa hundert Personen zugleich darin Platz finden. Ein eisernes Geländer trennt die Versammlung der Gläubigen von dem einfachen Altar, der zu beiden Seiten von hohen Kerzen in Kandelabern von massivem Silber erleuchtet wird; von dem blauen gestirnten Gewölbe hängen drei Lampen herab. Über dem Altar erblickt man das Bild der Jungfrau, welches niedrig und in seiner Grösse entsprechenden Verhältnissen ausgeführt ist. Es trägt auf dem Haupte eine schwere goldene Krone, verziert mit vielen edlen Steinen und umgeben von einem goldenen Ringe mit Sternen. Den Hals umschlingt eine Kette von feinen Perlen und die kleinen Hände blitzen von kostbaren Ringen. Die ganze Figur ist von einem feinen gestickten Schleier umflossen. Den Dienst vor dem Altar verrichteten drei Geistliche, von denen der eine den vor ihm knieenden Andächtigen eine Litanei vorsang, deren Worte von der Versammlung wiederholt wurden.

Schon lange Zeit vor Einführung des Christentums war Copacabana ein vielbesuchter Wallfahrtsort gewesen. Es befanden sich daselbst gewisse Götzenbilder und Heiligtümer, die bei den Eingeborenen in hohem Ansehen standen, und am meisten verehrt wurde ein blauer Stein, auf welchem nur ein menschliches Gesicht zu sehen war, ohne Körper, Hände und Füsse. Dieses Götzenbild hatte das Gesicht dem See zugekehrt und soll im Orte selbst gestanden haben, der nach ihm benannt ist, denn der Stein hiess Copa Kahuana: ein Ausdruck der Keshuasprache, dessen Bedeutung auf zweierlei Weise erklärt werden kann. Entweder besagt er etwas Blaues, das würdig ist betrachtet zu werden, oder einen Aussichtspunkt an dem Orte, wo sich der blaue Stein befand, die blaue Warte.[1]) Ein anderes, ebenfalls blaues Götzen-

1) Kopa, hellblau, wasserblau; 'kahuay, blicken, betrachten; davon 'kahuana, als passives Partizipium: etwas, was zu betrachten ist, betrachtet werden soll; oder als Verbalsubstantiv: der Ort, von wo aus etwas betrachtet werden kann.

bild soll sich auf einem benachbarten Berge befunden haben und hiess Copacati, mit welchem Namen noch jetzt der Berg bezeichnet wird. Es war eine menschliche Figur, um welche sich Schlangen wanden, und welcher vorzüglich zu Zeiten grosser Trockenheit Opfer dargebracht wurden[1]). In den späteren Zeiten der Inkaherrschaft, als die Insel Titicaca der Zielpunkt grosser Pilgerfahrten wurde, war Copacabana der Ort, wo die Wallfahrer sich sammelten, um die heiligen Orte zu besuchen.

Die christlichen Missionare waren hier wie an anderen Orten darauf bedacht, die abergläubischen Gebräuche und Gewohnheiten der Eingeborenen in neue Bahnen zu leiten, um sich das Bekehrungswerk dadurch zu erleichtern. Der von den Jesuiten besonders gepflegte Marienkultus eignete sich hierzu am besten, daher ein Bild der heiligen Jungfrau in Copacabana aufgestellt wurde, von dessen wunderthätiger Kraft binnen kurzem zahlreiche Beispiele berichtet wurden. Über die Entstehung dieses Marienbildes wird folgendes erzählt. Gegen Ende des 16. Jahrhunderts hatten die Saaten im Hochlande viel von Nachtfrösten gelitten, daher die Bewohner von Copacabana beschlossen, eine Brüderschaft zu gründen, um den Schutz Gottes für ihre Felder zu erflehen. Ein Teil der Einwohner wollte dem heiligen Sebastian eine Kapelle erbauen, andere wünschten diese der Jungfrau zu widmen. Zu den letzteren gehörte auch Don Francisco Tito Yupanqui, ein Indianer, der seine Abstammung von dem berühmten König Huiracocha ableitete. Dieser Mann, wiewohl in den Künsten ganz unerfahren, fasste den Entschluss, selbst ein Bild der heiligen Jungfrau anzufertigen und begab sich zu diesem Ende nach Potosi, um die Bilder der dortigen Kirchen zu Mustern zu nehmen. Die ersten Versuche Yupanquis fielen plump und lächerlich aus und der Bischof von Charcas wies die ihm vorgelegten Zeichnungen mit spöttischer Geringschätzung zurück. Allein Francisco Yupanqui liess sich dadurch nicht abschrecken. Die Ausführung eines Marienbildes war bei ihm zu einer fixen Idee geworden, an welcher er trotz seiner bisher misslungenen und verspotteten Anstrengungen mit fanatischem Eifer festhielt. Allmählich machte er Fortschritte und es gelang ihm, eine Figur zu entwerfen, welche denen, die er sich zu Vorbildern genommen, ähnlich war. Um dieselbe zu vollenden, brachte er sie nach La Paz, wo er sich bei einem spanischen

1) Die Bedeutung des Wortes Copacati ist weniger klar; Katiy bedeutet im Keshua folgen, verfolgen. Wahrscheinlich ist der Ausdruck aus Copacata entstanden, denn Kata bedeutet Decke, Bergabhang, also Copacota, die blaue Bergwand.

Vergolder als Lehrling verdang, um dessen Kunst zu erlernen, und als er dies erreicht hatte, wagte er es, seine erworbenen Kenntnisse bei seinem geliebten Bilde anzuwenden. Es glückte ihm über seine Erwartung, so dass ein Franziskanermönch, dem er seine Jungfrau zeigte, ganz entzückt davon wurde und Yupanqui bat, das Bild in seiner Zelle aufzustellen. Durch das eifrige Lob des Franziskaners verbreitete sich der Ruf von dem Werke des indianischen Künstlers, drang endlich bis nach dessen Heimat Copacabana und der Pfarrer des Orts, Montoro, kam nach La Paz, um sich persönlich von der Wahrheit des Gerüchts zu überzeugen. Er war überrascht und verwundert über das Werk und trotz des Widerspruchs eines Teils seiner Pfarrkinder, welche hartnäckig bei ihrer Kapelle für den heiligen Sebastian beharrten, liess er das Bild nach Copacabana bringen, wo es unter allgemeinen Freudenbezeugungen am Tage des Festes der Candelaria (Mariä Reinigung) anlangte.

Es dauerte nicht lange, so begann das neue Bild, die Frucht so aufopfernden und glaubensfesten Eifers, Beweise seiner wunderwirkenden Kraft zu geben, der Ruf desselben verbreitete sich schnell und von allen Seiten strömten Gläubige herbei, um ihm ihre Verehrung darzubringen. Infolgedessen hielt es der Corregidor der Provinz, Don Gerónimo Marañon, für angemessen, die Obhut des kostbaren Bildes einer religiösen Genossenschaft zu übertragen. Die Väter des heiligen Augustin, die auch das Bild der Jungfrau in Guadalupe hüteten, wurden dazu erwählt und nach manchen Widersprüchen des Kapitels von Chuquisaca durch einen Erlass des Königs in diesem Amte bestätigt (16. Januar 1589). Im Jahre 1614 wurde das Bild in der damals vollendeten neuen Kapelle aufgestellt. Die gegenwärtige Kirche wurde vom Vizekönig Grafen von Lemos, demselben, der José Salcedo hinrichten liess, erbaut und um das Jahr 1640 eingeweiht. Die Augustiner versahen den Dienst in der Kirche bis zum Jahre 1826, nach welchem sie sich infolge der Aufhebung der Klöster in der neugegründeten Republik Bolivia allmählich zurückzogen. Der General und Präsident Andrès Santa Cruz verfügte darauf im Jahre 1829, dass ein Kollegium von fünf geistlichen Würdenträgern ernannt werden sollte, um das Heiligtum der Jungfrau vor dem beginnenden Verfall zu bewahren, und als dieses Kollegium aus mancherlei Gründen sich auflöste, übertrug (1842) der Präsident Balivian die Obhut des Bildes den Missionären von La Paz.

Seit den letzten dreissig Jahren steht dem Kirchspiel von Copacabana nur ein Pfarrer vor, welchem ein Kaplan beigeordnet ist. Während der Wallfahrtsmonate, vom Mai bis August, sind ausserdem in der

Regel noch mehrere Geistliche anwesend, die dem Pfarrer einen Teil seiner Amtspflichten abnehmen. Diese bestehen zumeist im Lesen und Singen von Messen, sowohl in der Kirche als auch in der Kapelle der Jungfrau, ein zwar lästiges und anstrengendes, aber auch ziemlich lohnendes Geschäft, denn für jede Messe, die ein Pilger zum Besten seines körperlichen oder geistigen Heils, oder zu irgend einem anderen frommen Zweck feiern lässt, hat er sechs bolivianische Thaler zu entrichten, wovon vier dem Pfarrer zukommen, die beiden anderen der Kirchenkasse zufallen, aus welcher der Vorsänger eine Vergütung erhält. Ob der Pfarrer selbst oder einer seiner Stellvertreter die Messe liest, macht keinen Unterschied, die Gebühren und ihre Verteilung bleiben dieselben.

Nachdem ich das Camarin der Jungfrau besucht, begab ich mich zum Hause des Señor Don Cesar de Medina, wohin mich Don Miguel Garcès beschieden hatte, um über die Fahrt nach der Insel Titicaca das Nähere zu verabreden. Herr Garcès war schon vor mir angekommen und teilte mir sogleich mit, dass eine hinreichende Anzahl seiner Leute im Orte anwesend sei und dass wir schon am nächsten Tage die kleine Reise unternehmen könnten.

Die Insel Titicaca.

Am nächsten Morgen war der Himmel so dicht mit schwarzen Wolken bedeckt, dass es in meiner Zelle um acht Uhr noch dunkel war. Binnen kurzem entlud sich ein entsetzliches Gewitter, das wie gewöhnlich mit Hagel anfing, worauf ein strömender Regen folgte. Ich glaubte natürlich, wir würden unter solchen Umständen unsere Fahrt aufgeben müssen, allein gegen elf Uhr hörte der Regen auf und eine halbe Stunde später klärte sich der Himmel. Ich begab mich daher zum Hause des Herrn Garcès, den ich bereit fand, und wir wanderten sogleich zum Ufer des Sees hinunter, wo wir unser Fahrzeug im nördlichen Abschnitt der Bucht zum Auslaufen fertig liegen fanden. Herr Medina, in dessen Hause ich den Abend zugebracht, und noch ein anderer junger Mann waren von Herrn Garcès aufgefordert worden, ihn zu begleiten und die Mannschaft des Boots bestand aus acht Indianern und einem Steuermann oder Piloten. Das Boot wurde nicht durch Ruder bewegt, sondern durch an den Seiten befindliche Schaufelräder, gleich denen eines Dampfschiffs, welche durch zwei Handhaben und eine Kurbel gedreht wurden: ein plumpes und schwerfälliges Fahrzeug, welches der jetzige Eigentümer vor Jahren in Puno erworben

hatte, wo es zum Schmuggeln verwendet worden war. Je vier Mann arbeiteten an den Rädern und lösten sich alle Viertelstunden ab.

Die kleine Insel Titicaca, nach welcher der See genannt worden ist, liegt vor der Nordspitze der Halbinsel Copacabana, von dieser nur durch einen schmalen Kanal getrennt, dessen Breite an der engsten Stelle etwa 600 Meter beträgt. Sie ist von Südosten nach Nordwesten sechs Leguas lang, vielfach ausgebuchtet und misst an ihrer breitesten Stelle zwei Leguas. Die Entfernung zwischen dem Orte Copacabana und dem Punkte der Insel, wo wir landen wollten, betrug ungefähr

Räderboot des Señor Garcès.

sechs Leguas und der Steuermann war der Meinung, dass wir an dem Tage recht wohl noch ankommen könnten. Allein zwei Stunden nach unserer Abfahrt erhob sich ein Wind von vorn, die Wellen gingen höher, rollten uns entgegen und das Boot arbeitete vergeblich gegen dieselben an. Wir steuerten daher dem Lande zu, wo wir unter einer steilen Felswand Schutz vor dem Winde und ruhiges Wasser fanden. Der See ist hier überall dunkelblau, denn das Wasser ist sehr tief, wie tief weiss man nicht, denn bei den Sondierungsversuchen, die gemacht wurden, war die Lotleine nicht lang genug, um den Grund zu erreichen.

So lange wir unter hohem Lande blieben, kamen wir ziemlich gut vorwärts, allein die Felswand, an welcher wir hinfuhren, lief nach Norden in ein niedriges Riff aus, welches wir umkreisen mussten. Hier waren wir wieder dem Winde ausgesetzt, der inzwischen stärker geworden war, so dass die armen Indianer an den Rädern hart zu arbeiten hatten, besonders zuletzt, wo wir nur noch dreissig Schritt vom Ende des Riffs entfernt waren und die Leute das Boot trotz der grössten Anstrengung nicht vorwärts zu bringen vermochten. Endlich gelang es ihnen aber doch, durch einen ganz engen Kanal zwischen der Spitze und einer kleinen Felseninsel hindurch zu kommen, worauf wir in weniger bewegtes Wasser gelangten, während wir zugleich bei der veränderten Richtung des Kurses Wind und Wellen nicht mehr gegen uns hatten. Da es unter solchen Umständen unmöglich war die Insel zu erreichen, so liefen wir in die kleine Bucht von Yampupata ein, welche sich gleich rechts hinter dem Riffe öffnet. Dort brachten wir die Nacht in einer Hütte zu, welche Herrn Garcès gehörte und von einem seiner Pächter, einem alten Indianer, bewohnt wurde. Es regnete stark während der Nacht, dafür war aber am nächsten Tage der Himmel wolkenlos, die Luft still, der Spiegel des Sees fast glatt und das Ende unserer Fahrt höchst angenehm. Nach zwei Stunden langten wir in der Bucht von Challa an, wo auf einer sandigen Landenge das Dorf liegt, das der Familie Garcès gehört.

Zwischen Garcès und seinen Leuten oder Vasallen scheint ein ganz patriarchalisches Verhältnis zu herrschen. Als wir landeten, kamen uns die Einwohner des Dorfs entgegen, einer nach dem andern umarmte den jungen Gutsherrn in ehrerbietiger Weise und sprach dabei eine lange Begrüssungsformel in Aimarà. Dann wurden seinen Begleitern und mir als Gästen des Herrn dieselbe Aufmerksamkeit erwiesen, jeder wurde umarmt und besonders begrüsst. Dasselbe wiederholte sich dann noch viel Mal, während wir durch die Hütten des Orts wanderten, aus denen überall die Frauen, auch die ganz alten, hervorkamen, um ihren geliebten Herrn zu bewillkommnen. Die Anhänglichkeit dieser Leute war ganz rührend und erinnerte an das väterliche Verhältnis, in welchem die alten Herrscher Perus zu ihren Unterthanen standen.

Das kleine Eiland Titicaca spielt in der altperuanischen Sagengeschichte eine bedeutende Rolle, die wir dem Leser in kurzem in Erinnerung bringen wollen, ehe wir ihm die Merkwürdigkeiten der Insel vorführen. Einst wurden die heiligen Stätten derselben von zahlreicheren Pilgerscharen besucht als jetzt das wunderthätige Marienbild in Copacabana, denn von dort leiteten die Herrscher des Landes ihren

Miguel Garcès in der Mitte seiner Vasallen. S. 414.

Ursprung her. Nachdem einst die Sonne eine Zeitlang verschwunden gewesen war — so erzählt die Sage — erschien sie zuerst wieder hinter einem Felsen der Insel und setzte zwei ihrer Kinder auf die Erde, damit diese die Menschen, die bis dahin in Rohheit und Gesetzlosigkeit gleich wilden Tieren gelebt hatten, zu gesitteten Wesen erzögen. Diese Kinder der Sonne waren Manco und seine Schwester und Gattin Ocllo. Der Sonnengott gab ihnen einen goldenen Stab mit der Weisung, sie möchten ziehen, wohin sie wollten, und wo sie rasteten, da sollten sie den goldenen Stab in den Boden stossen; der Ort, wo sich derselbe in die Erde versenken würde, solle ihre künftige Heimat sein. Manco und Ocllo zogen gen Norden und als sie in das Thal von Kusko kamen, hatten sie kaum mit dem Stabe den Boden berührt, als derselbe darin verschwand. Sie waren am Ziele ihrer Wanderung angelangt und gründeten die Stadt, die nachmals so berühmt und der Mittelpunkt eines mächtigen Reiches wurde.

Obgleich weit von Kusko entfernt, galt die Insel stets als eine heilige Stätte und besonders der Felsen, hinter welchem die Sonne nach langer Finsternis wieder zum Vorschein gekommen sein sollte, war der Gegenstand besonderer Verehrung. Als indessen das Reich der Inkas mehr und mehr an Umfang zunahm und die Aufmerksamkeit der Herrscher so vielfach und in so fernen Gegenden in Anspruch genommen wurde, vergass man die Insel und ihr Kultus kam in Verfall. Unter dem elften König von Kusko, Tupac Yupanqui, unternahm es daher ein alter Priester, nach der Hauptstadt zu reisen, um den Inka zu bitten, die verfallenden Heiligtümer unter seinen Schutz zu nehmen. Die Erzählungen des Greises machten einen solchen Eindruck auf den Monarchen, dass dieser sich entschloss, persönlich die Insel zu besuchen. Er war überrascht von der Schönheit des Sees und seiner Ufer. Als er auf der Insel angelangt war und den heiligen Felsen erblickte, liess er sich die Sandalen abnehmen und bezeugte ihm barfuss seine Verehrung. Um den Kultus der heiligen Orte in angemessener und würdiger Weise zu ordnen, erklärte er sich zum Herrn der Insel, befahl allen Bewohnern derselben sie zu verlassen und siedelte sie in Yunguyo auf dem Isthmus der Halbinsel von Copacabana an. Er liess sich auf der Insel einen kleinen Palast erbauen und an geschützten Orten Gärten anlegen, in denen ausser Erlen und Hollunder auch Mollebäume gepflanzt wurden. Der Dienst im Tempel und an den heiligen Stätten wurde einer gemischten Bevölkerung übertragen, welche aus vierzig Provinzen des Reiches entnommen, in Copacabana angesiedelt und unter Inkas von königlicher Abstammung gestellt wurden, von denen zu Anfang des

17. Jahrhunderts noch Nachkommen vorhanden waren. Auf der Insel liess Tupac Yupanqui eine Ortschaft anlegen, wo aber nur Vasallen wohnten, denen die Bestellung der Felder oblag. Sonst hatten auf der Insel bloss die Pilger Zutritt und diese mussten sich strengen Bussübungen und Fasten unterwerfen, ehe sie die heiligen Orte besuchen durften, darunter als letzten den heiligen Felsen, Titicaca genannt, nach dem die Insel und der See seinen Namen führt. Der durch Tupac Yupanqui eingeführte Tempeldienst war nicht mehr der alte einfache, von Manco gelehrte, denn ausser den früheren Opfern von Mais, Feldfrüchten, Chicha und kleinen Tieren wurden jetzt bei den Festen auch Menschen getötet, meist Mädchen aus den Klöstern der Auserwählten oder Sonnenjungfrauen und kleine Kinder.

Die gegenwärtige Bevölkerung der Insel stammt von den Kolonisten ab, die von Tupac Yupanqui in Copacabana angesiedelt wurden. Obgleich ursprünglich aus Bewohnern verschiedener Gegenden zusammengesetzt, hat sich im Laufe der Jahrhunderte eine Rasse besonderer Art gebildet, die sich von den Aimaràs des Hochlands vorteilhaft unterscheidet. Die Männer sind meist gross, wohlgebaut, ihre Gesichtszüge sind besser geformt und ihr Ausdruck geweckter. Von den Frauen ist weniger Günstiges zu berichten. Die Bevölkerung zerfällt in zwei Stämme, wie der Boden der Insel in zwei Güter, von denen das eine grössere, Challa, der Familie Garcès gehört, das andere weit kleinere, Yumani, Eigentum der Familie Huarachi ist. Zwischen diesen beiden Familien herrschen Zwistigkeiten, die sich auch auf die beiden Indianerstämme übertragen haben. Die ansässigen Bewohner sind sogenannte Peonen der Güter, eine Art Leibeigener oder vielmehr Vasallen, welche auf dem Eigentum des Gutsherrn wohnen, von ihm Land zum Bebauen erhalten und dagegen wöchentlich drei Tage auf den Feldern des Herrn zu arbeiten haben. Der Boden ist zwar felsig, aber an vielen Stellen mit fruchtbarer Erde bedeckt und diese überall aufs sorgfältigste angebaut. Das Klima der Insel ist milder als das von Copacabana und Puno. Es werden daselbst Kartoffeln, Oka, Gerste und Quinoa gebaut, auch gedeiht an einigen Stellen eine kleine Maisart. Die Gesamtbevölkerung der Insel wird auf tausend Seelen geschätzt. Die Bewohner sprechen nur Aimarà, die Keshuasprache, welche früher herrschend war und aus welcher viele Ortsnamen stammen, ist gänzlich verschwunden.

Die Gutsgebäude in Challa sind bescheiden: ein mässig grosser viereckiger Hof, umgeben von niedrigen Speichern und Wohnräumen für Arbeiter, wo einige sehr einfach möblierte Zimmer für den Gebrauch

des Herrn und seiner Gäste bereit gehalten werden. Nachdem wir daselbst eine kurze Zeit verweilt und uns etwas erfrischt hatten, machten wir uns auf, um die Altertümer zu besuchen. Wir gingen zu Fuss, denn auf der Insel giebt es keine Lasttiere. Wohl die Hälfte der Bewohner des Dorfs begleitete uns, wenigstens alle jüngeren Leute, für welche die Ankunft des jungen Besitzers ein Fest zu sein schien, denn er besucht seine Insel nur selten. Wir wanderten am sandigen Ufer hin, stiegen dann etwas bergan und kamen zunächst zu dem Inkagarten, welcher

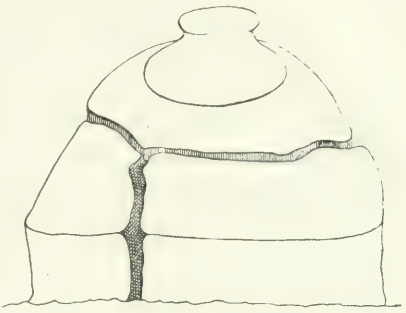
Das Dorf Challa auf der Insel Titicaca.

nur einen Kilometer vom Orte entfernt liegt. Er besteht aus einer Anzahl gemauerter Terrassen, die in einer vor Winden geschützten Einsenkung der Bergwand angelegt sind und ungefähr vierzig Meter über dem See anfangen. Dort, 3920 Meter über dem Meere, wachsen Erlen, Molle- und Quinuarbäume und auf von Rosenhecken umgebenen Beeten viele hübsche Blumen wie Kallas, Georginen, Vergissmeinnicht, Nelken und besonders schöne Stiefmütterchen. Die Terrassen sind fast ganz von alter Arbeit und bestehen aus unregelmässigen unbehauenen, aber ausserordentlich sorgfältig aneinander gepassten Steinen. Man bemerkt sogleich die Stellen, wo die alten Mauern eingestürzt und wieder ausgebessert sind. Besonders schön ist die Aussicht vom oberen

Ende des Gartens. Man sieht von dort aus, wie das Dorf auf einer schmalen sandigen Landenge liegt (woher der Name Challa = Sand), welche eine kleine rundliche Halbinsel mit dem übrigen Lande verbindet. Dieses niedrige Vorland bildet zu beiden Seiten kleine Buchten und heisst Koyahuaya, die Flur der Königin.

Von hier aus stiegen wir allmählich weiter, aber sehr langsam, denn ich fühlte mich etwas matt. Ich hatte mir in Tiahuanaco durch einen kalten Trunk ein Unwohlsein zugezogen und musste deshalb seit einigen Tagen meine Beköstigung auf Cocathee und Reiswasser beschränken. Ich ruhte mich daher öfters am Wege aus, um mich durch den prächtigen Blick auf den See und seine Ufer zu stärken. Nach anderthalb Stunden gelangten wir zu einem Bergsattel, durch welchen sich ein hoher steiler, nach dem See vorspringender Berg an die Uferwand der Insel anlehnt. Diese Einsenkung war ein Rasenplatz, dessen Höhe über dem See ich zu 800 Fuss schätzte — ich hatte leider meinen Barometer in Challa zurückgelassen — und von wo aus man eine noch freiere Aussicht nach beiden Seiten hin genoss, ein ausnehmend schöner Punkt, von welchem man die ganze Nordseite der Insel überblickt. »Dies ist der Platz, wo der Sonnentempel stand«, so erklärte mir mein Führer. Ich blickte umher und war einigermassen enttäuscht. Nach früheren Mitteilungen, die ich vernommen, hatte ich zwar kein grosses Gebäude erwartet, aber doch etwas mehr, als ich hier vor mir sah. In der That ist von dem ganzen Bau nichts mehr übrig, als zur Linken ein langer, von niedriger Mauer umgebener Raum, vermutlich ein Saal oder eine Halle, aus welcher nach dem Platze, wo wir standen, drei Thüren geführt hatten. Die Öffnungen dieser Eingänge waren mit losen Steinen verschlossen, um das Innere des Raums vor dem weidenden Vieh zu schützen, denn er enthielt ein kleines Kleefeld. Die Mauern sind aus unbehauenen Steinen gebaut und schlecht gefügt, doch erkennt man sie als Werke der Inkas an der Form der Thüren, welche oben enger sind als unten. Der Rasenplatz in der Mitte des Bergsattels wird als Tempelhof betrachtet. Man sieht dort einen Steinblock, in welchem auf der jetzt dem Boden zugekehrten Seite ein Sitz eingehauen sein soll. Der Sessel wurde umgestürzt, da man einen verborgenen Schatz darunter vermutete. Der interessanteste Gegenstand dieser Ruinen findet sich auf einer Terrasse rechts vom Rasenplatz, am Fusse des nach dem See zu gelegenen Vorbergs. Es ist ein Opferstein, der durch einen Blitzstrahl in drei Stücke zerspalten ist. Dieser Stein ist ebenso wenig behauen wie die anderen, die man in den Ruinen sieht. Es ist ein roher Block mit einer ziemlich ebenen Oberfläche,

über welche sich an der einen Seite ein abgerundeter Fortsatz oder Wulst erhebt. An diesem bemerkt man an der Basis und nahe an der Spitze Einkerbungen zur Befestigung der Stricke, mit denen die Opfer gebunden wurden. Leider lässt sich nach den auf uns gekommenen Berichten nicht bezweifeln, dass ausser Tieren auch Menschen geopfert wurden, da unter den letzten Inkas, namentlich unter Huaina Kapac, die anfangs sanften Formen des Kultus immer blutiger geworden waren. Besonders häufig waren die Opfer von Kindern. Man legte sie auf den Stein, zog den Kopf zurück und der Opferpriester setzte auf den Hals einen breiten scharfen Stein, worauf ein anderer durch einen Schlag auf denselben den Kopf des Opfers vom Rumpfe trennte. Mit dem Blute bestrichen sich die Priester und anderen Anwesenden das Gesicht. Zuweilen wurden die Opfer in unblutiger Weise vollzogen, indem man den Mund der Kinder mit Cocablättern vollstopfte und sie so erstickte. Der Aberglaube, dass durch Opfern von Kindern etwas erreicht werden könne, was man sehnlichst wünscht, ist noch jetzt so eingewurzelt bei den Indianern, dass einst einer der Vasallen des Herrn Garcès sich erbot, eines seiner Kinder für ihn zu töten.



Ein vom Blitz in drei Teile gespaltener Opferstein

Von dem Sonnentempel führt der Weg in westlicher Richtung weiter, steigt aber nur wenig mehr und gelangt so allmählich auf eine Anhöhe, von wo aus man, einen Kilometer weit entfernt, den heiligen Felsen vor sich sieht. Dieser Felsen ist eine von Norden nach Süden schräg aufsteigende Sandsteinwand, deren Lagen an der Südseite abgebrochen sind und senkrecht in einer Höhe von zehn Metern abfallen. Er heisst Titicaca, und nach diesem Namen ist zunächst die Insel und weiterhin der See benannt worden. Die Bedeutung dieses Wortes lässt sich auf zweierlei Weise erklären, allein keine derselben giebt Aufschluss über den eigentlichen Grund der grossen Verehrung, welche dieser unförmigen Steinmasse erwiesen wurde. Es bedeutet nämlich Kaka im Keshua einen Felsen, eine Klippe, titi in derselben Sprache: Blei, im Aimarà: wilde Katze. Demnach würde Titicaca zu übersetzen sein durch Bleifels oder Katzenstein. Nun findet sich aber auf der ganzen Insel keine Spur von Bleierz, auch kann die Farbe des Felsens nicht Veran-

lassung zu dem Namen gegeben haben, denn sie ist rötlich. Ebensowenig als Blei, giebt es auf der Insel wilde Katzen und haben sich dergleichen auch in früheren Zeiten schwerlich dort aufgehalten, da sie daselbst ihr Leben nicht hätten fristen können. Manche, darunter auch mein Wirt und Führer Don Miguel Garcès, sind daher der Meinung, der Name des Felsens rühre daher, dass an der südlichen senkrechten Seite sich ein schwarzer durch Ausbröckelung entstandener Fleck befunden habe, welcher dem Kopfe einer Katze ähnlich gewesen sei. Es ist allerdings noch jetzt dort ein kleiner dunkler Fleck sichtbar, an dem sich jedoch die besagte Ähnlichkeit nicht mehr herausfinden lässt.

Der heilige Felsen war das Ziel der Pilger, welche aus Frömmigkeit oder getrieben durch abergläubische Hoffnungen aus weiten Entfernungen hier zusammenströmten. Allein der Zugang zu der geweihten Umgebung desselben war streng verwahrt und bewacht, und nur nach umständlichen Förmlichkeiten, Fasten und Reinigungen wurde den Besuchern der Zutritt gestattet. Nach der zugänglichen Seite hin, nämlich dort, wo wir hergekommen waren, befanden sich hinter einander drei Mauern mit ebenso viel Thoren. Das erste Thor hiess Puma-puncu, das Löwenthor, dessen Name von Figuren von Löwen herrührte, welche an den steinernen Pfosten desselben zu beiden Seiten eingehauen waren. Dieses Thor stand auf der Höhe, von wo aus man zuerst des Felsens ansichtig wird. Von hier aus führte ein Weg, von welchem hier und da noch Stufen sichtbar sind, etwas bergab, worauf man zum zweiten Thor, Kenti-puncu, gelangte, sogenannt von den Federn von Kolibris (Kenti), mit denen sein innerer Umfang bedeckt war. Nachdem die Pilger sich hier neuen Ceremonien hatten unterwerfen müssen, wurde ihnen endlich gestattet, den geweihten Hof zu betreten durch die dritte Thür Pillco-puncu, das Thor der Hoffnung, welches mit den schillernden Federn des Vogels Pillco ausgeschlagen war. Sie durften jedoch dem heiligen Felsen nur aus einer gewissen Entfernung ihre Ehrfurcht bezeugen, den Stein selbst aber nicht betreten. Der ganze Weg von Puma-puncu bis zum Platz vor dem Felsen und wieder zurück musste barfuss zurückgelegt werden. Vor der Südseite des Felsens befindet sich ein kleiner, ebener Platz, auf welchem zahllose kleine Figuren aus Kupfer, Bronze oder Silber gefunden worden sind, Götzenbilder oder Talismane, die dort von Pilgern vergraben worden waren. Noch jetzt werden fortwährend dergleichen entdeckt und zur Zeit meines Besuchs war der ganze Platz von frischen Ausgrabungen zerwühlt.

Der Felsen liegt auf einem Bergrücken, der nach beiden Seiten hin zum See abfällt. Am südlichen Abhang finden sich die Ruinen eines

Gebäudes, welches aus einer Menge kleiner Kammern und Gänge besteht und daher Chingana genannt wird, d. h. ein Ort, wo man sich verirren oder verstecken kann. Dies Gebäude ist, wie die Mauern des Tempels, aus unbehauenen Bruchsteinen in ganz roher Weise gebaut. Es wird als Palast des Inka bezeichnet, doch ist es nicht wahrscheinlich, dass so schlechte und unscheinbare Räume dem Könige zur Wohnung gedient haben sollten. Viel näher liegt die Annahme, dass darin Priester und andere Personen gehaust haben, denen die Obhut des Felsens anvertraut war. Dass sowohl dieses Gebäude wie der vorher besprochene Sonnentempel aus der Inkazeit herrühren, lässt sich wegen der charakteristischen Form der Thüren und Wandnischen mit Bestimmtheit annehmen; sie gehören aber offenbar zu den ältesten Baudenkmälern der Sonnenkinder und stammen aus einer Zeit, wo diese nur erst geringe Fortschritte gemacht hatten, denn die sehr wenigen behauenen Steine, die man in den Ruinen findet, sind von grober Arbeit und die Mauern schlecht gefügt. Angesichts dieser Unvollkommenheiten verliert die Erzählung von dem Besuche Tupac Yupanquis und dem grossen Interesse, das er an der Insel und ihrem Kultus genommen, einigermassen an Glaubwürdigkeit. Denn zu seiner Zeit waren die Inkas in der Baukunst wohl erfahren und es wäre daher zu erwarten gewesen, dass der König die Insel, die er für sich in Besitz genommen, als die Wiege seiner Rasse mit entsprechenden Bauwerken geschmückt hätte. Es findet sich daselbst aber nur ein etwas besser gebautes Gebäude und auch dieses ist nicht in fein behauenen Steinen aufgeführt. Dieses Haus liegt in einer anderen Gegend der Insel und wir besuchten es erst am folgenden Tage.

Während wir im sogenannten Inkapalast ausruhten, überzog sich der bisher heitere Himmel mit drohenden Wolken und es fielen einige Tropfen. Wir mussten also an die Rückkehr denken und stiegen am nördlichen Abhang des Berges zu einer kleinen Bucht hinab, wo uns das Räderboot erwartete. Das Wasser war ruhig, denn wir waren vor dem Winde geschützt, der von Süden wehte; wir erreichten ohne nass zu werden nach einstündiger Fahrt die sandige Bucht von Challa und stiegen in der Nähe des Inkagartens ans Land.

Es war meine Absicht gewesen, am nächsten Tage die kleine Insel Coati zu besuchen, welche zwei Leguas östlich von Titicaca liegt, allein am Morgen wehte es ziemlich stark von dort her, und da ich aus Erfahrung wusste, dass die plumpen Räder das Boot nicht gegen den Wind zu treiben vermochten, so sah ich mich zu meinem Bedauern gezwungen, auf diese Fahrt zu verzichten. Die Insel Coati ist nur zwei

Kilometer lang und einen halben breit, dabei ziemlich flach und gut angebaut. Sie war dem Monde geweiht, in der Vorstellung der Inkas ein weibliches Wesen und Gattin der Sonne, deren Gottheit, der Hauptgegenstand ihres Kultus, als männlich gedacht wurde. Die Insel Coatī hiess also und wird noch jetzt Mondinsel genannt, während man Titicaca auch als Sonneninsel bezeichnet, wiewohl im Grunde die Verehrung des Felsens mit dem Sonnendienste nichts zu thun hatte, sondern aus ältester Zeit, vor Ausbreitung der Inkaherrschaft herzustammen scheint. Die Gebäude auf der Insel Coati bestehen aus einem Tempel des Mondes und einem Hause oder Kloster der auserwählten Jungfrauen. Diese Gebäude, deren beistehende photographische Abbildung ich in Arequipa fand, sind weit besser gebaut als die auf der Insel Titicaca und scheinen aus einer späteren Periode zu stammen. Die Insel Coati war in alten Zeiten gleichfalls ein Wallfahrtsort. Statt also diese Insel zu besuchen, fuhr ich wieder nach der Bucht von Yampupata zurück, wo wir auf der Herfahrt eingelaufen und über Nacht geblieben waren. Unterwegs landeten wir zweimal an Orten, die nicht zur Besitzung der Familie Garcès, sondern zu dem zweiten, kleineren Gute Yumani gehörten. Der erste Punkt war Sacsamani, ein steiler, wasserreicher Grund, oder vielmehr eine muldenförmige, nach dem See zu abfallende Einsenkung der Bergwand, welche die reichste Vegetation der Insel aufzuweisen hat. Es wachsen dort ganz ansehnliche Erlen, Weiden und Quinuarbäume nebst mächtigen, baumartigen Hollunderbüschen. Auf den Terrassen werden Klee, Mais, Lupinen und Kartoffeln gezogen. Ungefähr 80 Meter über dem See findet sich daselbst, überschattet von Büschen und Bäumen, der sogenannte Inkabrunnen (Pila del Inca). Aus einer Mauer von Quadersteinen strömen dort drei ziemlich starke Wasserstrahle, welche in unterirdischen Kanälen von verschiedenen Seiten zu diesem Orte geleitet worden sind. Die Leitung stammt aus alter Zeit und hat sich merkwürdigerweise in so viel hundert Jahren nicht verstopft. Wo sich die Quellen befinden, die zu dieser Leitung gefasst worden sind, ist nicht bekannt. Von der Terrasse des Brunnens sieht man die Insel Coati gerade vor sich auf dem Spiegel des Sees schwimmen.

Wir bogen nun um einen felsigen Vorsprung und gelangten in den Kanal, welcher die Insel vom Festlande trennt. Dort liegt, der Bucht von Yampupata schräg gegenüber, auf einer natürlichen Terrasse am Bergabhang etwa 30 Meter über dem Spiegel des Sees die ansehnlichste Ruinengruppe der Insel. Auch diese wird als Palast des Inkas bezeichnet, und es ist wohl möglich, dass dieses Gebäude dem Monarchen

Der Inkabrunnen auf der Insel Titicaca. S. 422.

Die Insel Coati, vom Inkabrunnen gesehen. S. 422.

bei seinem Besuche der Insel zum Aufenthalt gedient hat. Die Lage ist von ausnehmender Schönheit wegen dem Blick auf den See und die Buchten des gegenüberliegenden Landes. Das Haus nimmt keinen grossen Raum ein, hatte aber einen Oberstock, der freilich jetzt fast ganz eingestürzt ist. Zu beiden Seiten des nach dem See zu gelegenen Haupteingangs finden sich kleine Gemächer ohne Fenster, welche Steindecken haben, die aber nicht gewölbt, sondern durch Überkragung grosser Platten hergestellt sind. Der Ort heisst Pillcocaima, und eine

Der Inka-Palast Pillcocaima.

vor dem Landungsplatze gelegene felsige, aber zum Teil mit Gras bewachsene kleine Insel, auf welcher wilde Kaninchen leben sollen, wird Chillca genannt.

Es war noch früh am Nachmittage, als wir wieder in die Bucht von Yampupata einliefen, wo ich blieb, während Garcès und seine beiden Begleiter nach Copacabana zurückkehrten. Ich hatte vom Direktor der Seeschifffahrt in Puno die Zusage erhalten, dass der nächste von Chililaya auslaufende Dampfer vor Yampupata halten solle, um mich an Bord zu nehmen, und dieses Schiff sollte am Abend des nächsten Tages eintreffen. Herr Garcès, mein liebenswürdiger Wirt,

Reisegefährte und Führer auf der Insel, schlug mir zwar vor, mit ihm nach der Stadt zurückzukehren, und am folgenden Tage wieder in seinem Boote nach Yampupata zu fahren, allein ich glaubte dies freundliche Anerbieten nicht annehmen zu dürfen, da man ja bei der Unbeständigkeit des Wetters nicht wissen konnte, ob das Boot imstande sein würde, die Fahrt zu leisten. Ich begab mich also zur Hütte des alten Indianers und machte es mir dort so bequem, als dies auf den harten Lehmbänken möglich war.

Am nächsten Morgen entlud sich wieder ein Gewitter, und in

Yampupata.

weniger als einer halben Stunde war der kleine Hof vor der Hütte mit einer dicken Lage von Hagelkörnern bedeckt. Als am Nachmittag der Boden etwas abgetrocknet war, begab ich mich ans Ufer der Bucht, um die grossen Strohflösse zu beobachten, die von Zeit zu Zeit ankamen und abfuhren, denn Yampupata ist der Ort, von wo aus der Verkehr mit der Insel stattfindet. Dies wird auch durch den Namen angedeutet, welcher aus Huampu-Pata entstanden ist, zwei Worte, welche im Keshua Schiffdamm bedeuten. Der Landungsplatz ist ein niedriges Felsenriff, wohl geeignet zum Anlegen von Booten, denn dass Wasser daneben ist tief, aber weniger bequem für die Leute, die sich einschiffen wollen,

da man auf der scharfen Felsenkante nicht sicher Fuss fassen kann. Als die Sonne sich dem Horizonte zusenkte, liess ich mein Gepäck ans Ufer bringen, stieg auf das niedrige Vorgebirge, das die Bucht gegen den See schützt, und befahl den Söhnen des Indianers dort einen Haufen trockenen Reisigs zusammenzutragen. Ich hatte wohl eine Stunde auf meiner Warte gesessen und in die bereits eingebrochene Nacht hinausgespäht, als ich einen dunklen Schatten langsam in die Bucht gleiten sah, und gleich darauf das ferne Schnauben des Dampfs vernahm. Ich liess also meinen Reisighaufen anzünden, und bei dem Schein der hochauflodernden Flamme bemerkte man binnen kurzem ein Boot, das auf das Riff zuruderte. Bei der hellen Beleuchtung ging das Einschiffen des Gepäcks und meiner selbst ohne Unfall von statten und zehn Minuten später befand ich mich wohlbehalten an Bord, zu meiner nicht geringen Genugthuung, denn ich hatte nicht gewusst, um welche Zeit der Dampfer Chililaya verlassen würde, und war darauf gefasst, die Ankunft desselben möglicherweise stundenlang auf einem Strohflosse in der Mitte der Bucht erwarten zu müssen. Die Nacht war ruhig, wir wurden diesmal nicht durch Donner im Schlafe gestört und langten zeitig am Vormittage in Puno an.

Die Gräber von Sillustani.

Statt von Copacabana und Titicaca sogleich nach La Paz zurückzukehren, wie anfangs meine Absicht gewesen war, hatte ich vorgezogen, vorher noch einen Abstecher zu machen, um im Anschluss an die Ruinen von Tiahuanaco einige interessante Altertümer zu untersuchen, welche gleich diesen nicht von den Inkas herrühren, und sich in der Nachbarschaft von Puno befinden, nämlich die Grabstätten von Sillustani. Es gelang mir auch, gleich für den nächsten Morgen die erforderlichen Pferde zu mieten und um 8 Uhr verliess ich mit meinem Führer die Stadt. Der Weg führte zunächst durch ein steiles, steiniges, von Regenbächen zerrissenes Thal auf die westlich von Puno gelegenen Höhen, bleibt dann eine Zeit lang auf der Tafel derselben, senkt sich wieder und kreuzt nach einander zwei Thäler und die dazwischen liegenden Bergrücken, worauf man in einiger Entfernung den Spiegel des Sees Umayo erblickt, an dessen Ufern die Ruinen liegen. Dieser See ist von nur mässiger Grösse, sein etwas buchtiger Umfang mag 15—20 Kilometer betragen. Nahezu in seiner Mitte liegt eine Insel in Form eines Berges mit tafelförmigem Gipfel, der nach allen Seiten ziemlich steil nach dem Wasser abfällt. Nach einem Ritte von fünf Stunden langten wir bei einem Meierhofe an, unmittelbar am Fusse des Hügels,

auf dem sich die bestgebauten und besterhaltenen der alten Grabstätten befinden. Die hier vorhandenen alten Baureste rühren nur von Gräbern her; von Ortschaften oder Burgen, wo die Menschen gewohnt haben, die dort bestattet worden sind, ist nirgends eine Spur zu entdecken. Die Gräber haben alle ungefähr dieselbe Form und werden Chullpas genannt. Sie bestehen aus runden Türmen, die ursprünglich etwa doppelt so hoch waren als ihr Durchmesser beträgt. Einige haben am untern Ende einen niedrigen Eingang, der mit einer Steinplatte verschlossen wurde, bei andern fehlt ein solcher. In der vom Turm umschlossenen Grabzelle wurden die Leichen der Verstorbenen beigesetzt,

Der See Umayo.

nach der in Peru gebräuchlichen Gestalt mit über der Brust zusammengefalteten Händen, umwickelt mit Streifen und Stücken von Wollen- oder Baumwollenzeug, und umgeben von einer Hülle, die entweder nur sackartig oder netzförmig war. Überall auf den Höhen um die Ufer des Umayo-Sees sieht man die kleinen Grabtürmchen, bald einzeln, bald in Gruppen und Reihen. Die meisten sind roh und kunstlos aus Stücken von Sandstein erbaut, wie sie auf dem Boden umherliegen, die besseren sind aus behauenen Steinen aufgeführt, und von diesen finden sich die grössten und bestgebauten auf dem Hügel von Sillustani.

Dieser Hügel bildet eine Halbinsel in dem kleinen See, die nur durch einen schmalen Rücken mit dem Lande in Verbindung steht,

und stellt eine schmale, einen halben Kilometer lange Tafel dar, welche 70 Meter über dem Spiegel des Sees liegt. Der Rand der Plattform wird von einer Lage von Klippen gleichsam umkränzt, und nahe an diesem Rande erheben sich in Reihen die Grabtürme. Vier oder fünf derselben sind noch ziemlich gut erhalten, von den meisten sind nur noch die Grundmauern übrig. Die eigentümliche keulenartige Form

Besterhaltene Chullpa in Sillustani.

dieser Bauten ist aus den beistehenden photographischen Abbildungen ersichtlich. Die besterhaltene hat an der Basis vier Meter im Durchmesser und ist gegen neun Meter hoch. Das obere gerundete Drittel ist von den beiden unteren durch ein etwas vorstehendes breites und glattes Gesims getrennt, dessen Durchmesser etwas grösser ist als der des unteren Teils. Der grösste Grabturm steht am östlichen Rande des Hügels. Nur die dem See zugekehrte Seite ist an demselben vor-

handen, doch ist der fehlende Teil nicht eingestürzt, sondern nicht fertig gebaut worden, obgleich die dazu bestimmten Steine bereits behauen waren und in geringer Entfernung von dem Baue umherliegen. Um die Steine in ihrer Lage zu erhalten, hat man bei diesem Turme eine Vorrichtung getroffen, die man bei den andern nicht bemerkt. In den Flächen der Steine, die aneinander gefügt werden sollten, sind halbkugelige Vertiefungen eingehauen, welche mit kleinen Steinen und Mörtelmasse ausgefüllt wurden. Die Grabzelle dieses Baus besteht aus einem brunnenartig gemauerten Schacht von sechs Meter Tiefe. Die zu diesen beiden Chullpas verwendeten Steine sind meist von ansehnlicher Mächtigkeit, 1,25 Meter hoch, gewöhnlich ebenso dick und breit, einzelne von grösserer Breite. Sie bestehen alle aus einem sehr harten, porösen Trachyt, von welchem grosse Blöcke überall auf dem Hügel umherliegen. Trotz der grossen Härte des Steins sind alle Baustücke sehr genau zugerichtet, wenn auch ihre Oberflächen nicht so glatt gemeisselt sind wie die Steine in Tiahuanaco. Immerhin bezeugt besonders die Zusammenfügung der Kuppeln, bei denen jeder Stein, der Rundung des Turms und der Wölbung desselben entsprechend, nach einem Modelle gehauen werden musste, einen hohen Grad von Geschicklichkeit in der Bearbeitung so schwierigen Baumaterials. Auf einem Stein der grossen, unvollendeten Chulpa sieht man eine Eidechse ausgehauen. Die grössten Grabtürme stehen alle an der dem Isthmus der Halbinsel zugekehrten Seite, unmittelbar über dem Meierhof. An dem entgegengesetzten Ende des Hügels sieht man einige weisse Türme, indem dort die Bausteine mit Lehm verbunden sind, vielleicht auch getüncht waren.

Das Bestatten der Toten über der Erde unter turmartigen Denkmalen scheint den Collas eigentümlich gewesen zu sein; doch ist die in Sillustani angetroffene runde Form der Grabtürme nicht die häufigere, an anderen Orten sind die Chullpas meist viereckig, die gewöhnlichen aus Bruchsteinen, die besseren aus behauenen Steinen erbaut. Die zu ebener Erde befindlichen Grabzellen sind fast alle leer, nur in einigen findet man noch Überreste menschlicher Gebeine und Scherben von Thongefässen. In Mittelperu und am obern Marañon werden gleichfalls öfters an den Bergwänden Chullpas angetroffen. Sie sind bei der Beschreibung jener Gegenden erwähnt, und nebst dem Vorkommen von aus dem Aimarà herstammenden Ortsnamen als Beweise für die einstige weitere Verbreitung der Collarasse im peruanischen Hochlande angeführt worden.

Neben den Grabdenkmalen findet sich in Sillustani noch eine

Grösste Chullpa bei Sillustani. S. 428.

Merkwürdigkeit aus alter Zeit, die Erwähnung verdient. Auf einer Stufe des Bergabhangs an der nach dem Isthmus zugekehrten Seite sieht man mehrere Kreise von Steinen, die 25—30 Schritt im Durchmesser haben. Bei dem am besten erhaltenen unterscheidet man einen äusseren Kreis von Platten, in welchen eine Furche oder Rinne eingegraben ist, die ringsherum läuft. An diesen äusseren schliesst sich ein innerer Kreis, welcher aus einzeln stehenden, pfostenartigen unbehauenen Steinstücken besteht, gleich denen, die den Tempelhof in Tiahuanaco einfassen. Nach der Thalseite sind diese Kreise durch einen Eingang unterbrochen,

Alte Steine vor dem Pfarrhause zu Hatun Colla.

nach der Bergseite zu ist der Kreis jetzt offen, scheint aber ursprünglich daselbst auch geschlossen gewesen zu sein. Die Bedeutung dieser Kreise ist nicht klar, nur lässt sich in Anbetracht des Ortes annehmen, dass sie religiösen Zwecken dienten und vielleicht zu der Totenbestattung in Beziehung standen.

Nicht weit vom westlichen Ufer des Umayo-Sees liegt die Ortschaft Vilque, im ganzen Hochland bekannt wegen der grossen Messe, die daselbst alljährlich abgehalten wird, und zu welcher Käufer und Verkäufer aus grossen Entfernungen zusammenkommen. Einiges archäologisches Interesse bietet der kleine Ort Hatun Colla, welcher eine kleine Legua nordöstlich von Sillustani liegt. Um die alten Skulpturen

kennen zu lernen, die sich daselbst befinden sollten, machte ich mich mit meinem Führer am nächsten Morgen auf den Weg und langte nach einer halben Stunde im Dorfe an. Es erwies sich als einen der elendsten Wohnplätze, die ich in der Puna gesehen hatte; über die Hälfte der Häuser war ohne Dächer, bei vielen die Wände bereits eingestürzt. Die erwähnten Skulpturen bestehen aus zwei anderthalb Meter hohen Sandsteinblöcken, welche zu beiden Seiten der Thür des Pfarrhauses aufgestellt sind. Auf diesen Steinen sind in roher Weise Schlangen, Eidechsen, Kröten und ausserdem Figuren eingehauen, wie man sie auf alten indianischen Geweben sieht. Wo diese Steine früher gestanden haben, wusste mir der junge Geistliche, den ich vor seiner Wohnung traf, nicht anzugeben. So armselig und verlassen jetzt Hatun Colla aussieht, so war es doch einst der Sitz eines der mächtigsten Häuptlinge des Hochlandes und die Chullpas auf Sillustani mögen die Gräber der Könige und ihrer Familienglieder gewesen sein. Das wenige, was die alten spanischen Chronisten über die Geschichte Hatun Collas mitteilen, das Bündnis des Häuptlings Sapana mit den Inka Huiracocha und die spätere Unterwerfung aller Collas unter dem Inka Yupanqui, ist schon bei Gelegenheit der Beschreibung der Stadt Puno erzählt worden.

Mit dem nächsten Postdampfer kehrte ich von Puno nach Chililaya zurück und langte am selben Abend nach vierzehntägiger Abwesenheit wieder in La Paz an. Ich verweilte daselbst während der ganzen Regenzeit, von Mitte Dezember bis zu Ende des Monat März, ausschliesslich mit dem Studium der Aimaràsprache beschäftigt.

Einige Bemerkungen über die Aimaràsprache.

Das Aimarà wird gegenwärtig in 11 Provinzen der Republik Bolivia gesprochen: an der Westseite der Andes in La Paz Omasuyu, Ingavi, Sicasica, Oruro, Paria, Carangas; an der Ostseite in Yungas, Muñecas, Larecaja und Inquisivi. Die Gesamtbevölkerung dieser Provinzen betrug nach dem Census von 1854 ungefähr 520 000 Seelen. Von peruanischem Gebiet kommen dazu zwei Provinzen des Departements Puno mit den südlich von dieser Stadt gelegenen Ortschaften Chucuito, Julì, Pomata, Cepita und die Gegenden an der rechten Seite des Desaguadero. In alten Zeiten scheint das Aimarà eine weit grössere Verbreitung gehabt zu haben. In den jetzt an Chile abgetretenen Gebietsteilen so wie im Departement Moquchua wurde es bis an das stille Meer geredet, ebenso in vielen Gegenden von Mittel- und Nord-Peru, wie aus den jetzt noch

gebräuchlichen Namen von Ortschaften Bergen und Flüssen hervorgeht, welche im Keshua keine Bedeutung haben, wohl aber im Aimarà und daher aus dieser Sprache abgeleitet werden müssen. In Mittel- und Nord-Peru, in den Gegenden nördlich vom Titicaca-See, sowie in den südlichen Teilen Bolivias, Potosí, Chuquisaca und Cochabamba, ist die Aimaràsprache, oder die ihr verwandten Mundarten, durch das Keshua verdrängt worden, allein in die Gegenden am südlichen Ufer des Titicaca scheint diese Sprache nie eingedrungen zu sein, wiewohl die Inkas es sich sehr angelegen sein liessen, die Einführung ihrer Staatssprache in allen Provinzen ihres Reiches durchzusetzen. Auch die Jesuiten, welche zur Erleichterung ihres Bekehrungswerkes die Keshuasprache begünstigten und aufrecht erhielten, als nach Eroberung des Landes durch die Spanier die einheimischen Mundarten in manchen Gegenden wieder die Oberhand gewinnen wollten, machten am Titicaca keinen Versuch die Aimaràsprache zu unterdrücken, sondern bedienten sich derselben zur Ausbreitung der christlichen Lehre. Juli, am westlichen Ufer des Sees, war der Hauptsitz ihrer Missionen und dort lebte und wirkte im letzten Viertel des sechzehnten Jahrhunderts der Vater Ludovico Bertonio, der Verfasser einer Grammatik und eines Wörterbuches, welche an Ort und Stelle gedruckt und die ersten in jenen Gegenden veröffentlichten Bücher waren.

In einigen Gegenden hat die Aimaràsprache gegen das Keshua an Boden gewonnen, so in den am Ostabhange der Andes gelegenen Provinzen Yungas, Muñecas und Larecaja, wo früher Keshua geredet wurde. Auch auf der Halbinsel Copacabana und auf der Insel Titicaca ist unter der von den Inkas dort angesiedelten Bevölkerung die Sprache derselben durch das Aimarà vollständig verdrängt worden. Die Stadt Puno liegt auf der Sprachgrenze, wie Brüssel zwischen dem Flämischen und Wallonischen. Südlich von Puno herrscht das Aimarà, nördlich das Keshua. Auf dem Markte der Stadt sitzen die Hökerweiber der beiden Stämme zwar nicht ganz getrennt von einander, doch verkehren sie nur selten mit einander, und nur wenige verstehen etwas anderes, als ihre eigene Sprache.

Was das Verhältnis der beiden Sprachen zu einander betrifft, so sind sie sich in mancher Hinsicht ähnlich, in anderen auch wieder durchaus von einander verschieden. Die Verwandtschaft zeigt sich in der Gleichheit des grammatikalischen Baues, welche bis in die geringfügigsten Einzelheiten nachweisbar ist, in der Bildung der Deklination, Konjugation, der Postpositionen, der Bildung zusammengesetzter Zeitwörter, im Bau der Sätze und ihrer Verbindung; ferner in der Aus-

sprache der Konsonanten, bei denen überall dieselben Modifikationen unterschieden werden. Gänzlich von einander verschieden sind die Sprachen in ihren grammatikalischen Formen, in den Deklinations- und Konjugationsendigungen, und besonders in lexikalischer Beziehung, indem die grosse Mehrzahl der Wurzeln, namentlich für die Gegenstände und Handlungen des täglichen Lebens nichts mit einander gemein haben. Dass in der gegenwärtigen Umgangssprache viele Keshuaworte gebraucht werden, vermag an diesem Urteile über den ursprünglichen Sachverhalt nichts zu ändern, denn diese sind aus der Nachbarsprache allmählich herübergenommen worden, wie neuerdings die spanischen. Oft ist neben solchen Fremdausdrücken das eigene Aimaràwort noch gebräuchlich, oder wenigstens noch bekannt, andere Male ist es freilich bereits in Vergessenheit geraten. Eine andere Verschiedenheit, welche abgesehen von dem Sinne des Gesprochenen dem Zuhörer schon von weitem auffällt, ist die Härte und Rauhigkeit des Klanges. Im Aimarà herrschen die Kehllaute weit mehr vor als im Keshua. Diese grössere Härte des Aimaràs wird noch vermehrt durch eine eigentümliche Unsitte dieser Sprache, von welcher das Keshua frei ist, nämlich von der Zusammenziehung und Abkürzung der Worte, der sogenannten Syncope, wodurch viele Vokale, bei den Deklinations- und Konjugations-Endigungen sowie auch bei den zusammengesetzten Zeitwörtern sowohl in der Mitte als besonders am Ende der Worte ausgestossen oder weggelassen werden. Diese Abkürzung der Worte durch Auslassung von Vokalen, wodurch ja auch die gegenwärtigen Konjugationsformen unserer Sprache erheblich härter geworden sind, als sie im Altdeutschen waren, scheint im heutigen Aimarà gegen früher zugenommen zu haben, wie sich aus der Vergleichung der jetzigen Sprache mit den von Bertonio in seinen Werken gegebenen Beispielen ersehen lässt. Die verschiedenen Stämme der Aimaràs, die Bertonio in der Vorrede zu seinem Wörterbuch erwähnt, haben sich im Laufe der Zeit mit einander vermischt und werden gegenwärtig nicht mehr unterschieden. Zugleich haben sich auch die damals erheblichen Dialektunterschiede verwischt, wiewohl auch heute noch fast in jeder Ortschaft gewisse Besonderheiten in der Umgangssprache bemerkt werden, wie dies ja in allen lebenden Sprachen der Fall ist.

Übersicht der Höhen der auf dieser Reise berührten Punkte.

Arequipa, Platz	2330 Meter	Mururata, Brücke	990 Meter
Yura	2568 »	Coroico	1810 »
Huincocaya	4308 »	Choro	1520 »
Crucero alto	4457 »	Coripata	1920 »
Puno	3815 »	Rio Tamanpaya	1200 »
La Paz	3710 »	Chulumani	1820 »
Apacheta de Yungas	4660 »	Puente de Chupe	1350 »
Pongo	3690 »	Yanacachi	2010 »
Unduavi	3266 »	Rinconada	4100 »
Sandillani	2112 »	Apacheta	4660 »

IV.

Das Hochland von Süd-Peru.

Reise von La Paz nach Kusko und über Ayacucho zurück nach Lima.

Die Regenzeit des Sommers 1887/88 hatte einen Monat früher angefangen als gewöhnlich, daher die Niederschläge diesmal auch früher wieder abnahmen. Im letzten Drittel des März wurde das Wetter in La Paz milder und fast angenehm, denn die Kälte der Sommermonate wird hauptsächlich durch die Verdunstung des Wassers erzeugt. Da ich nur hierauf gewartet hatte, um meine Reise durch Süd-Peru anzutreten, so säumte ich nicht länger, sondern fuhr am Morgen des 25. März in dem grossen, von acht Pferden gezogenen Postomnibus vom Platz San Sebastian ab. Als wir auf der Höhe des Thalrandes ankamen, waren die tieferen Gegenden vom Nebel freigeworden und wir sahen die Stadt noch einmal in ihrem Kessel; der Ilimani und die übrigen Berge der Kette waren bedeckt. Der Anblick der Ebene, über welche wir fuhren, war jetzt etwas weniger öde als zur Zeit meiner Ankunft. Ein grosser Teil des Landes war bebaut mit Gerste, Kartoffeln und Quinoa, allein die Ernteaussichten waren traurig, denn während im Thale viel Regen gefallen, waren auf der Hochebene die Niederschläge selten gewesen. Ein grosser Teil der Kartoffelfelder hatte von Nachtfrösten gelitten und die Blätter waren verwelkt. Die Quinoapflanzen, die ich zwei Tage zuvor in Obrajes, eine Legua unterhalb La Paz, über vier Fuss hoch gesehen hatte, waren hier nur zwei bis drei Zoll hoch gewachsen und an vielen Stellen ganz verkümmert. Es stand daher den armen Indianern ein Hungerjahr bevor.

Um drei Uhr langte der Wagen in Chililaya an, wo der Dampfer bereits am Hafendamm auf Post und Fahrgäste wartete. Wir konnten uns indessen noch nicht sogleich an Bord begeben, denn die Karren, die das Gepäck brachten, liessen ziemlich lange auf sich warten. Ich stieg auf die Anhöhe hinter dem Ort, um die Gegend noch einmal zu überblicken. Der Illampu und die übrigen Schneeberge der Kette waren in Wolken gehüllt. In einem Ausschnitt der Bucht sah man die weissen Häuser des Orts Huarina, in dessen Nähe die blutigste Schlacht der ersten Bürgerkriege Amerikas gefochten wurde. Dort wurden die königlichen Truppen unter Diego de Centeno von Gonzalo Pizarro und dessen Lieutenant Francisco Carbajal geschlagen. Es war das letzte Aufleuchten des Glücksterns Gonzalos, denn wenige Monate später wurde dieser bei Sacsahuana von den Seinen verlassen, gefangen genommen und enthauptet.

Ich freute mich an Bord des Dampfers Yavarì den Kapitän Gamero wieder anzutreffen, der mich nach meinem Besuche der Insel Titicaca in der Bucht von Yampupata abgeholt hatte. Er war auch diesmal wieder sehr freundlich und überliess mir, da die Kajüte von Passagieren überfüllt war und er die Nacht auf Deck zubringen musste, sein eigenes Zimmer. Die Fahrt über den See ging ohne Unfall von statten. Wir hatten kein Gewitter, doch wehte nach Mitternacht ein so starker Wind, und das Schiff nahm so viel Wasser über, dass der Kapitän sich genötigt sah, den Kurs zu ändern und stundenlang das Vorderteil des Schiffes gegen die Wellen zu richten. Infolgedessen kamen wir erst spät am Vormittag, zwei Stunden nach der gewöhnlichen Zeit, in Puno an. Zwei Tage darauf reiste ich weiter, um mich nach Kusko zu begeben, dem Hauptziel dieser meiner letzten Wanderung im südamerikanischen Hochland.

Die Entfernung von Puno bis Kusko beträgt 77 Leguas (429 Kilometer), wovon damals nur die kleinere Hälfte auf der Eisenbahn zurückgelegt werden konnte, denn die Schienen waren erst bis Santa Rosa gelegt, einem kleinen Städtchen am nördlichen Ende des Titicacabeckens. Die dem Verkehr übergebene Bahnstrecke wurde zu jener Zeit wöchentlich von zwei Zügen befahren, die den Bedürfnissen genügten, denn sie wurden so wenig benutzt, dass die Einnahmen kaum die Betriebskosten deckten. Der Zug, in den ich einstieg, bestand bloss aus drei Wagen, von denen zwei zur Personenbeförderung, einer für Gepäck und Frachtgüter diente. In der Abteilung erster Klasse sassen vier Personen, von denen, wie ich vermutete, ausser mir nur noch ein Herr eine Fahrkarte gelöst hatte, ein Mitglied des Kongresses für

Puno, der während der ganzen Fahrt seinen zwei Begleitern gegenüber das grosse Wort führte, mit einem Schwall von hochtrabenden Redensarten, wie man sie in Peru liebt. Die Bahn führt anfangs in einem Bogen am Ufer des Sees hin, welcher hier sehr seicht ist. Man sah, dass noch vor kurzem während der Regenzeit das Wasser bis unmittelbar an den Bahnkörper gereicht hatte, seitdem jedoch gefallen und zurückgewichen war. Auf dem See schwammen zahlreiche kleine und und grosse Rohrflösse und viele Wasservögel. Nach einer Stunde verlässt die Bahn den See und wendet sich links nach Juliaca, immer durch ganz flaches und zum Teil sumpfiges Land. In Juliaca zweigt sich die nach Kusko führende Linie von der von Arequipa kommenden ab und läuft durch das weite Thal des Pucara-Flusses, der vom Passe der Raya herabkommt und in der Seeebene fast gar kein Gefäll hat. Bei mittlerem Wasserstand mag dieser Fluss kaum so gross sein als die Saale oder die Unstrut vor ihrer Vereinigung.

Die erste Haltestelle ist Pucarà, die Stadt, nach welcher der Fluss und das Thal benannt wird. Der Ort liegt wohl eine halbe Legua weit von dem Stationsgebäude entfernt auf der rechten Seite des Flusses, während die Bahn dem linken Ufer entlang läuft. Auf dem Platze neben dem Bahnsteig stand ein Schwarm von Indianern, die Mehrzahl Weiber mit dem runden Ketschua-Hut, daneben auch nicht wenige Aimaràs, alle hungrig, traurig, zerlumpt und schmutzig, die meisten Coca kauend. Abgesehen von der Sprache und einigen Besonderheiten in der Kleidung, besonders der Kopftracht, deren bereits erwähnt wurde, zeigen die beiden Indianerrassen, in welche gegenwärtig die Anwohner des Titicaca-Sees zerfallen, in ihrer Gesichts- und Körperbildung keine so wesentlichen Verschiedenheiten, dass sich daraus die Zugehörigkeit zu der einen oder anderen erkennen liesse. Dies rührt ohne Zweifel daher, dass die jetzt Keshua redende nördliche Bevölkerung zum grossen Teil aus Aimaràs besteht, die sich nach der Eroberung des Landes durch die Inkas mit den von diesen eingeführten Ansiedlern, den sogenannten Mitimaes, vermischt haben. Dagegen unterscheiden sich die Collas deutlich von den Indianern der Yungas und der nördlich gelegenen Hochthäler.

Wie bei den meisten Indianern des Hochlandes ist auch bei den Collas der Kopf im Verhältnis zum Körper gross. Die Hautfarbe ist dunkel lederbraun, erheblich dunkler als bei den Yungas; das Gesicht breit, Backenknochen vortretend, Nase und Mund plump, Augen dunkelbraun, das Weisse schmutzig, der Ausdruck matt. Die Haare sind schwarz, straff, dicht und werden lang getragen, zuweilen in

Flechten um den Kopf gewunden. Der Körper ist gewöhnlich unter Mittelgrösse, der Brustkorb lang und tief, da wegen der Verdünnung der Luft eine grössere Menge eingeatmet werden muss. Die Umrisse des Körpers sind gerundet, doch ohne Neigung zur Fettbildung; der Gliederbau ist kräftig, Füsse und Hände kurz und fleischig, ebenso die Finger und Zehen; die Hacken wenig vortretend, das Gegenteil des Negerfusses, bei welchem sich die Ferse klöppelartig vorwölbt. Der Haarwuchs scheint sich auf dem Kopfe erschöpft zu haben, der Bart besteht nur aus einzelnen Haaren und fehlt zuweilen vollständig, die Haut ist glatt. Der Ausdruck des Gesichts ist traurig, verdrossen und stumpfsinnig, er ist der Ausdruck des Wesens der Collas, das schweigsam, niedergeschlagen und teilnahmslos ist, und auch unter dem Einfluss geistiger Getränke sich nicht aufheitert.

Auf Pucarà folgt die Station Ayahuiri, ein grösserer Ort, jedoch von sehr ärmlichem Aussehen. In der Mitte erhebt sich, wie überall, eine grosse Kirche über niedrigen, strohgedeckten Lehmhütten. Ayahuiri war einst ein Hauptort im Gebiete der Colla-Indianer, der wegen eines Aufstandes derselben von Inkas zerstört, entvölkert und mit Kolonisten aus anderen Gegenden besiedelt wurde. Jetzt wird daselbst, wie auch schon in Pucarà, nur Keshua gesprochen. In Ayahuiri stieg der schwadronierende Abgeordnete aus, was eine grosse Erleichterung war. Das Thal des Pucaràflusses, das bisher eine weite Ebene gewesen war, beginnt jetzt, sich etwas zu begrenzen. Die Küstenkette nähert sich allmählich und zeigt schneebedeckte Spitzen, auch die Andeskette tritt von rechts her näher heran; sie ist weit höher als die Küstenberge, allein ihre Schneegipfel sind noch nicht sichtbar. Eine halbe Stunde, ehe man Santa Rosa, die damalige Endstation der Bahn erreicht, hält der Zug an einem Orte, wo links in geringer Entfernung alkalinische stark kohlensäurehaltige Mineralquellen zu Tage treten. Man sieht im Boden ein rundes Loch von drei Fuss Durchmesser, aus welchem das in geringer Tiefe unter der Oberfläche befindliche Wasser keinen Ausfluss hat, aber immer ungefähr dieselbe Höhe behält. In der Regenzeit soll die Quelle überfliessen und die ringförmige Erhöhung des Bodens um dieselbe rührt von kalkhaltigen, durch Beimischung von Eisenteilen gefärbten Ablagerungen her, die sich am Rande niederschlagen. Etwas vor vier Uhr langten wir in Santa Rosa an, nach einer Fahrt von sechs Stunden: eine traurige Reise über eine eintönige Ebene, die durch keinen Baum, keinen Strauch unterbrochen, nur selten durch Zeichen von Anbau belebt wird, dünn bevölkert und bewohnt von unschönen, schmutzigen, zerlumpten Menschen, deren elende Wohnstätten

man zum Glück nur aus der Ferne erblickt. Übrigens war die Jahreszeit noch verhältnismässig die günstigste, denn die Regenzeit war eben erst vorüber und die Landschaft mit frischem Grün überkleidet, wenn auch der Graswuchs nicht üppig war. Im Sommer, wenn die dürftige Vegetation von der Sonne versengt wird und der Zug über den ausgetrockneten Boden in einer erstickenden Staubwolke dahinrollt, mag die Fahrt noch viel trauriger und unerträglich lästig sein.

Die kleine Stadt Santa Rosa (990 Einwohner) liegt bereits nahe am Fusse der Berge und am Eingang des Thals, welches zum Passe La Raya hinaufführt und in welchem der Pucarà herabkommt. Rechts vom Ort erhebt sich der Cunurani, ein mächtiger Berg, dessen Schneepyramide zum Teil durch eine davorliegende zackige Felsenhöhe verdeckt wird. Die von den Eisfeldern dieses Berges herabwehenden Winde tragen wesentlich dazu bei, dass das Klima von Santa Rosa weit rauher ist als das anderer höher, aber geschützter gelegener Orte. Ein deutscher Kaufmann aus Arequipa, den ich in Puno traf, hatte mir an seinen Agenten, einen Wollenkäufer in Santa Rosa, einen Brief mitgegeben, damit dieser mir beim Mieten der zur Weiterreise erforderlichen Tiere behilflich sein möchte. Als ich mich bei der Ankunft des Zuges nach der Wohnung dieses Mannes erkundigte, traf es sich, dass er auf dem Bahnhof zugegen war. Er stellte mir in zuvorkommender Weise seine bescheidene Wohnung zur Verfügung, was ich natürlich dankbar annahm, denn es gab im Orte keine öffentliche Herberge. Er war Witwer und bewohnte mit seinen zwei Töchtern ein Häuschen in der Nähe des Bahnhofs mit einem kleinen Hof, der halb angefüllt war mit übereinander geschichteten Ballen von ungereinigter Schaf- und Alpaccawolle. Während die jungen Mädchen aus einigen Vorräten, die ich von Puno mitgebracht hatte, mir eine Abendmahlzeit bereiteten, und ihr Vater ausging, um in meinem Interesse Maultiertreiber aufzusuchen, machte ich einen Gang durch den Ort, welcher beschaffen ist wie die meisten im Hochland: schlecht gepflasterte enge Strassen, besetzt mit kleinen einstöckigen, meist mit Stroh gedeckten Häusern, einige schäbige Kaufläden, mit ordinären Waren dürftig versehen, in der Mitte des Ortes wie überall ein Platz mit der Kirche, die von weitem nach etwas aussah, aber bei näherer Besichtigung sich als ebenso kläglich erwies, wie alle anderen Gebäude.

Bald nachdem ich den Weg zum Hause meines Gastfreundes zurückgefunden hatte, kam auch dieser selbst zurück mit der erfreulichen Kunde, dass es ihm bereits gelungen sei, mir Tiere für die Reise nach Kusko zu mieten, und zwar würden dieselben, wenn ich es wünschte,

schon am folgenden Morgen bereit sein. Dies war mehr als ich erwartet hatte, und zu meiner Überraschung hielt der Treiber Wort, war sogar pünktlich, was bei seinen Berufsgenossen, und überhaupt auch sonst in Peru, so selten ist. Am Morgen wurde ich nach einer etwas unruhigen Nacht bei Tagesanbruch durch das Getrampel von Hufen im Hofe geweckt. Ich kleidete mich sogleich an, was auf den Reisen im Hochland nicht viel Zeit nimmt, denn man legt ja gewöhnlich nur einen Teil seiner Kleider ab, und trat hinaus, um meine Reisemittel in Augenschein zu nehmen. Man hatte mir ein Pferd und zwei Maultiere gebracht, das erstere war für mich bestimmt, die Maultiere für Gepäck und Führer. Da der Weg nach Kusko durchaus bequem und eben ist, war es mir lieber ein Pferd besteigen zu können, weil die Gangart der Maultiere bei der Beschleunigung gewöhnlich härter ist als die eines Pferdes. Wiewohl der Arriero bei Zeiten gekommen war, so dauerte es doch ein paar Stunden, ehe wir aufbrachen, denn der Mann hatte einige Mühe, die verschiedenen Stücke meines Gepäcks auf dem Rücken des Lasttieres ins Gleichgewicht zu bringen, eine Schwierigkeit, die sich beim Antritt jeder Reise wiederholte, aber nur am ersten Tage, bis der neue Treiber die zweckmässigste Art der Beladung gefunden hatte.

Die Strecke, die ich an diesem ersten Tage zurückzulegen gedachte, betrug zwar nur acht Leguas, doch war sie die interessanteste des ganzen Weges, wenn auch weniger in landschaftlicher als in geographischer Hinsicht. Ich sollte den Pass La Raya — den Scheitelpass — überschreiten, welcher eine Wasserscheide zwischen dem Becken des Titicaca-Sees und dem atlantischen Ozean bildet. Die Berge der Küstenkette und die der eigentlichen Hauptkette der Andes nähern sich, nachdem man das nördliche Ende des Sees verlassen hat, allmählich immer mehr und bilden von Santa Rosa ab die Wände eines Thales, gewissermassen einer tiefen Rinne, in welcher man am Ufer des Pucarà-Flusses zum Passe hinaufsteigt. Aber diese Steigung ist so gering, dass man ihrer zuweilen kaum gewahr wird, und man ist verwundert, wenn man sich endlich überzeugt, dass man, ohne es zu merken, den höchsten Punkt überschritten hat. Anfangs ist der Weg an manchen Stellen sumpfig und muss in der Regenzeit sehr unangenehm zu begehen sein. An diesen Stellen ritten wir auf dem Damm der Eisenbahn, welcher ungefähr zur Hälfte aufgeschüttet war, als der Bau wegen der bedrängten Finanzlage der Republik eingestellt werden musste. Weiter hinauf ist der Weg allenthalben gut geebnet und trocken, er führt durch Triften, auf welchen von den Bergwänden herabgestürzte Porphyrstücke umher-

gestreut liegen. Dass man sich der Passhöhe nähert, erkennt man an vielen kleinen Steinhaufen, welche die reisenden Indianer überall auf hohen Bergübergängen an der Seite des Pfades zusammenzutragen pflegen, sogenannte Apachetas. Endlich erblickt man rechts am Wege einen 15 Fuss hohen, kegelförmigen Haufen, das Zeichen, dass man den Pass erreicht hat.

Bald nachdem man an der kleinen Steinpyramide vorbeigeritten ist, zeigt sich nahe am Wege ein kleiner See oder Teich, aus dessen südlichem Rande der Pucaràfluss als kleiner Bach entspringt. Dieser See besteht eigentlich aus einer Reihe binsenumwachsener Weiher, an denen der Pfad durch Rasenmatten eine Strecke weit hinführt. Am nördlichen Ende derselben angelangt, bemerkt man, dass auch hier ein kleines Gewässer austritt, anfangs schleichend, aber bald seinen Lauf beschleunigend. Diese Reihe dunkler Weiher bildet also die Wasserscheide, denn aus dem unscheinbaren Bächlein, das am nördlichen Ufer derselben ausfliesst, wird später der grosse Ucayali, durch dessen Vereinigung mit dem Marañon der Amazonenstrom entsteht. Die Bergwände zu beiden Seiten des Passes sind hoch und steil. Die östliche öffnet sich zu einer kurzen, jäh aufsteigenden Thalschlucht, welche durch eine hohe glänzende Schneespitze abgeschlossen wird. Dies ist der Huillcanota, einer der höchsten Gipfel der Andeskette. Auch über der westlichen, der Küstenkette angehörenden Bergwand erheben sich schneebedeckte Gipfel, doch sind diese vom Passe aus nicht sichtbar. Ich stieg hier vom Pferde und lagerte mich zu kurzer Rast auf der Rasenmatte, dem Huillcanota gegenüber, um das Bild dieses merkwürdigen Ortes meinem Gedächtnis einzuprägen. In alter Zeit war dies eine heilige Stätte. Ein berühmter Sonnentempel soll hier gestanden haben, von dem der Berg seinen Namen erhielt, denn Huillcanota ist ein Wort der Aimaràsprache, welches »Haus der Sonne« bedeutet[1]). Zwar wird hier im Volke Keshua gesprochen, aber ursprünglich herrschte in dieser ganzen Gegend die Aimaràsprache. Von dem Tempel lassen sich keine Spuren mehr nachweisen; einige alte, sehr zerfallene Mauern, die sich auf dem Passe finden, sind Reste eines Tambos, wie sie die Inkas von Strecke zu Strecke an ihren Hauptstrassen erbauen liessen. Eine Herde schwarzer Alpacaschafe weidete zwischen den Mauertrümmern. Der Pass der Raya liegt 4525 Meter über dem Meere und 710 über dem Titicaca-See.

1) Huillca, im alten Aimarà die Sonne; davon der Genetiv huillcana, synkopiert huillcan. Uta, das Haus.

Berg und Pass Huillcanota. S. 440.

Gegen 3 Uhr verliess ich den Pass und folgte meinem Arriero, der inzwischen seinen Weg fortgesetzt hatte. Der Abstieg ist anfangs allmählich wie auf der Südseite, bald jedoch wird das Thal etwas abschüssiger. Der Weg führt öfters am Bache hin, dessen Wasser sich rasch vermehrt, das Murmeln wird zum Rauschen, und schon nach kurzer Zeit erblickt man einen kleinen Bergstrom, der in vielen Windungen durch das tiefe Thal hinabfliesst. Er wird Huillcamayo, auf spanisch Rio de Huillcanota genannt. Nach zweistündigem Ritte gelangten wir noch vor Anbruch der Nacht zum Tambo von Aguas Calientes, wo man ein gutes Unterkommen findet. Er gehört zu einer Hacienda de ganado, einem Weidengut, auf welchem Viehzucht in ziemlich grossem Massstabe auf südamerikanische Weise betrieben wird, d. h. man lässt die Tiere frei umherlaufen und nur einfangen, um sie durch Einbrennen der Marke zu zeichnen, oder wenn sie verkauft sind. Als ich am nächsten Morgen vor die Thür trat, sah ich die ganze Gegend mit frisch gefallenem Schnee bedeckt, der aber unter den Strahlen der Sonne im Thale bald wieder verschwand. Etwa 500 Schritt unterhalb des Tambo kamen wir zu den heissen Quellen, nach denen der Ort seinen Namen Aguas Calientes führt. Am linken Ufer treten die wasserreichsten Quellen zu Tage und bilden einen starken Bach; auch an der rechten Seite des Flusses und im Bette desselben sieht man Dampf aufsteigen. Das Wasser ist siedend heiss, leicht alkalisch und verbreitet einen ganz schwachen Schwefelgeruch. Etwas unterhalb der Quellen hat der Fluss ein tiefes enges Bett in die Kalkfelsen ausgehöhlt, die Wände desselben haben sich oben zusammengeneigt und geschlossen, so dass man den Fluss in einem unterirdischen Kanal brausen hört. Die Vegetation beginnt etwas kräftiger zu werden, die Wohnungen von Menschen werden zahlreicher, das Thal fällt stärker, man sieht die ersten Gerstenfelder, dann folgt Weizen, auch zuweilen etwas Gebüsch, aber noch kein Baum. Die erste Ortschaft ist Maranganì, ein kleines Dorf von Lehmhütten am linken Ufer des Flusses, $3^1/_2$ Leguas abwärts von Aguas Calientes. Bis hierher erstreckten sich zur Zeit meiner Reise die Erdarbeiten der Eisenbahn, welche jetzt bis Sicuani ausgebaut worden ist. Hinter Maranganì wird das Thal breiter und erweitert sich zu einer fruchtbaren, gut angebauten, meist mit Weizen bestellten Ebene. Scheinbar am Ende der Ebene erblickt man in einer Entfernung von $2^1/_2$ Leguas die Kirche von Sicuani, deren Zinkdach in der Sonne schimmert. Eine halbe Legua oberhalb dieser Stadt, die am rechten Ufer des Huillcamayo liegt, muss man den Fluss durchreiten, der hier bereits wasserreich ist und später nicht mehr

durchritten werden kann. Das Wasser der Furt reichte den Tieren bis an die Brust.

Sicuani ist die ansehnlichste Ortschaft des Thales (2300 Einwohner), Hauptstadt der Provinz Canchis und Sitz des Subpräfekts. Es ist ein langgestreckter Ort mit gepflasterten Strassen, die Hauptstrasse hat sogar schmale Bürgersteige und sieht überhaupt freundlicher aus als die anderer Orte, die man auf dem Wege nach Kusko berührt. Der Name ist entstanden aus dem Aimaràwort Sicuya-ni, welches einen Ort bedeutet wo Rohr oder Schilf wächst, also etwa besagt, was im Deutschen »Röhricht«. Wir hielten vor einem Tambo, der mir in Santa Rosa empfohlen worden war, doch gab es daselbst nur verdorbenes Bier, nichts zu essen und kein Futter für die Tiere, daher wir nach kurzem Aufenthalt unseren Weg fortsetzten. Das Thal wird jetzt sehr flach und sumpfig, deshalb die Weizenfelder seltener. Zwei Leguas unterhalb Sicuani gelangt man zu dem kleinen Orte Chaca, sogenannt nach der Brücke (chaca), die dort über den Fluss führt. Wir ritten über den Hauptplatz, der voll von Indianern war, da daselbst ein Markt abgehalten wurde. Die Eingeborenen, die man dort versammelt sah, unterschieden sich vorteilhaft von den Bewohnern der Hochebene. Sie waren von höherem schlankerem Wuchs, hatten bessere Gesichtsbildung, ein freundlicheres Wesen, schienen reinlicher und waren besser bekleidet. Ihre Ponchos waren von lebhaften Farben, sie trugen dieselben runden Hüte (monteras) wie die Ketschuas in Puno, aber in verschiedener Weise verziert mit Schnüren und Bändern. Die Kronen der Hüte waren bald von Filz oder Tuch, bald von Samt mit Krempen von rotem oder grünem Unterfutter. Auch unterhalb Chaca bleibt das Thal sumpfig, so dass eine Legua weiter thalabwärts der Weg eine lange Strecke über einen Steindamm führt, an dessen Ende der Ort Cacha liegt, wo wir die Nacht zubrachten. Wir stiegen in einem Tambo ab, dessen Inhaber zugleich Ortsvorstand (Gobernador) und Posthalter war. Wiewohl die um einen grossen Hof liegenden Gebäude eine gewisse Wohlhabenheit des Besitzers bezeugten, konnten wir doch weder für uns etwas zu essen bekommen, noch trotz aller Bitten des Arrieros Futter für unsere Tiere. Wir mussten uns daher mit Thee begnügen nebst einigen noch von Puno mitgebrachten Brocken von Brot und Käse; für seine Tiere stahl der Treiber am Morgen einige Bund Klee und Gerste, welche für das Vieh des Wirtes gebracht worden waren.

Der nächste Tag (1. April) war Oster-Sonntag. Während ich morgens mit Ankleiden und der Bereitung meines Thees beschäftigt

war, hörte ich Glockengeläut und das Gesinge einer Prozession nebst dem übrigen heiligen Lärm, der in Peru die religiösen Umzüge zu begleiten pflegt: Böllerschüsse, Knattern von Raketen, Blasen von Hörnern und Blechschalmeien. Vom Hofe aus sah ich den frommen Zug sich hinter dem Hause den Abhang eines grünbewachsenen Berges hinaufbewegen, um auf dem Gipfel desselben ein neues Kreuz aufzurichten. Die Andächtigen wurden von einem Missionar geführt, dessen Predigt in der Landessprache man in der stillen Morgenluft deutlich von oben herab vernahm. Der Herr des Tambos mit Frau, Kindern und Gesinde schien auch mitgezogen zu sein. Als er mit den Seinigen wieder nach Hause kam, trat er mitten in den Hof, worauf zuerst die Glieder seiner Familie, sodann alle seine Leute, einer nach dem andern, vor ihm niederknieten, seine Knie umfassten und ihn in ihrer Sprache um seinen Segen baten. Dieser wurde ihnen erteilt, indem der Herr sich zu dem Knieenden niederbeugte, den rechten Arm um seine Schultern und die linke Hand auf seine Stirn legte. Diese patriarchalische Feierlichkeit hatte etwas ganz Rührendes. Als der Wirt mich zum Aufbruch bereit sah, trat er heran und bot mir an, an seinem Frühstück teilzunehmen. Am Abend zuvor würde ich einer solchen Einladung gern entsprochen haben, allein bei dem Tagewerk, das ich vor mir hatte, musste ich meine Zeit zu Rate halten und lehnte daher dankend ab. Wir waren nahe an einem der interessantesten Punkte des Thales, woselbst ich so lange verweilen wollte, als die zurückzulegende Tagereise gestattete, nämlich bei dem Tempel des Gottes Huiracocha zu Rajchi.

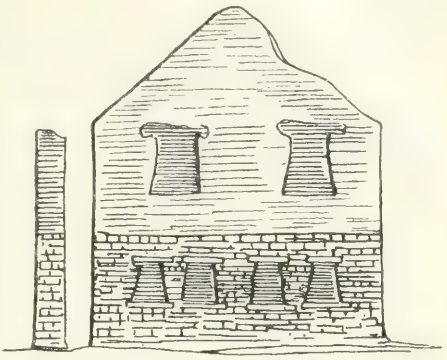
Der Tempel des Huiracocha wird gewöhnlich nach der Ortschaft Cacha genannt, er liegt aber eine Legua thalabwärts von diesem Orte in unmittelbarer Nähe, beinahe zwischen den Häusern des kleinen Dorfes Rajchi. Schon von fern bemerkt der Reisende, welcher in dem weiten Thale herabsteigt, eine dunkle Masse, die aus der rechtsseitigen Höhenreihe hervortritt und den Thalboden einengt. Kommt man näher, so erkennt man den Kegel eines erloschenen Vulkans, aus dessen schräg abgeschnittener Spitze sich einst ungeheure Lavaströme ergossen haben, von denen zwei fast das Ufer des Flusses erreichten. Die aus der erstarrten Lava entstandenen schwarzen zackigen Grate umschliessen einen dreieckigen Raum, dessen Spitze an den Fuss des Vulkans stösst, während die Grundfläche durch das Ufer des Huillcamayo gebildet wird. In diesem Dreieck liegt das Dorf Rajchi (spr. Rachtschi), sogenannt von den Töpferwaren (rajchi), mit deren Anfertigung sich seine Bewohner beschäftigen, und auf einer stufenartigen Erhebung des

Bodens an der Ostseite des Dorfes nach dem Vulkan zu, befinden sich die Ruinen des Tempels, die man schon von weitem über die niedrigen Dächer des Orts emporragen sieht. In Rajchi angelangt, liess ich meine Tiere in einen Hof stellen und ihnen reichliches Futter geben, dessen sie nach der kärglichen Versorgung des vorigen Tages bedurften. Ein kleiner Indianerjunge zeigte mir darauf den Weg durch die engen Gassen zu den Ruinen. Die Grundmauern der Häuser sowie alle Einfassungen von Gärten und Feldern sind aus Bruchstücken grauer oder schwarzer Lava aufgeführt.

Der Tempel stand auf einer kleinen Ebene, die sich am Fusse des Vulkans ausbreitet. Sie ist einen Kilometer tief, einen halben Kilometer breit, teils mit Kleefeldern, teils mit Gemüsepflanzungen bedeckt. Die Ruinen bestehen im wesentlichen aus einer hohen Mauer des Hauptgebäudes und einer Reihe von Nebengebäuden, deren Mauerreste sich in regelmässigen Abständen von einander bis weit gegen den Fuss des Berges erstrecken. Aus der hohen Mauer lässt sich auf die Form des ganzen Gebäudes schliessen. Ein noch vorhandener Giebel an dem einen Ende desselben lässt erkennen, dass diese Mauer die Mitte des Tempels in seiner ganzen Länge durchlief, ein hohes spitzes Dach trug und den durch dasselbe bedeckten Raum in zwei Abteilungen oder Hallen schied. Diese Hallen standen untereinander in Verbindung durch eine Reihe von Thoren in der Mittelmauer. Es scheinen ihrer neun gewesen zu sein, je fünf Meter hoch, $2^1/_2$ breit und fünf Meter von einander entfernt. Nach Art der Inkabauten waren sie unten breiter als oben. Die Oberschwelle bestand nicht aus Steinplatten, sondern aus Balken, die in die Mauer eingelassen wurden, wie aus den Lücken in der Wand ersichtlich ist. Bis zu einer Höhe von drei Metern ist diese aus fein behauenen, nach Inkaweise gefügten Lavaquadern aufgeführt, der obere Teil besteht nur aus Lehmsteinen. Die Mauer mag etwa 15 Meter hoch sein, ihre Länge bis zu dem Giebel am Südende war 66 Meter, oder noch etwas mehr, denn die nördliche Grenze des Gebäudes lässt sich nicht genau bestimmen. Die Giebelmauer, die den Tempel nach Süden abschloss, ist in ihrem oberen Abschnitt zu beiden Seiten der Mittelmauer von je einem Fenster durchbrochen, während sich im unteren Teile, den oberen Fenstern entsprechend, zwei blinde Wandnischen finden. Links von der Giebelwand erhebt sich eine runde Säule, in ihrem unterem Drittel aus Lavastücken, in den oberen aus Lehmsteinen gemauert. Diese Säule ist der einzige Überrest einer Kolonnade, welche sich zu beiden Seiten des Gebäudes hingezogen und den Rand des Daches getragen zu haben scheint. Da

Ruinen des Tempels des Huirakocha bei Rajchi. S. 444.

sich in der Fluchtlinie dieser Säulenreihe keine Reste einer fortlaufenden Mauer entdecken lassen, so ist anzunehmen, dass der untere Teil des Gebäudes eine nach beiden Seiten hin offene Halle gewesen ist, deren beide Abteilungen durch die vorerwähnten Thore der Hauptmauer mit einander in Verbindung standen. Ein eigentlicher Oberstock scheint nicht vorhanden gewesen zu sein, bloss ein durch die Mittelmauer getragener und zugleich geschiedener Dachraum, dessen beide Abteilungen, wie die unteren Hallen durch Thore, durch thürartige Fenster verbunden waren. Da die hölzernen Schwellen, welche die Mauern zwischen Thoren und Fenstern stützten, herausgebrochen worden sind, so sind diese Stücke herabgestürzt und aus beiden Öffnungen sind grosse Lücken in der Mauer entstanden.



Giebelwand des Tempels.

Versuchen wir nun, nach den vorhandenen Überresten den Tempel in seiner ursprünglichen Gestalt uns vorzustellen, so müssen wir uns sagen, dass das Bild kein unserem Schönheitsgefühl entsprechendes ist. Das Gebäude muss sich ausgenommen haben wie ein geräumiger Speicher, eine ungewöhnlich grosse Scheune. Das Dach, welches, wie bei allen Inkabauten, aus Punastroh bestand, war hoch und ziemlich steil. Der Giebel wurde getragen durch die noch stehende Mittelmauer und zu beiden Seiten ruhte der Dachrand auf Säulenreihen. Wo sich bei solcher Anordnung der Räume die Zelle mit der Bildsäule des Gottes befunden haben mag, die Cieza beschreibt und noch an Ort und Stelle gesehen hat, lässt sich weder aus seinen Worten[1]), noch aus den vorhandenen Bautrümmern ersehen und müssen wir daher annehmen, dass Teile des Gebäudes gänzlich verschwunden sind.

Über die Nebengebäude des Tempels ist wenig zu bemerken. Es

---

1) — man baute einen Tempel in diesem Ort Cacha, wo ein sehr grosses Steinbild in einer ziemlich engen Zelle (un retrete algo angosto) aufgestellt wurde. Diese Zelle ist nicht so gross und geräumig, wie die in Tiahuanaco zur Erinnerung an Ticivicacocha errichteten, auch scheint die Form seiner Bekleidung nicht dieselbe zu sein. — Cieza, Cronica II, Kap. 5.

waren quadratische Gruppen von Häusern oder Zimmern, die wahrscheinlich Wohnungen für Priester und Räumlichkeiten zur Beherbergung von Pilgern enthielten.

Der Tempel zu Rajchi ist nach der Form der Thüren und Fenster, sowie nach der Fügung der behauenen Steine zu urteilen, unzweifelhaft ein Werk der Inkas, hinsichtlich seiner Gestalt und der Anordnung seiner Räume jedoch den anderen von ihnen aufgeführten Tempelbauten ganz unähnlich. Die am besten erhaltenen Tempel aus der Inkazeit sind die von Huánuco viejo und Huilcas huaman. Der erstere ist eine Plattform, gestützt von nach innen geneigten Mauern, also gewissermassen eine Pyramide, die in geringer Höhe über ihrer Basis abgestumpft ist, der zweite ist ein steinerner Stufenbau. Beide tragen auf der ebenen Oberfläche oder Plattform kein Gebäude, sondern nur einen von einer Brustwehr umgebenen freien Platz, in dessen Mitte sich die Opferstätte befand. Eine Freitreppe führt zu demselben hinauf. Hier in Rajchi ist von einer solchen Anordnung keine Spur, wir müssen uns vielmehr ein Gebäude denken wie die mit spitzen Strohdächern gedeckten Königshäuser in Kusko. Was der Grund dieser Verschiedenheit gewesen ist, darüber lassen sich nur Vermutungen aufstellen, möglicherweise war die von den übrigen Heiligtümern verschiedene Bestimmung dieses Tempels auch die Veranlassung zu einer abweichenden Anordnung des ganzen Baues. Denn während die übrigen Tempel dem Sonnendienste gewidmet waren, wurde in diesem Huiracocha verehrt, der oberste Gott im Hochland, welcher, wie der Pachacamac der Küste, als Schöpfer der Welt noch über die Sonne gestellt und von den Inkals als Schutzgeist ihrer Rasse betrachtet wurde.

Über die Gründung dieses Tempels werden uns zwei allerdings sehr von einander abweichende Überlieferungen mitgeteilt, deren eine von Cieza de Leon und Betanzos, die andere von Garcilaso de la Vega herrührt. Letzterer erzählt die Veranlassung zur Erbauung des Tempels folgendermassen: Der siebente König von Kusko, Yahuar Huacac (der Blutweiner) war ein friedliebender, schüchterner Regent, der keine Eroberungszüge unternahm und auch bei sonstigen militärischen Unternehmungen seine Truppen nicht persönlich führte, sondern durch seinen Bruder Maita befehligen liess. Der unkriegerische Sinn dieses Monarchen ermutigte den streitbaren Stamm der Chancas, welche westlich von Kusko in Chinchay-suyu (dem heutigen Andahuailas) ihre Wohnsitze hatten, zur Empörung; sie rüsteten sich im stillen und rückten plötzlich mit einem zahlreichen Heere gegen die Hauptstadt an. Der schwache König hatte von ihren Vorbereitungen nichts gemerkt, wohl

aber sein Sohn und Thronerbe, dessen Namen Garcilaso nicht anführt, den aber Montesinos in seinen Denkwürdigkeiten Inca Yupanqui nennt. Dieser Sohn war das Gegenteil seines Vaters: heftig, halsstarrig, kampflustig und man sagt, auch grausam. Deshalb war er dem Inka verhasst und lebte vom Hofe verbannt im Thale Chita bei Kusko, wo er die Herden der Sonne hüten musste. In seiner Einsamkeit hatte der junge Prinz einst einen seltsamen Traum. Während er in einer Felsenhöhle schlief, sah er die Gestalt eines Mannes zu sich hereintreten, welcher den gewöhnlichen Menschen ganz unähnlich war. Ein langer Bart umzog sein Gesicht, das bei den Indianern fast haarlos ist, und ein langes Gewand wallte bis zu seinen Füssen. Er nannte sich Huirakocha, einen Sohn des Sonnengotts Inti, gesandt von dem gemeinschaftlichen Vater der Inkas, um den König Yahuar Huacac vor einer grossen, ihm und dem Reiche von seiten der Chancas drohenden Gefahr zu warnen. Der Prinz begab sich zur Stadt, um seinem Vater den Traum zu berichten, allein der König hörte seine Erzählung mit Verdruss und schenkte ihr keinen Glauben. Drei Monate später verbreitete sich in Kusko das Gerücht, dass wirklich im Norden des Reiches eine Empörung ausgebrochen sei, und bald darauf wurde durch Ankömmlinge bestätigt, dass die Chancas und deren Verbündete mit einer Streitmacht von 30,000 Mann unter der Führung des tapfern jungen Häuptlings Hancu Huallu im Anzuge seien.

Als der zaghafte König Yahuar Huacac nicht länger an der Wahrheit der Kunde zweifeln konnte, verlor er vollends den Mut, und statt sich zum Widerstand zu rüsten, verliess er die Stadt, um sich nach der Colla zurückzuziehen. In Begleitung seiner Verwandten und vieler vornehmen Inkas gelangte er so bis Muina, fünf Leguas südlich von Kusko, wo er, von seinem Schrecken etwas erholt, Halt machte, um Erkundigungen über die Feinde einzuziehen. Die Bewohner der Hauptstadt, von ihrem Könige verlassen, begannen bereits nach allen Richtungen zu flüchten, als der verbannte Prinz erschien und durch sein entschlossenes Auftreten den gesunkenen Mut der Inkas wieder aufrichtete. Er begab sich nach Muina, wo er in ernsten aber gemässigten Worten und in traurigem Tone seinem Vater das Schimpfliche seiner Handlungsweise vorhielt, und schliesslich seine Stammesgenossen aufforderte, mit ihm nach Kusko zurückzukehren, um die heilige Stadt von den Feinden zu erretten oder zu sterben. Das Beispiel des jungen Mannes wirkte wie ein Zauber auf die Flüchtlinge, alle Waffenfähigen scharten sich um ihn, beim Könige blieben nur die Alten und Kraftlosen. Der Prinz, der von jetzt ab nach dem Traumbilde, das er gehabt, den Namen

Huiracocha führte, sammelte ein kleines Heer von 8000 Mann und führte es aus der Stadt. Zwar konnte er mit so geringen Streitkräften kaum hoffen den Chancas zu widerstehen, aber binnen kurzem besserte sich seine Lage. Die Quechuas, ein Stamm, dessen Wohnsitze an das Gebiet der Chancas grenzten, waren von jeher erbitterte Feinde ihrer Nachbarn und treue Bundesgenossen der Inkas gewesen. Als sie daher die Kriegsrüstungen der Chancas vernahmen, hatten sie nicht auf eine Aufforderung von Kusko gewartet, sondern alsbald von selbst ihre Krieger versammelt und zogen jetzt mit 20 000 Mann der bedrängten Hauptstadt zu Hilfe. Ihre rechtzeitige Ankunft hob den Mut des Inkaheeres, welches darin einen Beweis des Schutzes erblickte, den der dem Prinzen im Traume erschienene Gott versprochen hatte. Wenige Tage nach Ankunft der Quechuas erschien auch das Heer der Chancas. Die Schlacht war blutig und blieb lange unentschieden; endlich, infolge eines Seitenangriffs einer Abteilung der Quechuas, begannen die Chancas zu weichen, der Sieg der Inkas war vollständig und der tapfere Hancu Huallu fiel verwundet in Gefangenschaft.

Nachdem der Prinz den Priestern und Sonnenjungfrauen sowie seinem Vater die Niederlage der Feinde angezeigt, zog er mit 6000 Mann ausgewählter Truppen in das Gebiet der Aufständischen, um dort die Herrschaft der Inkas wieder herzustellen und zu befestigen. Die besiegten Feinde wie die Verbündeten und Stammesgenossen des jungen Fürsten waren überrascht ob der Sinnesänderung, welche in diesem vorgegangen zu sein schien. Sein früher so harter, wilder, ja grausamer Charakter war gänzlich umgewandelt. Er behandelte die besiegten Chancas mit Milde, schonte die Verwundeten und gab alle Gefangenen frei. Nach Kusko zurückgekehrt, wurde er bei seinem glänzenden Einzug als Retter mit überschwenglichem Jubel empfangen. Nur einer konnte an der allgemeinen Freude nicht teilnehmen: der alte König; denn alles, was sein Sohn Grosses vollbracht hatte, war ja ein Vorwurf für ihn; dem Vater war sein Sohn zu verhasst, und seine Engherzigkeit war zu gross, um diesem die Thaten zu verzeihen, die er selbst nicht auszuführen vermocht hatte. Der Prinz hatte mit seinem Vater eine lange Unterredung in Muina, deren Ergebnis war, dass Yahuar Huacac seinem Sohne die Regierung abtrat. Er selbst behielt bis zu seinem Tode die Abzeichen der königlichen Würde, kehrte aber nicht nach Kusko zurück, sondern blieb in Muina, wo ihm in der Thalenge zwischen dem See von Muina und Oropesa ein stattlicher Palast erbaut wurde.

Zum Andenken an die Rettung der Hauptstadt durch den denkwürdigen Sieg über die Chancas auf der Ebene, die seitdem Yahuar pampa — das Blutfeld — genannt wurde, liess der neue Inka dem Gott, der ihm einst in der Grotte von Chita im Traume erschienen war und ihm seinen Schutz verheissen hatte, einen Tempel zu Cacha erbauen. Der Name des Gottes Huiracocha ging fortan auf den König über.«

So lautet die Erzählung Garcilasos über den Ursprung des Tempels bei Cacha, deren Unwahrscheinlichkeit sich freilich dem Leser sofort aufdrängt. Der Aufstand der Chancas, die Gefahr der Hauptstadt Kusko und deren Rettung durch die Entschlossenheit eines jungen Prinzen des königlichen Hauses, scheint allerdings eine geschichtliche Thatsache gewesen zu sein, denn sie wird auch von anderen Chronisten berichtet; allein ihre Verknüpfung mit der Fabel eines Traumbilds und der Erscheinung eines Schutzgottes, der sich Huirakocha und Sohn des Sonnengottes Inti genannt habe, ist eine phantastische Ausschmückung, aus welcher nur hervorgeht, dass Garcilaso über die Vorstellungen der alten Peruaner hinsichtlich des Gottes Huirakocha nicht im klaren war. Man fragt sich billigerweise, weshalb der Votivtempel, den der Prinz seinem Schutzgeist aus Dankbarkeit weihte, nicht in Chita, am Orte seiner Erscheinung, oder auf dem Schlachtfeld von Yahuarpampa oder in der Hauptstadt errichtet worden sein sollte, sondern an einem entfernten Orte, der mit den Begebenheiten in gar keiner Verbindung stand. Der Sachverhalt war vielmehr ein ganz anderer und die von Cieza de Leon und Betanzos nach Erzählungen der Eingeborenen mitgeteilten Sagen, führen die Entstehung des Tempels und die Verehrung des Gottes Huiracocha auf Ereignisse ganz verschiedener Natur zurück.

In alten Zeiten, so lautet diese Sage, lange vor der Herrschaft der Inkas, erschien im Thale des Huillcamayo ein Mann, der von den Ufern des Titicaca, von Tiahuanaco herkam. Er war von hoher Gestalt, von weisser Hautfarbe in weisse Gewänder gekleidet, ein Mann von erhabenem Wesen und grosser Kraft, ein Lehrer der gesunden und Arzt der kranken Menschen. Er nannte sich Con Ticiviracocha, war ein Gott und Schöpfer der Welt. Als dieser Gott in das Gebiet der Canas-Indianer gelangte, in die Gegend von Cacha, ward er übel aufgenommen: die Eingeborenen erhoben sich und trachteten ihm nach dem Leben. Da fiel auf einen Wink des fremden Wanderers Feuer vom Himmel und entzündete einen Berg, dessen Brand allen Verderben drohte. Die erschrockenen Eingeborenen baten um Gnade und der fremde Mann

verzieh ihnen, befahl dem Feuer zu verlöschen und offenbarte den Menschen sein göttliches Wesen. Darauf setzte er seine Wanderung durch das Hochland fort, stieg endlich im Norden zum Meere hinab und verschwand in den Wogen. Zum Andenken an das Ereignis im Thale des Huillcamayo, und um ihrem Retter ein Zeichen ihrer Dankbarkeit zu geben, errichteten die Eingeborenen an jener Stelle einen dem Huirakocha geweihten Tempel, an dessen heiligster Stätte die Bildsäule des Gottes in Gestalt eines Mannes von hoher Gestalt mit langem Bart und zu den Füssen herabwallendem Gewande aufgestellt war.

Der Inhalt dieser Sage, sowie die Lage des Tempels am Fusse eines erloschenen Vulkans, aus dessen Krater sich einst ungeheure Lavaströme ergossen haben, eröffnen unerwartete Aufschlüsse über die Vorstellungen der Bewohner des Hochlandes hinsichtlich des Wesens ihres Gottes Huirakocha, sowie über die etymologische Bedeutung dieses Wortes. Die mancherlei Vermutungen, die man hierüber aufgestellt hat, konnten deshalb zu keiner befriedigenden Erklärung führen, weil man dabei ausser acht liess, dass Huirakocha nur ein Teil des Namens ist, welcher nach dem Zeugnis von Cieza und Betanzos Conticiviracocha lautete. In der That giebt das Wort Huirakocha für sich allein keinen Sinn, oder doch einen zur Bezeichnung eines Gottes ungeeigneten, denn es ist zusammengesetzt aus huira — Fett — und kocha — See — bedeutet also einen See oder auch nur eine Lache von Fett. Ein ganz anderer Sinn aber ergiebt sich, wenn man den vollständigen Namen zergliedert. Es bedeutet nämlich tici, oder richtiger geschrieben ticsi die feste Erde, den Boden als Ganzes[1]), ticsi-huira, das Fett des Bodens nämlich die Lava, mithin ticsi-huira-kocha einen Lavasee. Con ist durch Verstümmelung entstanden aus dem Adjektiv K'oñi, heiss. Der ganze, nach der richtigen Aussprache geschriebene Name würden also lauten: k'oñi-tijsi-huira-kocha, der See heisser, flüssiger Lava, und somit als göttliches Wesen personifiziert: der Gott des feuerflüssigen Innern der Erde.[2]) Bei dem Erstarren der Lavaströme zu Bergrücken sahen die staunenden und erschrockenen Bewohner den Gott gewissermassen bei

1) Daher ticsi-rumi, der Grundstein, ticsi-muyu, der Erdkreis, ticsi-manta, von Grund aus.

2) Ein anderer alter Chronist (Montesinos) hat in seiner Angabe des Namens statt con oder k'oñi das Wort illa, welches dem Sinne noch besser entspricht, denn illa ist entstanden aus illaj oder illac, aktivem Partizipium des Zeitwortes illay — glänzen, leuchten, schimmern, glühen; Illa-ticsi-huira-kocha würde also bedeuten: der glühende Lavasee.

seiner Arbeit, sie mochten wohl schliessen, dass auch andere Berge, vielleicht die ganze Erdveste einen ähnlichen Ursprung gehabt habe, und gaben daher ihrem Gott das Beiwort: pacha-cachic, der Schöpfer oder Urheber der Erde. Da das Wort k'oñi-ticsi-huira-kocha zu lang war, so liess man mit der Zeit die erste Hälfte desselben weg, und die ursprüngliche Bedeutung des Wortes Huirakocha geriet wahrscheinlich auch bei den Eingeborenen allmählich vollständig in Vergessenheit. Die Vulkane des peruanischen Hochlandes werfen nur Asche und Steine aus, und der Begriff flüssiger Lava, die vielleicht in Jahrhunderten niemand wieder gesehen hatte, verschwand ganz aus der Erinnerung der Menschen. Weder das Keshua noch das Aimarà besitzt ein besonderes Wort für Lava, daher man sie als das bezeichnet hatte, was sie zu sein schien: flüssiges Fett des Bodens.

In seiner Abhandlung über die religiösen Vorstellungen der alten Peruaner hebt Garcilaso (Coment, I, 2), allerdings mit Nachdruck hervor, dass in seinem Geburtslande allenthalben der Glaube an ein höchstes Wesen geherrscht habe, welches auch die Inkas, als Schöpfer und Erhalter der Welt, über ihren Gott, die Sonne, stellten. Er kennt aber diesen Gott nur unter dem Namen Pachacamac, als welcher er in den Küstengegenden verehrt wurde, besonders in dem grossen ihm geweihten Tempel im Thale von Lurin. Dass aber dieselbe Gottheit im Hochland mit dem Namen Huirakocha benannt worden sei, scheint er nicht gewusst zu haben und verwirft den Namen ticiviracocha als ein Wort ohne Sinn, welches nur durch die Unwissenheit der spanischen Chronisten und ihre mangelhafte Kenntnis der Inkasprache eingeführt sei.[1]) So gerechtfertigt dieser Vorwurf in manchen anderen Dingen sein mochte, trifft er doch in diesem Falle Garcilaso selbst. Aus der Beschreibung, die er vom Tempel giebt, geht hervor, dass er denselben nicht selbst gesehen

---

Das aus k'oñi entstandene Wort con wurde als der Name einer alten Gottheit gedeutet, und ist als solches auch in Tschudis Wörterbuch der Keshuasprache angeführt, findet sich aber in keinem der alten Vokabularien. Gomara (Historia de las Indias, in Coleccion de Historiodores primitivos de Indias I, 233) bemerkt in seinen sehr oberflächlichen Notizen über die Religion der alten Peruaner: Im Anfange der Welt soll ein Mann von Norden her gekommen sein, Namens Con, welcher keine Knochen hatte. Er nannte sich einen Sohn der Sonne, schuf Männer und Weiber und gab ihnen Früchte und Brot. Nach ihm kam Pachacamac, gleichfalls ein Sohn der Sonne und des Mondes, dessen Namen »Schöpfer« bedeutet. Dieser verbannte Con, verwandelte dessen Menschen in Katzen und erschuf sie dann von neuem.

1) — y por esto en sus Historias dan otro nombre à Dios, que es Ticiviracocha, que yo no sé que signifique, ni ellos tampoco (Lib. I, P. 35).

hat. Er verliess seine Heimat im 20. Jahre und begab sich von Kusko nach Lima, um sich dort nach Spanien einzuschiffen. Cacha lag nicht auf seinem Wege; hätte er den Ort gesehen, so würde der Anblick des Vulkans und die sich daran knüpfenden Sagen ihn bei seiner Kenntnis der Keshuasprache gewiss über die Bedeutung und den Ursprung des Wortes Huirakocha belehrt haben.

Bald nach Mittag hatte ich meine photographischen Aufnahmen und Messungen der Tempelruinen beendigt, und da auch meine Tiere vollständig gesättigt vor Haufen unberührten Futters standen, so brach ich von Rajchi auf, um meine Reise fortzusetzen. Der Weg bleibt beständig in der Nähe des Huillcamayo, in dieser Gegend ein ruhig fliessender, scheinbar tiefer Strom. An vielen Orten trafen wir Gruppen von Indianern, Männer, Weiber und Kinder, auf dem Rasen am Wege sitzend und sich auf ihre Weise des Osterfestes freuend. Grosse thönerne Henkelkrüge, mit Chicha gefüllt, standen vor ihnen, alle hatten plumpe Thonbecher oder Kürbisschalen in den Händen, und die meisten waren bereits stark unter dem Einfluss des Getränkes. Der Rausch der Chicha schien ein gutartiger. Die Leute sassen mit gläsernen Augen, stumpfsinnigem Gesichtsausdruck oder blödsinnigem Lachen: kein Lärm, kein Zank, nur selten Gesang.

Zwei Leguas unterhalb Rajchi liegt auf dem linken Ufer des Flusses die kleine Stadt Tinta (1300 Einwohner), welche mit der an der rechten Seite bleibenden Strasse durch eine steinerne Brücke verbunden ist. Sie ist der Hauptort der Provinz, in welcher der letzte grosse Indianeraufstand unter Tupac Amaru ausbrach (1780). Die Missbräuche der spanischen Kolonialverwaltung, die Ungerechtigkeiten, Bedrückungen und Misshandlungen, deren Opfer die Eingeborenen waren, hatten zu jener Zeit einen solchen Grad erreicht, die Erbitterung und der Durst nach Rache war so allgemein, dass sich die Empörung vom Thale des Huillcamayo über das ganze südliche Hochland bis nach Tucuman ausbreitete. An der Spitze der Aufständischen stand José Gabriel Condorcanqui, Kazike von Tungasuca in der Provinz Tinta, ein Nachkomme des unglücklichen Inka Tupac Amaru, der auf Befehl des Vicekönigs Francisco de Toledo vor mehr als 200 Jahren (1572) in Kusko enthauptet wurde. Gabriel Condorcanqui nahm in der Folge den Namen seines Vorfahren an, und der von ihm geleitete Aufstand ist als Revolution Tupac Amarus bekannt. Der erste Akt Condorcanquis war die Gefangennahme des Corregidors von Tinta, Antonio Arriaga, der wegen seiner Habsucht und Gewaltthätigkeit besonders verhasst war. Dieser wurde nach Tungasuca geführt und dort vor einer grossen Versammlung

von Eingeborenen auf dem Platze des Ortes erdrosselt. In derselben Gegend, wo der Aufstand begonnen, ereilte Tupac Amaru nach drei Jahren auch sein Schicksal. In dem Dorfe Llanqui bei Tinta wurde er durch Verrat seiner eigenen Leute gefangen genommen und nach Kusko gebracht. Dort machte ihm der berüchtigte Visitador Arreche den Prozess. Er wurde verurteilt, sein Weib Micaela Bastidas, einen Sohn und seinen Schwager vor seinen Augen sterben zu sehen; darauf sollte er zum Richtplatz geschleift, ihm die Zunge ausgeschnitten und sein Leib sodann durch Pferde zerrissen zu werden. Da das Zerreissen des Körpers bei wiederholtem Antreiben der Pferde nicht gelang, so wurde dem Unglücklichen endlich auf Befehl des Visitadors der Kopf abgeschnitten. Vor der Hinrichtung hatte Arreche das Abendmahl genommen und knieend mehrere Messen angehört, die er für das Seelenheil des Verurteilten lesen liess.

Trotz des historischen Interesses, das sich an den Ort Tinta knüpfte, würde ich vorbeigeritten sein, wurde jedoch in unerwarteter Weise gezwungen, der Stadt einen kurzen Besuch zu machen. Ich war bereits hundert Schritte von der Brücke entfernt, als ein junger Mensch mit einer militärischen Mütze und bewaffnet mit einem Remingtongewehr, schreiend hinter mir her gelaufen kam und mich ersuchte, ihm zum Subpräfekten zu folgen. Da der Bursche augenscheinlich schon viel Chicha im Leibe hatte und seine Befehle etwas lallend vorbrachte, so glaubte ich mit einem Betrunkenen zu thun zu haben und wollte meinen Weg fortsetzen. Allein der Soldat ergriff den Zügel meines Pferdes und erklärte, ich müsse ihn durchaus auf die Präfektur begleiten, denn niemand dürfe von Tinta weiter reisen, ohne sich ausgewiesen zu haben. Da einige Leute aus der Stadt, die herzugetreten waren, die Aussage des jungen Mannes bestätigten, dass wirklich eine solche Verordnung erlassen worden sei, so blieb mir nichts übrig, als umzukehren und durch die schlecht gepflasterten Strassen des Städtchens bis zum Platz zu reiten, in dessen Nähe der Herrscher von Tinta residierte. Ich fand ein kleines, mageres Männchen, der im Kreise einer Anzahl von Freunden in der landesüblichen Weise das Osterfest feierte. Der halb angetrunkene Subpräfekt überhäufte mich mit übertriebenen Höflichkeitsbezeugungen und war stolz auf die Ehre, einen so vortrefflichen, ausgezeichneten Mann in seinem bescheidenen Hause zu sehen. Der Grund, weshalb alle durch das Thal Reisenden sich ausweisen mussten, war ein Befehl des Präfekten von Kusko, welchem gemeldet worden war, von einem Bataillon in Arequipa seien einige Soldaten und ein Unteroffizier desertiert. Man vermutete, dass diese aus Kusko gebürtigen

Leute versuchen würden, in ihre Heimat zurückzukehren, und wollte dieselben unterwegs ergreifen. Ich drückte dem Subpräfekten meinen Dank aus für die Ehre, für einen entlaufenen Soldaten gehalten worden zu sein und wollte mich empfehlen. Dies war jedoch nicht so leicht, und man erlaubte mir nicht das Haus zu verlassen, ehe ich mit dem Subpräfekten und mit jedem einzelnen seiner Gäste Chicha getrunken hatte. Darauf endlich liess sich der erstere herbei, den Pass, den inzwischen ein Schreiber ausgestellt hatte, zu unterzeichnen.

Eine Legua thalabwärts von Tinta kommt man nach Cumpapata, einem ziemlich ansehnlichen Dorfe aus Lehmhütten, auf einer hundert Fuss über der Thalsohle liegenden Ebene, die gleich hinter dem Orte nach einem dort einmündenden Nebenthale abfällt. Der Fluss, welcher in diesem Thale von der östlichen Andeskette herabströmt, heisst gleich dem Orte Cumpapata. Er ist reissend und trübe und führt dem Huilcamayo fast ebenso viel Wasser zu, als dieser selbst schon enthält. Eine neue, gut gebaute Brücke von zwei Bogen führt über den Fluss nahe an seiner Mündung. Auf dem Platze vor der Brücke war eine grosse Versammlung von Indianern, das ganze Dorf schien ausgezogen zu sein. Alle sassen in Gruppen und Kreisen um grosse Chichakrüge. Die vielen buntgestreiften Ponchos und die flachen bebänderten Hüte boten ein heiteres, malerisches Bild.

Wieder zwei Leguas weiter abwärts liegt Checacupi (1200 Einwohner), ein ähnlicher Ort wie Cumpapata und wie dieser an der Mündung eines von den Schneebergen herabkommenden Stromes. Dieser Lage scheint er seinen Namen zu verdanken, welcher nicht aus der Keshuasprache stammt, sondern gleich vielen anderen Ortsnamen des Huillcanotathales aus dem Aimarà. In dieser Sprache bedeutet Checa-cupi links und rechts, wie denn in der That die Häuser des Orts an beiden Ufern des Nebenflusses liegen, und zwar der grössere Teil mit der Kirche auf der linken Seite, etwas oberhalb der Mündung. Ich hatte für Checacupe Empfehlungsbriefe an einen Herrn Martin Alvarez, Obersten der Armee, Ortsvorstand, Mitglied des Kongresses, Gutsbesitzer und Wollhändler, den ersten Mann des Orts. Ich traf ihn nicht zu Hause, da er bei einem Schwiegersohne zu Gast war. Sobald ihm jedoch mein Brief überreicht worden war, schickte er einen seiner Verwandten und liess mich dringend einladen, an der Mahlzeit teilzunehmen, die soeben aufgetragen worden sei. Ich fand eine grosse Gesellschaft meist städtisch gekleideter Herren und Frauen an einer Tafel, die mit Speisen und Früchten aller Art, sowie mit vielen verschiedenen Getränken überladen war. Der Oberst liess einen

Sitz an seiner Seite für mich frei machen und da meine Beköstigung in Cacha ziemlich mangelhaft gewesen war, so liess ich mir die nach Landessitte zum Teil sehr gut zubereiteten Gerichte ganz wacker schmecken. Allerdings blieb ich dabei in meinen Leistungen weit hinter meinem Nachbar und Wirt zurück, in dessen mit einer blendend weissen Weste bekleideten geräumigen Leibe ganz ausserordentliche Quantitäten verschwanden. Ich sah ihm mit Staunen zu und wunderte mich später noch mehr, als er trotz der eingenommenen Mahlzeit und seiner 65 Jahre beim Tanze ebenso unermüdlich war wie beim Essen. Bei solchen festlichen Mahlzeiten ist es im Innern Perus noch Sitte, dass die Frauen demjenigen unter den Gästen, dem sie eine Auszeichnung oder eine Höflichkeit bezeugen wollen, ein Stück von einem Gericht entweder durch einen Diener schicken, oder auch auf eine Gabel gespiesst über den Tisch reichen. Auch mir wurde diese Aufmerksamkeit von einer mir gegenüber sitzenden Dame zu teil, ich glaube, es war die Tochter des Obersten und Herrin des Hauses, in welchem wir uns befanden. Die den Gästen gebotenen Getränke bestanden in Küstenwein von Ica und Majes, in Traubenbranntwein von Pisco und in Chicha. Die Chicha des alten Martin Alvarez war berühmt, und wiewohl ich selbst kein Liebhaber dieses Getränkes war, musste ich mir doch sagen, dass es sicherlich die beste Chicha sei, die ich jemals gekostet. Der Oberst erklärte mir selbst, worin der Vorzug des Getränks beruhe, das in seinem Hause bereitet wird. Er lässt dem Maismalz, aus welchem gewöhnlich die Chicha allein bereitet wird, noch Gerstenmalz zusetzen, im Verhältnis von zwei zu drei. Die so erhaltene Chicha ist hellgelb, fast klar, bedeckt sich beim Einschenken mit einem dicken, weissen Schaum wie gutes Bier und hat einen sehr angenehmen erfrischenden Geschmack.

Nachdem die Tafel aufgehoben war, räumte man die Tische zur Seite, um in dem geräumigen Saale Platz zum Tanzen zu haben. Die Musikanten traten ein und die Frauen setzten sich in Reihen an die Wände. Die Instrumente bestanden aus einer im Lande gezimmerten Harfe mit einem ungeheueren Resonanzboden aus Brettern, einer alten Geige und einer Rohrflöte. Dazu kam noch ein leerer Kasten, auf dem der Takt zu dem Gesange geschlagen wurde, den die Instrumente begleiteten. Denn die Tanzmusik besteht in Liedern, die von zwei oder mehr Personen mit gellender Stimme abgesungen werden, wozu auf dem Kasten der Sechsachteltakt der Zamba cueca getrommelt wird. Während die Honoratioren des Orts im Saale tanzten, stand der Hof voll von Indianern und an den Wänden sassen dicht gedrängt Weiber

und Kinder, alle Einwohner des Orts, die gekommen waren, um ihrem Gobernador Ehre zu erweisen und sich nebenbei die reichlichen Reste der Mahlzeit schmecken zu lassen.

Wie das Essen, so begann auch der Tanz früh und endigte bei Zeiten. Noch ehe dies geschah, bat ich um Erlaubnis, mich zurückziehen zu dürfen. Man wies mir ein Zimmer an, dessen Wände mit einer feinen, goldgedruckten Tapete bekleidet waren, ein Brüsseler Teppich bedeckte den Boden, die englische Bettstelle war von reichverzierter, vergoldeter Bronze. Aber der Teppich war dick bestaubt, an den Vorhängen des Betthimmels hingen Spinneweben, das Glas der Fenster war undurchsichtig, im Becken des Waschtisches war altes schmutziges, mit einer Staubhaut überzogenes Wasser. Der Hausherr galt für einen reichen Mann, im Hause gingen viele Diener umher, allein der Sinn für Ordnung und reinliche Bequemlichkeit fehlt den Leuten im Hochland noch weit mehr als denen der Küste. Besen und Bürsten waren offenbar seit lange nicht im Gastzimmer gewesen, und nach mir wird vermutlich noch mancher Besucher es in demselben Zustande angetroffen haben, in welchem ich es verliess.

Das Haus des Obersten Alvarez lag am Hauptplatz des Orts, hatte eine Veranda und einen Oberstock, der aber nicht benutzt wurde, da der Hausherr ein Gebäude bewohnte, das die hintere Seite des Hofes begrenzte. In diesem Hofe wurde am Morgen des nächsten Tages der Frühstückstisch gedeckt, an welchem später die Mehrzahl der Gäste des vorigen Abends Platz nahmen. Die Küche schien zur Bereitung der Speisen für so viele Menschen nicht gross genug gewesen zu sein, daher man auf dem Pflaster zwei grosse Feuer angezündet hatte, an welchen gebraten wurde: am einen über offener Flamme, am anderen auf heissen Steinen. Das auf heissen Steinen gebratene Fleisch ist ausserordentlich saftig und schmackhaft, wie ich bei verschiedenen Gelegenheiten auf meinen Reisen fand. Nach dem Frühstück, von welchem ich nur wenig genoss, liess ich meine Tiere satteln und beladen. Der Oberst lud mich zwar aufs freundlichste ein, wenigstens einen Tag bei ihm zu verweilen, allein ich war bange, mein Magen werde die Strapazen nicht aushalten, die ihm hier bevorstanden. Ich dankte also herzlich und nahm Abschied, nachdem ich zuvor das Haus und die Familie meines Wirts photographiert hatte.

Von Checacupì an wird das Thal des Huillcanota enger, in der That so eng, dass nur an wenigen Stellen sich Streifen anbaufähigen Landes finden. Der Fluss windet sich in einer tiefen Rinne voll von grossen Rollsteinen und Blöcken. Die Thalwände sind steil

Indianer von Checacupi. S. 456.

und felsig, doch meist mit Gebüsch bewachsen und überall grün, wenigstens während und nach der Regenzeit. Wohl sechs Stunden reitet man so auf dem einsamen, übrigens guten Pfade an der Thalwand hin, immer in einiger Höhe über dem Flussbett. Nur einmal wird die Einförmigkeit durch eine kleine Ortschaft unterbrochen, die in einer durch Einmündung eines Nebenthals gebildeten Erweiterung liegt. Das Dorf heisst Cusipata und verdient diesen Namen, welcher in der Landessprache ein heiteres Gelände, einen freundlichen Uferrand bedeutet. Gegen Sonnenuntergang gelangten wir nach Quiquijana,

Brücke von Quiquijana.

einem kleinen Städtchen (1650 Einw.), sechs Leguas von Checacupi. Das Thal ist hier wieder etwas breiter und mit Mais bebaut. In Quiquijana verlässt der Weg das rechte Ufer des Huillcanota und bleibt fortan auf dem linken. Man überschreitet den Fluss auf einer steinernen Brücke von drei Bogen, welche die beiden Teile des Orts mit einander verbindet. Bei weitem die grössere Masse der Häuser und die Kirche liegen auf der rechten Seite. Ich fand nahe an der Brücke Unterkommen bei einer freundlichen Frau und reichliches Futter für meine Tiere. Der ehemalige Tambo, der früher den Reisenden Herberge gewährte, war jetzt zu einer Mädchenschule umgebaut worden.

Unter Quiquijana verengt sich das Thal von neuem, aber doch

nicht so sehr wie auf der am Tage zuvor zurückgelegten Strecke. Nachdem man drei Stunden geritten ist, kommt man nach Urcos, einem Orte, der links vom Wege in einer Ausbuchtung der Bergwand liegt. Hier verlässt die Strasse nach Kusko das Thal des Huillcanota, um sich nach links gegen die Berge hin zu wenden. Das Dorf Urcos ist elend, die Strassen eng und die Häuser schlechter als die der anderen Ortschaften, durch die der bisherige Weg geführt hat. Allein der Ort hat durch eine Überlieferung aus der altperuanischen Geschichte eine gewisse Berühmtheit. Wenn man nämlich die abschüssigen Strassen

See von Urcos.

hinaufgeritten ist, und die letzten Häuser hinter sich hat, erblickt man plötzlich einen kleinen See, beinahe von runder Form, mit schilfumwachsenen, anscheinend seichten Ufern, aber sehr tief in der Mitte. Er wird durch einige Quellen gefüllt erhalten, hat aber mit dem Thale des Huillcanota keine sichtbare Verbindung. In diesem See soll die grosse goldene Kette versenkt liegen, die der König Huaina Kapak bei der Geburt seines ersten Sohnes Huascar anfertigen liess. Zur Feier dieses frohen Ereignisses wurden grosse Festlichkeiten veranstaltet und bei einem Reigentanz der Inkas auf dem Hauptplatz Haucaipata in Kusko sollten sämtliche Teilnehmer eine goldene Kette gehalten haben, die um den ganzen Platz herumreichte. Diese enorm schwere Kette wurde

bei Ankunft der Spanier in den See von Urcos versenkt. Bereits zu Zeiten Garcilasos, also vor 300 Jahren, hatte sich eine Gesellschaft gebildet, welche einen Stollen vom Thale aus nach dem Boden des Sees treiben und so diesen trocken legen wollte, um sodann die Kette zu suchen. Allein die Arbeiten wurden damals eingestellt, da man, wie Garcilaso sagt, auf zu hartes Gestein stiess, und seitdem sind sie nicht wieder aufgenommen worden.

Der Weg führt etwa 200 Fuss über dem Spiegel des Sees an der rechten Bergwand hin bis zu einer flachen Einsenkung derselben, durch welche man wieder in ein anderes Thal hinabsteigt. Dieses Thal ist weit und war der Boden eines jetzt ausgetrockneten Sees. Eine Legua weiter unten vereinigt sich diese Mulde wieder mit dem Thal des Huillcanota, sodass man eigentlich bei Urcos das Thal dieses Flusses noch nicht gänzlich verlässt, sondern nur eine Höhe überschreitet, die sich halbinselförmig vorschiebt. Am Fusse dieser Höhe liegt das kleine Dorf Huaroc, welches man nicht berührt, sondern in geringer Entfernung vom Wege links liegen lässt. Nachdem man am Rande des ehemaligen Sees auf einem fast horizontalen Wege eine Stunde weit geritten ist, gelangt man nach Andahuailillas, einer grossen Ortschaft inmitten einer von Bergen umgebenen Ebene, ungefähr eine halbe Legua vom Flusse entfernt, zu welchem sich der Boden mit ganz allmählicher Neigung hinabsenkt. Die Ebene von Andahuailillas würde ein passender Ort für eine grössere Stadt gewesen sein, weit geeigneter als das Kesselthal von Kusko, denn der Boden der Gegend ist fruchtbar und das Klima mild. Wieder eine Stunde thalabwärts krümmt sich der Fluss nach rechts, während der Weg anfängt sich der linken Thalwand zuzuwenden, und jetzt verlässt man wirklich das Thal, nicht um in ein Nebenthal einzubiegen, sondern um eine Höhe zu ersteigen und zu überschreiten, welche das Thal von Kusko von dem Huillcanota trennt. Der Fluss Huatanay nämlich, in dessen obersten Thalabschnitt die Stadt Kusko liegt, ist ein kleiner linkseitiger Nebenfluss des Huillcanota, der weiter nördlich in spitzem Winkel in den Hauptstrom mündet. Der von Süden kommende Weg folgt daher dem Huillcanota nicht bis zu dieser Mündung, sondern schneidet den unteren Winkel ab, teils um den Umweg zu vermeiden, teils auch, weil der letzte Abschnitt des Huatanay-Thales sehr eng und felsig ist. Der die Thalwand ersteigende Weg führt an alten Steinbrüchen von Trachyt vorbei, aus denen die Inkas einen grossen Teil des zu den Bauten ihrer Hauptstadt verwendeten Materials entnommen haben.

Auf der Höhe angelangt, erblickt man vor sich ein altes Ver-

teidigungswerk, das zum Schutze dieses Passes errichtet wurde. Es ist eine Mauer von wohlbehauenen, fein gefügten Quadersteinen, welche quer durch die flache Einsenkung des Thals gezogen ist. Diese Mauer war von zwei Öffnungen oder Zugängen durchbrochen, besteht also aus zwei längeren Seitenstücken und einem fast quadratischen Mittelstück. Die Quadersteine sind aus den vorerwähnten Trachytbrüchen. Das ganze Bauwerk entspricht den aus der späteren Inkazeit stammenden Ruinen, wo die Bearbeitung und Fügung der Steine schon eine grosse Vollkommenheit erreicht hatte, und ist bekannt unter dem Namen der Festung von Piquillacta, ein sonderbarer Name (Flohdorf) über dessen Ursprung nichts bekannt ist. Ebensowenig ist klar, gegen welche Feinde dieses Bollwerk errichtet wurde, denn zu der Zeit, aus welcher es herstammt, war das Inkareich in seiner Blüteperiode, und ein feindlicher Angriff der Stadt konnte nur von den wilden Stämmen erwartet werden, die in verhältnismässig geringer Entfernung in der östlichen Montaña, d. h. in den weiter unten gelegenen Gegenden des Huillcanota oder Ucayali lebten.

Wenn man die Mauer von Piquillacta durchritten hat, läuft der Weg eine Zeit lang horizontal, und man bemerkt zur rechten in geringer Entfernung viele Trümmer alter Gebäude, als habe dort eine Ortschaft gestanden. Dann beginnt man wieder bergab zu steigen und es öffnet sich vor dem Blick eine von Höhen umschlossene Ebene mit dem blauen Spiegel eines Sees, des Lago de Muina. Von oben gesehen, scheint es, als habe dieser See keinen Ausfluss, denn man bemerkt keine Lücke in der Reihe der ringsum aufsteigenden Berge. Erst, wenn man auf dem Boden der Ebene angekommen ist, erkennt man, dass man sich in der Erweiterung eines Thals befindet. Man reitet durch ein kleines Dorf, Huata genannt, und hierauf auf einem durch die Niederung gelegten Damme, der von einem ansehnlichen Wasserlauf, dem Ausfluss des Sees, durchsetzt wird. Dieser ergiesst sich bei dem Dorfe Huata in einen Fluss, und als ich nach dem Namen desselben fragte, erfuhr ich, es sei der Huatanay. Wir befanden uns also bereits im Thale von Kusko.

Das Thal des Huatanay, der seinen Namen von dem Ort Huata erhalten zu haben scheint, besteht aus drei ovalen Erweiterungen, Bolsones oder Taschen genannt, welche ehemals Seen gewesen sind. Am oberen Ende des ersten oder obersten Bolsons liegt die Stadt Kusko. Der unterste Bolson, in welchem wir uns jetzt befanden, ist noch nicht vollständig ausgetrocknet, doch ist der See von Muina nur von mässiger Ausdehnung. Aus dem Becken desselben öffnet sich

seitlich ein enges, felsiges Thal, welches der Huatanay durch die Berge gebrochen und so die Gewässer der Seen in den Huillcanota entleert hat. Die Gegend um den See von Muina ist anmutig und hat ein mildes Klima. An dem der Ortschaft Huata gegenüberliegenden Ufer sieht man eine Gruppe ansehnlicher Gebäude, die Hacienda Lucre, Besitztum einer der ältesten Familien von Kusko (Garmendia), woselbst sich eine Tuchfabrik befindet, die einzige in Südperu. Eine ähnliche wurde in Urcon im Departement Ancash errichtet, ist aber schon seit Jahren ausser Betrieb. Auf einer niedrigen Bergplatte am linken Ufer der Huatanay, also Lucre schräg gegenüber, sieht man ausgedehnte Ruinenmassen, die Reste der alten Stadt Muina, nach welcher der See benannt wird. Da die Sonne sich bereits dem Untergange näherte, so wurde es Zeit sich nach einem Obdach für die Nacht umzusehen, und ich fand dieses in einer Hacienda am Fusse der Höhen von Muina. Der Besitzer und seine Familie hatten sich zur Feier des Osterfestes nach Kusko begeben, doch traf ich den Mayordomo oder Verwalter, von dem ich hinreichendes Futter für meine Tiere erhielt, während mir seine Frau den landesüblichen Chupe mit einem paar frischer Eier kochte.

Von dieser Hacienda am Muina-See — der Name ist mir entfallen — betrug die Entfernung von Kusko nur fünf Leguas. Das Becken von Muina, welches nahezu kreisförmig scheint, steht mit der zweiten Thalerweiterung durch eine Enge in Verbindung, Las Angosturas genannt. In dieser Gegend soll der früher erwähnte Palast gestanden haben, den der Inka Huirakocha seinem entthronten Vater Yahuar Huakac erbauen liess. Man bemerkt jedoch nirgends Ruinen, die auf das einstige Vorhandensein eines grösseren Bauwerkes schliessen lassen. Die Thalenge ist nur kurz, und bald erweitert sich die Gegend wieder zu einer Ebene von langgestreckter ovaler Form. Gleich hinter Angosturas liegt rechts vom Wege in einiger Entfernung die Stadt Oropesa. Die Strasse führt beständig auf einem breiten Damme hin, der noch von den Inkas angelegt worden ist und die Niederung in gerader Richtung durchschneidet. In diesem Theile des Thales, der etwa zwei Leguas lang ist, sieht man zu beiden Seiten zahlreiche Landgüter, deren Wohnhäuser meist am Fusse des Bergabhanges liegen und alle von weitem hübsch und wohnlich aussehen, mit ihren geweissten Wänden und säulengetragenen Verandas. Die peruanischen Landhäuser nehmen sich in der Regel am besten von fern aus, denn im Innern sind sie mit seltenen Ausnahmen verfallen, unrein und unwohnlich. Die Thalebene von Oropesa verengt sich nach Norden wie die von Muina, um sich nach einer kurzen Strecke von

Neuem zu erweitern. Die Fläche, die sich jetzt dem Blicke öffnet, ist stärker geneigt und hebt sich allmählich gegen die Berge, die sie nach Norden begrenzen. Dort, am Fusse dieser Höhen, bemerkt man einen feinen blauen Duft, aus welchem hier und da weisse Punkte und Spitzen hervorschimmern: die Häuser und Türme der Stadt Kusko. Man kommt durch zwei grössere Ortschaften, San Geronimo und San Sebastian, und endlich über eine weite, fast horizontale und vollkommen glatte Ebene, welche hinreichenden Raum zur Ausbreitung einer grossen Stadt bieten würde, und dies mochte vielleicht der Grund sein, aus welchem die Inkas diese Lage für ihre Niederlassung wählten. Früh am Nachmittage des 4. April zog ich in die alte Hauptstadt ein, mit lebhafter Befriedigung, dieses Endziel meiner Reisen im Innern Perus erreicht zu haben, und begierig durch eigene Anschauung alles zu prüfen, was ich in Büchern gelesen und durch mündliche Mitteilungen über diese merkwürdige Stätte der Inkakultur vernommen hatte. Der von Süden kommende Weg tritt in die Stadt an deren östlichem Ende auf dem Platze Limapampa (Rimacpampa). Ich ritt von hier langsam durch die engen Strassen nach dem Hauptplatz, wo ich mich nach der Wohnung eines Landsmanns erkundigte, den Vertreter eines angesehenen deutschen Handlungshauses, an den ich empfohlen war. Ich traf ihn auf seinem Kontor und brieflich bereits von meinem Besuche benachrichtigt. Er emfing mich mit der grössten Herzlichkeit, ich war während der Zeit meines Aufenthalts sein Gast, und habe mich der Zeit, die ich in seinem Hause und in seiner Gesellschaft zubrachte, stets gern und dankbar erinnert.

Kusko.

Mit Einschluss eines Ausflugs, den ich von Kusko in das Thal des Huillcanota machte, verweilte ich in der Stadt gerade einen Monat und benutzte die Zeit meines Aufenthalts teils zum wiederholten Besuche aller Sehenswürdigkeiten, teils zur Sammlung poetischer Erzeugnisse der Inkasprache, wozu sich dort mehr Gelegenheit bietet, als in sämtlichen Gegenden, wo diese Sprache noch geredet wird, zusammen genommen. Die zahlreichen noch vorhandenen Baureste aus der Inkazeit nehmen natürlich vorwiegend das Interesse des Reisenden in Anspruch; da dieselben jedoch fast alle mit neueren Gebäuden verschmolzen sind, oder ihnen doch als Grundlage dienen, so wird es zum besseren Verständnis beitragen, wenn wir einer eingehenden Betrachtung des alten Kusko eine kurze Beschreibung der gegenwärtigen Stadt vorhergehen lassen.

Kusko (Cozco) liegt auf 13° 30′ 55″ südl. Breite und 71° 22′ 44″ westlich von Paris, 3920 Meter (nach Pentland 11,380 Fuss) über dem Meere, ist Hauptstadt des gleichnamigen grossen Departements, Sitz eines Präfektes, eines Appellationsgerichtes (Corte superior) und eines Bischofs, hat acht Kirchspiele und nach dem Census von 1876 18 370 Einwohner. Die Bevölkerung soll zur Zeit der Lostrennung Perus von Spanien über 40 000 betragen haben, ist aber gegenwärtig noch geringer als zur Zeit der letzten Zählung. Der hohen Lage über dem Meere entsprechend ist das Klima ziemlich rauh, merklich kühler als im Thale des Huillcanota, durch welches von Süden her der Weg führt, aber doch milder als in La Paz. Es regnet viel, schneit jedoch nur selten, und der Schnee verschwindet stets in kurzer Zeit. Der Baumwuchs in der Stadt und ihrer nächsten Umgebung ist kärglich und beschränkt sich auf wenige Arten. Auf einigen Plätzen sieht man ziemlich dürftige Weiden, die schönsten Bäume trifft man auf der Alameda, dem öffentlichen Spaziergang: mehrere Reihen grosser laubreicher Hollunderbäume (Sambucus americana), die in kalter Luft besser zu gedeihen scheinen als in warmer. In den Gärten und auf den Feldern um die Stadt wird Gemüse, Kartoffeln, Gerste, Weizen und Klee gebaut, wenig Mais, der besser in etwas tiefer gelegenen Gegenden wächst.

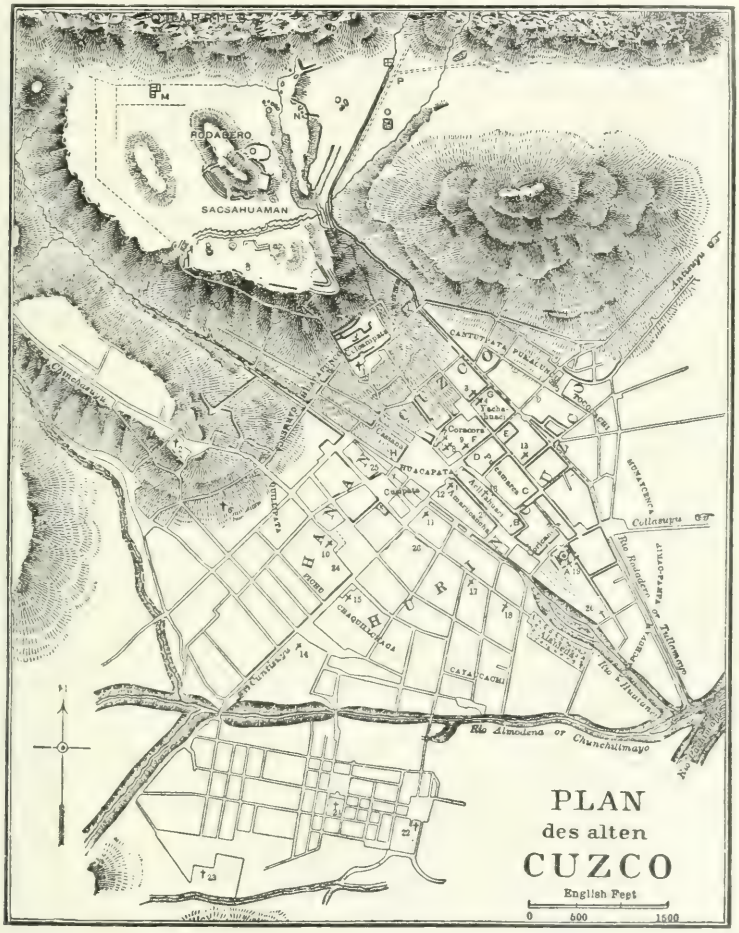
Die gegenwärtige Stadt wurde als spanische Kolonie in der alten gegründet. Nachdem Francisco Pizarro im November 1833 seinen Einzug gehalten, setzte er im nächsten Jahre vor seiner Abreise nach der Küste[1]) einen Stadtrat ein, bestehend aus zwei Bürgermeistern (Alcaldes) und acht Beisitzern (rejidores), unter letzteren seine Brüder Gonzalo und Juan. Durch die Spanier hatte die Stadt wenig gelitten, da den Eroberern kein Widerstand entgegengesetzt wurde. Die Zerstörung erfolgte erst zwei Jahre später bei dem grossen Aufstand der Peruaner durch diese selbst. Als Almagro zu seinem Zuge nach Chile einen grossen Teil der spanischen Soldaten aus Peru fortgeführt hatte, hielt der Inca Manco, der Scheinkönig, den Pizarro nach der Hinrichtung Atahuallpas eingesetzt hatte, die Zeit zu einer allgemeinen Erhebung gegen die fremden Eindringlinge für gekommen. Zwar schöpfte man Verdacht und nahm ihn gefangen, allein er wusste das Vertrauen Hernando Pizarros zu gewinnen, indem er ihm zu verstehen gab, er sei in der Lage und bereit, ihm den Versteck grosser Schätze zu verraten, brauche aber dazu freie Bewegung. Hernando, der älteste der Brüder und damals Befehlshaber in Kusko, liess sich täuschen und der Inka entkam. Im

1) Zur Zusammenkunft mit Pedro de Alvarado, s. II. Bd.

Februar 1536 erschien ein zahlloses Heer von Indianern vor der Stadt, in welcher die spanische Besatzung von kaum 200 Mann nebst 1000 eingeborenen Hilfstruppen eingeschlossen wurden. Die meisten Häuser in Kusko, auch die Paläste der Könige, waren mit Punagras, also mit Stroh gedeckt. Durch Brandpfeile und glühende Steine, welche die Belagerer auf die Dächer schleuderten, wurden diese angezündet und fast die ganze Stadt brannte nieder. Die Belagerung dauerte fünf Monate, und der Aufstand des ganzen Landes, durch welchen Francisco Pizarro verhindert wurde, seinen Brüdern von Lima aus Hilfe zu senden, brachte die Spanier in die höchste Gefahr. Zu keiner Zeit wurden in diesem Teile Amerikas ihre Tapferkeit und Beharrlichkeit auf härtere Proben gestellt, und man muss mit Bewunderung gestehen, dass sie dieselben rühmlich bestanden haben. Endlich im August kam die Zeit der Ackerbestellung, und der Inka musste einen grossen Teil seines Heeres entlassen, um eine drohende Hungersnot zu vermeiden. Dann kehrte Almagro von seinem Zuge nach Chile zurück und die Belagerung wurde aufgehoben. Almagro beanspruchte Kusko, als zu dem ihm von der Krone zugesprochenen Gebiet gehörig; er besetzte die Stadt, nahm die Brüder Hernando und Gonzalo Pizarro gefangen, und damit begann der erste Bürgerkrieg unter den Eroberern, der mit der Niederlage Almagros bei den Salinen in der Nähe von Kusko und mit seiner Enthauptung in der Stadt (April 1838) endete.

Auf den Trümmern der alten Stadt wurde sodann die jetzige gebaut, wobei im ganzen die Strassen und Plätze beibehalten wurden, sodass wenigstens in den mittleren Teilen der Plan der Stadt nahezu dem früheren entspricht. Die Bauplätze wurden an die Eroberer je nach ihrem militärischen Range und den von ihnen geleisteten Diensten verteilt und die neuen Häuser zum Teil auf den stehengebliebenen Grundmauern der alten erbaut. Die Stadt liegt, wie bereits bemerkt wurde, am oberen oder nördlichen Ende einer Thalmulde, am Fusse eines ziemlich steilen Berges, Sajsahuaman genannt, welcher etwas aus der Höhenreihe hervortritt und von den Nachbarbergen zu beiden Seiten durch kurze, enge Thäler mit starkem Gefäll getrennt wird. Durch diese Thäler fliessen zwei Bäche herab, rechts oder östlich vom Sacsahuaman der Tullumayo (Knochenfluss) auch Rio del Rodadero genannt, und links oder westlich der Huatanay. Diese beiden Bäche fliessen durch die Stadt, der letztere durch den Hauptplatz, daher man auch gewöhnlich sagt, die Stadt liege am Huatanay. Ein dritter Bach, Chunchullmayo genannt, kommt aus einem andern engen Thal, westlich vom Huatanay, tritt jedoch nicht in die Stadt, sondern läuft an den letzten westlichen Häusern vorüber. Diese drei Bäche vereinigen sich

unterhalb der Stadt, und der so gebildete kleine Fluss wird Cachimayo (Salzfluss) genannt, da sein Wasser durch das weiter thalabwärts im Boden verbreitete Kochsalz einen salzigen Geschmack hat. In seinem



Plan von Kusko nach der Aufnahme von Squier.

späteren Laufe nimmt der Cachimayo wieder nach dem mittleren der drei Bäche den Namen Huatanay an.

Der Hauptplatz liegt nicht ganz in der Mitte der Stadt, sondern dem Fusse des Sacsahuaman näher. Er soll früher ein Sumpf gewesen sein, den die Inkas durch Aufschüttungen trocken legten. In alter Zeit war er fast doppelt so gross als heute, indem die westlich gelegene

kleine Plaza del Cabildo (Rathaus-Platz), die jetzt durch zwei Häusergevierte davon getrennt wird, dazu gehörte. Der Hauptplatz (plaza mayor) bildet ein nicht ganz regelmässiges Viereck, an dessen östlicher (eigentlich nordöstlicher) Seite sich die Kathedrale erhebt. Ein Teil der Südseite wird durch die Vorderfront der ehemaligen Jesuitenkirche gebildet; an der westlichen und nördlichen Seite ziehen sich Bogengänge (Portale) mit Kaufläden hin. Die Mitte des Platzes ziert ein öffentlicher Brunnen von bescheidenem Anblick, umgeben von einem kleinen Garten. Der Bach Huatanay durchfliesst die Westseite des Platzes von Norden nach Süden in einem mit Platten bedeckten Kanale. Der nördliche Teil des Platzes dient als Markt, wo am Boden liegend oder auf Tischen unter Sonnensegeln Lebensmittel und sonstige Bedürfnisse des täglichen Lebens feilgeboten werden. Neben dem Hauptplatz finden sich zerstreut in der Stadt noch eine Anzahl kleinerer Plätze, von denen erwähnt zu werden verdienen: die Plaza del Cabildo, San Francisco, Santo Domingo und Limabamba. Die Plaza del Cabildo, sogenannt nach dem Munizipalgebäude, welches sich daselbst befindet, ist ein freundlicher kleiner Platz, mit Weidenbäumen bepflanzt und geschmückt mit einer in Italien gearbeiteten Marmorstatue, welche den ersten Inca Manco Kapac vorstellen soll. Dieser Platz war ursprünglich ein Teil des Hauptplatzes und hiess Cusipata (der Freudenhof). Die Plaza de San Francisco, an welcher das Franziskaner-Kloster liegt, ist nächst dem Hauptplatz der grösste der Stadt. Ein weit kleinerer, aber interessanter Platz ist die Plazuela de Santo Domingo, welcher früher Intipampa hiess, weil sich dort der Haupteingang zum Sonnentempel befand, auf dessen Grundmauern jetzt das Dominikanerkloster steht. Ein grösserer, unregelmässiger Platz, der aber sonst nichts Bemerkenswertes bietet, wird Limabamba (Rimac pampa) genannt, derselbe, auf dem der von Süden kommende Reisende zuerst die Stadt betritt.

Die Strassen sind im ganzen eng, aber für den Verkehr, und da die Häuser nur aus einem Erdgeschoss und einem Oberstock bestehen, auch zur Erhellung der Wohnungen breit genug. Durch viele laufen in der Mitte Gossen mit schmutzigem, übelriechendem Wasser; das Pflaster ist schlecht, doch haben die Strassen in den mittleren Gegenden Bürgersteige aus Steinplatten. Unter den Privathäusern giebt es nicht wenige ansehnliche von altspanischer Bauart, mit geräumigen Höfen und grossen Thorwegen, auch die geringeren sind aus Steinen gebaut und mit Ziegeln gedeckt. Unter den öffentlichen Gebäuden stehen obenan die Kirchen, bei weitem die schönsten in Peru und weit ansehnlicher als die von Lima, schon deshalb, weil alle aus gut bearbeiteten Quadern

Kusko von der Terrasse Colcampata. S. 466.

Platz des Cabildo in Kusko. S. 466.

eines schönen Bausteins aufgeführt sind und zum Teil sehr gut gefügte Gewölbe tragen, während in der Hauptstadt die Wände aus Backsteinen oder ungebrannten Lehmsteinen bestehen, und die Gewölbe bloss aus übertünchtem Fachwerk. In Kusko war es leichter und wohlfeiler solid zu bauen, denn in den von den Inkas errichteten Königshäusern fanden die Spanier einen reichen Vorrat feinbearbeiteter Steine vor.

Der erste Platz unter den Kirchen gebührt wie billig der Domkirche oder Kathedrale, wiewohl ihr Äusseres weniger ansprechend ist. Die dem Hauptplatz zugewandte Stirnseite hat zu beiden Seiten eines mit Säulen verzierten Portalbaus zwei massige, viereckige Glockentürme, deren Höhe nicht im Verhältnis zu ihrer Breite steht und dem ganzen Bau etwas Gedrücktes und Schwerfälliges giebt. Das Innere erinnert an die Kathedrale von Lima oder deren Vorbild, die Hauptkirche in Sevilla. Man tritt vom Hauptthor aus nicht direkt in das Mittelschiff, sondern der Blick in dasselbe wird durch einen grossen Altarbau verschlossen, hinter welchem der Chor angelegt ist. Zu beiden Seiten dieses Altars befinden sich Gemälde, die dem Reisenden vom Sakristan mit einem gewissen Stolze als Werke des kuskenischen Malers Corbacho gezeigt werden. Sie stellen das Innere von Klöstern dar, das erste eine Versammlung von Mönchen, das andere die Einkleidung einer Nonne. Die Eingangshalle geht zu beiden Seiten in die Nebenschiffe über, welche rings um das Hauptschiff laufen. Das Gewölbe dieses letzteren ist hoch, Mauern und Pfeiler sind wohlgebaut aus schwarzgrauem Trachyt oder Basalt, wahrscheinlich Steine alter Arbeit, aber weit weniger sorgfältig gefügt als bei den Bauten, denen sie entnommen wurden. Die Altäre sind reich vergoldet, die Wände mit Gemälden bedeckt, die Kanzel und die 73 Sitze des Chors mit Holzschnitzereien geziert. Auch die Sakristei enthält einen schön geschnitzten Altar und einen gut gemalten gekreuzigten Christus, das als bestes Kunstwerk der Kirche gilt, aber ungünstiges Licht hat. Ein anderes Christusbild ist Gegenstand grosser Verehrung als Nuestro Señor de los temblores, da ihm die Rettung der Stadt und Kirche bei einem Erdbeben zugeschrieben wird. Erderschütterungen sind in Kusko, wie überhaupt im Hochland, im Vergleich zur Küste selten, doch soll das Erdbeben vom 31. März 1650 sehr heftig gewesen sein, und zu jener Zeit war der Bau der Kirche noch nicht ganz vollendet. Die Gründung einer Episkopalkirche in Kusko wurde schon 1537 — also ein Jahr nach dem Brande der Stadt — durch eine Bulle des Papstes Paul III. gestattet, der Bau jedoch erst 1572 angefangen und 1654 beendet. Zehn Jahre später wurde an der rechten Seite der Kathedrale die zum Dom gehörige Pfarrkirche erbaut, die

sogenannte Capilla del triunfo, welche diesen auffallenden Namen zu Ehren eines Wunders der Jungfrau Maria erhielt. An der Stelle, wo sich gegenwärtig beide Kirchen erheben, stand ehemals der Palast des Inka Huírakocha, zur Zeit der Belagerung der Stadt während des Aufstandes unter dem Inka Manco das Hauptquartier der Spanier. Während nun alle übrigen Häuser der Stadt niederbrannten, sollte dieses Dach durch den Schutz der Jungfrau vor den Brandpfeilen der Belagerer bewahrt worden sein. Auch an der linken Seite der Kathedrale steht eine kleine Kirche, Jesus und Maria geweiht.

Der erste Bischof von Kusko war der Dominikaner Fray Vicente de Valverde, der Francisco Pizarro als Kaplan begleitet hatte, in Cajamarca dem Könige Atahualpa die früher erzählte Anrede hielt und dann den Inka vor seiner Hinrichtung taufte. Für seine der Krone und der Kirche durch seine Teilnahme an dem Eroberungszuge geleisteten Dienste wurde er zum Bischof erhoben, scheint sich aber nicht viel in Kusko aufgehalten zu haben. Nach der Ermordung Pizarros durch die Anhänger des jungen Almagro, wurde ihm von diesen gestattet, oder vielmehr befohlen, Lima zu verlassen. Auf der Reise nach Spanien fiel er auf der Insel Punà bei Guayaquil in die Hände feindlicher Indianer und wurde getötet.

Das schönste Gebäude der Stadt ist die ehemalige Jesuitenkirche — Iglesia de la Compañia — ein stattlicher Renaissance-Bau, deren Front mit zwei Türmen sich an der Südseite des Hauptplatzes erhebt. Sie steht an der Stelle des Palastes Amaru-Cancha — des Schlangenhofes — den der mächtige Inka Huaina Kapac sich zur Wohnung erbaute, und der später bei Verteilung der Grundstücke zum grossen Teil Hernando Pizarro zufiel. Die Kirche, in den Jahren 1591—95 erbaut, hat bloss ein Schiff, ist aber breit und geräumig. Zu beiden Seiten wölben sich vier hohe Bogen, die so gebaut sind, als ob sie zu Seitenschiffen führten, aber durch grosse Altäre ausgefüllt werden. Die überreiche Vergoldung dieser Altäre, sowie die des mit Schmuck überladenen Hauptaltars ist jetzt matt und blind. Rechts neben der Kirche ist der Eingang zum ehemaligen Kloster. Man tritt durch ein hohes gewölbtes Vestibül in den grossen Kreuzgang, einen grossen viereckigen Hof, umgeben von säulengetragenen Bogengängen. Nach der Aufhebung des Jesuitenordens wurde die Universität in die Klosterräume verlegt. Jetzt ist diese Hochschule, welche auch früher mehr dem Namen nach als wirklich bestanden hatte, gänzlich eingegangen, und ihre Räume sind unbenutzt und öde wie die in Arequipa. Links neben der Jesuitenkirche steht die Capilla de Loreto, die 1645 erbaut wurde. Diese wird

Jesuitenkirche in Kusko. S. 468.

jetzt auch oft Capilla de nuestra Señora de Lourdes genannt, da diese erst in neuerer Zeit erschien und für thätiger und wunderwirkender gehalten wird, als die schon ältere Jungfrau von Loreto.

Die Kirche San Francisco liegt auf dem bereits erwähnten Platze gleichen Namens und gehört zum Kloster der Franziskaner. Ihr Bau wurde bereits 1553 begonnen, aber erst 1635 vollendet. Das schöne Hauptthor der Kirche führt nach dem Platze zu, wird aber nur bei hohen Festen geöffnet; der gewöhnliche Eingang befindet sich an der Südseite. Das Innere der in drei Schiffe geteilten Kirche ist an Wänden und Gewölben mit Gemälden bedeckt. Interessant ist ein reich geschnitzter Altar der Sakristei und ebenso kunstvoll in Holz geschnitten sind die hundert Sitze des Chors mit Statuetten von Heiligen nebst einem Messpult: alles Arbeiten eines Guardians, des Pater Gomez, der dieselben im Jahre 1628 begann und sein ganzes langes Leben damit zubrachte. An einer Wand der Haupttreppe, die von dem grossen Kreuzgang zu den oberen Bogengängen führt, erblickt man ein sehr grosses Gemälde mit Portraits aller berühmten Personen, die dem Franziskanerorden bis zu Ende des 17. Jahrhunderts angehört hatten. Neben Päpsten, Kardinälen und geistlichen Würdenträgern sieht man darauf auch Bildnisse vieler weltlicher Fürstlichkeiten, welche Mitglieder des dritten Ordens gewesen waren. — Ich wurde vom Pater Guardian herumgeführt, einem noch jungen Mann mit ruhigem, verständigem Gesicht, und weit unterrichteter als die anderen Ordensgeistlichen, mit denen ich in Kusko Gelegenheit hatte zu verkehren.

Die Kirche La Merced (Gnadenkirche) liegt an dem nach ihr genannten Platze, am südlichen Ende des alten Platzes Cusipata. Es ist von ihr wenig zu berichten, sie ist breit, aber etwas kurz, das Gewölbe tonnenförmig ohne Fächerung und schwerfällig, die Altäre sind wie überall mit vergoldetem Schmuck überladen. Das Sehenswerteste im Kloster ist der prachtvolle grosse Kreuzgang, vielleicht der schönste in Südamerika. Die Bogengänge des Erdgeschosses und Oberstocks sind in derselben Weise in edlen Verhältnissen ausgeführt, in fein gehauenen Steinen und geschmückt mit korinthischen Säulen.

Die Dominikanerkirche — Iglesia de Santo Domingo — ist die älteste der Stadt. Die Dominikaner waren die ersten Ordensgeistlichen, die nach Peru kamen, daher sie sich zur Gründung ihres Klosters den besten Platz aussuchen konnten. Sie wählten dazu den ehemaligen Sonnentempel — Coricancha — und begannen den Bau noch im Jahre des grossen Brandes (1536). Das Mittelschiff ihrer Kirche ist die Haupthalle des Tempels, an dessen östlicher Wand das grosse goldene Bild

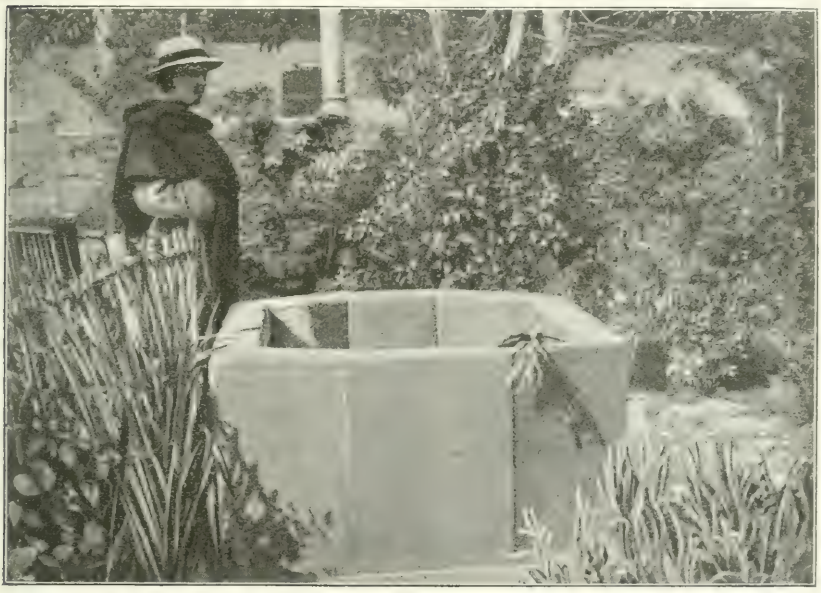
der Sonne glänzte. Der vor der Kirche gelegene kleine Platz — plazuela de Santo Domingo — ist die einstige Intipampa, der Sonnenhof, auf welchem sich der Haupteingang des Tempels befand. Im grossen Hof oder Kreuzgang des Klosters, der von unscheinbaren Bogengängen umgeben ist, steht in der Mitte des Gartens ein achteckiges Steinbecken, ein Bad oder Brunnen aus der Inkazeit. Ein grosser Teil der Mauern des Hofes sind Wände von Tempelgemächern, deren weisse Tünche zur Zeit meines Besuches abgewaschen wurde, um die schön behauenen

Kreuzgang des Mercedarierklosters.

und fein gefügten Steine wieder freizulegen. Das Kloster ist von aussen und innen unansehnlich und schlecht gehalten. Das Schönste ist der nicht besonders hohe Turm.

In der Bibliothek sollte nach einer Notiz Tschudis ein altes Manuskript des Ollanta-Dramas aufbewahrt worden sein, von welchem eine Abschrift für den Maler Rugendas in München genommen und später durch Tschudi in seiner Grammatik der Keshuasprache veröffentlicht wurde. Da mir sehr daran gelegen war, das Original dieses Textes zu Gesicht zu bekommen, so begab ich mich einige Tage nach meiner Ankunft in das Kloster, um mich nach dem fraglichen Manuskript zu erkundigen. Der Prior, ein ganz junger Mann, empfing mich sehr

höflich, gestand mir aber alsbald, dass er nie etwas von einem in der Keshuasprache verfassten Stücke gehört habe. Der herbeigerufene Bibliothekar behauptete zwar, den Titel zu kennen, hatte aber nie ein Manuskript gesehen. Man begab sich darauf in die Bibliothek, wo in einem grossen Saale Massen von staubbedeckten, schadhaften Büchern auf wurmstichigen Regalen standen, oder in wüsten Haufen am Boden lagen. Ein Verzeichnis der vorhandenen Werke und Schriften gab es nicht, auch schien ein solches von niemandem vermisst zu werden.



Altes Steinbecken im Dominikanerkloster.

Man stellte mir anheim, unter den Büchern umherzusuchen, so oft und lange es mir beliebe, doch waren, wie unter solchen Umständen zu erwarten, alle Nachforschungen vergeblich. Weder der Prior noch der Bibliothekar wussten anzugeben, wann ihr Orden gestiftet sei und kannten nicht einmal das Gründungsjahr ihres Klosters in Kusko.

Auch die Augustiner besassen früher ein Kloster in der nach ihrem Heiligen benannten Strasse nahe am Hauptplatz; jetzt jedoch liegen Kirche und Kreuzgänge in Trümmern. Neben den ebengenannten Mönchsklöstern enthält die Stadt noch vier Nonnenklöster: Santa Catalina, in dem ehemaligen Hause der Sonnenjungfrauen — Aclla-huasi — gegründet 1590, Santa Clara (1608), Santa Teresa (1663) und das Beaterio

de las Nazarenas (1691). Ausser den mit den Klöstern verbundenen Kirchen sind noch mehrere Pfarrkirchen vorhanden, von denen San Blas Erwähnung verdient wegen einer ausserordentlich kunstvoll aus Holz geschnitzten Kanzel.

Die Kirchen von Kusko lassen schliessen, was die Stadt früher in günstigeren Zeiten gewesen sein mag. Seit der Lostrennung Perus von Spanien hat sich die weisse Bevölkerung daselbst mehr und mehr vermindert. Die wohlhabenden Familien, die Nachkommen der Eroberer, denen grosse Güter bei Verteilung des Landes zugefallen waren, zogen sich allmählich nach Lima, nur die, welche durch die beständigen Bürgerkriege und Unruhen der Republik zu sehr verarmt waren, um in der Hauptstadt leben zu können, blieben zurück, und so wird erklärlich, warum gegenwärtig der gesamte Anblick der Stadt Kusko den Eindruck eines tiefen und allgemeinen Verfalls zurücklässt. Dieser wird für den Fremden noch besonders peinlich und widerlich durch die unglaubliche Unreinlichkeit der Strassen, die so weit geht, dass die abgelegeneren nur grosse Bedürfnisanstalten zu sein scheinen. Sowie indes die weisse Bevölkerung fast ganz verschwunden ist, so auch die rein indianische. Die grosse Mehrzahl der Einwohner sind Mestizen und Mischlinge, bei denen das indianische Blut vorherrscht. Die gewöhnliche Umgangssprache, besonders des niederen Volkes, ist die alte Inkasprache oder das Keshua, allerdings sehr verdorben und mit spanischen Worten vermischt. In den Ortschaften der Umgegend hat sich die Sprache reiner erhalten.

Das alte Kusko.

Die Gründung der Stadt wird gewöhnlich in das 11. Jahrhundert unserer Zeitrechnung verlegt (1043), eine Annahme, die sich jedoch auf keine geschichtliche Thatsache oder Überlieferung stützt, sondern nur auf eine ungefähre Berechnung der mutmasslichen Regierungszeiten der zwölf Inka-Könige, deren Namen die spanischen Chronisten nach den Erzählungen der Eingeborenen uns aufbewahrt haben. Die hierauf bezüglichen Sagen weichen erheblich von einander ab. Die unwahrscheinlichste, aber wegen ihrer poetischen Ausschmückung bekannteste, ist die von Garcilaso mitgeteilte. Die Inkas, d. h. die im altperuanischen Reiche herrschende Kaste, leiteten ihren Ursprung vom Sonnengotte Inti ab und gründeten diesen Anspruch auf die bereits erwähnte Überlieferung: In alten Zeiten lebten die Menschen ohne geselligen Verband, ohne Gesetze und Sitten in einem Zustand tierischer Rohheit. Inti erbarmte sich ihrer und setzte zwei seiner Kinder auf Titicaca, eine Insel des

grossen Colla-Sees: Manco und dessen Schwester und Gattin Ocllo. Er gab ihnen einen goldenen Stab, befahl ihnen gen Norden zu ziehen und sich dort niederzulassen, wo der Stab auf den ersten Schlag in die Erde sinken würde. Beide verliessen hierauf die Ufer des Sees, wanderten durch das Thal des Huillcanota und als Manco auf dem Berge Huanacauri mit seinem Stabe den Boden berührte, verschwand derselbe. Der Berg Huanacauri liegt im Thale von Kusko, daher Manco, dem Befehle seines Gottes gemäss, daselbst seinen Wohnsitz aufschlug. Er zog umher, stellte sich den Wilden als Kind der Sonne vor und lud sie ein, sich unter dem Schutze seines Vaters und Gottes niederzulassen. Seine Gemahlin Ocllo sammelte die Frauen um sich, und beide begannen sodann, die Menschen, die sich ihnen angeschlossen hatten, zu unterrichten, Manco lehrte die Männer die Bebauung der Felder, die Anfertigung von Gerätschaften und Waffen, Ocllo die Frauen zu spinnen, zu weben, die Bereitung der Speisen und Pflege der Kinder.

Die von Cieza und Betanzos mitgeteilten Überlieferungen erwähnen nichts über die angebliche Abstammung Mancos vom Sonnengott, aber sie stimmen darin mit Garcilaso überein, dass sie die Wanderer von Süden, und zwar vom Titicaca her kommen lassen. Der den Sagen zu Grunde liegende historische Kern würde also sein, dass einst in alter Zeit fremde Ansiedler vom Süden her in das Thal von Kusko einwanderten, welche zwar gering an Zahl, aber den Eingeborenen an Bildung weit überlegen waren und sich daher allmählich zu Herren des Landes machten. Der Anführer oder Häuptling derselben war Manco, ein aussergewöhnlicher Mann, Stifter einer Religion, Gesetzgeber seines Volkes und Gründer einer Stadt, die später unter seinen Nachkommen Mittelpunkt eines mächtigen Reiches wurde. Seine dankbaren Unterthanen nannten ihn Manco Kapac, Manco den Reichen, Mächtigen, und von ihm stammten in gerader Linie die zwölf Könige der Inkadynastie ab.[1])

1) Die Reihe der von Garcilaso verzeichneten Könige stimmt mit der von Betanzos gegebenen beinahe überein, die von Cieza gegebenen Namen des 7. bis 10. Königs lauten verschieden, daher wir beide Reihen zur Vergleichung gegenüberstellen:

Inka-Könige:

nach Garcilaso:	nach Cieza de Leon:
1. Manco Kapac.	1. Manco Kapac.
2. Sinchi Roca.	2. Sinchi Roca.
3. Lloque Yupanqui.	3. Lloque Yupanqui.
4. Maita Kapac.	4. Maita Kapac.
5. Kapac Yupanqui.	5. Kapac Yupanqui.

Der älteste Teil der Stadt lag am Fusse des Sacsahuaman, wo auf einer Terrasse das Haus Mancos gestanden haben soll. Diese Plattform am Abhang des Berges, auf der jetzt die kleine Kirche San Cristobal steht, und von wo aus man die ganze Stadt überblickt, hiess Collcampata und führt diesen Namen noch jetzt[1]). Die daselbst befindlichen Mauern eines alten Palastes sind jedoch nicht Überreste der Wohnung des ersten Königs, sondern stammen, nach ihren fein gearbeiteten und genau gefügten Steinen zu schliessen, aus einer viel späteren Zeit. Die unterhalb der Terrasse von Collcampata liegenden Häuser bis in die Gegend des Hauptplatzes hiessen Hanan Cusco, die obere Stadt. Der südlich vom Platze thalabwärts sich erstreckende

6. Inca Roca.	6. Inca Roca.
7. Yahuar Huacac.	7. Inca Yupanqui.
8. Viracocha.	8. Viracocha.
9. Pachacutec.	9. Inca Urco.
10. Inca Yupanqui.	10. Inca Yupanqui.
11. Tupac Yupanqui.	11. Tupac Inca Yupanqui.
12. Huaina Kapac.	12. Huaina Kapac.

Hierzu kommen noch die beiden Söhne Huaina Kapacs: Huascar, der rechtmässige, und Atahuallpa, der unebenbürtige. Betanzos giebt für zwei Könige längere Namen als Garcilaso. Er nennt den siebenten: Yahuar Huacac Inca Yupanqui und den neunten: Inca Yupanqui Pachacuti Inca. Auch stimmt er in seinen Angaben über Viracocha nicht mit Garcilaso überein, denn statt unter Yahuar Huacac setzt er den Aufstand der Chancas unter Viracocha, und lässt sie nicht durch diesen, sondern durch seinen Sohn Inca Yupanqui besiegt werden. Cieza nennt als ältesten Sohn und Nachfolger desselben Urco, der von dessen tapferem und begabtem Bruder Inca Yupanqui entthront worden sei. Die hier in den Berichten der spanischen Schriftsteller zu Tage tretende Verwirrung scheint auf Namensverwechselungen zu beruhen, welche durch das Wort Yupanqui herbeigeführt wurden. Dieses Wort ist eine Konjugationsform des Zeitwortes yupay, zählen, rechnen, schätzen. Yupanqui bedeutet also: du wirst zählen, hochschätzen, erzählen, und war eine Art Titel, der den Namen aller Könige und auch vieler Prinzen hinzugefügt wurde, etwa wie Herrlichkeit, Hoheit. Zuweilen wurde Yupanqui auch als Name gebraucht, ebenso wie das Adjektiv augustus — erhaben — ursprünglich ein Beiwort war, mit dem der römische Senat den Cäsar Octavianus ehrte, und welches nachmals die Geschichte zum Eigennamen Octavians machte, während alle späteren römischen Kaiser es ihrem Namen als Titel beifügten.

Unsere Ansicht über den der Inkasage zu Grunde liegenden Sachverhalt haben wir bereits in den Schlussbemerkungen des Kapitels über Tiahuanaco ausgesprochen, auf welche wir den Leser verweisen.

1) Collcampata ist ein Ausdruck der Aimaràsprache, zusammengezogen aus Collcana pata — die Terrasse des Speichers, der Speicherplatz, wahrscheinlich so genannt von einem Vorratshaus, welche Gebäude die Inkas mit Vorliebe an trockenen Bergabhängen anlegten.

Teil wurde Hurin Cusco, die Unterstadt, genannt. Beide Hälften wurden durch den nach Osten oder Antisuyu führenden Weg getrennt. Später, als die Stadt an Ausdehnung gewonnen hatte, wurden ausser Collcampata noch zwölf Bezirke unterschieden, welche sich um den Hauptplatz gruppierten und deren Namen sich auf dem beigegebenen Plane angegeben finden. Es lagen gen Osten von Collcampata:

1. Cantut-pata — die Blumenterrasse —, nach der schön roten, nelkenartigen Inkablume Cantut oder Cantur genannt.
2. Puma-curcu — der Löwenpfahl —, da sich dort die Käfige befanden, in welchen die Pumas oder Löwen gehalten wurden.
3. Toco-cachi — das Salzloch — östlich vom Hauptplatz.
4. Munai senka — die hübsche Nase — etwas weiter südöstlich.
5. Rimac-pampa — das Redefeld — das südöstliche Viertel, woselbst sich der gleichnamige Platz findet und der vom Huillcanotathal kommende Weg in die Stadt tritt.
6. Pumap-chúpan — der Löwenschwanz —, der südliche, spitz zulaufende Winkel, der von den Flüssen Huatanay und Tullumayo eingeschlossen wird. In diesem Bezirke lag der Tempel.

Nach Westen von Collcampata folgten die Bezirke in folgender Reihe:

1. Huaca-puncu — das Götzenthor oder heilige Thor — im Thalgrunde des Huatanay am westlichen Fusse des Sacsahuaman.
2. Carmenca — das Schulterblatt — im rechtseitigen Thalgrunde des Huatanay und am Abhang der Höhe, auf welcher jetzt die Kirche Santa Ana steht.
3. Killi-pata — die Streifenterrasse — in der westlichen Stadtgegend am Wege nach Chinchay-suyu.
4. Pichu — der Knöchel — etwas südlich von Killipata.
5. Chaquill-chaca — die Algenbrücke —, zwischen diesem und dem vorigen Distrikte lief die Strasse nach Cunti-suyu.
6. Kaya-cachi — gesalzener Okachuño —, der Distrikt im Süden der Stadt zwischen den Flüssen Chunchullmayo und Huatanay.

Diese dreizehn Distrikte lagen im Kreise um das Centrum der Stadt, welches den durch die Flüsse Huatanay und Tullumayo begrenzten Raum umfasste und die Gestalt eines spitzwinkligen Dreiecks hatte, dessen Basis vom Fusse des Sacsahuaman, und dessen Seiten durch die Flüsse gebildet wurden. An der Westseite dieses Dreiecks, ungefähr in der Mitte der Stadt, lag der grosse Hauptplatz, Haucaypata — der Festplatz —, so genannt, da daselbst alle grossen öffentlichen Feierlichkeiten stattfanden. Alle Hauptgebäude des Staates,

nämlich die Königspaläste, der Sonnentempel und das Kloster der Sonnenjungfrauen, sowie die Mehrzahl der vom Adel innegehabten Häuser standen in dem besagten dreieckigen Raum. Der Adel bestand aus den Inkas von königlicher Abstammung, indem alle Könige viele Frauen nahmen und eine zahlreiche Nachkommenschaft hinterliessen, die sich später vermehrte. Je nach der Abstammung zerfielen die Mitglieder des Adels in Familien oder Stämme — Aillu —, deren Gesamtheit mit dem Namen Kapac Aillu, die hohen oder mächtigen Familien, bezeichnet wurden. Die oben angeführten Bezirke waren Vorstädte, in denen das zugewanderte Volk sich niedergelassen hatte. Man traf in Kusko Unterthanen aus allen Teilen des weiten Reichs, und zwar mussten alle zu derselben Nationalität gehörigen zusammen wohnen, ihre einheimische Kleidung, sowie besonders die jedem Stamme eigentümliche Haartracht beibehalten, so dass man daraus sogleich die Herkunft jedes einzelnen erkennen konnte.

Wandert man durch die Strassen in den mittleren Teilen der Stadt, so bemerkt man überall alte Mauern, die man sogleich durch die eigentümliche genaue Fügung der Steine von den neuen Bauwerken unterscheidet. Sie bilden das Erdgeschoss oder doch die Grundmauern vieler Häuser: lange, eintönige Wände ohne jede Verzierung oder Unterbrechung der Flächen durch Vorsprünge oder Gesimse, nur selten von grossen Thorwegen durchbrochen, denn die meisten Thüren und alle Fenster sind neu. Versucht man hiernach sich eine Vorstellung von den alten Inkabehausungen zu bilden, so muss man sich sagen, dass trotz der rühmenden Beschreibungen der alten Chronisten deren Anblick ein unfreundlicher und düsterer gewesen sein muss. Was die Spanier blendete, waren die goldenen und silbernen Wandverzierungen und die vielen, aus Edelmetallen angefertigten Gerätschaften. Die Gebäude selbst waren niedrige, oder doch bloss einstöckige, schwerfällige Massen, ohne alle architektonische Gliederung, mit pyramidenförmigen Strohdächern. Die in Kusko noch vorhandenen alten Überreste rühren fast alle von Königshäusern her, von Privatwohnungen ist nirgends genug übrig, um sich ein Bild von der Einrichtung derselben entwerfen zu können; doch finden sich vollkommen erhaltene altperuanische Wohnhäuser in Ollantai-Tambo, nach denen sich schliessen lässt, wie etwa die besseren Häuser in Kusko beschaffen gewesen sein mögen. Von der Strasse her führte ein Thorweg in einen ziemlich geräumigen, viereckigen Hof, um welchen herum die Wohnräume lagen. Es waren meist quadratische Zimmer, die nicht untereinander in Verbindung standen, sondern sich nur durch eine Thür auf den gemeinschaftlichen

Hof öffneten. Fenster waren selten, und wenn vorhanden, nur klein und in den Wänden des Hofes angebracht, nie nach der Strasse zu. Jedes Zimmer hatte ein besonderes, spitzes Dach, bildete also gewissermassen ein Haus für sich, daher die Inkasprache auch kein Wort für Zimmer oder Stube besitzt.

Bei näherer Betrachtung der alten Inkamauern bemerkt man bald, dass die Arbeit nicht bei allen dieselbe ist. Gemeinschaftlich ist allen nur das genaue Aneinanderpassen der Bausteine, aber die Form der Steine und ihre Bearbeitung zeigt Verschiedenheiten, nach denen man

Alte Inkamauer.

drei Perioden der Bauweise und überhaupt der Baukunst unterscheiden kann. Zuerst wurden Steine von verschiedener Form und Grösse genommen, wie sie die Natur darbot, und daraus die ausgesucht, die sich zur Aneinanderfügung eigneten, wobei man die Ecken und Vorsprünge nur wenig ebnete und abrundete. Hierauf begann man die Oberfläche besser zu behauen, in der Weise, dass sie sich über den Fugen kissen- oder polsterförmig vorwölbten, doch blieb die Grösse und Form eine unregelmässige. Ein interessantes Beispiel dieser Periode ist eine Mauer in der Calle del triumfo, der Triumphstrasse hinter der Kapelle dieses Namens, in welcher sich der berühmte Stein mit den zwölf Ecken befindet. Diese Mauer gehörte zum Palast des Inka Roca, des sechsten

Königs. Unter den letzten Königen, zur Zeit der Blüte des Inkareichs, vervollkommnete sich die Kunst der Steinbearbeitung immer mehr, die Steine wurden in regelmässigen Quadern geschnitten, ihre Oberfläche glatt gemeisselt und die Zusammenfügung der Kanten erreichte einen solchen Grad von Genauigkeit, dass es wirklich an vielen Stellen nicht möglich ist, auch nur die Schneide eines Messers in die Fugen eindringen zu lassen. Kein Volk hat in dieser Beziehung Gleiches oder auch nur Ähnliches geleistet. Dabei muss jedoch bemerkt werden, dass

Stein der zwölf Ecken.

auch hier die Anordnung der Steine in Reihen nicht eine schnurgerade ist, da, wie es scheint, jeder Stein mit seinem Nachbar zusammen geschliffen wurde und zur Erreichung der genauen Fügung bald von dem unteren, bald von dem oberen etwas abgetragen werden musste. Dass unter solchen Umständen von Mörtel oder Kitt nichts zu sehen ist, versteht sich von selbst, indes ist es ein Irrtum, der oft wiederholt worden ist, dass sich die Inkas bei ihren Bauten überhaupt keiner Bindemasse bedient hätten. Der Verfasser ist während seines Aufenthalts in Kusko mehrmals zugegen gewesen, wenn Thüren und Fenster in sehr fein gefügte Inkamauern gebrochen wurden, und wenn Steine, in deren äusseren Fugen keine Spur von Kitt zu entdecken war, aus ihrem Ver-

bande gelöst wurden, bemerkte man, dass sie hinten in einer dünnen Schicht fein geschlämmten dunklen Lehmes gebettet lagen. Dieser Lehm oder Thon heisst Llanki. Das Material der meisten alten Gebäude ist ein schwarzgrauer, feinkörniger, sehr harter vulkanischer Stein, ein Trachyt, an dessen Brüchen man vor der Festung von Piquillacta vorbeikommt. Einige Mauern scheinen aus Dioritblöcken zu bestehen.

Unter den Bauwerken des alten Kusko war das erste wegen der Wichtigkeit seiner Bestimmung, der Pracht seiner Ausstattung, sowie der darin enthaltenen Schätze, der Sonnentempel. Die Stadt Kusko wurde im ganzen Reiche der Inkas beinahe als heilig verehrt, als der Ort, an welchem zuerst die Kinder Intis auf Geheiss ihres göttlichen Vaters sich niedergelassen hatten. Alles, was von dort ausging, wurde in gewisser Weise dieser Verehrung teilhaftig, Reisenden, die von der Hauptstadt kamen, ward mit Ehrerbietung begegnet und die Gegenstände, die man von dort mitbrachte, galten den abergläubischen Indianern als Kleinode. Der heiligste Ort in der heiligen Stadt aber war das Haus der Sonne — Inti-huasi —, oder auch wegen seiner Pracht Coricancha, der goldene Hof, genannt. Die Beschreibung, die Garcilaso nach Mitteilungen seiner mütterlichen Verwandten giebt, mag wohl etwas ausgeschmückt sein, doch wird sie im wesentlichen durch die Angaben Ciezas bestätigt. Der Tempel wurde angeblich schon von Manco Kapac gegründet, aber in der Gestalt, in welcher die Spanier ihn vorfanden, war er das Werk des zehnten Königs, Inka Yupanqui. Er lag nahe am unteren, südlichen Ende der Stadt, in dem von den Flüssen Huatanay und Tullumayo eingeschlossenen Raum, welchen wir als den Bezirk Pumap-chupan erwähnt haben. Das Dominikanerkloster und die dazugehörige Kirche sind zum Teil auf den alten Tempelmauern erbaut.

Die Anordnung der einzelnen Teile des Tempelgebäudes scheint im vergrösserten Massstabe die eines Wohnhauses gewesen zu sein. Die Zimmer oder Säle lagen um einen viereckigen Hof, auf den sie sich öffneten, ohne miteinander in Verbindung zu stehen. Alle Mauern waren aus fein behauenen Steinen aufgeführt, die Dächer waren von Holz, hoch und zugespitzt und mit sauber geschnittenem Schilf gedeckt; denn die Inkas verstanden nicht, die Steine zu Gewölben zu fügen und auch die Anfertigung von gebrannten Ziegeln war ihnen nicht bekannt. Die Haupthalle des Tempels, das Gemach des Sonnengottes Inti, war der Raum, der heute das Schiff der Dominikanerkirche bildet. Das westliche, dem Fluss Huatanay zugekehrte Ende desselben war abgerundet und über der noch wohl erhaltenen Mauer haben die Mönche

einen mit Säulen gezierten Söller gebaut, von wo aus man einen schönen Blick über die Gegend hat. Die Wände der grossen Halle waren von unten bis oben mit dickem Goldblech bekleidet. Am östlichen Ende befand sich das Bild der Sonne, aus goldenen Platten gearbeitet, unter der Form eines menschlichen Antlitzes, von welchem geflammte Strahlen ausgingen. Das Bild nahm die ganze Breite der Wand ein und der Strahlenrand war ringsum mit kostbaren Edelsteinen eingefasst. Längs der Seitenwände sassen auf goldenen Sesseln oder Schemeln die eingetrockneten Körper der zwölf Könige. Ihr Gesicht war dem Eingang zugewendet, nur die Gestalt Huaina Kapacs, des letzten Königs, sass der Sonne gegenüber, das Gesicht dieser, den Rücken dem Eingang zukehrend. Der Haupteingang der Halle befand sich an der Nordseite auf dem kleinen Platze, der jetzt Plazuela de Santo Domingo genannt wird. Aus der Beschreibung Garcilasos ist nicht ersichtlich, ob dieser Platz der Tempelhof war, oder ein vor dem Tempel gelegener Platz, der Intipampa hiess und auf welchem sich bei grossen Festen die vornehmen Inkas zu versammeln pflegten. Wahrscheinlich war die Plazuela der Tempelhof, denn für grosse Versammlungen ist der Raum zu beschränkt, auch sieht man an der Nordseite des Platzes sehr hohe Portale, deren Maasse für Privatwohnungen unpassend gewesen wären. Jetzt freilich führen sie zu Räumlichkeiten, wo Schmiede und Zimmerleute ihre Werkstätten eingerichtet haben.

Unmittelbar an die Sonnenhalle grenzend befand sich das Gemach, oder wenn man will, die Kapelle, die der Mondgöttin Quilla, der Schwester und Gattin Intis, geweiht war. Dieses Gemach war mit Silber bekleidet und dem Eingang gegenüber erblickte man das Bild der Göttin, ein auf einer silbernen Platte eingegrabenes menschliches Antlitz. An den Seitenwänden sassen auf silbernen Sesseln die Mumien der zwölf Königinnen, der rechtmässigen Gattinnen der Inkas. Sie wendeten das Gesicht dem Eingang zu, bloss Mama Ocllo, die Mutter des grossen Huaina Kapac, hatte das Gesicht der Göttin zugekehrt. Neben dieser Kapelle lag die Sternkammer, welche dem Morgenstern — chaska — als Diener Intis und den übrigen Sternen als Begleitern der Mondgöttin Quilla gewidmet war. Darauf folgte die Kapelle des Donners und Blitzes — Illapa —, welche als Boten des zürnenden Sonnengottes galten. Ein viertes Gemach war dem Regenbogen (Kuichi) geweiht, der die Besänftigung Intis nach Sturm und Gewitter verkündete.

Sämtliche Thüren des Tempels waren mit dünnen Gold- oder Silberplatten bekleidet; an der Aussenwand zog sich, in das Mauerwerk

eingelassen, ein fingerdicker, zwei Hand breiter Goldstreifen und darüber ein Gesims von goldenen Platten, welches eine Elle breit um das Gebäude lief. In einem der Höfe befand sich der berühmte goldene Garten, woselbst aus den vorhandenen und nicht anderweitig benutzten Goldvorräten in grösster Mannigfaltigkeit Pflanzen, Blumen, Früchte, Llamas mit ihren Treibern, allerlei kleinere Tiere, auch menschliche Figuren, Wannen und Gefässe zum Begiessen dargestellt waren. Dieser Reichtum an Edelmetallen rührte von Weihgeschenken her, welche aus allen Teilen des Reichs den Inkas als Tribut dargebracht wurden, und da Gold und Silber bei ihnen nicht zu Wertzeichen verwendet wurde, sondern nur zum Schmuck der Tempel und Königshäuser, so hatten sich im Laufe der Jahre Schätze angesammelt, wie sie in Europa nie bei einander gesehen worden waren. Es scheint mehr Gold vorhanden gewesen zu sein als Silber, da das erstere Metall meist in gediegenem Zustand in der Natur vorkommt, oder sich doch leichter aus Erzen gewinnen lässt. Übrigens ist zu bemerken, dass die Spanier die eben angeführten Reichtümer des Tempels nicht alle bei ihrem Einzuge in Kusko vorfanden, da ein grosser Teil auf Befehl des gefangenen Königs Atahuallpa bereits nach Cajamarca geschickt worden war, um damit das Pizarro angebotene Lösegeld zu entrichten, vieles auch war von den Eingeborenen versteckt worden, als diese anfingen zu bemerken, wie grossen Wert die Edelmetalle in den Augen der Spanier hatten.

Alle grossen öffentlichen Feste wurden im Sonnentempel gefeiert, das Hauptfest aber war das Fest der Wintersonnenwende im Dezember. Es wurde Inti-Raimi — das Sonnenfest — oder auch bloss schlechtweg Raimi genannt. Der Tag, an welchem dasselbe begann, hiess Inti-huatana-punchau, der Tag, an welchem die Sonne angebunden wurde, so dass sie nicht weiter nach Norden abweichen konnte, sondern nach Süden zurückkehren musste[1]). Dieser Tag wurde in einem Beobachtungsorte des Tempels durch die Priester bestimmt. Die Einrichtung bestand in einem kurzen säulenartigen Steinpfosten, dessen von der Sonne auf einen Plan geworfenen Schatten man täglich beobachtete und aufzeichnete. Wenn der Schatten nicht mehr länger wurde, wusste man, dass der Tag der Umkehr gekommen sei und das Freudenfest nahm seinen Anfang. Aus dem ganzen Reiche kamen Abgesandte zur Feier desselben und der König, als Abkömmling und Vertreter der Sonne, versah an diesem Tage selbst das Amt des Ober-

1) huatay, binden, huatana, was zu binden ist, der Ort oder die Zeit, zu welcher etwas gebunden wird; punchau, der Tag.

priesters, welches fürs Gewöhnliche von der Person des Herrschers getrennt und einem nahen Verwandten desselben übertragen war. Drei Tage bereiteten sich alle durch strenges Fasten auf das Fest vor. Man genoss nur rohen weissen Mais, einige Kräuter und Wasser, der eheliche Verkehr unter Gatten war untersagt, alles Feuer wurde ausgelöscht. Während dieser Zeit bereiteten die Sonnenjungfrauen das Festbrot aus einem Teige von gemahlenem Mais für den Inka und seine Verwandtschaft. Sie unterzogen sich dieser Arbeit als Gemahlinnen Intis, denn es war der Sonnengott selbst, der wieder zu seinen Kindern zurückkehrte und sie zum Feste lud. Das Brot, welches das Volk während der Feiertage genoss, musste gleichfalls durch Jungfrauen bereitet sein. Am Morgen des Festes, vor Anbruch des Tages, versammelten sich alle erwachsenen Männer der königlichen Familie, sowie überhaupt alle in Kusko anwesenden Edlen aus königlichem Blut auf dem Platz Haucai-pata. Die fremden Häuptlinge und vornehmen Vasallen begaben sich nach dem Platz Cusi-pata. Alle waren barfuss und erwarteten in kauernder Stellung den Aufgang der Sonne. Sobald die ersten Strahlen hervorbrachen, erhob sich der Inka allein, in jeder Hand ein grosses goldenes Gefäss haltend. Beide waren mit Chicha (Aka) gefüllt; der Inhalt des Gefässes der rechten Hand war dem Gotte geweiht, er goss denselben in ein goldenes Becken, von welchem die Flüssigkeit durch eine goldene Röhrenleitung in den Tempel gelangte. Den Inhalt des Gefässes der linken Hand verteilte er unter die Seinen, indem er sie zum Trinken einlud, und jeder schöpfte etwas mit einem kleinen goldenen Becher. Hierauf begab sich der König, gefolgt von seinem ganzen Hause, barfuss in den Tempel, um den Gott zu verehren, während alle, die nicht königlichen Blutes waren, auf dem Platze vor dem Tempel warteten. Die Gefässe aus Gold und Silber, die bei der Zeremonie auf dem Platze Haucai-pata gebraucht worden waren, wurden dem Tempel geweiht.

Die Opfer, die bei allen anderen Gelegenheiten in den Höfen des Tempels vorgenommen wurden, fanden am Inti-Raimi ausnahmsweise auf dem Hauptplatz statt. Es wurden schwarze Llamalämmer geopfert, da diese als von gleichmässiger Farbe für reiner galten als die weissen, bei denen die Partien um das Maul stets dunkler gefärbt sind als der übrige Körper. Das zum Opfer bestimmte Tier wurde nicht gebunden, sondern von mehreren Personen gehalten. Es wurde ihm dann mit einem scharfen Feuerstein oder einem Stück Obsidian die linke Brust geöffnet, und ohne zu schneiden das Herz samt der Lunge ausgerissen. Als Zeichen von übler Vorbedeutung galt es, wenn es dem Tiere

gelang, sich loszureissen und zu entschlüpfen. Die später geopferten Tiere schlachtete man in der gewöhnlichen Weise, das Blut, das Herz und die Lunge wurden dem Gotte dargebracht. Alle Inti geweihten Opferteile mussten mit neuem Feuer verbrannt werden. Dieses neue Feuer wurde dadurch gewonnen, dass der Oberpriester mit einem am linken Armband angebrachten Hohlspiegel die Sonnenstrahlen auffing und damit in den Brennpunkt gebrachte feine Baumwolle entzündete. Das so erzeugte Feuer ward als unmittelbare Gabe des Gottes verehrt und das ganze Jahr über im Kloster der Sonnenjungfrauen gehütet. Es galt

Mauer des Sonnentempels im Dominikanerkloster.

für ein grosses Unglück, wenn dasselbe aus Nachlässigkeit oder durch einen Zufall verlöschte.

Die beiden anderen Hauptfeste der Inkas waren das Ackerbaufest — Cusqui-raimi —, welches Ende November gefeiert wurde, wenn die Bestellung der Felder beendigt und die Gefahr der Nachtfröste vorüber war, und das Situa-raimi, begangen in den ersten Tagen des zunehmenden Mondes nach der Frühlings Tag- und Nachtgleiche im Monat September. Es war ein Fest der Reinigung, durch welches die Menschen sich und ihre Wohnungen von Krankheiten und allen sonstigen, durch Einfluss böser Geister erzeugten Übeln zu befreien glaubten.

Die beigegebene Abbildung zeigt die Westseite des Klosters von

Santo Domingo, wie sie sich von der am rechten Ufer des Huatanay sich hinziehenden Alameda ausnimmt, mit dem abgerundeten Ende der Tempelhalle, über welcher sich der Söller befindet. Die Alameda von Reihen grosser Holunderbäume ist ein schöner Spaziergang, der aber so wenig besucht wird, dass man das eiserne Gitter des Einganges gewöhnlich geschlossen findet.

Wie bereits bemerkt wurde, finden sich die meisten Überreste von Inkabauwerken um den Hauptplatz, in dem von den Flüssen Huatanay und Tullumayo begrenzten mittleren Teile der Stadt, und gehörten ausser zum Tempel teils zu Palästen oder Wohnungen der Könige, teils waren es Mauern, die das Kloster der Sonnenjungfrauen umschlossen. Jeder König soll sich ein eigenes Haus eingerichtet haben, und über die Lage der von den letzten sechs Königen erbauten Paläste haben sich noch Überlieferungen erhalten, sowie Mauerreste, die ihr wirkliches Vorhandensein bezeugen. Das Haus des ersten Königs und Gründers der Stadt, Manco, wurde nachmals durch ein anderes Gebäude ersetzt, welches später besonders beschrieben werden wird. Wir lassen hier eine Übersicht dieser Gebäude folgen, welche den Angaben Garcilasos entspricht, und verweisen dabei zum besseren Verständnis der Beschreibung auf den zu Anfang dieses Kapitels eingeschalteten Plan der Stadt, auf welchem überall die an den Strassen noch sichtbaren Inkamauern durch dickere Striche und die Lage der Königshäuser durch Buchstaben angedeutet sind.

An der Nordseite des Platzes Haucai-pata, wo sich jetzt die Kathedrale erhebt, stand das Haus des achten Königs Huirakocha (A) und südlich daneben, zum Teil an der von diesem nach Osten führenden Calle del triunfo, an der Stelle der Capilla del triunfo oder Parochialkirche, lag der Palast des sechsten Königs Inka Roca (B), Kora-Kora genannt (Krautland, Wiesengrund). Dieser König war bekannt als Gründer der Schule der Amautas, der Gelehrten und Gesetzkundigen, für welche Inka Roca ein Gebäude in der Nähe seines Hauses errichten liess, das Yachay-huasi (C) — Haus der Wissenschaften —, dessen Eingang nach dem Tullumayo zu lag[1]). An der Nordseite des Platzes neben

1) Die Amautas waren eine Körperschaft, denen die Aufbewahrung, Pflege und Überlieferung des von den Inkas allmählich erworbenen Wissens oblag. Sie bildeten also den eigentlichen geistigen Kern des Volkes, der von den Priestern unterschieden werden muss, indem die obersten Priesterstellen wohl immer mit Amautas besetzt wurden, aber nicht alle Amautas Priester waren. Die gelehrte Körperschaft zerfiel in verschiedene Klassen, indem die Astronomen durch Beobachtung der Gestirne die Zeitrechnung, die Festtage, den Beginn der landwirtschaftlichen Arbeiten bestimmten,

der Kirche lag ein Königshaus namens Cassana (D), als dessen Erbauer und Inhaber Garcilaso den Inka Pachacutec anführt. Diesem Gebäude gegenüber, westlich neben der Jesuitenkirche, stand der grosse Palast Huaina Kapacs, Amaru-cancha, der Schlangenhof genannt (E), wahrscheinlich da das Eingangsthor mit Schlangen verziert war. Dieses Gebäude wurde nach Westen durch eine enge Gasse, die auf den Platz Haucai-pata ausmündet, von dem Kloster der Sonnenjungfrauen Aclla-huasi, dem Hause der Auserwählten (F) getrennt. Dieses Klostergebäude scheint von beträchtlicher Ausdehnung gewesen zu sein, was allerdings nötig war, wenn es, wie Garcilaso angiebt, bis zu 1500 Frauen beherbergte. Es erstreckte sich vom Platz bis in die Gegend des Tempels — Inti huasi oder Cori-Cancha (G). Nach Osten von Amaru-Cancha (D) zwischen der Strasse, die in südöstlicher Richtung vom Platze ausgeht, und der jetzigen Strasse San Agustin, von Kora-Kora (B) durch die Calle del triunfo getrennt, lag eine grosse Masse von Königshäusern, zusammen Puca-marca — der rote Oberstock oder rote Turm — genannt. Von diesen war der von der Calle del triunfo begrenzte nördliche Teil der Palast des Inka Yupanqui (H), während die Erbauung des südlichen Gebäudes, von dem vorigen durch eine Querstrasse getrennt, dem vorletzten König Tupac Yupanqui zugeschrieben wurde.

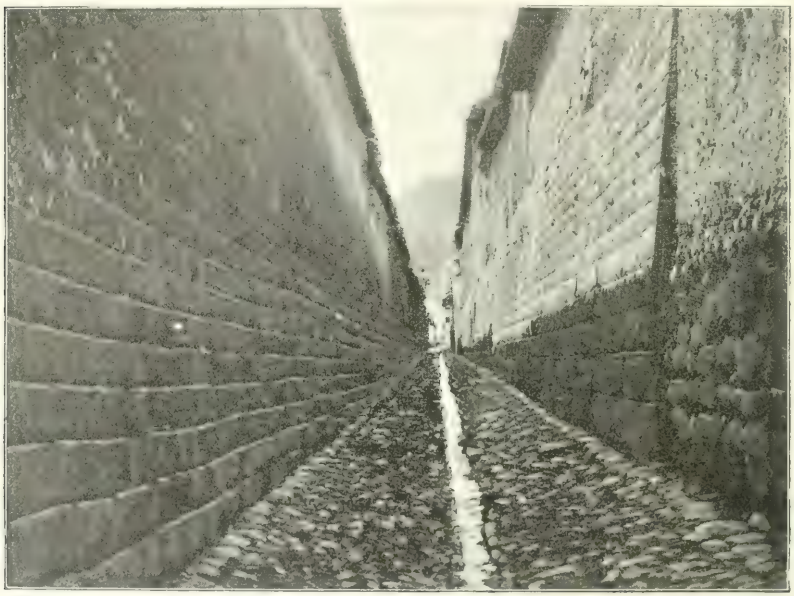
Die einzige an beiden Seiten von alten Mauern eingefasste Strasse ist die, welche das Kloster der auserwählten Jungfrauen — Aclla huasi — vom Palast Huaina Kapacs — Amaru-cancha — trennt, und neben

---

während andere die Vermessung der Felder, die Anlage von Wasserleitungen und Bauwerken leiteten. Statistiker führten genaue Verzeichnisse über die Zahl der Bevölkerung, über Geburten und Todesfälle, sowie über die Tribute und die in den Speichern des Staates aufbewahrten Lebensmittel, Kleidungsstücke und Waffen. Sie bedienten sich dazu in Ermangelung der Schrift einer eigentümlichen Bezeichnungsweise durch Knoten (kipus), welche aus wollenen Fäden von verschiedener Farbe, in mancherlei Weise geschlungen und gruppiert, an einer gemeinsamen dicken Schnur befestigt wurden. — Eine besondere Klasse der Amautas beschäftigte sich mit der Dichtkunst, der Abfassung und Erhaltung poetischer Erzeugnisse, welche bei dem Fehlen der Schrift nur durch mündliche Überlieferung und Auswendiglernen möglich war. Wie weit ihnen hierbei die Knotenschrift behilflich sein konnte, ist nicht klar; ebenso wenig lässt sich begreifen, was alte Schriftsteller behaupten, dass die Peruaner verstanden hätten, gesetzliche Bestimmungen und den Hergang geschichtlicher Ereignisse durch Knoten auszudrücken.

In den von den Amautas geleiteten Schulen wurden nur die Söhne der herrschenden Klasse und die der Häuptlinge eroberter Provinzen unterrichtet. Den Kindern des Volkes blieben dieselben verschlossen, da die Inkas der Meinung waren, die Verbreitung von Kenntnissen bei den Unterthanen erzeuge bei diesen nur Stolz, Unzufriedenheit und Ungehorsam.

der zur Jesuitenkirche gehörigen Kapelle von Loreto auf den Hauptplatz ausmündet. Sie heisst nach dieser Kapelle Callejon de Loreto und ist trotz der feinen Arbeit ihrer Seitenwände einer der unheimlichsten, unreinlichsten und widerwärtigsten Orte der Stadt. Nach der Beschreibung Garcilasos scheint von dieser engen Gasse aus der gewöhnlich benutzte Eingang ins Kloster geführt zu haben. Das Hauptthor befand sich am Platz, wurde aber nur für die Königin geöffnet, wenn diese dem Kloster einen Besuch abstattete, und für die jungen Mädchen, die darin



Callejon de Loreto.

aufgenommen werden sollten. Diese durften das neunte Jahr nicht überschritten haben, um ihrer Jungfräulichkeit sicher zu sein. Sie legten kein Gelübde der Keuschheit ab, aber die Verletzung derselben wurde mit den härtesten Strafen bedroht. Die Schuldige wurde lebendig begraben, ihr Verführer getötet und mit ihm seine Eltern und Verwandten, sogar das Haus, wo er geboren, ward niedergerissen. Die Mädchen brachten ihr ganzes Leben in strenger Abgeschiedenheit zu, beschäftigt mit Weben und Spinnen und Anfertigung von Kleidern für den König und dessen Familie, und bereiteten die bei den grossen Festen genossenen Speisen und Getränke. Nur Mädchen von rechtmässiger Ab-

kunft, deren Eltern beide der Inka-Kaste angehörten, wurden aufgenommen, denn sie galten als Gemahlinnen des Sonnengottes Inti. In den Provinzen des Reiches gab es gleichfalls Klöster auserwählter Jungfrauen, zu denen die Töchter der Vasallen genommen wurden. Auch ihre Keuschheit wurde streng überwacht, doch nur zu Gunsten des Königs, denn dieser wählte aus ihnen seine Begleiterinnen, wenn er auf seinen Rundreisen irgendwo länger verweilte. Ein Mädchen, das durch die Gunst des Inka ausgezeichnet worden war, kehrte nicht wieder ins Kloster zurück, sondern zu ihren Eltern und ward in hohen Ehren gehalten.

Die Festung des Sacsahuaman.

Der Berg am nördlichen Ende des Thales von Kusko, an dessen Fusse die Stadt liegt, heisst Sacsahuaman oder Sacsaihuaman[1]). Er wird zu beiden Seiten durch die Thäler der Flüsse Huatanay und Tullumayo begrenzt, und sein flach gerundeter, spärlich mit Rasen und niedrigem Gesträuch bewachsener Gipfel tritt etwas aus der Reihe der benachbarten Höhen hervor, mit denen er nach hinten zu durch einen breiten Sattel zusammenhängt. Am Rande desselben bemerkt man von der Stadt aus drei Kreuze, das Calvario oder die Schädelstätte, welche 230 Meter (760 engl. Fuss) über dem Hauptplatz liegt. Der eigentliche Gipfel ist einige Meter höher. Der Sacsahuaman ist der interessanteste Punkt Kuskos wegen der Ruinen der alten Befestigungswerke, die daselbst noch vorhanden sind, Denkmale der einstigen Grösse der Inkas, die bis in die fernste Zukunft die Leistungsfähigkeit dieses ausserordentlichen Volkes bezeugen werden.

Der Bau der Festung auf dem Sacsahuaman wurde unter dem 10. Könige, Inka Yupanqui, begonnen und erst während der Regierungszeit Huaina Kapacs beendet, nachdem über 60 Jahre daran gearbeitet worden war. Nach gewissen Chronisten soll schon der Vorgänger Yupanquis, Pachacutec Inca, den Grund gelegt haben, wobei zu bemerken ist, dass nach Balboa der Name Pachacutec nicht Eigenname eines Königs, sondern ein ehrender Zuname — der Weltumwender — gewesen sei, den man dem Inca Yupanqui oder auch dessen Sohn Tupac Inca Yupanqui gegeben habe. Wie dem auch sei, es wurde

1) Die Bedeutung dieses Namens ist nicht klar. Es besteht aus den zwei Keshuaworten: sacsay, sich voll essen, sättigen, und huaman, der Falke. Sacsai ist Imperativ, der wörtliche Sinn des Ausdrucks würde also sein: Sättige dich, Falke.

lange daran gearbeitet, wie denn in der That, was geschaffen worden war, in kurzer Zeit gar nicht hätte hergestellt werden können. Garcilaso nennt vier Baumeister, welche nach einander die Arbeiten leiteten. Der erste, welcher den Plan entwarf, war Huallpa Rimachi; ihm folgte Inca Maricanchi, der dritte war Acahuana Inca, und der letzte hiess Calla Cunchuy. Cieza de Leon giebt an (Cron. II, 51), dass Inca Yupanqui nach der Vollendung und reichen Ausstattung des Tempels in Coricancha beschlossen habe, einen zweiten Sonnentempel zu erbauen, der alles bisher Dagewesene an Pracht übertreffen und allen Schätzen und Kostbarkeiten des Reiches zur Aufbewahrung dienen sollte. 20 000 Menschen aus den Provinzen wurden bei dem Bau zugleich beschäftigt und immer von Zeit zu Zeit durch neue Arbeiter abgelöst. Die anderen Schriftsteller erwähnen nichts über das Vorhandensein eines Tempels auf dem Sacsahuaman, und wenn sich wirklich ein solcher dort befunden hat, so war er gewiss nicht das Hauptgebäude, denn der Zweck des ganzen Baues ergiebt sich deutlich aus dem Charakter seiner Anlage: den Einwohnern der Stadt und besonders den Inkas für den Fall der Not, einer feindlichen Überraschung, einen nahen und sicheren Zufluchtsort zu bieten; denn die Stadt selbst lag ja ganz offen und hatte auch in ihrer Umgebung ausser der Mauer von Piquillacta keine Befestigungswerke. Die unmittelbare Veranlassung zum Bau scheint der Aufstand der Chancas gewesen zu sein, bei welchem, wie früher erzählt wurde, die vom König Yahuar Huacac verlassene Stadt in die grösste Gefahr kam und nur durch die Entschlossenheit des Thronfolgers Huiracocha gerettet wurde.

Nach diesen kurzen geschichtlichen Notizen wenden wir uns zur Betrachtung der Ruinen selbst. Es führen von der Stadt aus zwei Wege auf den Berg: ein steiler Fusspfad an der Vorderseite, auf dem man zu den Kreuzen des Calvario gelangt, und ein bequemerer Reitweg durch das Thal des Tullumayo, der unmittelbar zum Thore führt. Schlägt man den ersteren ein, so kommt man zunächst durch den höchsten Teil der Stadt, wo die Strassen immer steiler und endlich zu Treppen werden, durch welche man auf die Terrasse von Collcampata gelangt. Diese wird gegenwärtig nach der daselbst erbauten kleinen Kirche Plazuela de San Cristobal genannt. Dieser Platz liegt ungefähr 50 Meter über dem Hauptplatz und ist gewiss der schönste Aussichtspunkt der Gegend. Der Blick auf die Stadt ist ebenso frei und vollständig als vom Gipfel des Berges, und dabei ist das Bild so viel deutlicher, da man weniger weit entfernt ist. Da wir uns einmal hier befinden, so statten wir, ehe wir weiter steigen, den auf Collcampata gelegenen

Ruinen des Palasts Colcampata. S. 480.

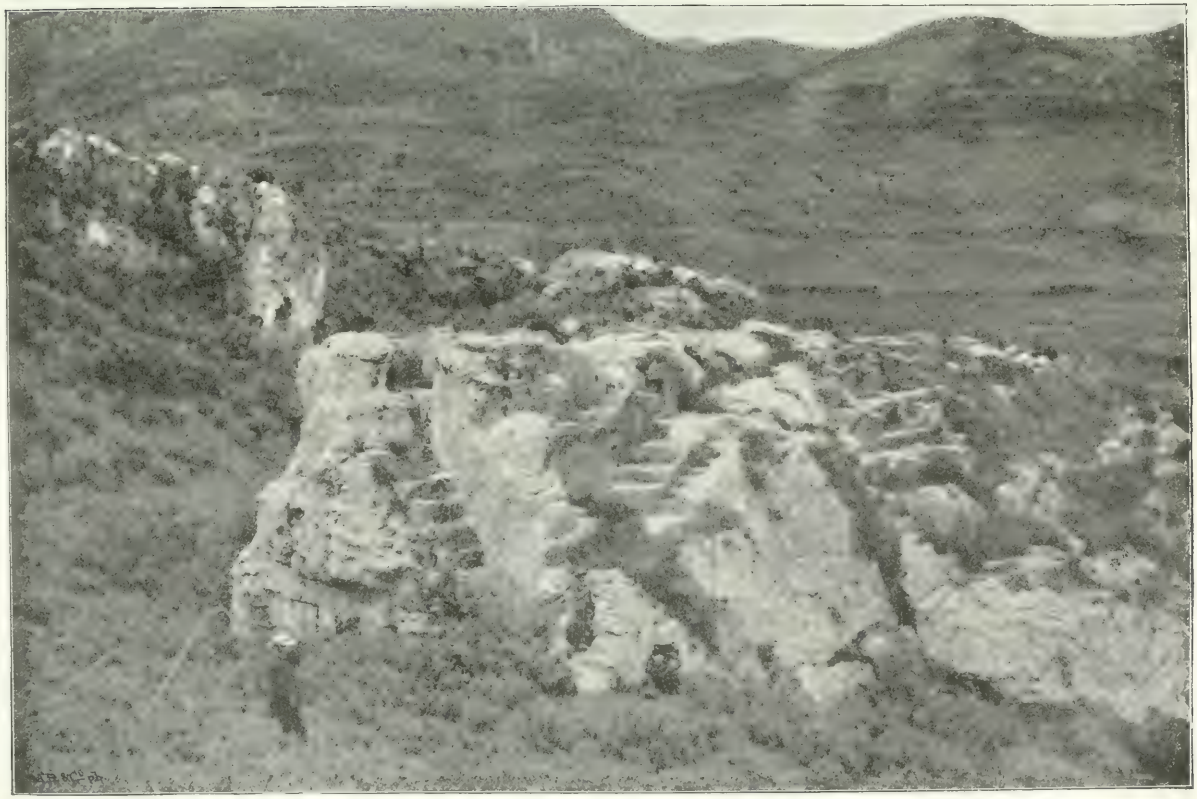
Ruinen einen Besuch ab. Von dem Hause des Königs Manco Kapac, das einst hier gestanden haben soll, ist keine Spur mehr vorhanden, nur der davon herstammende Name des Ortes hat sich erhalten[1]). Der Palast, von welchem sich noch Überreste vorfinden, war Besitz des Inka Paullu, eines Sohnes Huaina Kapacs, der Almagro auf seinem Zuge nach Chile begleiten musste. Die seit alten Zeiten Collcampata genannte Gegend ist eine nach dem Thale zu etwas geneigte Bergplatte am Abhang des Sacsahuaman, welche aus drei Stufen oder Terrassen besteht. Die unterste, die Plazuela, auf der die Kirche steht, wird nach dem Berge zu durch eine zehn Fuss hohe Mauer begrenzt, welche die zweite Terrasse stützt. Diese Mauer ist aus unregelmässigen Steinen aufgeführt, wie dies bei den älteren Inkabauten der Fall ist, und wird durch Wandnischen und eine Thür unterbrochen, beide von charakteristischer Form, oben enger als unten. Das Thor öffnet sich in der Mitte, zu beiden Seiten befanden sich in der Mauer vier Nischen oder blinde Thüren, von denen die letzte rechter Hand samt der Mauer eingestürzt ist. Von der Thür führt eine Treppe zur zweiten Terrasse, welche 170 Schritt breit, 90 Schritt tief und jetzt ein bebautes Feld ist. Auf dieses folgt nach dem Fusse des Berges zu eine dritte, etwas kleinere Terrasse, die nur 102 Schritt breit und 30 Schritt tief ist. Sie liegt ungefähr 6 Fuss höher als die zweite, von dieser durch eine niedrige Mauer getrennt. Am westlichen Ende dieser Mauer befindet sich der interessanteste Teil der Ruinen, den die beigegebene Abbildung darstellt: ein Bruchstück einer Wand aus fein behauenen und feingefügten Steinen mit einer Thür und einem kleinen Fenster. Dies sind vermutlich die Überreste, von denen Garcilaso spricht. Man hat von hier aus einen schönen Blick in das Thal des Huatanay, an dessen rechtseitigem Abhang man gerade gegenüber die Kirche Santa Ana und die Häuser des gleichnamigen Vororts vor Augen hat. Dieses Thal heisst in der Landessprache Sapi.

Von Collcampata an wird die Bergwand des Sacsahuaman steil,

1) Die Worte collca, der Speicher, und pata, Stufe, Platz, gehören in gleicher Bedeutung sowohl der Keshua- als der Aimaràsprache an, doch ist ihre Verbindung zu collcam-pata der Aimarà-Deklination entsprechend; denn collcam ist der synkopierte Genitiv collcana = collcan', in welchem das n am Ende vor p in m überging. Wäre der Ausdruck aus der Keshuasprache gebildet worden, so würde er collcap patan gelautet haben. Hieraus lässt sich zweierlei folgern, entweder, dass die alten Bewohner von Kusko Collas waren, oder dass die Sprache der ersten Inkas die Colla- oder Aimaràsprache gewesen ist. Dass dieses letztere in der That der Fall war, ist in der Einleitung zum I. Bande unseres Werkes über die einheimischen Sprachen Perus begründet worden.

der Pfad eng und beschwerlich. Man gelangt auf ihm zum vorderen Rand des Berges, wo die drei Kreuze des Calvario stehen. Von alten Befestigungswerken ist hier nichts zu sehen. Der Bergabhang ist so steil, dass er keiner grösseren künstlichen Verteidigungsmittel bedurfte, daher man sich mit der Aufführung einer einfachen Mauer begnügte. Von einer solchen sieht man hier und da noch Spuren, der grösste Teil ist abgebrochen und die Steine wurden zu Bauten in der Stadt benutzt. Die grossen Wallmauern finden sich erst an der Nordseite des Berges, wo dieser mit den Nachbarhöhen durch einen Sattel, eine geringe Einsenkung des Bodens, verbunden ist. Diese zugänglichste Seite des Gipfels musste also durch besonders starke Werke geschützt werden. Zur Besichtigung derselben besteigen wir den Sacsahuaman auf dem zweiten in der Thalschlucht des Tullumayo hinaufführenden Wege.

Dieser Bach ist in seinem Laufe durch die Stadt von alten Mauern eingefasst, die einen breiten, tiefen Kanal bilden. Sobald man die Stadt verlassen hat, beginnt der Pfad stärker zu steigen, ist jedoch bequem. Man hört links an der Bergwand in geringer Entfernung das Murmeln einer Wasserleitung und bemerkt rechts neben dem Wege die Reste einer anderen, bei welcher die Steine teils durch Mörtel, teils durch Blei verbunden waren. Diese Leitung kommt aus einem weiter oben gelegenen, viereckigen gemauerten Behälter, 3,0 Meter lang und 1,85 Meter breit, in welchem das Wasser von oben durch einen senkrechten, schlotähnlichen, etwa 4,0 Meter hohen Kanal herabstürzte. Dieser Ort heisst Choquechaca — die goldene Brücke — und deshalb ist der Steinbehälter für eine Goldwäsche aus der Inkazeit gehalten worden. In Wahrheit jedoch war er eine Tuchwalke und von den Spaniern angelegt, wofür auch das bei der Leitung verwendete Blei spricht; denn die Inkas scheinen bei ihren Steinverbindungen kein Blei verwendet zu haben, sondern Kupfer oder Bronze. Etwas oberhalb Choquechaca bemerkt man links an der Höhe der Bergwand den Anfang der Wallmauern. Nach dem Tullumayo zu ist der Wall nur einfach, aber weiter oben, wo der Gipfel des Sacsahuaman mit den dahinter liegenden Höhen des Rodadero durch die bereits erwähnte Einsenkung zusammenhängt, wird er durch eine dreifache Mauer verteidigt, welche stufenförmig an der Bergwand aufsteigt und deren Abstände durch Erdaufschüttungen oder Terrassen getrennt sind. Die Mauern laufen nicht in gerader Flucht, sondern im Zickzack wie unsere Verteidigungswerke, um bei einem Angriff die Hinaufkletternden von den Seiten beschiessen zu können. Man zählt zwanzig vorspringende stumpfe Ecken mit den entsprechenden Winkeln; es scheinen aber ursprünglich noch zwei mehr



Der müde Stein bei der Festung Sacsahuaman. S. 491.

gewesen zu sein. Die äussere Mauer ist 6 bis 6,5, die zweite 4,5 bis 5, die dritte 2,5 bis 3 Meter hoch. Alle waren, wie an mehreren Stellen noch wahrnehmbar ist, mit Brustwehren versehen. Das Merkwürdige an diesem Werke ist die ausserordentliche Grösse vieler Steine, besonders an der Aussenmauer. An zwei Stellen wird die Wallmauer in ihrer ganzen Höhe von einem einzigen Felsblock gebildet, gewöhnlich von zwei, höchstens von drei übereinander liegenden Stücken. Die zum Bau verwendeten Steine sind Kalkfelsen, sie stammen also nicht aus dem Sacsahuaman selbst, welcher nebst dem gleich zu erwähnenden Rodadero aus hervorgequollenen Trachytmassen besteht, sondern gleichen dem Gestein der umliegenden Höhen, von denen sie ohne Zweifel herabgeholt worden sind. Wie die alten Peruaner dies zu stande brachten, ist ein Rätsel, das schon das Staunen der spanischen Eroberer erregte und später zu allerlei Fabeln Veranlassung gegeben hat. Garcilaso, der alles, was zum Ruhme seiner Vorfahren gesagt werden konnte, gern wiederholt, erzählt, viele Steine seien aus einer Entfernung von 15 Leguas aus dem Thale von Yucay herbeigeschleppt worden, die nächsten 5 Leguas weit von Muina. Aber die Steinart von Yucay ist meist ein rötlicher Porphyr, aus der Nähe von Muina brachte man den Trachyt, aus dem die meisten Gebäude der Stadt aufgeführt sind, während, wie bereits bemerkt, die Steine des Walles aus Kalk bestehen, ganz ähnlich dem der umliegenden Berge. Aus welcher Entfernung aber auch die Steine herbeigebracht wurden, das Problem des Baues bleibt dasselbe, nämlich durch welche Mittel es gelang, sie überhaupt zu bewegen und an ihre Plätze zu heben, was bei der genauen Fügung wiederholt geschehen musste, ehe ein Stein in seine bleibende Lage gebracht werden konnte. Über die mechanischen Apparate, deren sich die Inkas bei ihren Bauwerken bedienten, haben sich gar keine Überlieferungen erhalten, doch werden es wohl dieselben gewesen sein, wie die von den Collas in Tiahuanaco angewendeten.

Zu den von Garcilaso erzählten Märchen gehört auch das vom sogenannten »müden Stein«, welches auch Cieza de Leon erwähnt, allerdings mit Zweifeln an dessen Wahrheit. Einige hundert Schritt von dem Walle, nach den Bergen zu, liegt eine Felsmasse, die wahrscheinlich bei dem Hervorbrechen von Trachyt durch die Kalklagen der Berge von den Schichten derselben losgetrennt worden ist. Die Eingeborenen erzählten, dass dieser Felsen zum Bau der Festung bestimmt gewesen sei, dass 20000 Menschen ihn mit grossen Tauen bis zu dem Orte gezogen, wo er liegen blieb, nachdem er müde geworden. Dieser Felsen, von dem wir eine photographische Aufnahme beifügen, ist so gross

und schwer, dass 20000 Pferde ihn nicht von der Stelle bewegen würden. Er ist ganz bedeckt mit allerlei Steinmetzarbeiten, kleinen Treppen, Sitzen, Altären und Nischen, die wahrscheinlich abergläubischen Zeremonieen und Opfern dienten. Die Erzählung vom müden Stein — saikuska rumi — stammt aus Ollantai Tambo im Thale des Huillcanota. Dort liegen wirklich, wie wir später näher angeben werden, am Wege, der vom Thale nach der Festung hinaufführt, grosse Porphyrblöcke, die entweder zu schwer waren, um sie hinaufzuschleppen, oder deren Weiterschaffung durch die Unterbrechung des Baues unterblieb.

Grösster Stein des Walles.

Wenn nun auch die Erzählung vom müden Stein auf dem Sacsahuaman eine Fabel ist, so zeigen doch einige der Steine, die wirklich an Ort und Stelle gebracht wurden, so ausserordentliche Verhältnisse, dass man begreift, wie die oben erwähnten Übertreibungen entstehen konnten. So ist der auf der photographischen Aufnahme wiedergegebene Stein, der die ganze Höhe des Walls ausmacht, 5,80 Meter hoch, an der Basis 3,0 breit und 2,30 dick. Ein anderer Eckstein ist 5,20 hoch und an der Basis 3,0 zu 2,76; in einem Teil der Mauer findet sich ein Felsstück 5,05 hoch und am Boden 3,90 breit, und viele andere von ähnlichen Massen. Kleine Steine wurden überhaupt bei der Aussen-

Wall der Festung Sacsahuaman. S. 492.

Hauptthor der Festung Sacsahuaman. S. 493.

mauer auch zur Ausfüllung von Lücken zwischen den grossen nicht verwendet, sondern die Blöcke wurden von solcher Form gewählt, dass sie ungefähr zusammenpassten und dann ihre Umrisse so bearbeitet, bis ihre Kanten genau aneinander stiessen. Die Form der Steine ist also unregelmässig, aber die Fügung merkwürdig sorgfältig und überall ohne sichtbare Bindemasse.

Drei Eingänge führten durch den Aussenwall ins Innere der Festung. Der Haupteingang hiess Tiu-puncu — das Sandthor — und befindet sich in der mittleren Gegend der sandigen Ebene, welche die Vertiefung zwischen der Festung und den Felsen des Rodadero bildet. Die Oberschwelle desselben ist eingestürzt, von den noch stehenden Seitenpfosten ist der rechte 2,5, der linke 1,9 Meter hoch. Die Breite der Unterschwelle beträgt 2,35. Vor dem Thore liegt ein kubischer Block mit abgerundeten Ecken, der zum Verschluss desselben diente. Er ist nicht ganz so breit als der Eingang, so dass dieser nicht vollständig verschlossen werden konnte, sondern noch ein Raum blieb, durch den sich ein Mensch hindurchzwängen konnte. Ein kleineres Thor findet sich gleich beim Anfang des Walls am Thalrand des Tullumayo, da wo der Weg von der Stadt heraufkommt. Es hiess Acahuana-puncu zum Andenken an den Baumeister dieses Namens. Ein dritter rechts vom Mittelthor nach dem Thale des Huatanay zu gelegener Eingang hiess Huirakocha-puncu. Durch diese Thore gelangte man auf die erste Terrasse und von dieser führten ähnliche, wiewohl kleinere Zugänge zu der zweiten und dritten, aber niemals an denselben Orten, sondern immer in einiger Entfernung von einander, so dass Angreifer, die etwa ein Thor erstürmt hatten, nicht gleich auch das nächste vor sich fanden.

Der innere Raum der Festung ist nicht eben, sondern ein leicht steigender, mit Rasen bewachsener Hügel. Er hat die Gestalt eines unregelmässigen Dreiecks, dessen Spitze das oberhalb der Terrasse von Collcampata gelegene Calvario, die Basis der Wall bildet. Die längere der beiden Seiten ist dem Thale des Huatanay zugekehrt, die kürzere dem Tullumayo. Der Thalabhang des Huatanay ist sehr steil, daher sich dort auch nur eine einfache Mauer befand, von der aber gegenwärtig nichts mehr übrig ist, da die Steine zu den Bauten der Stadt verwendet wurden. Zu Zeiten der Inkas enthielt der vom Walle umschlossene Raum drei Türme. Der mittlere grösste wurde Muyuc marca genannt, der runde Turm, in welchem sich ein Brunnen befunden haben soll, der durch eine unterirdische Wasserleitung gespeist wurde. Die beiden anderen Türme, zu beiden Seiten des Hauptturms, waren viereckig und hiessen Paucar marca — der bunte Turm — und Sacllac

marca, ein Name, dessen Bedeutung nicht bekannt ist. In diesen Gebäuden fanden sich — nach Cieza — viele kleinere und grössere Zimmer übereinander, die zur Aufbewahrung von Vorräten aller Art und zu Wohnräumen für die Besatzung dienten. Gegenwärtig ist von alledem nichts mehr zu sehen.

Bei der Erstürmung eines dieser Türme soll Juan Pizarro, der jüngste der vier Brüder, seinen Tod gefunden haben. Als bei der Belagerung der Stadt unter dem Inka Manco die Indianer die Festung besetzten und von hier aus die Spanier durch Brandpfeile und Schleudern von Steinen belästigten, beschloss Hernando Pizarro, der den Oberbefehl führte, sich der Festung wieder zu bemächtigen und übertrug die Leitung dieses gewagten Unternehmens seinem Bruder Juan. Dieser war kurz vorher am Kinnbacken verwundet worden, daher ihm das Tragen seines Helmes beim Kampfe schmerzhaft und hinderlich war. Er liess daher seinen Kopf unbedeckt und hielt zum Schutze desselben seinen Schild für genügend. Die Spanier erzwangen durch einen nächtlichen Überfall den Eingang des Walls, stiessen aber beim Angriff auf die Türme auf verzweifelten Widerstand. Juan Pizarro wurde dabei durch einen herabgeschleuderten Stein am Kopfe getroffen und so schwer verletzt, dass er einige Tage darauf starb. Sein Tod wurde von allen schmerzlich bedauert, denn er war wegen seiner Tapferkeit und seines ritterlichen Wesens allgemein beliebt.

Statt der Mauerreste, die auf dem Hügel des Sacsahuaman fehlen, findet sich dort der Eingang zu einer Höhle, über die mancherlei Fabeln erzählt werden. Man sagt, es sei der Eingang zu einem Labyrinth künstlicher Gänge, die durch das Innere gegraben worden seien und in alten Zeiten bis zum Sonnentempel und zum Kloster der Jungfrauen geführt haben sollen. Wegen der Gefahr sich zu verirren, der man sich beim Betreten derselben aussetzt, heisst die Höhle La Chingana.[1]) In Wirklichkeit sind diese Höhlenbildungen natürliche Spalten, wie sie im Kalkgebirge auch sonst vorkommen, und die hier durch die vulkanische Zerklüftung noch häufiger geworden zu sein scheinen. Auch am Fusse des sogenannten müden Steins findet sich der Eingang zu einer solchen Höhle, die gleichfalls als Chingana bezeichnet wird.

1) Chincana, eine Form des Keshuazeitwortes chincay, sich verlieren, bedeutet einen Ort, wo man sich verliert oder verirrt; daher auch schlechte Kneipen oder von liederlichen Frauenzimmern gehaltene Häuser Chinganas genannt werden.

Der Rodadero.

Es wurde bereits bemerkt, dass der Sacsahuaman ein etwas ins Thal vorspringender Gipfel ist, der mit den dahinterliegenden Höhen durch eine sattelförmige Senkung des Bodens verbunden ist. Es ist eine 150 Schritt breite sandige Ebene, die sich am Fusse der Wallmauer hinzieht und nach den Bergen zu begrenzt wird durch eine Felsengruppe von vulkanischem Gestein und ganz eigentümlicher Form.

Vulkanische Felsmasse auf dem Rodadero.

Es hat den Anschein, als ob eine halbfeste, teigartige Masse das Kalkgebirge durchbrochen habe, durch zackige Öffnungen hindurchgepresst worden sei, wodurch auf ihrer Oberfläche die Eindrücke vieler rinnenartigen Vertiefungen zurückblieben. Diese Rinnen werden von der Jugend zum Hinunterrutschen benutzt und werden daher als Rodaderos bezeichnet — Orte, wo man rollt oder gleitet — und dieser Name ist auf die ganze Gegend übergegangen.

Es liegen dort viele Blöcke und Massen von mancherlei Form, unter denen bei weitem der interessanteste Ort eine abgerundete Kuppe ist, die sich dem Sacsahuaman gegenüber ungefähr zu gleicher Höhe

wie der Gipfel des Festungsberges und 25 Meter über die vorerwähnte Ebene erhebt. Wie aus der beistehenden Abbildung ersichtlich, sind in die flach gewölbte Oberfläche des Felsen zwei Reihen von Stufen eingehauen, von denen die mittelste der oberen Reihe 1,80 Meter breit und 0,80 tief ist. Darauf folgen nach links neun, nach rechts drei ähnliche in die Rundung des Felsens eingehauene Stufen. Die etwas tiefer liegende zweite Reihe ist schmäler und unter derselben, der oberen Mittelstufe entsprechend, sieht man einen thronartigen Sitz, auf

Felsenstufen des Rodadero.

welchem der Überlieferung nach der König Platz nahm, wenn er kam, um den Spielen zuzusehen, die bei den grossen Festlichkeiten auf dem Platz vor der Festung aufgeführt wurden. Nach hinten von diesen Stufen finden sich Felsblöcke und grosse Massen desselben vulkanischen Gesteins, in welchen Stufen, kleine Treppen, Nischen und Sitze ausgehauen sind, und in einer Menge von zerstreut in der Gegend umherliegenden grösseren Steinmassen bemerkt man Steinmetzarbeiten ähnlicher Art. Am zahlreichsten sind sie auf dem grossen Block, der als »müder Stein« bezeichnet wird. Der Rodadero ist bei allen Klassen der Bevölkerung von Kusko ein beliebter Zielpunkt für Vergnügungsausflüge und Picknicks.

Der Kenko.

Ähnliche Ausmeisselungen in Felsen und Steinblöcken wie die des Rodadero finden sich nicht nur an anderen Orten der Umgegend von Kusko, sondern auch in entfernten Provinzen des ehemaligen Inkareichs, wie wir später Gelegenheit haben werden zu zeigen. Alle diese kleinen Plattformen, Altäre, Stufen, Sitze und Becken dienten ohne Zweifel zu gottesdienstlichen Handlungen und Gebräuchen, doch fehlt uns jegliche Andeutung zur Lösung der Frage, welcher der alten Gottheiten sie geweiht sein mochten. Die obersten Götter, Huirakocha (Pachacamac) und Inti, werden es nicht gewesen sein, denn diese wurden von Staats wegen in den öffentlichen Tempeln verehrt. Aber wie vielen Christen die Verehrung des einen Gottes auch in seiner dreifaltigen Gestalt nicht genügt, daher sie die Anrufung der Jungfrau Maria in ihren mancherlei Benennungen und die Scharen der Heiligen beiderlei Geschlechts zur Befriedigung ihres Andachtsbedürfnisses zu Hilfe nehmen, so hatten auch die von Natur sehr zum Aberglauben geneigten alten Peruaner neben dem Glauben an ein höchstes Wesen, den Schöpfer und Erhalter der Welt, und die Sonne als Urquell alles Lebens in der Natur, noch zahlreiche Götter und Götzen, denen sie vermutlich mehr Einfluss auf ihre persönlichen Geschicke zutrauten, als den grossen allgemeinen Gottheiten. Diese Privatgötter, deren jede Familie einige besass, wurden entweder im Hause aufgestellt oder als Talismane unter den Kleidern getragen, in Gestalt kleiner zwerghafter Figuren oder auch bloss in Form loser Steine. Zur Verehrung solcher kleiner Götzenbilder mochten die Miniatur-Altäre, Sitze und kleinen Tische bestimmt sein, die man in die Steine eingemeisselt findet. Sie dienten zur Darbringung von Opfern, nicht nur von Brandopfern, sondern auch zum Spenden von Blumen, Früchten, Körnern und besonders von Chicha, des aus Mais bereiteten Lieblingsgetränks der Indianer. Wie diese letztere Form von Opfern dargebracht wurde, ist deutlich ersichtlich auf den Felsen des Kenko, einer Höhe nordöstlich von der Stadt, die wie der Sacsahuaman aus der Reihe der das Thal begrenzenden Berge etwas hervortritt.

Ich besuchte die Höhe des Kenko an einem Sonntage in Gesellschaft einiger Herren, mit denen ich meine Mahlzeiten in einer Speisewirtschaft einzunehmen pflegte. Der Berg liegt etwas nach rechts oder nach Osten vom Sacsahuaman, und der Weg dahin führt durch eine steile Schlucht mit einem frisch rauschenden Bach und Grasmatten mit vielen Blumen. Oben am Rande der Bergstufe liegt eine Ziegelei und

die ganze dahinterliegende Hochebene war mit Weizen bestellt. An verschiedenen Stellen ragten aus dem Ährenfelde Blöcke von Kalkstein hervor, die wie die des Rodadero mit Skulpturen aller Art bedeckt waren. Man sieht da kleine Reihen von Stufen, Bänkchen, teils einzeln, teils zwei oder mehrere nebeneinander; an anderen Stellen sind überhängende Felsen dachartig ausgehauen, oder in engen Gängen die Wände künstlich geebnet. Die meisten dieser Ausmeisselungen finden sich auf einer grösseren Felsmasse, welche von einer daselbst in den Stein gegrabenen, gewundenen Rinne den Namen Kenko[1]) erhalten hat, und dieser ist auf die ganze Gegend übertragen worden.

Die besagte Rinne beginnt am unteren Ende einer Reihe von breiten, in den Felsen gehauenen Stufen. Auf der letzten bemerkt man zwei rundliche, kesselartige Vertiefungen, von deren einer eine zollbreite und ebenso tiefe Rinne ausgeht, die in Windungen an der abschüssigen Steinwand hinab zu einer Badewanne ähnlichen Aushöhlung des Felsens führt. Dieser Behälter ist länglich, von unregelmässig gerundeten und geschweiften Rändern und scheint durch eine natürliche Auswaschung des Steins entstanden zu sein. In der nächsten Umgebung dieser Wanne bemerkt man noch mehrere kleinere natürliche Becken, aus welchen gleichfalls kurze Rinnen nach weiter unten gelegenen Behältern führten, deren Ränder aber durch Einfluss des Regenwassers fast ganz verwaschen sind. Sämtliche Ausmeisselungen des Kenkofelsens sind mehr verwittert als die des Rodadero, sind den letzteren aber im übrigen ganz ähnlich. Aus ihrem weniger gut erhaltenen Zustande könnte man auf grösseres Alter schliessen, vielleicht aber rührt die weiter fortgeschrittene Verwitterung daher, dass der Kalkstein dieser Felsen dem Wasser geringeren Widerstand leistet als der Trachyt des Rodadero.

Der Berg Huanacauri und die Ebene der Salinen.

Ein anderer Ausflug in die Umgegend der Stadt, den ich wiederum in Gesellschaft der mir befreundeten Tischgenossen machte, hatte leider nicht den gewünschten Erfolg. Wir wollten den Berg Huanacauri besuchen, der in der Sage von der Gründung der Stadt eine wichtige Rolle spielt. Dort sollte der goldene Stab, den der Sonnengott Inti seinem Sohne Manco auf dessen Wanderung vom Titicaca-See mitgegeben hatte, auf den ersten Schlag in den Boden gesunken sein: das

1) K'enko, abgekürztes Partizipium passivum statt k'enkoska, vom Zeitwort k'enkoy, drehen, winden, also k'enko, das Gedrehte, Gewundene.

Zeichen, dass dies der Ort sei, wo er bleiben und seinen Wohnsitz aufschlagen sollte. Auf der Spitze des Bergs Huanacauri wurde darauf ein Tempel gebaut, der während der Inka-Herrschaft als ein grosses Heiligtum verehrt wurde. Bei den Prüfungen, denen die Söhne der Inkas unterworfen wurden, ehe man sie als erwachsene Krieger betrachtete, mussten unter anderem die Jünglinge einen Probelauf vom Berge Huanacauri bis auf den Sacsahuaman machen, eine Entfernung, die nach Garcilaso $1^1/_2$ Legua beträgt, mithin bis zur Stadt nur etwas mehr als eine kleine Legua. Wir ritten also zuerst nach San Sebastian, dem nächsten, eine halbe Legua östlich von Kusko gelegenen Dorfe, um dort über die Lage des Berges Erkundigungen einzuziehen. Nichts zeigt deutlicher die Gleichgültigkeit der Eingeborenen für ihre alte Geschichte, als dass in San Sebastian niemand auch nur den Namen eines Berges kannte, der doch weniger als eine Wegstunde entfernt sein musste. Nachdem wir vergebens eine Anzahl von Personen beiderlei Geschlechts, darunter den Gobernador oder Ortsvorsteher befragt hatten, ritten wir aufs Geradewohl weiter auf die Suche, wendeten uns aber unglücklicherweise nach der unrechten Thalseite und kehrten endlich, nachdem wir umsonst nach Bergen mit alten Ruinen ausgespäht hatten, zum Thale zurück nach San Geronimo, einem Dorfe eine halbe Legua unterhalb San Sebastian. Nach abermaligem vergeblichen Nachfragen ruhten wir uns dort im Hause eines deutschen Bierbrauers etwas aus und kehrten gegen Sonnenuntergang nach Kusko zurück. Auf dem Rückwege entdeckten wir plötzlich, wonach wir den ganzen Tag gesucht hatten: auf einem Berggipfel an der rechten Thalseite hoben sich in der durchsichtigen Abendluft die scharf geschnittenen Umrisse niedriger Mauertrümmer gegen den unbewölkten Himmel ab. Dass dies die Reste des alten Tempels seien, wurde mir einige Tage später durch einen Advokaten bestätigt, mit dem ich auch auf der Reise nach Abancay wieder zusammentraf. Dieser Herr, der ein am Fusse des Huanacauri belegenes Landgut besass und den Berg wiederholt bestiegen hatte, erzählte mir, die Ruinen des Tempels beständen aus ganz zerfallenen unscheinbaren Mauern von grober Arbeit.

Auf dem Wege von San Geronimo nach Kusko kamen wir durch die Gegend, wo einst der eifersüchtige Streit zwischen Francisco Pizarro und Diego de Almagro zum blutigen Austrag gebracht wurde. Diese Gegend führt den Namen »Las Salinas«, da das allenthalben im Boden verbreitete Salzwasser früher dort in Gruben gesammelt und Salz daraus gewonnen wurde. Als Almagro von seinem Zuge nach Chile zurückgekehrt war und durch seine rechtzeitige Ankunft die auf-

ständischen Peruaner gezwungen hatte, von der Belagerung der Hauptstadt abzustehen, nahm er diese für sich selbst in Anspruch, als einen Teil des Gebiets, das ihm durch das Dekret des Kaisers zugesprochen worden sei. Da die Brüder des Statthalters, Hernando und Gonzalo Pizarro, welche die spanische Besatzung von Kusko befehligten, sich diesem Ansinnen widersetzten, liess er sie gefangen nehmen und bemächtigte sich der Stadt mit Gewalt. Francisco Pizarro, dem es vor allem darum zu thun war, seine Brüder zu befreien, lud Almagro zu einer Zusammenkunft an der Küste ein, in welcher man übereinkam, die Entscheidung des Streites in die Hände des Mercedariermönchs Bobadilla zu legen. Almagro, mit dem Spruche desselben unzufrieden, war im Begriff, die Unterhandlungen abzubrechen, als Pizarro sich nachgiebiger zeigte und seinem alten Waffengefährten anbot, ihn im Besitz von Kusko zu lassen, bis eine Entscheidung von Spanien ankommen würde, wogegen sich dieser verpflichtete, Hernando Pizarro, den er als Gefangenen mit sich führte, frei zu geben, mit der Bedingung, dass er binnen sechs Wochen das Land verlassen solle. Allein kaum war Hernando auf freiem Fuss, als sein Bruder Francisco alle eingegangenen Verpflichtungen als erzwungene für nichtig und ungültig erklärte und Almagro auffordern liess, Kusko zu räumen und sich in sein Gebiet zurückzuziehen. Wie zu erwarten war, weigerte sich Almagro, daher der Statthalter, der sich selbst zu alt fühlte, um noch persönlich einen Feldzug leiten zu können, seine Brüder beauftragte, seinen Gegner zum Gehorsam zu zwingen. Schon während der Verhandlungen hatte er im Stillen dazu Vorbereitungen getroffen und gegen Ende April erschien Hernando vor Kusko, wo Almagro einige Wochen früher angekommen war. Dieser war bald, nachdem er die Küste verlassen hatte, schwer erkrankt und durch seine Leiden und Schmerzen zur Zeit so geschwächt, dass er sich gezwungen sah, die Leitung seiner Angelegenheiten seinem Lieutenant Orgoñez zu überlassen, einem tapferen, einsichtigen, sehr energischen und ihm treu ergebenen Mann, der ihn wiederholt vor den Pizarros gewarnt und ihm geraten hatte, den gefangenen Brüdern lieber die Köpfe abschlagen zu lassen, als sie freizugeben. In seinem elenden Zustande hätte Almagro vorgezogen, nochmals Unterhandlungen anzuknüpfen, allein es war jetzt zu spät und auf Orgoñez' Rat liess er seine Truppen vor die Stadt rücken, während er selbst sich auf einer Tragbahre hinaustragen liess.

Auf der Ebene der Salinen erwartete seine Streitmacht, 500 Mann stark, das Heer der Pizarros, welches etwa 700 Mann zählte. Am 26. April 1538 fand der Zusammenstoss statt, zu welchem viele Tausende

von Eingeborenen sich als Zuschauer auf den umliegenden Höhen eingefunden hatten. Die Stärke Almagros bestand in seiner Kavallerie, denn etwas mehr als die Hälfte seiner Leute waren beritten. Als die Reiterhaufen aufeinander prasselten, brachen die Indianer auf den Bergen in ein Freudengeheul aus, denn sie sahen ja, wie ihre Feinde und Unterdrücker sich untereinander erwürgten. Orgoñez verrichtete im Kampfe erstaunliche Thaten von Kraft und Tapferkeit, bis er von einer Kettenkugel am Helme getroffen und betäubt wurde. Zugleich wurde sein Pferd tötlich verwundet und stürzte, und ehe er sich erheben konnte, wurde er umringt und überwältigt. Er übergab seinen Degen einem Soldaten, der seinen Dolch zog und den Unbewaffneten erstach, worauf man ihm den Kopf abschlug und auf eine Pike steckte. Nach dem Tode ihres Führers verloren die Almagristen Halt und Ordnung, in der Verwirrung hörte bald aller Widerstand auf, und zwei Stunden, nachdem der Kampf begonnen, löste sich ihr Heer in wilder Flucht auf.

Der kranke Almagro, der die Niederlage seiner Leute von einer benachbarten Höhe mit angesehen hatte, liess sich nach Kusko zurücktragen, wo er alsbald gefangen genommen wurde. Hernando Pizarro liess ihm den Prozess machen und ihn, weil er Krieg gegen die Krone geführt und den Tod vieler Unterthanen des Königs verursacht habe, als Hochverräter zum Tode verurteilen. Als der alte, durch Krankheit gebeugte Mann den Richtspruch vernahm, verliess ihn seine oft bewährte Festigkeit, er erniedrigte sich vor seinem Feinde und bat um sein Leben. Allein Hernando Pizarro wies ihn kalt zurück. Da jedoch das harte Schicksal Almagros allgemeine Teilnahme erregte, scheute er sich, das Todesurteil öffentlich vollstrecken zu lassen. Man erdrosselte daher den Gefangenen im Kerker und schnitt darauf dem Leichnam auf dem Platze den Kopf ab.

Während der Prozess geführt wurde, befand sich Francisco Pizarro auf dem Wege nach Kusko, verzögerte aber seine Ankunft absichtlich, bis er die Hinrichtung Almagros erfahren hatte. Wenn auch alter persönlicher Hass Hernando in seiner Handlungsweise leitete, so hätte er doch nicht ohne Zustimmung seines Bruders an seinem Feinde Rache nehmen können. Dies war auch die Ansicht der Anhänger Almagros, die Francisco Pizarro später ermordeten. Auch Hernando musste den Missbrauch von Macht, dessen er sich schuldig gemacht hatte, büssen, wenn auch nicht mit dem Leben. Nach seiner Rückkehr nach Spanien (1539) wurde er wegen der unbefugten Verurteilung Almagros vor Gericht gestellt und darauf, ohne ausdrücklich schuldig befunden worden

zu sein, in der Festung Medina del Campo zwanzig Jahre lang gefangen gehalten und erst kurz vor seinem Tode in Freiheit gesetzt.

Das untere Huillcanota-Thal.

In der zweiten Hälfte des April unternahm ich von Kusko aus einen Ausflug in die unteren Gegenden des Huillcamayo, welcher dort seinen Namen ändert und Urubamba genannt wird, um die merkwürdigen, dort befindlichen Altertümer kennen zu lernen. Zur Orientierung des Lesers über die Lage der zu besuchenden Gegenden erinnern wir an den bisher zurückgelegten Weg. Vom Passe der Raya folgte dieser dem Laufe des Huillcanota bis zu dem Orte Urcos, wo er in ein linksseitiges Nebenthal einbog, um nach Kusko zu gelangen. Die Hauptstadt wird vom Huillcanota durch eine Reihe ziemlich hoher Berge getrennt, zu denen auch der Sacsahuaman und Kenko gehören, die direkte Entfernung von Kusko zum Thale beträgt nur vier Leguas und der nächste daselbst angetroffene Ort ist Pisac, welches von Urcos ungefähr acht Leguas stromabwärts liegt. Da die Strecke von Urcos bis Pisac nichts von Interesse aufzuweisen hat, so übergehen wir sie und wenden uns sogleich zu den weiter unten im Thale gelegenen Gegenden.

An einem schönen Sonntag Morgen verliess ich Kusko in Gesellschaft meiner freundlichen Tischgenossen, die mir eine Strecke weit das Geleit gaben. Der Weg führte zunächst am Kloster der Recoleta vorüber, welches etwas vor dem Ostende der Stadt liegt, und wendete sich dann gegen die linksseitige Thalwand. Nachdem man den Bergrücken überstiegen hat, gelangt man in ein stilles, rasenbewachsenes Hochthal. Dort liegt der kleine Ort Chita, wohin der König Yahuar Huacac seinen Sohn, den nachmaligen Inka Huirakocha verbannt hatte, um die Herden der Sonne zu hüten, und wo diesem der Sage nach durch ein Traumbild der bevorstehende Aufstand der Chancas enthüllt wurde. Das Thal, in welchem man nun hinabsteigt, fällt rasch, der kleine Bach wird wasserreicher und rauschend, bald erblickt man vor sich die jenseitige Thalwand des Huillcanota, aus welcher ein mächtiger Porphyrberg, der Llinli, hervortritt. Wir hielten dort in einer Mühle, die in einer dichtbelaubten Schlucht eingebettet liegt. Man hat von da einen schönen Blick auf den Llinli und seinen niedrigeren Nachbarberg, auf welchem die Ruinen eines Inkapalastes und einer berühmten Inti-huatana liegen, die wir am folgenden Tage besuchen wollten. An ihrer Mündung in das Huillcanota-Thal erweitert sich die Schlucht, durch die wir herabkamen, einigermassen, und dort trifft man ein Dorf

Namens Taray. Gegenüber, am rechten Ufer des Flusses liegt die grössere Ortschaft Pisac (600 Einw.). Eine Hängebrücke führt über den Fluss, welche gleich den meisten noch jetzt im Hochland benutzten in derselben Weise angefertigt ist, wie es zur Zeit der Inkas gebräuchlich war. Es werden dazu ein bis zwei Fuss dicke Taue aus Weidenzweigen geflochten und an Felsblöcken oder Balken am Ufer der Flüsse befestigt. Gewöhnlich sind deren fünf bis sechs, nie weniger als drei. Diese tragen eine Schicht von Stangen oder Baumzweigen, welche mit einer Lage von Erde bedeckt wird. Zu beiden Seiten hingespannte Weidenseile dienen als Schutz oder Brustwehr, oft aber fehlt eine solche. An der Brücke hatten wir einigen Aufenthalt, da eines der Maultiere, welches das Gepäck trug, trotz aller Bemühungen des Treibers nicht zu bewegen war, die Brücke zu betreten. Nachdem sich der Mann lange mit Flüchen und Prügeln umsonst geplagt hatte, blieb schliesslich nichts übrig, als das Tier abzuladen und durch den Fluss schwimmen zu lassen, wozu es sich auch ohne jeglichen Widerstand bereit zeigte. Widerspenstige Maultiere machen selbst erfahrenen Treibern zuweilen viel zu schaffen, und Zeitverlust ist dabei für den Reisenden nicht das einzige Übel.

Wir wollten in Pisac beim Pfarrer Quartier nehmen, trafen ihn aber nicht zu Hause und hörten, er sei zu einer Festlichkeit eingeladen, und dass der würdige Herr bei solchen Gelegenheiten erst spät nach Hause zu kommen pflege. Wir fanden statt dessen bei einer Witwe Unterkommen, einer nach den Landesbegriffen wohlhabenden Frau, in deren Hause wir unsere mitgebrachten Feldbetten aufschlugen.

Ruinen von Pisac.

Bei Pisac mündet ein rechtsseitiges Nebenthal in das des Huillcanota. Durch dieses Thal, Cusca-huaiko genannt, führt ein Pass über die östliche Andeskette in die Montaña von Paukartambo, eine Gegend, die den Inkas nicht oder doch nur lose unterworfen war, und wo auch neuerdings die von den Spaniern angelegten Pflanzungen durch Einbrüche der in den Wäldern hausenden wilden Völkerschaften zerstört worden sind. Um ihre Unterthanen vor den Überfällen dieser Horden zu schützen, hatten die Inkas bei Pisac ausgedehnte Befestigungen angelegt, die wir am Tage nach unserer Ankunft besuchten. Die Ruinen der alten Bauwerke liegen auf einem steilen Berge, der unmittelbar hinter dem Orte aufsteigt, rechts nach dem Cusca-Thal abfällt, links durch eine Schlucht von dem Llinli-Berg getrennt wird. Durch diese Schlucht, Huimi oder Oimi genannt, führt der Weg hinauf. Der untere

Teil des Bergabhangs wird von Terrassen gebildet — Andenes —, die wie eine Reihe grosser Treppenstufen die ganze Thalwand bis hoch hinauf bedecken, alle von alter Arbeit, schön gemauert, aus wohlgefügten Steinen, und fast überall gut erhalten. Doch werden sie gegenwärtig nicht mehr benutzt wie ehedem, denn nur die unteren waren mit Mais bepflanzt.

Wenn man die Terrassen hinter sich hat, wird der Weg steiler, daher wir unsere Pferde auf einem kleinen, von alten Mauern eingeschlossenen Grasplatze liessen und unsere Wanderung zu Fuss fort-

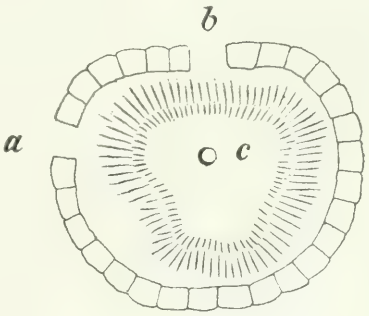
Mauern des Palastes.

setzten. Der Berg, auf welchem sich die Festung befand, ist ein schmaler Rücken, der nach dem Thale zu in einen felsigen Grat ausläuft. Die Befestigungen bilden nicht eigentlich eine geschlossene Burg, sondern bestehen aus einer Reihe einzelner Werke, deren vorderstes, über der Stadt gelegenes ein niedriger Turmbau ist, der Huairachina genannt wird.[1]) Von hier aus hat man einen ausnehmend schönen Blick über das Thal. Unterhalb der Burg Huairachina, am Abhang, der sich nach dem Cuscathal hinabsenkt, liegen auf einer Stufe oder Platt-

1) Huairachina ist ein Verbalsubstantiv der Keshuasprache, welches einen Gegenstand bedeutet, der Wind macht (z. B. Fächer) oder einen Ort, wo Wind weht. Huaira, Luft, Wind; huaira-chiy, Wind machen, lüften.

form des Berges die Ruinen eines Ortes, des alten Pisacs, mit vielen dachlosen Giebelhäusern oder runden, turmähnlichen Gebäuden.

Der felsige Grat, auf welchem die Huairachina liegt, geht mit einer sattelartigen Einsenkung in die nach hinten zu sich erhebenden, weit höheren Thalberge über. In diesem engen Bergsattel, der nach beiden Seiten, dem Cuscathale und der Schlucht Huimi, steil abfällt, finden sich die interessantesten Ruinen von Pisac, nämlich die Überreste eines alten Königshauses und eines Sonnen-Observatoriums. Augenscheinlich hatte die ausnehmend schöne Lage die Erbauer bei der Wahl dieses Ortes geleitet. Der Palast ist von mässiger Ausdehnung, wie dies durch die beschränkte Räumlichkeit geboten war, er bestand nur aus einer Reihe von Zimmern und Sälen, auf einer gemauerten Terrasse am Rande des Cuscathales. Die noch stehenden Mauern sind von mässiger Höhe aus Porphyrquadern, alle gut gearbeitet und genau gefügt; Thüren, Fenster und Nischen von charakteristischer Form mit schrägstehenden Seitenpfosten und enger Oberschwelle. In der Mitte der Gebäude, deren Grundriss wegen der umherliegenden, mit Gestrüpp überwachsenen Trümmermassen nicht allenthalben deutlich ist, befand sich ein Observatorium, eine Inti-huatana, und zwar die besterhaltene, die man in Peru kennt, daher wir eine Beschreibung derselben folgen lassen, bei der wir die beistehenden Abbildungen zu Hilfe nehmen.



Der Eingang links (a) ist durch Kaktusgestrüpp und dorniges Gebüsch schwer zugänglich. Er führt in einen kleinen, hufeisenförmigen, von einer Mauer umgebenen Raum, an dessen nur acht Schritt breiter Basis sich noch eine zweite jetzt zerfallene Thür (b) befand. Im mittleren Teile des Raumes tritt ein Porphyrfelsen zu Tage, dessen Oberfläche durch Wegmeisseln des Gesteins zu einem rundlichen Plane geebnet ist, während man in der Mitte ein konisches Stück des Felsens in Form einer kurzen Säule (c) stehen liess. Diese ist 0,28 Meter hoch, ihr Umfang an der Basis beträgt 1,10 Meter, der obere 0,80 Meter. Der kurze Säulenstumpf, dessen Spitze in der Mitte des Bildes über der Mauer sichtbar ist, diente als Gnomon oder Zeiger, der seinen Schatten auf die ihn umgebende glatt gemeisselte Felsenfläche warf, und nach dessen Länge die Zeit der Sonnenwenden bestimmt wurde. Wir erinnern

hierbei, dass wir wie auf der nördlichen Halbkugel der Erde bis zu den Wendekreisen die Sonne stets am südlichen Himmel erblicken, so auf der südlichen Erdhälfte am nördlichen. Zwischen den Wendekreisen steht die Sonne zweimal im Jahre zur Mittagszeit senkrecht über dem Haupt und an den übrigen Tagen des Jahres entweder südlich oder nördlich von der Scheitellinie. Diese Verhältnisse hatten die alten Peruaner wohl beobachtet. Wenn im südlichen Sommer die Sonne mehr nach Süden abwich, so war der Schatten des Gnomon auf der Nordseite des Planes, und umgekehrt, wenn die Wintersonne sich mehr nach Norden zu von der Linie entfernte, so wurde der südliche Schatten immer länger. Der Tag, an welchem der südliche Schatten nicht mehr zunahm, war also die Wintersonnenwende, der Anfang der Rückkehr des belebenden Gestirns, das sie als Gott verehrten. Dieses frohe Ereignis war die Veranlassung zum Hauptfeste ihrer Religion, des Sonnenfestes — Inti-raimi — und zugleich der Anfang des neuen Jahres. Welcher Ursache die alten Peruaner die Umkehr der Sonne zuschrieben, ist aus ihren Sagen nicht ersichtlich. Sie stellten sich vor, die Sonne oder vielmehr der Sonnengott werde durch irgend eine Macht verhindert, sich weiter von ihnen zu entfernen, werde gefesselt, angebunden, und diese Vorstellung liefert die etymologische Bedeutung der Bezeichnung der Sonnen-Observatorien als Inti-huatana. Denn huatay bedeutet binden und huatana ist das davon abgeleitete Verbalsubstantiv: ein Ort, wo etwas gebunden wird, oder die Zeit, zu welcher dies geschieht. Die Inti-huatana war also der Platz, wo die Priester die Sonne fesselten, sie hinderten, sich noch weiter nach Norden zu entfernen, und da das neue Jahr an diesem Tage begann, so nannte man es huata, das Gebundene.

Der Berg, der sich als Fortsetzung des Grates der Huairachina hinter dem Palast der Inti-huatana erhebt, heisst der Sunantai, links daneben liegt der bereits erwähnte weit höhere Llinli. Der indianische Führer, der uns begleitete und den photographischen Apparat trug, gab beiden den Titel »Apu«, der Herr, und nannte sie also: Apu Llinli Apu Sunantai, ein Beweis, dass der alte Volksglaube, welcher jeden hohen Berg von einem Geist bewohnt werden lässt oder gewissermassen als eine Gottheit betrachtet, noch fortbesteht. Die beiden Berge werden getrennt durch die Schlucht Huimi, in welcher wir heraufgestiegen waren. Verfolgt man diese, so wird sie allmählich immer enger, bis endlich der schmale Pfad vor einer alten Burg oder Festung aufhört. Sie besteht aus einem halbrunden turmartigen Vorbau an der linken Seite, auf welcher wir uns befinden, und einem ähnlichen Gemäuer an der gegen-

Intihuatana von Pisac. S. 506.

überliegenden rechten. Beide lassen zwischen sich eine enge Spalte, durch welche der Fluss herabrauscht. Der Zweck dieses Verteidigungswerkes war offenbar, den Palast der Intihuatana vor einem Angriff von dieser Seite zu schützen, wiewohl bei der Beschaffenheit der Schlucht die Gefahr eines solchen kaum vorhanden war. Die rechtsseitige Wand derselben ist weit steiler als die linke und besteht aus jäh abfallenden Felsen. An diesen bemerkt man eine Reihe schwarzer Löcher: Eingänge zu alten Grabhöhlen. Manche derselben finden sich an ganz unzugänglichen Orten, und man begreift nicht, wie es den alten gelang,

Felsengräber bei Pisac.

daselbst ihre Toten zu bestatten. Die Absicht, die sie bei der Wahl solcher Begräbnisplätze hatten, war ohne Zweifel, die Leichen an sicheren Orten zu bergen, allein die am Fusse der Felsen allenthalben umherliegenden Gebeine beweisen, dass ihnen ihre Vorsicht nicht mehr genützt hat, als den Königen von Egypten der Bau ihrer Pyramiden.

Unsere Besteigung der Inti-huatana war vom schönsten Wetter begünstigt, erst als wir alles besichtigt hatten, verfinsterte sich der Himmel und ein Gewitter zog sich zusammen, doch erreichten wir den Ort noch, ehe der Regenguss anfing. Wir trafen unsere Wirtin nicht mehr zu Hause, doch hatte die freundliche Frau uns ein Frühstück

bereiten lassen, welches wir bei unserer Ankunft aufgetragen fanden. Da der Regen bald wieder aufhörte, hatten wir keine Veranlassung unseren Aufenthalt zu verlängern. Wir liessen daher der guten Witwe eine schriftliche Danksagung für die in ihrem Hause genossene Gastfreundschaft und ritten gegen 3 Uhr von Pisac ab, um an diesem Tage noch Calca zu erreichen, eine kleine Stadt, welche drei Leguas weiter thalabwärts liegt.

Calca, Yucay und Urubamba.

Die Herren, die mir am Tage zuvor von Kusko aus das Geleit gegeben hatten, waren bereits von der Höhe von Chita wieder nach der Stadt zurückgekehrt, bloss Herr Z., der Vertreter eines angesehenen deutschen Handelshauses in Arequipa, der im Thale Geschäfte hatte, ritt mit mir weiter und war mir während der ersten Tage meiner Wanderung ein sympathischer Reisegefährte. Der Weg liegt von Pisac thalabwärts am rechten Ufer des Flusses und ist eben und gut. Das Thal ist nicht eng, aber wenig angebaut: denn der Boden ist flach und daher Überschwemmungen ausgesetzt. Nach Verlauf einer Stunde kommt man an dem Dorfe Kuya vorüber, wo wieder eine Weidenseilbrücke über den Huillcanota führt, ähnlich der von Pisac. Von jetzt an verengt sich das Thal und wird zu beiden Seiten von hohen, fast senkrecht abfallenden Trachytfelsen begrenzt, welche auch den an Reisen in den Andes Gewöhnten durch ihre Grossartigkeit in Staunen setzen. Kurz vor Calca wird das Thal sumpfig, der Weg führt auf einem holprigen Damm durch mit Wasserpflanzen bedeckte Teiche. Die kleine Stadt Calca (1350 Einwohner) liegt in einer Erweiterung des Thales, die durch ein von rechts einmündendes Nebenthal entsteht, während sich der Huillcanota im Bogen nach links um einen scharf vorspringenden Bergkamm windet. Über diesem werden hier zum erstenmal die Schneeberge der östlichen Andeskette sichtbar, deren höchster Gipfel in dieser Gegend der Nevado de Calca genannt wird. Diese hohe Hauptkette begleitet den Huillcanota auf seinem oberen Laufe an seiner rechten Seite, bis sie weiter unten von ihm durchbrochen wird; ihre Schneegipfel sind aber nur selten zu sehen, wegen dem tiefen Einschnitt und dem steilen Abfall der Thalwände.

Wir erreichten Calca bald nach Sonnenuntergang und fanden freundliche Aufnahme im Hause eines Spaniers Namens Echegaray, dessen Frau, eine junge noch hübsche Limenierin, sich freute, einmal wieder mit jemandem plaudern zu können, der von ihrer geliebten Heimatstadt

kam. Den Bewohnern von Lima, besonders den Frauen, wird es schwer, sich an das Leben an einem andern Ort zu gewöhnen, nur einen auf der Welt stellen sie ihrem Geburtsort gleich, ziehen ihn auch vor, wenn ihre Mittel ihnen gestatten, daselbst zu leben, nämlich Paris. Es war meine Absicht gewesen, am nächsten Morgen die Ruinen einer alten Inkafestung zu besuchen, die auf der Puna über der linksseitigen Thalwand, also in der Richtung nach Kusko, liegen sollte, genannt Acclapata, zu deutsch: der auserlesene Platz. Trotz des viel versprechenden Namens riet mir unser Wirt ernstlich davon ab, indem er versicherte, die ganze sogenannte Burg bestehe nur aus wenigen übereinander liegenden Steinen, und es lohne sich nicht der Mühe, darum drei starke Leguas bergauf zu steigen. Da ich mit diesem Abstecher einen ganzen Tag verloren haben würde, so begnügte ich mich am Morgen mit einem Spaziergang durch den Ort und photographierte auf dem Platz unter neugieriger Teilnahme der Einwohner die Kirche. Sie war freilich einer Aufnahme kaum wert: ein Gebäude von scheunenartiger Einfachheit mit Wänden aus gestampftem Lehm und einem plumpen niedrigen Glockenturm. Was bei aller Unscheinbarkeit dem Bau einen gewissen Reiz verlieh, war seine Lage inmitten mächtiger Bäume mit prachtvollen, laubreichen Kronen. Man nannte sie Pisancayas. Vom Platze aus führt eine Weidenallee zum Fluss, über den hier eine neue Brücke führt, die nicht von dicken Weidentauen, sondern von dünnen Drahtseilen getragen wird. Glücklicherweise brauchten wir sie nicht zu überschreiten, denn sie bewegte sich schaukelnd im Winde, und unser Packmaultier würde bei ihrem Anblick wahrscheinlich noch grössere Bedenken gehabt haben, als bei der Brücke in Pisac.

Früh am Vormittag verliessen wir Calca und ritten thalabwärts weiter. Der Fluss hat jetzt streckenweis mehr Gefäll und rauscht über in seinem Bette liegende Felsen. Der Weg war überall gut und angenehm, unter Bäumen oder zwischen Gebüsch und Hecken. Nach drei Stunden gelangten wir nach Yucay, einem kleinem Ort (1270 Einwohner), nach welchem diese Thalgegend als Valle de Yucay bezeichnet wird. Die Ortschaft besteht nur aus einer dem Flusse parallel laufenden Strasse, die Häuser sind einstöckig von mehr oder weniger verfallenem, elendem Aussehen. Es fiel mir auf, dass über einer grossen Anzahl von Thorwegen das Jesuitenzeichen IHS in Stein gemeisselt war. Am untern Ende des Orts liegt der grosse, viereckige, ziemlich öde aussehende Hauptplatz, eine sandige Fläche, mit einigen Inseln halbvertrockneten Rasens. An einer Ecke dieses Platzes findet sich als einziger Baurest aus der Inkazeit ein Haus aus Lehmsteinen mit zwei

grossen Thorwegen. Die Form derselben ist zwar alt, allein die Arbeit ist grob, die Steine unbehauen.

Yucay war einst ein Lieblingsaufenthalt der Könige von Kusko, woselbst sie wegen des daselbst herrschenden milden Klimas die Wintermonate zuzubringen pflegten. Dort befanden sich die berühmten Terrassen — los andenes de Yucay — und nach Angabe Garcilasos Königshäuser, welche der Inka Huirakocha aufführen liess. Die Terrassen sind allerdings noch vorhanden, allein von andern Bauwerken ist mit Ausnahme der beiden bereits erwähnten Thore auf dem Platze keine Spur zu entdecken, und es scheint daher, dass die von Garcilaso dem König Huirakocha zugeschriebenen Bauwerke im Thale die von Pisac waren, sowie vorzüglich die weiter thalabwärts in Tambo befindlichen, die wir demnächst kennen lernen werden. Wir stiegen in Yucay bei einem Geschäftsfreunde Herrn Z's ab, einem wohlhabenden Spanier Namens Talavera, dessen noch nicht ganz fertiges grosses Haus nicht weit vom Platze lag. Nachdem wir uns etwas ausgeruht hatten, erbot sich unser Wirt, uns auf einem Ritt durch die Andenes zu begleiten.

Von rechts mündet bei Yucay ein steiles Nebenthal, mit einem wasserreichen Gletscherbach. Dort, wo sich dieses nach dem Hauptthal ausbreitet und eine dreiseitige, abschüssige Fläche mit stumpfer Spitze bildet, liegen die so viel gepriesenen Terrassenbauten der Inkas. Die Mauern derselben sind alle noch fest und wohl erhalten, in der gewöhnlichen Weise aus Steinen von unregelmässiger Form mit sorgfältiger Fügung aufgeführt. Der Raum zwischen den Terrassen ist unten im Thale anfangs gross, verkleinert sich aber allmählich nach oben zu, in dem Masse als die Steigung des Thalabhanges zunimmt und steiler wird. Da, wo endlich die Terrassenmauern aufhören und die Schlucht anfängt sich zu verengen, stehen die Gebäude einer Gerberei, wo die Häute mit Tara-Rinde bearbeitet werden. Ein Franzose, unter dessen Leitung das Geschäft stand, bemerkte, dass man mit der Beschaffenheit des von ihm hergestellten Leders sehr zufrieden sei, und dass die geringere Haltbarkeit des peruanischen Leders überhaupt nur daher rühre, dass man es nicht lange genug in der Lohe lasse. — Nachdem ich in der Nachbarschaft der Gerberei allenthalben vergeblich nach etwaigen Überresten alter Bauwerke gesucht und mich überzeugt hatte, dass sich daselbst sicherlich kein Winterpalast der Inkas befunden hat, kehrten wir wieder nach dem Orte zurück, dankten dem freundlichen Spanier für seine Begleitung und ritten noch eine halbe Legua weiter bis Urubamba, wo wir die Nacht zubringen wollten.

Urubamba ist der ansehnlichste Ort dieses untern Teils des Huillcanotathales, Hauptort der gleichnamigen Provinz und Sitz eines Subpräfekten. Die Stadt hat nahe an 2000 Einwohner, ist etwas besser gebaut als die gewöhnlichen Orte des Hochlandes — etwa wie Sicuani — und liegt wie Pisac und Calca am rechten Ufer des Flusses, über welchen eine aus einem einzigen Bogen bestehende Brücke führt; natürlich ein Werk der Spanier, denn die Inkas verstanden noch nicht, Gewölbe zu bauen. Über diese Brücke kommt der Weg von Kusko, welches nur sieben Leguas entfernt ist, aber durch einen mächtigen

Brücke in Urubamba.

Höhenzug vom Thale getrennt wird. Der Name des Orts ist eine verdorbene Aussprache des Keshuaworts Uru-pampa — das Spinnenfeld — doch ist nicht bekannt, welcher Umstand Veranlassung zu dieser sonderbaren Benennung gegeben hat, die man übrigens auch in andern Gegenden Perus antrifft. Der Ort selbst ist eine Kolonie der Spanier, von Bauwerken aus der Inkazeit ist daselbst nichts zu sehen.

Wir fanden in Urubamba wiederum gastliche Aufnahme im Hause eines Geschäftsfreundes des Herrn Z.; wie unsere Wirte in Calca und Yucay ein mit einer Peruanerin verheirateter Spanier und wie es schien, einer der angesehensten Einwohner des Orts. Am nächsten Morgen setzte man uns zum Frühstück Schokolade vor, bereitet aus Kakao

von Santa Ana, welcher gewöhnlich als Chocolate del Cuzco bezeichnet wird. Santa Ana ist der letzte grössere Ort der Republik im Thale Urubamba, etwa 40 Leguas thalabwärts am Ufer dieses Flusses, nachdem derselbe die Cordillera oriental durchbrochen hat. Die aus dem daselbst gezogenen Kakao bereitete Schokolade gilt für die feinste, hat einen bitterlichen Geschmack und merklich narkotische Eigenschaften, daher man sie in Gesellschaften in Lima den Gästen anbieten lässt, wenn diese sich anschicken, das Haus zu verlassen, um sich zur Ruhe zu begeben. Nachdem ich einen Gang durch die Stadt gemacht, die Brücke photographiert und dem Subpräfekten einen Besuch abgestattet hatte, liess ich meine Pferde satteln, um an diesem Tage noch bei Zeiten in Ollantai-Tambo einzutreffen, dem Hauptziel meines Ausflugs in diese Gegend. Herr Z., welcher in Urubamba Geschäfte zu besorgen hatte, blieb daselbst zurück, gab mir aber eine Strecke weit das Geleit, und der Subpräfekt, unser Gastfreund der Spanier, nebst einigen andern Herren des Orts schlossen sich ihm an. Wir ritten etwa eine Stunde weit zusammen bis zu einer Hacienda, in deren nahe gelegenen Gärten Weinstöcke gepflanzt worden waren, deren Trauben dieses Jahr zum ersten Male gekeltert werden sollten. Die Traubenkultur und Weinbereitung erschien hier in ihren bescheidensten Anfängen. Die Trauben waren in Körbe gefüllt und in Ermangelung einer Presse mit grossen Steinen beschwert, durch deren Gewicht der Saft ausgedrückt wurde und durch die Maschen des Geflechts sickerte. Die Trauben hatten sehr kleine schwarze Beeren, und der Most schmeckte ziemlich sauer.

Hier nahm ich Abschied von meinem bisherigen Reisegefährten und dessen Freunden, setzte aber den Weg nicht allein fort, denn einer der Herrn, ein Verwandter des Hauses, dessen Gastfreundschaft wir genossen, bestand ungeachtet meines ablehnenden Dankes darauf, mich noch bis Ollantai-Tambo zu geleiten, um mir dort ein passendes Unterkommen zu sichern.

Ollantai-Tambo.

Der Ort liegt fünf Leguas von Urubamba, gleichfalls am rechten Ufer des Flusses und wie Pisac an der Einmündung eines Nebenthals, durch welches ein starker Gletscherbach von den Schneefeldern der östlichen Kette herabkommt. Dieser Strom, Marcacocha genannt, ist nicht so ansehnlich als der bei Pisac mündende, er hat einen kürzern Lauf, sein Thal ist enger und steigt schneller als das des Cusca Huaiko, auch führt hier kein Pass über die Cordillera, im übrigen aber

ist die Lage dieser beiden Orte eine ähnliche, und eben dasselbe gilt auch von der Benutzung derselben zur Anlage ausserordentlich starker Befestigungswerke. Pisac und Ollantai-Tambo waren die Bollwerke, durch welche die Inkas nicht nur ihr Gebiet, sondern besonders ihre der Grenze so nahe gelegene Hauptstadt gegen etwaige feindliche Angriffe schützen wollten, die derselben von seiten der in der Waldregion hausenden unabhängigen und wilden Volksstämme drohen konnte. Zu Zeiten der Inkas hiess die Festung an der Mündung des Marcacocha bloss Tampu[1]). Der Name Ollantai-Tambo stammt aus späterer Zeit und rührt von einer Sage her, auf die wir später zurückkommen. Cieza de Leon erwähnt der Festung Tampu als einer der stärksten, welche die Inkas in ihrem Reiche besassen, und Garcilaso bemerkt, dass besonders der König Huirakocha in Yucay und Tampu grosse Bauwerke habe aufführen lassen; im Tempel zu Tampu seien die Eingeweide der Könige aufbewahrt worden, deren Mumien auf goldenen Sesseln in der Haupthalle des Tempels zu Kusko sassen. Mit Ausnahme dieser Notiz Garcilasos wird der Ort in der Inkageschichte nicht erwähnt; nach Ankunft der Spanier nur bei Gelegenheit des Aufstands der Peruaner unter dem Inka Manco. Als dieser sich genötigt sah, die Belagerung von Kusko aufzugeben, da er den grössten Teil seiner Mannschaften zur Bestellung der Felder in ihre Heimat entlassen musste, zog er sich selbst mit einer Abteilung auserlesener Truppen in die Festung Tampu zurück. Hernando Pizarro fasste den Plan, sich der Person des Inkas durch einen Überfall zu bemächtigen, um dadurch alle weiteren Aufstandsversuche seiner Anhänger zu vereiteln. Er wählte 80 unter seinen besten Reitern aus und langte wirklich im Thale an, ohne unterwegs angegriffen, vielleicht ohne bemerkt worden zu sein. Auch liess man ihn und seine Leute ungehindert den Fluss durchschwimmen, allein als die Spanier vor der Festung ankamen, fanden sie, dass sie deren Stärke unterschätzt hatten. An den meisten Stellen war ein Erklimmen überhaupt unmöglich, und wo die Burg nicht durch natürliche Felsen, sondern durch Terrassen verteidigt war, wurden die Angreifer mit einem solchen Sturm von Pfeilen, Speeren und Steinen empfangen, dass sie sich nach wiederholten vergeblichen Versuchen mit vielen Verwundeten in der Nacht zurückziehen mussten.

Eine Stunde vor Sonnenuntergang langten wir in Ollantai-Tambo

1) Tampu war ursprünglich eine Herberge, wie sie von Strecke zu Strecke an den Hauptstrassen des Inkareiches standen; weiterhin bedeutete das Wort einen Militärposten, ein befestigtes Lager.

an und ritten zum Hause des Gobernadors, dem mich mein Begleiter vorstellen und empfehlen wollte. Der Mann war jedoch verreist, und statt in seinem Hause, fand ich nach einigem Umfragen ein Unterkommen in der Ortsschule, freilich nur eine kleine kahle Kammer mit einem lochartigen Fenster und einer rissigen Thür ohne Schloss; aber auf den Reisen im Hochland wird man nicht verwöhnt, der enge Behälter war immer noch besser, als so manche Schlafstelle, wo ich die Nacht zugebracht, die Luft war rein und die fehlenden Möbeln ersetzte das aufgeschlagene Feldbett. Es war schon zu spät, um eine der Sehenswürdigkeiten näher zu besichtigen. Ich benutzte daher die kurze Zeit bis zum Anbruch der Dunkelheit zu einem Spaziergang durch den Ort, um mich über Lage und Verhältnisse im allgemeinen zu unterrichten und einen Plan für die Ausnutzung der wenigen Tage zu machen, auf die ich bei meiner genau bemessenen Zeit meinen Aufenthalt beschränken musste. Es giebt hier so viel und so vielerlei zu sehen, dass es schwer wird von allen Merkwürdigkeiten eine anschauliche Beschreibung zu geben; denn unter den Orten Perus, an denen sich grössere Ruinenmassen aus der Inkazeit finden, ist Tampu bei weitem der interessanteste.

Was den Ankommenden vor allem ergreift und mit Bewunderung erfüllt, ist die Grossartigkeit der Umgebungen, die Höhe der Berge und die kühnen Umrisse der Felsen. Die Häuser des Dorfs liegen einen halben Kilometer vom Flusse entfernt, der hier Urubamba genannt wird, auf einer 50 Fuss über dem Wasserstande sich ausbreitenden Ebene, aber ein grosser Teil der Wohnungen, besonders die alten, erstrecken sich bis in das dort einmündende Nebenthal, an der linken Seite des durch dasselbe herabkommenden Gletscherstroms. Dieser Fluss heisst Hankar Chaca, wird jedoch gleich dem Thale gewöhnlich Marcakocha genannt, nach einem am Fusse der Cordillera oriental gelegenen kleinen See, aus welchem er entspringt. Das Thal des Marcakocha wird an seiner Mündung zu beiden Seiten durch 2500 Fuss hohe, sehr steile Höhenzüge begrenzt. Der an der rechten Seite, zur linken des Beschauers, sich erhebende Berg tritt stärker hervor und hat an seinem Fusse, etwa 150 Fuss über dem Thalboden, eine felsige Stufe oder Plattform; auf dieser liegt die Festung. Der Berg an der linken Seite (für den Beschauer rechts gelegen) ist höher, steiler, springt aber nicht so stark vor, sondern ist von einer mehr gerundeten Form. Seine Wand wird durch keine grössere Stufe oder Plattform unterbrochen, hat daher keinen Raum für eine Burg. Dafür sieht man an seinem Abhang eine grosse Anzahl kleinerer Befestigungswerke von verschiedener Form, überall wo sich deren anbringen liessen, und darunter einige an

Festungswälle zu Ollantai-tambo. S. 515.

Stellen, wo man nicht begreift, wie solches überhaupt möglich war, an fast senkrechten Felswänden und in schwindelnder Höhe. Nach dem Thale des Urubamba zu wurde der Ort durch eine einfache Mauer mit Nischen und Zinnen verteidigt, durch die am obern Ende ein zerfallenes aber noch erkennbares Thor führt, durch welches man reitet, wenn man von der Stadt Urubamba kommt. Von der Mauer ist ein ziemlich langes Stück erhalten, im mittleren und unteren Teile des Orts ist davon nichts mehr sichtbar.

Der interessanteste Punkt der Ruinen ist die Festung, daher derselben natürlich mein erster Besuch galt. Der gewöhnlich benutzte Weg ist ein Zickzackpfad, der vom untern Ende des Dorfes hinaufführt, erst über den felsigen Bergabhang und dann am Fusse einer hohen, etwas gegen den Berg geneigten Mauer, die nach dieser Seite den Wall bildet. Da, wo der Pfad die Höhe des Walls erreicht und in die Burg eintritt, trifft er auf eine breite Strasse, die in gerader Linie vom Thale an der Bergseite heraufläuft; die Steigung derselben ist so gleichmässig und allmählich, dass man bequem aus der Ebene mit einem Wagen hätte herauffahren können, wenn den Inkas der Wagen bekannt gewesen wäre. Auf dieser geneigten Ebene wurden die Steine zum Bau der Festung heraufgebracht. Die Plattform, auf welcher man jetzt anlangt, ist von beschränkter Ausdehnung. Sie bildet ein Dreieck, dessen Spitze dem Dorfe zugekehrt ist, während sich die Basis an die Felswand des dahinterliegenden Berges anlehnt. Die eine der Seiten ist dem Thale des Urubamba, die andere dem Marcakocha zugewendet. Auf der letzteren Seite ist der Abhang am wenigsten steil und wird daher durch eine Reihe von stufenartig übereinander folgenden Terrassen verteidigt. Durch diese windet sich vom Orte aus ein Pfad herauf, der oben zu einem Nebenthor führt. Den Zugang zu diesem bildet eine offene Gallerie, deren Mauer von vielen blinden Fenstern oder Nischen unterbrochen ist. Alle diese Mauern sind aus unregelmässig gestalteten, aber fein gefügten Porphyrblöcken aufgeführt. Der Wall nach dem Hauptthale zu ist weniger sorgfältig gearbeitet, wahrscheinlich weil man an dieser Seite die natürliche Verteidigung allein für hinreichend stark hielt. Zu beiden Seiten der Plattform laufen 25 Fuss hohe Wallmauern bis zum felsigen Abhang des Berges.

Es finden sich auf der Plattform eigentlich keine Mauerreste ehemaliger Gebäude, was man sieht, sind nur wüste Trümmermassen: Porphyrblöcke von verschiedener Form, zum Teil von ganz aussergewöhnlicher Grösse, die über oder nebeneinander liegen. Nur sechs mächtige Platten oder flache Blöcke stehen aneinander gefügt, nicht

ganz lotrecht, sondern ein wenig nach dem Berge zu geneigt, und begrenzen oder stützen eine dahinter befindliche Erdaufschüttung oder Terrasse. Um dem Leser eine Vorstellung von der Grösse und Gestalt dieser Platten zu geben, fügen wir eine photographische Abbildung bei und verzeichnen nachfolgend die Masse derselben in der Reihenfolge, die sie auf dem Bilde von rechts nach links einnehmen:

1° 4,00 hoch,	2,12 breit	4° 3,85 hoch,	1,18 breit
2° 3,90 »	2,22 »	5° 3,80 »	1,46 »
3° 3,85 »	1,74 »	6° 3,80 »	1,87 »

Grosse Steinplatten der Festung.

Die Dicke der Steine, soweit sie sichtbar ist, schwankt zwischen 0,80 und 1,50. Zwischen den Blöcken sind schmale Steinstreifen eingefügt. Vor diesen Platten findet sich ein freier Raum, 28 Schritt lang und 26 Schritt breit. Am Ende derselben liegt ein grosser Porphyrblock dem Felsen bereits angepasst, zwei andere von ähnlicher Grösse liegen seitlich, und unregelmässig umhergestreut viele kleinere. Bei der Betrachtung dieser Trümmermassen drängt sich alsbald die Ansicht auf, dass man nicht sowohl Ruinen eingestürzter Gebäude vor sich hat, sondern Baumaterial, welches noch nie übereinander gelegen hatte und erst seine Zusammenfügung erwartete. Hätten die hier vorhandenen Blöcke die ihnen bestimmte Lage eingenommen, so wären sie sicher

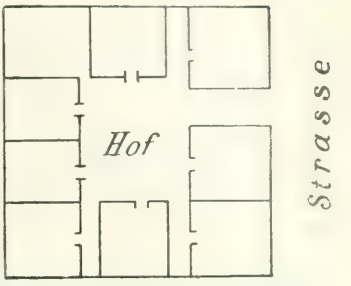
darin geblieben, denn es würde fast ebensoviel Mühe gekostet haben, sie aus derselben zu entfernen, als sie dahin zu bringen. Und wer hätte sich diese Mühe nehmen sollen, und aus welchem Beweggrunde, an einem Orte, wo man sie nicht einmal zur Aufführung anderer Gebäude verwenden konnte? Wie in Tiahuanaco handelt es sich also auch hier um einen Bau, der vor seiner Vollendung durch irgend ein Ereignis unterbrochen wurde. Und zwar scheint das Werk von Ollantai-Tambo noch nicht weit fortgeschritten, vielmehr sich noch ganz im Anfang befunden zu haben. Es ist zu vermuten, dass die von Platten gestützte Terrasse bestimmt war, einen Tempel zu tragen, aber nicht einmal die Terrasse war fertig geworden, denn der obere Rand der Steine war noch ungeebnet und ungleich. Am Fusse der oben erwähnten geneigten Ebene, die zum Heraufschaffen des Baumaterials diente, liegt ein Porphyrblock von ausserordentlichen Massen, 6,30 Meter lang, 3,70 breit und 1,50 dick. Dies ist in Wirklichkeit der sogenannte »müde Stein« (saikuska rumi), der allem Anscheine nach zum Heraufschaffen zu schwer war, und der zu der Fabel des müden Steins in der Nähe der Festung Sacsahuaman Veranlassung gegeben hat. Die Steinbrüche, aus welchen dieser Block sowie alle anderen bei der Festung verwendeten herstammten, befanden sich auf dem linken Ufer des Huillcanota in einer Höhe von 2500 Fuss und sind von der Festung aus sichtbar. Wie die Alten es zu Stande brachten, diese Steine durch den Fluss zu ziehen, ist ein Rätsel wie der Transport der grossen Blöcke auf dem Sacsahuaman und in Tiahuanaco.

Wiewohl die Gebäude, die auf der Plattform der Festung errichtet werden sollten, kaum angefangen hatten, sich über den Boden zu erheben, als ihr Bau unterbrochen wurde, so waren doch ihre Wallmauern und Terrassen in solidester Weise vollendet, so dass die Burg, wie sie war, ihren Hauptzweck erfüllte, und dieser war wohl kein anderer, als der des Sacsahuaman: ein sicherer Zufluchtsort zu sein für Zeiten der Not, der für die Angriffsmittel indianischer Kriegskunst unbezwingbar war. Die Könige pflegten für die Wintermonate den Aufenthalt im Huillcanotathal dem rauheren Klima von Kusko vorzuziehen, waren aber dort den Einfällen der wilden Bewohner der Wälder ausgesetzt. Sie mussten also vor Überraschungen auf der Hut sein und für ihre Person und Umgebung sowie für ihre Schätze und Vorräte einen sicheren Ort haben, in welchem sie bis zur Ankunft von Hilfe geborgen waren. Für die Anlage eines grösseren Wohngebäudes oder Palastes für den König und dessen Hofhaltung war auf der Festung kein Raum, daher wir solchen an einer anderen Stelle suchen müssen; und in der That finden wir

ihn am Fusse des Burgfelsens, zum Teil von neuen Häusern überbaut, aber doch nicht so sehr, dass sich die ehemalige Anordnung des Gebäudes nicht erkennen liesse. Es ist ein quadratischer Hof, dessen 70 Schritt messende Seiten ziemlich genau den Himmelsrichtungen entsprechen. Die Nordseite scheint die Hauptfront des Palastes gewesen zu sein. Man sieht daselbst drei grosse Thore, von denen die seitlichen noch offen sind und als Zugänge zu Wohnungen dienen. Das mittlere drei Meter breite ist zugemauert, war aber früher das Hauptthor und führte in einen grossen Vorsaal. An der Westseite finden sich fünf jetzt gleichfalls zugebaute Thorwege, die Südseite, der Hauptfront gegenüber, hat sechs kleinere Thüren, gleich den beiden Thoren der Hauptfront Eingänge bewohnter Häuser. Nach Osten zu scheint der Hof offen gewesen zu sein und grenzt an einen Arm des Marcakocha. Sämtliche Thorwege haben nach Inkabauweise geneigte Pfosten. Dieser Hof heisst noch jetzt bei den Eingeborenen Mañay racay, der Hof der Bitten, vermutlich da diejenigen, die ein Gesuch an den König richten wollten, dort auf sein Erscheinen warten mussten. Der Hof dient nicht als Hauptplatz des Orts, denn dieser liegt in einiger Entfernung am linken Ufer des Marcakocha und ist nur von neuen Gebäuden umgeben.

Viele der neueren Häuser haben alte Grundmauern, daneben giebt es aber ganze Strassen, deren Häuser in allen Teilen alt und dem Anscheine nach unverändert geblieben sind, ganz so, wie sie vor so viel hundert Jahren erbaut wurden. Sie liegen im Ausgange des Nebenthales an drei geradlinigen Strassen, die mit dem Flusse Marcakocha oder Hancar Chaca parallel laufen. Es sind die einzigen vollständig erhaltenen altperuanischen Wohnungen, aus denen man sich ein Bild von der Lebensweise und den Verhältnissen entwerfen kann, deren sich aber wahrscheinlich nur die bevorzugten Unterthanen der Inkas erfreuten. Die drei Längsstrassen sind drei Meter breit, werden durch zwei Meter breite Gassen von Strecke zu Strecke rechtwinklig geschnitten und dadurch in Häusergevierte geteilt. Von den Längsstrassen führen massive Inkathorwege in die Häuser, die alle nur ein Erdgeschoss haben. Durch die Thür tritt man in einen unbedeckten kleinen Vorplatz und von diesem in einen quadratischen Hof, um welchen die Wohnzimmer liegen. Diese haben untereinander keine Verbindung, meist auch keine, oder doch sehr kleine Fenster, empfangen also ihr Licht nur durch die offene Thür. An der inneren Fläche der Wände sieht man vielfach kleine Nischen, welche die Schränke vertreten und zur Aufbewahrung der Gerätschaften des Haushalts dienen. Nach der Strasse zu öffnen sich nie

Fenster, auch für jedes Haus nie mehr als eine Thür. Die Absonderung der Zimmer lässt annehmen, dass diese um einen gemeinschaftlichen Hof liegenden Räume zuweilen mehreren Familien zur Wohnung dienten.

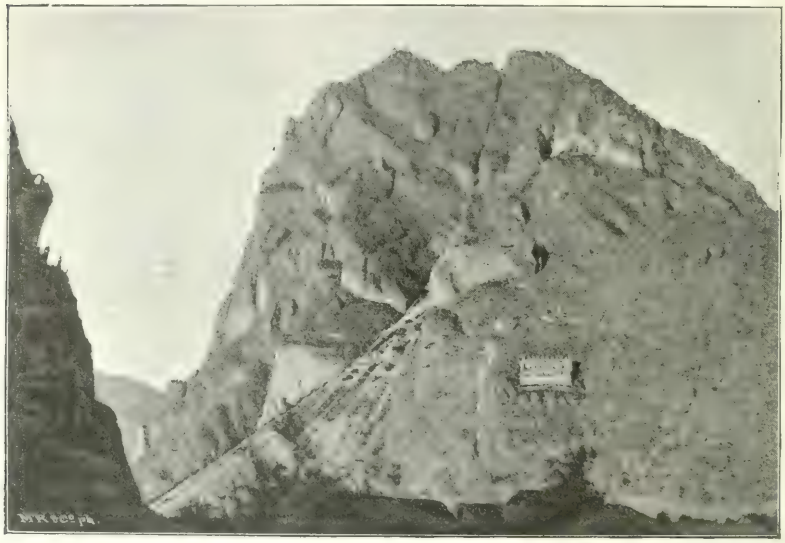


Grundriss eines Hauses.

An der rechten Thalseite, am Fusse des Berges, der die Festung trägt, sind noch zwei Punkte zu erwähnen. Einen halben Kilometer thalaufwärts vom Orte senkt sich eine Felswand fast lotrecht bis zum Thalboden, an welcher man, überschattet von hohen laubreichen Bäumen, viele Stufen und kleine Treppen eingehauen findet, ähnlich denen des Kenko und der Felsen des Rodadero. Wahrscheinlich dienten sie ähnlichen religiösen Zwecken, die Überlieferungen von Ollantai-Tambo jedoch haben den Ort zu einem Vergnügungsplatz der Könige gemacht und nennen ihn Inca misana, den Spielplatz der Inkas. »Misa« ist ein noch jetzt bei den Eingeborenen gebräuchliches Spiel, oder vielmehr eine Art Wette, die man bei der Maisernte macht und bei welcher derjenige gewinnt, der zuerst beim Auslösen der Kolben aus ihren Blättern eine Ähre mit gemischten — blauen und weissen — Körnern findet. Übrigens wird der Ort auch Inti misana genannt, zu welcher Benennung die eben gegebene Erklärung nicht passen würde. Auf der Spitze des Bergvorsprungs, an dessen Fusse die Inka (oder Inti-) Misana liegt, bemerkt man von unten ein rundliches Gemäuer, das vom Volke als Inti-huatana bezeichnet wird, d. h. als ein Sonnen-Observatorium wie das in Pisac befindliche. Ob dies wirklich sich so verhält, sind wir nicht in der Lage zu bestätigen, da es uns zum Besteigen des Berges an Zeit gebrach. Ebenso mussten wir uns auch hinsichtlich der an der linken Thalseite gelegenen zahlreichen Ruinengruppen auf die Besichtigung von unten beschränken, denn die Bergwand ist so steil und hoch, dass der Besuch jedes einzelnen dieser Baureste einen ganzen Tag erfordert haben würde.

Diesem mächtigen Felsenberg am Eingange des Thals, Pinculluna genannt, verdankt das landschaftliche Bild von Tampu vor allem seinen grossartigen Charakter, denn er erhebt sich mit fast senkrechten Wänden vom Boden des Thals bis zu einer Höhe von über zweitausend Fuss. Schon bei der Ankunft bemerkt man an seiner Vorderseite mancherlei Mauerreste, von denen die unteren Warten oder Wachthäuser gewesen

sein mögen, während die Bestimmung der höher gelegenen nicht klar ist. Das grösste Gebäude findet sich etwas über dem unteren Drittel des Bergabhangs und besteht aus vier stufenartig übereinander liegenden Reihen von Häusern, an deren beiden Seiten die spitzen Giebelmauern noch erhalten sind. Die Überlieferung bezeichnet es als das Kloster der Sonnenjungfrauen, zu deren Behütung vor allen Gefahren von Verführung oder Entführung man diesen unzugänglichen Platz gewählt habe. Bedeutend höher als dieses sogenannte Aclla-huasi oder Haus der Auserwählten, etwas thaleinwärts, sieht man auf einem Felsen zwei



Kloster der auserwählten Jungfrauen.

kleine Türmchen, die Richtstätte (la horca) genannt, von wo aus die zum Tode verurteilten Verbrecher herabgestürzt worden sein sollen. Ausser den angeführten finden sich am Abhang des Pinculluna noch manche andere kleine Ruinen und einige derselben an so hohen und unzugänglichen Orten, dass man in der That nicht begreift, was bei ihrer Erbauung beabsichtigt wurde, denn zur Verteidigung des Platzes konnten sie nicht beitragen und als Zufluchtsorte waren sie zu klein.

Die Umgegend von Ollantai-Tambo.

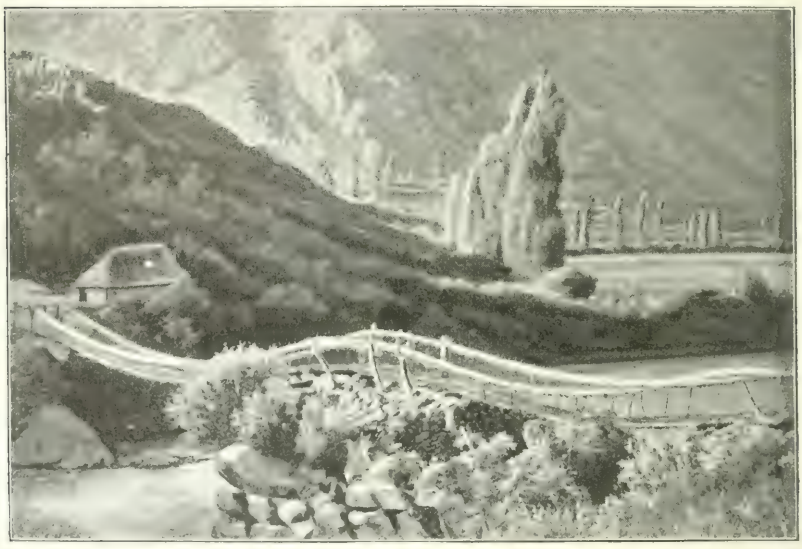
Ich machte von Tampu aus drei Ausflüge in die Nachbargegenden des Orts und besuchte das Thal des Marcakocha, die alten Steinbrüche

und das untere Thal des Huillcanota oder Urubamba bis zum Anfang seiner Verengerung

Bei dem Ritte im Marcakochathale aufwärts war mein Ziel eine alte Inkaburg, die mir als sehr besuchenswert gelobt worden war. Der Weg war angenehm und die Gegend interessant wegen der vielen Terrassen, durch welche in alten Zeiten überall, wo es möglich war, der Boden bis hoch hinauf an den Bergabhängen zum Feldbau nutzbar gemacht wurde, und welche beweisen, wie sehr die alten Peruaner den jetzigen in der Bodenkultur überlegen waren, wie viel zahlreicher früher die Bevölkerung dieser Gegenden sein musste als jetzt, denn gegenwärtig liegen alle diese Andenes unbenutzt und wüst. Was die alte Burg betrifft, so wurde ich einigermassen enttäuscht. Sie führt zwar den stolzen Namen Puma-marca, das Löwenschloss, ist aber nur eine von niedrigen Mauern umgebene alte Häusergruppe, die der Sitz eines Curaca oder Häuptlings gewesen sein mag. Sie liegt zwei Leguas von Tampu entfernt auf einem Bergrücken, der sich bei der Vereinigung zweier Thäler in ihren Winkel vorschiebt. Die Flüsse dieser Thäler sind der Huaman Ripa und Hankar Chaca, welche durch ihren Zusammenfluss den Marcakocha bilden. Die Gebäude der Burg waren in grösserem Massstabe angeordnet, wie die Räume eines Wohnhauses in Tampu. Um einen grossen Hof liegen quadratische Zimmer mit je einer Thür, in der Mitte ein rechteckiger Saal mit zwei Thüren. Die Räume sind ziemlich hoch, aber von sehr grober Mauerarbeit, an den Wänden mit vielen Nischen versehen. Diese Burg liegt ungefähr auf gleicher Höhe mit der Spitze des Berges Pinculluna. Auf dem Rückwege bemerkte ich auf dem scharfen Grat desselben einen grossen Felsblock, der kopfartig mit ganz schmaler Basis auf einer Klippe stand, so dünn, als müsste er bei dem geringsten Zittern der Erde herabstürzen, was ohne Zweifel eines Tages geschehen wird; allein Erdbeben sind in dieser Gegend selten.

Nachdem ich den Morgen des nächsten Tages mit photographischen Aufnahmen und Messen der grossen Steine auf der Festung zugebracht, liess ich die Pferde satteln, um die Brüche zu besuchen, aus denen diese grossen Blöcke herbeigeschafft worden sind. Von der Burg aus erkennt man den Ort ganz deutlich an der gegenüberliegenden linksseitigen Thalwand des Huillcanota, nahezu in gleicher Höhe mit dem Gipfel des Pinculluna, also ungefähr 2000 Fuss hoch; die dahinter sich erhebende schwarze Felswand Yanakaka ist etwa 600 Fuss höher. Der Weg führt zunächst über den Fluss auf einer Weidenseilbrücke. Diese besteht aus zwei Abschnitten, die durch einen im Flussbett liegenden

Felsblock getragen werden. Sechs Seile, jedes einen Fuss breit und einen halben Fuss dick, sind über den Fluss gespannt, der Pfad wird gebildet durch eine Lage von dünnen Stangen oder Stöcken, die mit Riemen aus ungegerbter Ochsenhaut durchflochten sind. Zu beiden Seiten wird der Reisende durch Weidentaue geschützt, die als Brustwehr dienen und mit Stricken an den Tauen des Brückenbodens befestigt sind. Die Seile oder Taue einer solchen Brücke werden alle zwei Jahre durch neue ersetzt, eine Arbeit, an welcher sich alle Ortsnachbarn beteiligen müssen. Die Brücke in Tampu gehört der Spitalverwaltung



Brücke von Ollantai-Tambo.

in Kusko und die Instandhaltung derselben ist ein Frondienst, der den Einwohnern des Ortes auferlegt ist, und wofür diesen nicht einmal die freie Benutzung zusteht, denn für jedes beladene Lasttier wird ein halber Real Brückengeld erhoben, und je zwei beladene Menschen müssen denselben Zoll entrichten.

Am linksseitigen Thalabhang führt der Reitpfad allmählich steigend höher und höher, bis man endlich in der Nähe der Steinbrüche auf eine breite Strasse gelangt, eine geneigte Ebene gleich der, welche vom Thale auf die Festung hinaufführt. Auf dieser wurden die Steinblöcke bis an den steilen Thalrand gewälzt oder geschleift, worauf man sie auf einer Rutschbahn hinabgleiten liess. Auf der Strasse und zu ihrer

Thal des Urubamba unterhalb Ollantai-Tambo. S. 523.

Ollantai-tambo, von den Steinbrüchen gesehen. S. 523.

Seite sind noch viele grössere und kleinere Steine liegen geblieben, so wie auch auf dem Platze, wo die geneigte Ebene anfängt, nicht wenige zur Fortschaffung bereit lagen, als diese aus irgend einer Ursache unterblieb. Überblickt man von dieser Stelle aus das Chaos von grossen und kleinen Steinblöcken, das sich hinauf bis an den Fuss der vorerwähnten Felswand erstreckt, so erkennt man, dass es sich hier nicht eigentlich um einen Steinbruch handelte, insofern keine Steine aus ihrer natürlichen Lage losgelöst worden sind, sondern um einen Bergrutsch. Die Vorderseite des steilen Abhangs hat sich entweder durch ein Erdbeben oder durch allmähliche Zerklüftung vom Berge getrennt, ist herabgestürzt und durch die Wucht des Falles in grosse Trümmermassen zerschlagen worden. Dadurch entstand die senkrechte Wand, die allerdings jetzt ihren Namen Yanakaka — der schwarze Felsen — mit Recht führt, denn ihre Oberfläche ist vom Wetter dunkel geworden, obgleich sie aus rotem Porphyr besteht.

Was den Besuch der Steinbrüche überaus lohnend macht, ist der Überblick über die Gesamtlage des Ortes und der Ruine Tampu, noch mehr aber die ausnehmend schöne Aussicht auf die untere Thalgegend. Die Schneegipfel der östlichen Kette, die vom Thale aus wegen der Höhe der Vorberge nicht sichtbar sind, zeigen sich hier in ihrer ganzen Majestät. Sie treten ganz nahe an das Thal heran, welches in der That etwas weiter unten die Kette durchbricht; denn man sieht dort Schneegipfel zu beiden Seiten, die sich nach links fortsetzen, während sie im oberem Teile des Thales nur das rechte Ufer begleiten. Die beiden höchsten Gipfel der Gegend sind der Huaca Huillca (Huacay Huillqui) und der Salcantay. Zu diesem Namen ist zu bemerken, dass das Wort Huaca etwas Heiliges bedeutet, daher alle sehr hohen Berge, die man als Wohnsitze von Gottheiten betrachtete, so genannt wurden. Dieselbe Vorstellung führte zur Bezeichnung ansehnlicher Gipfel als »Apu« — der Herr, daher dieser Titel gewöhnlich dem Nachbarn des Huaca Huillca gegeben und derselbe als Apu Salcantay dem Reisenden gezeigt wird.

Rechts neben der Wand Yana Kaka ragt über den Kamm ein zackiger Felsenberg mit alleinstehender hoher Spitze hervor, Arequipa Orko genannt: ein Ausdruck der Aimaràsprache, welcher einen Berg hinter der Spitze bedeutet, und einen Beweis liefert für die Richtigkeit der etymologischen Erklärung des Namens der Stadt Arequipa, die früher gegeben wurde.

Ich hatte anfangs die Absicht, meinen Ausflug im Urubambathale bis nach Santa Ana auszudehnen, erfuhr jedoch in Tampu, die Ent-

fernung des Ortes und die Beschaffenheit der Wege dahin seien derart, dass eine solche Verlängerung meiner Reise eine ganze Woche erfordern würde, und so viel darauf zu verwenden, war mir bei meiner knapp bemessenen Reisezeit nicht möglich. Ich musste mich also darauf beschränken, die untere Thalgegend zu besuchen, die man von der Höhe der Steinbrüche aus überblickt, und das Thal stromabwärts zu verfolgen, so weit es wegsam ist. Der Weg nach Santa Ana bleibt nicht am Flusse, sondern wendet sich zwei Leguas unterhalb Ollantai-Tambo nach rechts durch die Quebrada von Píri und muss das Gebirge nahe an der Schneegrenze übersteigen; denn das Thal des Urubamba, welches hier die Kette durchbricht, wird zu einer engen, auf einer langen Strecke unzugänglichen Felsenschlucht. Ich ritt also etwa drei Leguas im Thale hinab. Nach einer Stunde kommt man zum Eingang des Thales von Piri und sieht am Ende desselben die hohen Schneeberge blinken, an deren Fusse der Weg nach Santa Ana vorbeiführt. Von jetzt an wird das Thal allmählich enger und das Gefäll des Flusses vermehrt sich. Ein felsiger Berg tritt bei einer Biegung des Flusses aus der linksseitigen Wand hervor, welcher Pisco-cuchu, die Vogelecke, genannt wird, ein Name, der auf das letzte hier befindliche alte Verteidigungswerk der Inkas übertragen worden ist. Die Errichtung eines solchen erscheint im Grunde eine überflüssige Vorsicht, denn durch das Thal von Urubamba konnte bei der unwegsamen Beschaffenheit der vorerwähnten Schlucht kein Angriff drohen, und etwaige Feinde mussten entweder die Berge bei Piri übersteigen, oder den weniger hohen Pass bei Pisac. Das etwa zwei Kilometer unterhalb Pisco-cucho befindliche Fort besteht nur aus einer kurzen, quer von der felsigen Thalwand bis zum Flusse geführten Mauer, an welcher sich eine zickzackförmige Schanze anschliesst. Diese zackige Mauer ist aus unregelmässigen, gut gefügten Steinen aufgeführt und oben mit einer Brustwehr versehen, von welcher aus die Verteidiger die auf dem Wege vorrückenden Angreifer mit Wurfgeschossen empfangen konnten. In der Mauer befindet sich ein Thor, das in einen engen kellerartigen Raum führt, dem Anscheine nach eine Kammer für die Wächter. Dieses alte Thor, dessen Öffnung von Tilandsien und lang herabhängenden grauen Flechten halb verdeckt wird, ist der interessanteste Teil dieses Gemäuers. Es wird Sala-puncu genannt — das Saalthor, jedenfalls eine neuere Benennung, denn sie ist aus dem Keshuawort puncu und dem spanischen Sala zusammengesetzt.

Sala-puncu bei Piscocucho. S. 524.

Die Ollanta-Sage.

Ehe wir das Thal verlassen, erübrigt noch, einiges über eine Sage mitzuteilen, welche sich an den jetzigen Namen des Ortes Ollantai-Tambo knüpft, der in früherer Zeit bloss Tampu genannt wurde. Diese Sage wird von keinem der alten Chronisten erwähnt, hat sich aber in volkstümlicher Überlieferung bis auf den heutigen Tag erhalten. In alter Zeit, so lautet die Sage, lebte am Hofe in Kusko ein Mann Namens Ollanta, der zwar von niederer Herkunft war, aber sich durch Tapferkeit, Klugheit und Ehrgeiz zu hohen Würden erhoben hatte und zuletzt Statthalter der Antiprovinz geworden war. Dieser unterhielt ein Liebesverhältnis mit einer Tochter des Königs, zu der er nach den strengen Standesvorurteilen der Inkas seine Augen nicht erheben durfte. Nach einem glücklichen Feldzuge, auf welchem er sich von neuem ausgezeichnet hatte, wagte er es aber doch, bei dem König um die Hand der Prinzessin anzuhalten, ward aber vom Inka mit stolzem Unmut zurückgewiesen. Erbittert über die erfahrene Demütigung, und zugleich aus Furcht vor Strafe, da sein Verhältnis zur Tochter des Königs nicht ohne Folgen geblieben war, entfloh er in seine Heimat, das Antiland, verleitete die Provinz zur Empörung und behauptete jahrelang im festen Schlosse von Tampu seine Unabhängigkeit. Endlich gelang es der Aufopferung eines früheren Waffengefährten Ollantas, den Rebellen zu überlisten und die Provinz wieder unter die Botmässigkeit des Königs zu bringen.

Dieser Mann war Rumi Ñahui, Oberbefehlshaber der Colla-Provinz, und wie Ollanta einer der obersten Würdenträger des Reiches. Ob er bloss aus Vasallentreue, ob aus Hass und Neid gegen einen stolzen Emporkömmling handelte, wird nicht gesagt. Er ersann einen Plan, der an den des Zopyrus bei der Belagerung von Babylon erinnert, bei dem er sein Leben aufs Spiel setzte, und der nur durch die den Indianern eigene List und Verstellungsgabe ausführbar war. Er machte sich dem Anscheine nach eines Verbrechens schuldig, ähnlich dem, welches Ollanta zur Empörung getrieben hatte. Ohne jemanden in sein Vertrauen zu ziehen, erstieg er nachts die Mauer des Klosters der Sonnenjungfrauen und sprang in einen der Höfe. Er ward sofort ergriffen und vor den König gebracht, der mit Erstaunen und Bedauern in dem vermeintlichen Missethäter seinen verdienten Heerführer und bewährten Diener erkannte; denn die Vergehen gegen die Sonnenjungfrauen wurden mit den strengsten Strafen bedroht und ohne Nachsicht geahndet. Rumi Ñahui wurde in einen Kerker geworfen und ver-

hielt sich still, bis sich durch die eingeleitete Untersuchung herausgestellt hatte, dass keine der Sonnenjungfrauen von ihm berührt oder auch nur gesehen worden sei. Darauf liess er den König um eine Unterredung ohne Zeugen bitten, da er vor seinem Tode wichtige Enthüllungen zu machen habe. Allein mit dem Inka, entwickelte Rumi Ñahui diesem seinen Plan, den er als eine Eingebung Pachacamacs darstellte, um den Rebellen endlich zu züchtigen. Er stellte dem König vor, die Untersuchung habe ihn von einem Frevel gegen die Sonnenjungfrauen freigesprochen, man könne ihm also ohne Verletzung der Gesetze das Leben schenken, aber da die Entweihung des Klosters immerhin ein schweres Vergehen sei, so möge man ihn öffentlich aufs grausamste peitschen, bis sein Anblick allgemeines Mitleid errege, und in diesem Zustande wolle er in das Lager Ollantas flüchten. Dort wolle er verweilen und einen günstigen Zeitpunkt zum Angriff der Festung abwarten, und wenn die passende Gelegenheit sich darbieten würde, so werde er den König durch einen vertrauten Boten benachrichtigen lassen. Der König zauderte, gab aber doch endlich voll von Bewunderung für seinen treuen Diener seine Zustimmung.

In Gegenwart des ganzen Hofs wurde darauf Rumi Ñahui von der Anklage der Schändung einer Sonnenjungfrau freigesprochen, aber wegen Entheiligung des Klosterraums der auserwählten Jungfrauen zum Verlust seiner Ehrenämter und zu schwerer körperlicher Züchtigung verurteilt. Dieser Richtspruch wurde auf dem Hauptplatz von Kusko vollstreckt, und der Gemisshandelte schleppte sich in dem kläglichen Zustande, den er gewünscht hatte, nach dem Huillcanotathale zum Lager Ollantas. Dort ward er anfangs mit Misstrauen aufgenommen und als Gefangener behandelt. Als er von seinen Wunden geheilt war, bat er seinen neuen Herrn um die Erlaubnis, seine Krieger im Gebrauch einiger neuer Waffen seiner Erfindung unterrichten zu dürfen. Dieser war mit dem Ergebnis so zufrieden, dass seine anfangs gegen Rumi Ñahui gehegte misstrauische Abneigung allmählich ins Gegenteil umschlug, und diese gute Meinung befestigte sich so, dass er endlich nichts ohne Rat und Mitwissen seines Gefangenen unternahm. Als unter diesen Umständen Ollanta eine Tochter verheiraten wollte, und dies Fest mit grossen Lustbarkeiten im Lager gefeiert werden sollte, machte ihn Rumi Ñahui auf die Gefahr einer Überraschung seitens des Königs von Kusko aufmerksam und bestärkte ihn dadurch so in seiner guten Meinung, dass Ollanta ihm den Oberbefehl über die Festung und die zur Verteidigung bestimmten Mannschaften übertrug. Die von Rumi erwartete Gelegenheit war gekommen. Als der Tag der Hochzeit festgesetzt war,

entsandte er einen vertrauten Diener mit der verabredeten Botschaft in Knotenschrift an den Inka. Als der Läufer einen hinreichenden Vorsprung gewonnen hatte und kein Einholen mehr zu befürchten war, entdeckte Rumi dessen angebliche Flucht und liess ihn verfolgen. Niemand schöpfte Verdacht. Während der Festlichkeiten und als die Mehrzahl der Krieger und Ollanta selbst berauscht war, rückte das Heer des Inka vom Gebirge heran mit Umgehung der unzugänglichen Thalseite. Nach schwacher Gegenwehr ward die Festung erobert, Ollanta ward von Rumi Ñahui selbst gefangen genommen und mit vielen seiner Krieger gebunden vor den Inka gebracht. Hiermit schliesst die volkstümliche Überlieferung, wie sie von Manuel Palacios zuerst im Museo erudito del Cusco im Jahre 1835 veröffentlicht wurde. Welches das Schicksal Ollantas gewesen, darüber schweigt die Sage, sowie auch einer etwaigen Belohnung Rumi Ñahuis keine Erwähnung gethan wird. Auch findet sich keine Angabe über die Zeit, in welcher sich die Begebenheit zugetragen, weder der König noch seine Tochter werden mit Namen genannt, die einzigen Namen, welche die Überlieferung anführt, sind Ollanta und Rumi Ñahui. Diese aber gehören lediglich der Sage an, denn in keinem Werke über die altperuanische Geschichte finden wir sie erwähnt.

Die Sage vom Ollanta ist der Stoff eines dramatischen Gedichts in der Keshuasprache betitelt: die Strenge eines Vaters und die Grossmut eines Königs. Dieses interessante Stück, das beste bisher bekannt gewordene Erzeugnis der Inkasprache, das lange nur in wenigen Abschriften existiert hatte, wurde von J. v. Tschudi 1853 in seiner Grammatik der Keshuasprache als Sprachprobe veröffentlicht und später bearbeitet. Es wurde von ihm, sowie von den übrigen Übersetzern als ein aus der Inkazeit herstammendes Werk betrachtet, ist jedoch in seiner Form nicht in alter Zeit entstanden, sondern in der zweiten Hälfte des letzten Jahrhunderts. Der wahrscheinliche Verfasser desselben war der Dr. Antonio Valdez, weiland Pfarrer in Sicuani im Huillcanotathale. Dass der Verfasser sich nicht nannte, und dass er lange Zeit nicht erwähnt und beinahe vergessen wurde, rührte von den Umständen her, unter welchen das Stück geschrieben wurde, nämlich die Zeit der allgemeinen Unzufriedenheit und Gärung, welche zu dem grossen Indianeraufstand unter Tupac Amaru führte. Der Pfarrer Valdez soll ein Freund des Curaca von Tungasuca Gabriel Condorcanqui gewesen sein und sein Drama war ein Tendenzstück, in welchem wiederholt die wohlmeinende und väterliche Fürsorge der Inkas für ihre Unterthanen lobend hervorgehoben wurde. Es gehörte also zu den Schauspielen,

deren Aufführung in dem von dem berüchtigten Richter José Antonio Arreche gegen Tupac Amaru gefällten Todesurteil ausdrücklich verboten wurden[1]). Es würde also für den Dr. Valdez gefährlich gewesen sein, sich als den Verfasser eines solchen Stücks zu bekennen, die wenigen vorhandenen Abschriften wurden geheim gehalten, und erst später nach der Lostrennung Perus von Spanien und dem Tode des Pfarrers wieder ans Licht gezogen[2]).

Das Stück enthält manche Ausschmückungen, die der eigentlichen Sage fremd sind, auch die Namen der Prinzessin Cusi Coillur (Freudenstern) und ihrer Tochter Ima Sumac (wie wunderschön) sind Erfindungen des Dichters. Desgleichen weicht die endliche Lösung von der Überlieferung ab, denn während nach einigen der gefangene Ollanta vom Felsen herabgestossen wird, nach anderen, um der Gefangenschaft zu entgehen, sich selbst hinabstürzt, verzeiht der neue König dem Rebellen und erhebt ihn zu höheren Würden, als er zuvor besessen. Die im Kloster der Sonnenjungfrauen eingekerkerte Prinzessin Cusi Coillur wird durch ihre Tochter entdeckt und durch ihren eben zur Regierung gelangten Bruder mit ihrem früheren Liebhaber vermählt.

Rückkehr nach Kusko.

Am 25. April nahm ich Abschied vom Huillcanotathal, um nach Kusko zurückzukehren. So öde und unwohnlich meine kleine Kammer in der Schule war und so elend die Mahlzeiten, die mir auf dem wackligen, zerschnittenen und tintenbeklexten Tische aufgetragen wurden, verliess ich Ollantai-Tambo doch mit Bedauern und wäre gern noch länger an dem interessanten Orte geblieben. Ich schlug einen anderen Weg ein als den, auf welchem ich gekommen war, nämlich einen Pfad durch die Quebrada von Huaracondo. Es sollte sich in diesem Thale eine alte Burg befinden, von der mir ein Advokat in Kusko Wunderdinge erzählt hatte. Zwar war in Tambo nichts über das Vorhandensein und die Lage einer solchen Ruine bekannt, und auch mein Führer hatte nie von einer Festung Huata gehört, indes hoffte ich, vielleicht unterwegs etwas zu erfahren und ritt auf das Geratewohl. Auch bereute ich später nicht, von der gewöhnlichen Strasse abgewichen zu sein, denn obwohl ich die Ruinen von Huata nicht zu sehen bekam, so war doch

1) — und gleichfalls sollen die Corregidores darüber wachen, dass in keiner Ortschaft ihrer Provinzen Schauspiele oder andere Festlichkeiten geduldet werden, wie sie die Eingeborenen zum Andenken an ihre Vorfahren zu veranstalten pflegen. (Urteil gegen Tupac Amaru in Documentos historicos del Peru I, 159.)

2) S. meine Einleitung zum Ollanta-Drama im III. Bd. des Werkes über die einheimischen Sprachen Perus.

das Thal von Huaracondo allein eines Besuches wert. Der Weg führt zunächst über die Brücke und folgt dann dem linken Ufer des Flusses. Man kommt zuerst an einer alten Schanze vorbei, welche, an die Felswand angelehnt, den Weg an der linken Seite des Thales verteidigte, ein schlecht gemauertes, unscheinbares Bauwerk, welches Chocana genannt wird, d. h. ein Ort, von wo aus Speere, Pfeile und Steine geschleudert wurden. Eine Legua thalaufwärts bei der Hacienda Pachar öffnet sich die Schlucht von Huaracondo. Eine steinerne Brücke führt über den kleinen Fluss, der durch dieselbe herabkommt. Man überschreitet dieselbe jedoch nicht, sondern bleibt auf dem linken Ufer. Der untere Teil der Schlucht, wo diese in das Thal des Urubamba mündet, ist der sehenswerteste Teil, denn man reitet ungefähr eine Viertelstunde zwischen hohen, nahezu senkrechten Felswänden. Dann werden die Berge niedriger und sind weniger steil, doch bleibt das Thal vier Leguas weit eng und ist fast nirgends angebaut. Hierauf erweitert es sich allmählich und man gelangt nach der Ortschaft Huaracondo, nach der die Quebrada benannt ist. Unterwegs hatte ich mich bei einzelnen Wanderern und Maultiertreibern wiederholt nach der alten Burg erkundigt, ohne Auskunft zu erhalten. Dasselbe wiederholte sich jetzt in Huaracondo, bis mir ein altes Mütterchen sagte, der einzige im Ort, der sich um solches altes Gemäuer bekümmere, sei ein gewisser Pascual Chavez, an den möge ich mich wenden. Ich liess mir also die Wohnung dieses Mannes zeigen und traf ihn zu Hause. Aus seinem etwas misstrauischen und verschlossenen Benehmen erkannte ich bald, dass er ein gewerbsmässiger Schatzgräber sei, der in mir einen Mitbewerber vermutete. Als er aber merkte, dass er von mir nichts zu besorgen habe, wurde er mitteilsam und sagte mir, was er von der gesuchten Burg wusste, die er, wie es schien, sehr wohl kannte, da er sie fruchtlos durchwühlt hatte. Er zeichnete mir mit Kreide den Plan derselben auf den Boden und bemerkte, die Mauern seien zum grossen Teil zerfallen, aus unbehauenen, in Lehm liegenden Steinen aufgeführt, von ganz ordinärer Arbeit und nicht der Mühe eines Besuches wert. Diese Nachricht gereichte mir zur Beruhigung und Erleichterung, denn wenn die Beschaffenheit der Ruinen wirklich der Beschreibung des aufgeregten Advokaten in Kusko entsprochen hätten, so hätte ich zwei Leguas im Thale zurückreiten müssen, und dann noch seitlich eine Legua den Berg hinauf, also mit dem Rückweg sechs, was mir an diesem Tage nicht mehr möglich gewesen sein würde.

Hinter dem Ort Huaracondo wird das Thal rasch breiter und erweitert sich zur Ebene von Anta. Wie so viele hohe Thalmulden in

Peru war diese Ebene einst ein See, dessen Wasser sich einen Weg zum Urubamba bahnte und dabei die Schlucht von Huaracondo ausspülte. Die Ebene von Anta hiess früher das Thal von Sacsahuana und ist unter diesem Namen in der Geschichte der Bürgerkriege unter den Eroberern Perus bekannt. Hier war es, wo Gonzalo Pizarro, der nach dem Tode des Vicekönigs Blasco Nuñez eine Zeit lang Herrscher von Peru gewesen, dem Präsidenten Pedro de la Gasca eine entscheidende Schlacht liefern wollte, aber ehe dieselbe begann, nach und nach von allen seinen Anhängern verlassen wurde. Unter den ersten, die damals von Pizarro abfielen, war Garcilaso de la Vega, der Vater des Chronisten, und wiewohl dieser von Gasca wohlwollend aufgenommen wurde, so scheint doch seine lange Parteinahme für Gonzalo seinem Sohne später in dessen militärischer Laufbahn ein bleibendes Hindernis gewesen zu sein.

Beschäftigt mit den Gedanken an jene wildbewegten Zeiten in den ersten Jahren nach der Eroberung, ritt ich langsam über die Ebene und kam gegen Sonnenuntergang nach dem kleinen Orte Ticachaca, wo ich die Nacht im Tambo zubringen wollte. Allein ich fand die Herberge voll von betrunkenen, lärmenden Menschen und zog daher vor, lieber nach der kleinen Stadt Anta hinaufzureiten, welche auf einer Anhöhe über Ticachaca liegt. Den ersten anständig aussehenden Mann, den ich auf der Strasse traf, sprach ich um ein Unterkommen an, welches mir sogleich mit der grössten Bereitwilligkeit gewährt wurde. Man wies mir ein geräumiges, zur Zeit leer stehendes Haus an, wo ich im grossen Saal zwischen Haufen von Maiskolben und grossen Kürbissen mein Feldbett aufschlug. Anta ist nur vier Leguas von Kusko entfernt. Der Weg ist gut und führt mit allmählicher Steigung auf die Höhen, welche das Thal von Kusko nach Westen begrenzen. Der Abstieg beginnt in Arco-puncu, dem Bogenthor, sogenannt von einer Wasserleitung, welche dort auf Bogen den Weg kreuzt und Wasser vom benachbarten Ort Chincheros zur Stadt führt. Dieses Wasser ist das einzige rein schmeckende in Kusko, denn die Brunnen haben alle mehr oder weniger salziges Wasser.

Abreise von Kusko.
Der Apurimac und Abancay.

Nach meiner Rückkunft in die alte Hauptstadt begann ich alsbald, mich mit Vorbereitungen zur Weiterreise zu beschäftigen, denn ich wollte nicht über Mollendo und zur See, sondern durch das Hochland

nach Lima zurückkehren. Die wichtigste Angelegenheit war also die Beschaffung guter Tiere und eines der Wege kundigen Führers, mit denen ich ohne zu wechseln die ganze Strecke bis Ayacucho zurücklegen konnte. Nach mancherlei fruchtlosen Bemühungen musste ich mich aber darein fügen, Maultiere nur für vier Tage zu mieten, die mich bis Abancay bringen sollten, woselbst es der allgemeinen Versicherung nach leicht sein würde, mir die Mittel zur Weiterreise über Andahuilas nach Ayacucho zu verschaffen. Die Entfernung zwischen Kusko und der letzteren Stadt beträgt 83 Leguas, welche früher der Postbote in sieben Tagen zurücklegte[1]); für mich wurde die Strecke etwas länger, da ich zuweilen von der Poststrasse abzuweichen beabsichtigte. Die Reise war voraussichtlich beschwerlicher als die bisherige, dafür gehörten aber die landschaftlichen Bilder, die mir auf derselben dargeboten werden sollten, zu den schönsten und grossartigsten des peruanischen Hochlandes. Der Weg kreuzt nacheinander vier tiefe Thäler, getrennt durch dazwischen liegende hohe Bergmassen, auf denen manche Übergänge der Schneegrenze nahe liegen. Man steigt also abwechselnd viele tausend Fuss aufwärts und wieder abwärts, und gewöhnlich beginnt der Anstieg alsbald wieder, nachdem man am Boden eines Thales angelangt ist. Die Flüsse, deren Thäler man überschreitet, sind der Apurimac, der Pachachaca, der Andahuailas und der Pampas. Der Apurimac, der zuerst angetroffene und grösste dieser Flüsse, läuft lange dem Urubamba beinahe parallel, sich ihm ganz allmählich nähernd gen Norden, vereinigt sich mit ihm endlich unter dem Namen Tambo, und der Zusammenfluss des Tambo mit dem Urubamba bildet den Ucayali. Der Pachachaca und der wasserreichere Pampas sind Nebenflüsse des Apurimacs, während der Fluss von Andahuailas, welcher unbedeutend ist, sich in den Pampas ergiesst. Die Felsart dieser ganzen Gegend ist gleich der in der Umgegend von Kusko Kalk, doch werden die Lagen dieses Gesteins oft und auf lange Strecken durch vulkanische Massen durchbrochen, bei denen Trachyt mit Porphyr, Grünstein und Konglomerat sich ablösen. Die wechselnde Höhe der Gegenden, durch welche der Weg führt, verleiht dem landschaftlichen Bilde eine ausserordentliche Mannigfaltigkeit, indem oft im Verlaufe eines Tages die Pflanzenwelt verschiedener Klimate dem Blicke des Reisenden vorgeführt wird.

Am 3. Mai verabschiedete ich mich von der alten Inkastadt und

1) Gegenwärtig werden die von Kusko nach Lima gesandten Briefschaften über Santa Rosa nach Arequipa und Mollendo und von hier zur See nach Lima befördert.

den Landsleuten, die mich daselbst so freundlich aufgenommen hatten. Der Himmel war wolkenlos, aber die Wärme nicht lästig, sondern die Luft angenehm frisch, denn wir befanden uns ja auf einer Höhe von beinahe 12 000 Fuss und im Herbste der südlichen Halbkugel. Übrigens erinnerte sonst in der Natur nichts daran, dass wir uns in der Jahreszeit der abnehmenden Tage befänden, denn die Landschaft, erfrischt durch anhaltenden Sommerregen, prangte im Frühlingsgewand. Ich verliess die Stadt auf dem Wege, auf welchem ich vor wenigen Tagen von Ollantai-Tambo zurückgekehrt war. Auf der Höhe von Arco-puncu hielt ich und wendete das Maultier, um noch einmal Stadt und Thal zu überblicken. Über den östlichen Bergen sah ich zum ersten Male ganz ohne Nebelhülle in voller Klarheit den Gipfel des hohen Ausangati, des einzigen Schneeberges der Cordillera, der in Kusko sichtbar ist, und der in der Gegend von Quiquijana, etwa in der Mitte zwischen der Stadt und dem Pass der Raya, liegen soll. Als ich darauf unter dem Bogen der Wasserleitung von Arco-puncu hindurchgeritten war und nach der Ebene von Anta hinabstieg, erschienen auch die anderen Schneegipfel der östlichen Kette über dem Rücken der Thalberge, alle unbewölkt und klarer, als ich sie je zuvor gesehen hatte: der Huaca Huasi, der Nevado de Calca und weiterhin die Berge unterhalb Ollantai-Tambo mit dem höchsten derselben, dem Huaca Huillca, den mein Führer el padre eterno — den ewigen Vater nannte[1]).

In dem Grunde, in welchem der Weg zur Ebene von Anta hinabführt, liegt der kleine Ort Pocoy und nahe bei demselben steht eine bescheidene Kapelle am Wege. Als ich an dem offenen Thor vorbeiritt, sah ich einen Indianer in phantastischem Maskenanzug, mit Federkrone auf dem Kopfe und klirrenden Schellen an Armen und Beinen, in wunderlichen Sprüngen ganz allein vor dem Altar tanzen, während ein anderer auf der Schwelle sass und auf einer aus rohen Brettern gezimmerten Geige den Takt dazu spielte. Der Führer erklärte mir, es sei heute der Festtag des heiligen Kreuzes, und der Tanz des Indianers sei ein Akt der Frömmigkeit, die Erfüllung eines Gelübdes. Diese Tänze sind ebenso wie die Maskenanzüge bei den Prozessionen Reste des früheren Sonnenkultus, und unter Zustimmung der Geistlichen in die Gebräuche der christlichen Gottesverehrung übergegangen. Zu Ehren der Götter Tänze aufzuführen war bei den verschiedensten Völkern

1) Huaka Huillca bedeutet im Aimará die heilige Sonne oder den heiligen Sonnengott, was vielleicht Veranlassung zu dem christlichen Namen gegeben hat.

üblich, wie ja auch der König David bei seinem Einzuge in Jerusalem vor der Bundeslade einhertanzte.

In Ticachaca teilt sich die Strasse. Nach rechts führt der Weg nach Huaracondo, auf dem ich von Ollantai-Tambo zurückgekommen war, der Hauptweg läuft in gerader Richtung weiter durch die ganze Länge der Ebene von Anta oder Sacsahuana, die etwa 3 Leguas beträgt. Von dem See, der ehemals dieses Hochthal ausfüllte, sind im westlichen Teile noch eine Reihe schilfbewachsener Weiher übrig, durch welche der Weg auf einem aus der Inkazeit stammenden Damm führt. Diese seichten Wasserflächen werden von Schwärmen verschiedener Vögel belebt. Man sieht grosse schwarze Wasserhühner — Tacamis, kleine schwarze mit rotem Kamm, weisse Reiher, dunkelgrüne Yanahuicos mit langem, dünnem, gebogenem Schnabel, mehrere Entenarten, darunter eine kleine mit ausserordentlich zierlich buntgezeichnetem Kopf, auch nicht wenige Punagänse, die hier Huallatas, im Norden Huaihuas genannt werden. Diese sind von der Grösse unserer Hausgans, haben etwas längere Hälse und Beine, aber kürzere Schnäbel, weissen Körper mit schwarzgrünen, metallschimmernden Flügeln, und an den Flügelgelenken rote, hornige Höcker, mit denen sie sich beim Kampfe schlagen. Die Huallatas leben immer paarweise, werden leicht gezähmt, sollen aber in der Gefangenschaft nicht brüten.

Während ich über diesen Damm ritt, wurde ich von zwei mir bekannten Herren von Kusko eingeholt, die gleich mir nach Abancay reisten und in deren Gesellschaft ich an diesem Tage blieb. Reisende, die von Kusko kommen, bleiben gewöhnlich die erste Nacht in dem kleinen Orte Zurite, welcher am westlichen Ende der Ebene von Anta liegt. Meine neuen Reisegefährten jedoch kannten den Verwalter einer Hacienda in der Gegend und luden mich ein, sie lieber dahin zu begleiten, was ich gern annahm. Wir bogen also links vom Hauptwege in ein Thal und gelangten in diesem bald nach Sonnenuntergang zu dem Gehöft von Ichubamba. Das Gut gehört einem Kloster von Kusko und der jetzige Pächter, ein junger gebildeter Mann Namens Benjamin Pacheco, lebte daselbst erst seit zwei Monaten. Er empfing uns mit herzlicher Zuvorkommenheit und bat uns um Nachsicht, wenn er bei dem verwahrlosten Zustand des Hauses die Pflichten der Gastfreundschaft nicht so erfüllen könnte, wie er es möchte.

Wir schlugen unsere Feldbetten in einer Kammer zur Seite der Veranda auf, von wo meine Reisegefährten am Morgen schon vor Tagesanbruch aufbrachen; der eine von ihnen, ein Advokat und Gutsbesitzer aus Kusko, wollte seinen schwer erkrankten Schwiegervater

besuchen und hatte dazu seinen Begleiter, einen Arzt, mitgebracht. Er lud mich ein, in Abancay in dem Hause Wohnung zu nehmen, wohin er sich begab, riet mir aber, lieber nicht mit ihm weiter zu reisen, denn er sowie der Arzt wären sehr gut beritten, und ich würde auf dem Wege nicht mit ihnen Schritt halten können. Ich verliess also erst einige Stunden später das gastliche Haus von Ichubamba und seine freundlichen Bewohner und erreichte nach einer Viertelstunde wieder den Hauptweg, den wir am Abend verlassen hatten. Über dem Höhenrand am Ende des Thals erhob sich in der klaren Morgenluft die

Der Salcantay, von Ichubamba gesehen.

glänzend weisse Schneepyramide des Salcantay, der einzige Schneegipfel, der hier sichtbar war, aber nicht lange, denn der Weg läuft in gerader Richtung auf ihn zu, daher seine Spitze bald von den Vorbergen verdeckt wird.

Nach zweistündigem, anfangs ganz unmerklichem, nur zuletzt etwas steilerem Anstieg erreicht man den Bergsattel von Kasacancha, den ersten Passübergang der Reise. Dieser Pass, den die alten Chronisten Huillcaconga nennen, ist zwar nicht sehr hoch (3930 Meter), aber als Aussichtspunkt einer der schönsten des ganzen Weges. Man erblickt vor sich ein tiefes Thal, welches in der Ferne durch eine hohe Wand

abgeschlossen wird: die linksseitige Thalwand des Apurimacs. Zur rechten erhebt sich die Berggruppe des Salcantay. Dieser hohe Schneeberg, der sich von Ichubamba aus wie eine einsame Pyramide ausnahm, zeigt sich hier als das Haupt einer kurzen Kette, eines Knotens von Gletschern, welcher auf der linken Seite des Urubamba, zwischen diesem und dem Apurimac liegt. Kein anderer Punkt gewährt einen so deutlichen Überblick über die verwickelten Gebirgsverhältnisse dieser Gegend. Die Cordillera oriental oder östliche Kette führt diesen Namen nicht, weil sie in östlicher Richtung läuft, sondern weil sie den Urubamba auf seiner Ostseite begleitet. Ihre Höhenreihe zieht von Südost nach Nordwest, bis in die Gegend unterhalb Ollantai Tambo. Dort schwenkt sie nach links gen Westen, wird vom Urubamba durchbrochen und zwar zwischen ihren höchsten Gipfeln, dem Huaca Huillca und Salcantay. Die hier durch das Gebirge gehende unzugängliche Schlucht wird Puerto del Salcantay genannt, und die beiden Spitzen desselben fasst der indianische Volksglaube als Berggötter verschiedenen Geschlechts auf, indem er den höheren Gipfel als Urco Salcantay — den männlichen —, den niedrigeren als China Salcantay — den weiblichen — bezeichnet. Die Salcantay-Gruppe wird, als an der linken Seite des Urubamba gelegen, nicht mehr zur Cordillera oriental gerechnet, sondern als eine eigene Gebirgsabteilung, die Cordillera de Huadquiña, betrachtet.

Das Thal, in welches man von Kasacancha hinabblickt, läuft in zackigen Windungen dem Apurimac zu; der Grund und die Wände, wo sie nicht aus Felsen bestehen, sind dicht belaubt. Am Fusse des Passes sieht man in der Tiefe zwischen Bäumen die Häuser des kleinen Orts Tarahuasi; der Abstieg dahin ist steil und lang, denn die Gegend, in welche man jetzt eintritt — das Thalgebiet des Apurimacs — ist ja viel tiefer als die Ebene von Anta und liegt auch erheblich niedriger als der Urubamba bei Tambo. In Tarahuasi sieht man zwei Terrassen von Inka-Arbeit, Überreste weitläufiger Gebäude, die dort gestanden haben sollen. Die alten Mauern finden sich unmittelbar am Wege. An der linken Seite sind sie aus feingefügten Steinen aufgeführt und durch Thore unterbrochen, die jetzt zum Teil zugemauert sind und als Wohnungen benutzt werden; rechts wird die Terrasse durch eine lange Mauer aus grossen unregelmässigen Steinen gestützt. Das untere Ende dieser Mauer bildet das Erdgeschoss eines Gutshauses.

Während ich mit der photographischen Aufnahme dieser Altertümer beschäftigt war, trat ein junger Mann herzu, stellte sich als den Besitzer des Guts vor und lud mich ein, ein Frühstück in seinem Hause

einzunehmen. Da ich auf meinen Reisen während des Tages nichts zu geniessen pflegte, um nicht mit beschwertem Magen reiten zu müssen, so lehnte ich sein Anerbieten dankbar ab; allein der Mann wiederholte seine Einladung in so herzlicher Weise, indem er bemerkte, dass was er mir auf seiner abgelegenen Besitzung vorsetzen könne, bereits bestellt und aufgetragen sei, dass es unfreundlich gewesen wäre, seine Gastfreundschaft nicht anzunehmen. Auch war ich ihm später dankbarer als zur Zeit, denn wir bekamen an diesem Tage nichts mehr zu essen.

Inkamauern von Tarahuasi.

Die Mahlzeit selbst war keineswegs zu verachten, sie bestand aus einem gebratenen Huhn, gutem Hammelfleisch, frischen Eiern und gerösteten Bananen, alles nach Landesweise schmackhaft zubereitet, und was am meisten überraschte, auf einem reinen Tischtuch sehr sauber aufgetragen. Mein Wirt hiess Bernardino Pacheco, ein Verwandter des Pächters von Ichubamba, bei dem ich die Nacht zugebracht hatte. Vermutlich hatten meine Reisegefährten des ersten Tages ihn von meiner Ankunft benachrichtigt und mich empfohlen. Der junge Gutsbesitzer beschämte mich beinahe durch seine ausserordentliche Zuvorkommenheit, indem er darauf bestand, mich bis zu der weiter unten im Thale gelegenen

Hacienda Huaironco zu begleiten, die seinem Vater gehöre, und wo er mir riet die Nacht zuzubringen.

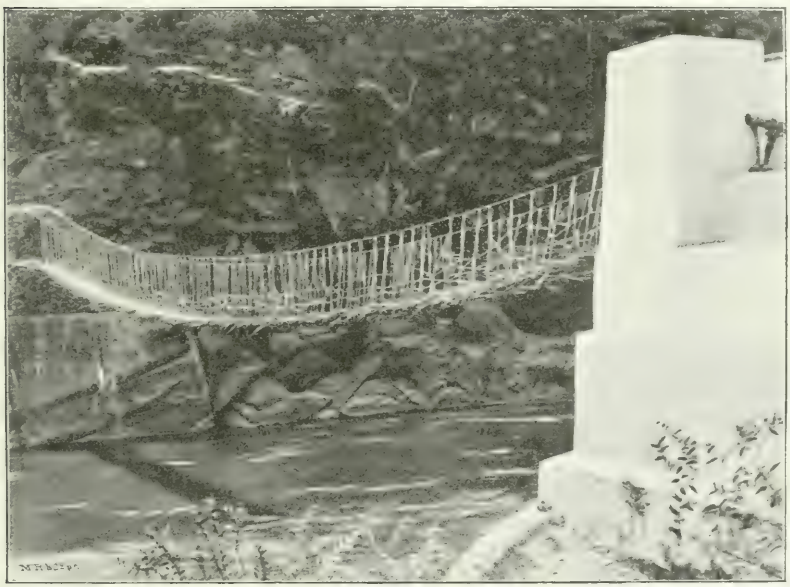
Als wir aus dem Hause traten, stand sein gesatteltes Pferd bereits vor der Thür und wir ritten zusammen thalabwärts. Nach einer halben Stunde kamen wir nach Lima Tambo, einem kleinen Dorfe mit einem von grossen Pisancayas beschatteten Platz. Dort standen und sassen in Gruppen die Bewohner und tranken die Reste der Chicha, die vom vorhergehenden Tage, dem Feste des heiligen Kreuzes, übrig geblieben war. Lima Tambo ist das letzte von reinen Indianern bewohnte Dorf in dieser Gegend. Von jetzt an verschwindet als Kopfbedeckung die Montera, der Filzhut mit flacher runder Krone und an der Unterseite rot gefütterten Krempen, der in der Umgegend von Kusko allgemein getragen wird. Unter Lima Tambo wird das Thal enger und bietet zum Feldbau keinen Raum mehr. Der Weg führt an der linken Seite eines rauschenden Bergstroms, des Bermejo, bis Huaironco, einer Mühle, die an der rechten Seite in einer kleinen Erweiterung des Thals liegt. Dort stellte mich der junge Pacheco seinem Vater vor, der mich einlud, auf seinem Gute zu übernachten. Da es jedoch noch eine Stunde lang Tag war, so zog ich vor, diese Zeit zu benutzen und weiter zu reiten. Der alte Pacheco gab mir einen elfjährigen Sohn mit, um mich eine Legua weit bis zur Hacienda Sauceda zu begleiten, einer Zuckerpflanzung, die von einem andern seiner Söhne bewirtschaftet wurde. Ich setzte also mit meinem jungen Führer meinen Weg fort, stets am Ufer des immer reissender werdenden Bermejo, bis wir kurz vor Sonnenuntergang zu einer Brücke und gleich, nachdem wir diese überschritten hatten, zum Gehöft von Sauceda gelangten. Wir trafen den Besitzer, Justino Pacheco, vor der Thür seines Hauses zu Pferde, im Begriff sich zu seinem Vater nach der Mühle Huaironco zu begeben, wo er die Nacht zuzubringen pflegte, da er eben erst von einem bösartigen Fieber genesen war. Er stieg sogleich ab, stellte mir sein Haus zur Verfügung und empfahl mich, da er nicht selbst den Pflichten der Gastfreundschaft obliegen könne, seinem Verwalter. Der Familie Pacheco, deren Mitglieder mir in den ersten beiden Tagen meiner Reise so viel Freundliches erwiesen, habe ich immer ein dankbares Andenken bewahrt, und wenn auch diese Reiseerinnerungen den braven und herzlichen Leuten nicht zu Gesicht kommen werden, so ist es mir doch eine Genugthuung, ihr Benehmen gegen mich, einen ihnen vollkommen fremden und unbekannten Reisenden, als ein Beispiel der liebenswürdigen Eigenschaften anzuführen, die den peruanischen Charakter auszeichnen.

Die Zuckerpflanzung Sauceda liegt an der Mündung eines Nebenthals des Bermejo, dessen Hintergrund eine scharf geschnittene, blendend weisse Kette von Schneebergen bildet, welche sich an den Salcantay anlehnt. Dieser selbst ist nicht sichtbar. Der Verwalter führte mich in den Oberstock des noch nicht fertigen Wohnhauses, wo ich mein Lager aufschlug. Der gute Mann bot mir an, was er hatte: Kaffee und etwas grobes, altbackenes Brot, indes genügte dies, da mein Nahrungsbedürfnis durch das in Tarahuasi genossene Frühstück noch befriedigt war. Am nächsten Morgen brach ich bei Zeiten auf, um die kühleren Frühstunden zu benutzen, denn ich sollte an diesem Tage den Apurimac überschreiten, und der Weg führte durch ein tiefes heisses Thal. Wir ritten zunächst auf einer Brücke über den Gletscherstrom, der durch das Thal von Sauceda herabkommt und dem Bermejo ebenso viel Wasser zuführt als dieser selbst besitzt. Der Weg bleibt fortan an der linken Seite dieses Flusses, aber nicht an seinem Ufer, denn das Thal wird so eng und felsig, dass auch für einen schmalen Pfad kein Raum ist. Dieser erhebt sich daher alsbald an der rechten Bergwand und bleibt stets auf einer beträchtlichen Höhe über dem Thalboden. Die Abgründe, in welche man hinabblickt, sind häufig und jäh, aber der Weg ist gut und sicher. Die Kalkfelsen, die noch auf dem Passe Kasacancha zu Tage traten, sind durch vulkanisches Gestein verdrängt: Trachyt, Grünstein und Tuff wechseln mit Konglomeratmassen ab. Die zwischen den Felsen aufstrebende Vegetation ist reich und mannigfaltig. Pfefferbäume und Huarangos stehen in Dickichten stachliger Kakteen, hier und da an den Bergwänden sperrige Patibäume, hier mit schwarzgrauer Rinde, nicht mit weisser wie im Norden, baumartige Ginsterstauden, deren gelbe Blütenbüschel die ganze Gegend mit ihrem Duft erfüllen, dazwischen zahlreiche Agaven, deren schlanke Blütenstengel sich dreissig Fuss aus den Stauden ihrer dicken mit scharfen Stacheln bewehrten Wurzelblätter erheben.

Nach ungefähr zwei Stunden kommt man an einer kleinen Zuckerpflanzung vorbei, Marcahuasi genannt, deren Haus rechts vom Wege an der Bergwand liegt. Von hier aus ist der Apurimac noch zwei Stunden entfernt. Der Weg senkt sich allmählich bis zum Thalrand, von wo ein sehr steiler, staubiger, schraubenartig gewundener Weg zum Flusse hinunter führt. Etwa 300 Fuss über dem Ufer liegt ein kleiner freier Platz auf einem Felsen mit einem schattigen Algorrobobaum, in dessen Schatten man ausruht. Von hier hat man einen schönen Blick in die tiefe Thalfurche und sieht den dunkelgrünen Fluss am Fusse eines senkrechten Felsvorsprungs zum Vorschein kommen. Eine neue

Thal des Apurimaks. S. 538.

Brücke von Drahtseilen führt über den Fluss; vier Seile tragen einen Boden von Baumstämmen und Zweigen, die mit Lederriemen durchflochten sind. Diese Brücke war nur eine einstweilige, von den Gutsbesitzern der Nachbarschaft errichtete. Die Ketten für eine auf Staatskosten herzustellende Hängebrücke waren bereits im Hafen von Callao angekommen und warteten auf ihre Verwendung. Immerhin war die neue provisorische Brücke gegen die frühere eine grosse Verbesserung. Diese alte Brücke bestand, wie die im Thale des Urubamba beschriebene,



Brücke über den Apurimak.

aus Weidenseilen, welche etwas unterhalb der jetzigen in einer Höhe von 148 Fuss von einer Felswand zur anderen über den Fluss gespannt waren. Der amerikanische Reisende Squier musste noch die alte Brücke benutzen und beschreibt ihre Unannehmlichkeiten und Gefahren. Gegen Mittag langte ich bei der Brücke an, musste aber ziemlich lange warten, ehe ich hinüber kam. Ein langer Zug von Maultieren, mit Zucker und Branntwein beladen, war im Übergang begriffen. Wegen des Schwankens der Brücke wurde jedes Tier allein von einem Treiber geführt und mehr als zwei konnten nicht zu gleicher Zeit passieren. Die Breite des Flusses schwankt zwischen 25 und 50 Meter. Das Wasser ist blaugrün und ganz klar, doch kann man wegen der Tiefe nicht bis

auf den Boden sehen. An der linken Seite ist der Pfad aus der sehr steil abfallenden Felswand ausgehauen und steigt langsam. Man trifft dort viele herrliche Aussichtspunkte, von denen ich zu meinem Bedauern keine photographischen Erinnerungen mitnehmen konnte, da ich keine Platten zur Verfügung hatte. Weiter hinauf wird der Blick immer grossartiger. Aus der Tiefe dringt das dumpfe Rauschen des Stromes, der hier, in eine enge Felsspalte eingezwängt, das Gebirge durchbricht. Hohe Schneegipfel steigen zu beiden Seiten empor wie die Spitzen des Huaca Huillca und Salcantay im Thale des Urubamba. Der beschwerliche Weg läuft abwechselnd steigend und sich senkend an den steilen Bergen hin, hebt sich aber allmählich immer mehr, bis er endlich den Rand der Thalwand erklimmt. Dort liegt fünf Leguas von der Brücke der Ort Curahuasi und einige hundert Schritt von dem Dorfe die Hacienda Molle-Molle, eine Zuckerpflanzung, an deren Besitzer ich empfohlen war.

Der Gutsherr, Don Antonio Ocampo, war ein noch junger lediger Mann, der mit zwei gleichfalls unverheirateten Schwestern auf seinem Gute lebte, es selbst bewirtschaftete und sich in seiner Abgelegenheit mit einer gewissen Behaglichkeit eingerichtet hatte, die man sonst im Innern Perus selten antrifft. Seine Zuckerfelder liegen in einiger Entfernung von seinem Wohnsitz und dort befindet sich auch die Presse und Branntweinbrennerei, während der geräumige Hof nur von Wohn- und Wirtschaftsgebäuden umgeben ist. Ich fand daselbst freundliche Aufnahme und ward in ein ganz nettes sauberes Zimmer geführt, wo ich nicht nötig hatte, mein eigenes Bett aufzuschlagen. Bei Tische waren wir eine zahlreiche Gesellschaft. Eine Schar halberwachsener junger Leute, Schüler eines Kollegiums in Kusko, welche in der Ferienzeit nach ihren Heimatsorten reisten und etwas vor mir angekommen waren, hatten sich gleich mir bei dem gastfreien Ocampo einquartiert. Als ich mich abends in mein Zimmer zurückgezogen und das rote Licht in meiner kleinen Laterne angezündet hatte, um die am Tage verwendeten photographischen Platten durch neue zu ersetzen, musste ich die ärgerliche Entdeckung machen, dass mehrere der gebrauchten Platten zerbrochen waren. Sie waren in Satteltaschen untergebracht gewesen und an einer engen Stelle des Weges gegen die Felswand gedrückt worden. Einige Aufnahmen von sehr schönen Punkten waren dadurch zerstört worden, ein Verlust, den ich nicht zu ersetzen vermochte. Da der folgende Tag ein Sonntag war, so lud mich mein Wirt ein, denselben in seinem Hause zuzubringen, was ich auch mit Dank annahm. Gleich den Pachecos an den beiden vorigen Tagen überhäufte mich auch Señor Ocampo mit Freundlichkeiten und sorgte zudem durch

Die heiligen Steine bei Concacha. S. 541.

mitgegebene Empfehlungsbriefe dafür, dass mir auch auf meiner ferneren Reise eine gleiche Aufnahme zu teil ward.

Am 7. Mai war ich bei Zeiten reisefertig, wartete aber vergeblich auf einen Führer, der mich begleiten und mir gewisse merkwürdige Steine zeigen sollte, in deren Nähe der Weg mich vorbeiführte. Ich begab mich schliesslich ins Dorf, um den Mann zu suchen und fand ihn auch in seinem Hause auf einer Bank schlafend. Sein gedunsenes Gesicht, die geschwollenen Augen und der Branntweingeruch, der von ihm ausging, erklärten seine Saumseligkeit. Curahuasi — eigentlich Kora-huasi, das Krauthaus — ist ein ziemlich grosses, aber ärmliches, von Cholos oder Mestizen bewohntes Dorf. Es liegt zwischen Bergen auf einer Erhöhung des Bodens, die sich nach zwei Seiten in Thäler senkt, beide Nebenthäler des Apurimacs. Der Weg läuft eine Zeit lang horizontal, steigt dann in einem Thale aufwärts und erreicht nach zwei Stunden den Ort Huertapata. In der Nähe dieses Dorfes, unter dicht belaubten Bäumen an der rechtsseitigen Thalwand, liegen die heiligen Steine von Concacha, zwei grosse Trachytblöcke, die in ähnlicher Weise wie die Felsen des Rodadero und Kenko mit ausgemeisselten Stufen, kleinen Plattformen und Bänken bedeckt sind. In dem grösseren, den die beigegebene Abbildung darstellt, findet sich auf der einen Seite der Eingang zu einer kleinen Höhle. Nach Angabe Señor Ocampos sollte noch ein dritter Stein, nicht im Walde bei den beiden anderen, sondern auf freiem Felde liegen, auf dessen Oberfläche Figuren von Schlangen und Kröten eingegraben seien, allein meinem Führer war kein solcher Stein bekannt und auch in dem nahen Weiler wusste man mir keine Auskunft zu geben. Von Concacha, einer Hacienda oder Häusergruppe, nach der die Steine benannt werden, bis zu dem Bergsattel Inca Pinculluna sind noch $1^1/_2$ Leguas. Inca Pinculluna, ein Name, der einen Ort bedeutet, an welchem die Inkas Flöte spielten, ist eine grasbewachsene Puna oder Hochfläche am Fusse des Schneebergs Apuri und zugleich ein Pass über die Höhenzüge, die das Thal des Apurimacs von dem des Pachachacas trennen. Der Apuri ist gleich dem Salcantay Mittelpunkt einer Berggruppe, die eine westliche Fortsetzung der Cordillera oriental bilden, aber durch den tiefen Thaleinschnitt des Apurimacs von ihr getrennt werden, wie der Salcantay durch den Durchbruch des Urubamba. Der Apuri ist erheblich niedriger als dieser letztere Gipfel.

Von der Pinculluna blickt man in ein weites, tiefes Thal, dessen hellgrüne Fläche andeutet, dass es mit Zuckerrohr bewachsen ist. Die gegenüberliegenden Berge bilden die linksseitige Thalwand des Flusses

Pachachaca. Umgeben von dem Grün der Felder sieht man in der Tiefe die Häusermasse der Stadt Abancay, die sich von oben ausnimmt, als läge sie im Thalboden am Ufer des Flusses, in Wirklichkeit jedoch ist der Ort noch zwei Leguas davon entfernt. Der Abstieg ist ziemlich steil, und auch wenn man schon tiefer herabgekommen ist, bleibt das Thal abschüssig. Der Höhenunterschied des Passes und Flussbettes beträgt 2200 Meter, die sich auf fünf Leguas verteilen. Gegen 5 Uhr langte ich vor Abancay an und ritt um den Ort herum nach der einige hundert Schritt unterhalb desselben gelegenen Hacienda Patibamba, Besitztum des Mannes, den meine Reisegefährten des ersten Tages wegen seiner schweren Erkrankung besuchen wollten. Ich fühlte einiges Bedenken, ihrer beim Abschied ausgesprochenen Einladung Folge zu leisten, denn der Kranke konnte ja möglicherweise inzwischen gestorben sein, und ich vielleicht am Tage der Beerdigung der Familie zur Last fallen. Bei meiner Ankunft wurde ich jedoch höchst angenehm enttäuscht. Ich traf die ganze Gesellschaft bei Tisch und unter derselben den vermeintlichen Sterbenden, der mit gutem Appetit und noch besserem Humor an der Mahlzeit teilnahm. Ich sprach ihm meine Freude aus, ihn noch so frisch am Leben zu treffen, und bald befanden wir uns in vertraulicher Unterhaltung, als seien wir alte Bekannte gewesen. Die Umgangsformen im Innern Perus sind ungezwungen, freimütig und oft herzlich: vielleicht eine Einwirkung des milden Klimas auf das Wesen der Menschen, und beides macht dem Fremden, der lange im Lande gelebt hat, das Andenken an dasselbe lieb und wert.

Der Besitzer von Patibamba, Señor Luis Petriconi, war ein gebildeter Mann und hatte ein bewegtes Leben hinter sich. Italiener von Geburt, aus der Gegend von Rom, musste er sein Vaterland wegen Beteiligung an politischen Bestrebungen verlassen. Er kam nach Peru, wurde Rektor einer höheren Schule in Ayacucho, heiratete dort eine Frau aus guter Familie, und wendete sich dem Handel zu. Er arbeitete mit Erfolg, legte später sein erworbenes Vermögen in Grundbesitz an und hatte aus den Überschüssen seines Gutes in Abancay noch einige andere angekauft. Einem seiner Schwiegersöhne, mit dem ich am ersten Tage meiner Reise zusammentraf, hatte ich es zu verdanken, dass ich mich an diesem elenden Orte so gut aufgehoben fand.

Abancay ist eine Stadt von kaum 1500 Einwohnern, ärmlich und unansehnlich, aber trotzdem Hauptort eines Departements, welches in den 60er Jahren aus Provinzen der Departements Kusko und Ayacucho gebildet, und nach dem Hauptfluss, der die Gegend durchströmt, Departement Apurimac genannt wurde. Abends kam der Präfekt, um sich

nach Petriconis Befinden zu erkundigen. Als ich ihm vorgestellt wurde, begrüsste er mich mit einem Schwall höflicher und gewählter Ausdrücke und lud mich ein, ihn mit einem Besuche zu beehren, was ich am nächsten Tage auch that. Ich fand den Herrscher von Abancay zu Hause und mit einem gewissen militärischen Pomp umgeben, denn sein Vorzimmer, welches zugleich Amtslokal war, diente daneben auch als Hauptwache, wo ungefähr ein Dutzend Soldaten, wahrscheinlich der grösste Teil seiner verfügbaren Streitkräfte, versammelt waren. Dieser Präfekt leistete mir einen Dienst, der mir im weiteren Verlauf meiner Reise sehr zu statten kam. Er erbot sich aus freien Stücken, mir ein amtliches Zirkularschreiben ausstellen zu lassen, welches an alle Subpräfekten und Ortsvorstände gerichtet war und dieselben aufforderte, mir, der im Interesse der Republik und im Auftrage der Regierung reiste, allen möglichen Vorschub und Unterstützung zu leisten. Als ich ihm bemerkte, dass ich dies doch eigentlich nicht für mich in Anspruch nehmen könne, unterbrach er mich: Sie reisen für die Wissenschaft, und es ist eine der Pflichten des Staates, alle wissenschaftlichen Bestrebungen zu fördern und zu schützen. Er sprach sehr laut, um von seinen Untergebenen gehört zu werden, stand etwas theatralisch da und sein Benehmen war einigermassen, was die Nordamerikaner Humbug zu nennen pflegen, aber was er sagte, war im Grunde doch ganz nett, und an seiner Höflichkeit hätten sich gar manche Beamte mehr zivilisierter Nationen ein Beispiel nehmen können. So freigebig indessen der Präfekt mit wortreichen Anerbietungen war, konnte er mir doch nicht verschaffen, wessen ich zur Zeit am meisten bedurfte, nämlich Tiere zur Fortsetzung meiner Reise. Auch Petriconi wusste keinen Rat, denn es war die Zeit der Maisernte und die Leute waren alle mit ihrem Vieh ausserhalb der Stadt auf den Feldern beschäftigt. Ein glücklicher Zufall half mir aus dieser Verlegenheit.

Am nächsten Morgen besuchte den Herrn von Patibamba einer seiner Nachbarn, Namens Letona. Dieser Mann, zur Zeit der reichste Grundbesitzer des Thales von Abancay, war früher Arzt gewesen und hatte seinen Freund und Nachbarn Petriconi in seiner Krankheit behandelt und ihn hergestellt. Er machte mir den kollegialischen Vorschlag, ein paar Tage bei ihm zuzubringen, in welcher Zeit er hoffte, mir die Tiere, deren ich bedurfte, verschaffen zu können. Ich nahm diese Einladung mit Freuden an und leistete ihr schon am selben Tage Folge. Am Nachmittage verabschiedete ich mich von dem alten jovialen Italiener und meinem liebenswürdigen Reisegefährten und siedelte nach der Hacienda Illanga über, dem Wohnsitz des Doktor Letona. Illanga

liegt ungefähr drei Kilometer von Abancay entfernt und erheblich tiefer, denn das Thal ist trotz seiner Weite ziemlich abschüssig. Dieses Thal bietet eigentümliche Verhältnisse, indem es ein zwar ganz kurzes Nebenthal ist, aber viel breiter als das Hauptthal des Pachachaca, in welches es zwei Leguas von Abancay einmündet. Die weite Fläche desselben ist stark geneigt, zur künstlichen Entwässerung sehr geeignet und fast überall mit Zuckerrohr bepflanzt. Die Zuckerpflanzungen sollen von den Jesuiten angelegt worden sein, wenigstens war Grund und Boden des Thales von Abancay Eigentum des Ordens zur Zeit seiner Aufhebung. Nach ihrer Ausweisung fielen ihre Güter der Krone zu und gingen später in den Besitz der Republik über, von welcher sie in sehr verfallenem Zustande von einem unternehmenden und sehr arbeitsamen Argentiner Namens Bartolomé Araos gekauft wurden. Ein Sohn des alten Araos, Antonio, lebte nach dem Tode seines Vaters in Europa, starb daselbst und seine Witwe lernte auf der Heimreise in ihr Vaterland an Bord des Postdampfers einen jungen Arzt aus San Salvador in Central-Amerika kennen, der in Paris seine Studien beendet hatte und ebenfalls in seine Heimat zurückkehren wollte. Dieser junge Mann war der Doktor Lázaro Letona. Er vermählte sich mit der jungen Witwe, zog mit ihr nach Peru und übernahm die Bewirtschaftung des seiner Frau aus dem Nachlasse ihres Schwiegervaters zugefallenen Erbteils, und zwar mit solchem Erfolge, dass er aus den Betriebsüberschüssen allmählich das ganze Besitztum des alten Araos wieder in seine Hände brachte. Ausser Illanga besass Letona noch zwei andere Güter, Pachachaca und San Gabriel. Auf allen dreien befanden sich Destillationsapparate mit den neuesten Verbesserungen zur Herstellung von Zuckerbranntwein, welcher das Haupterzeugnis dieser Pflanzungen ist, aber nicht oder doch nur zum kleinen Teil aus dem Safte des gemahlenen Rohrs gewonnen wird, sondern aus den bei der Zuckerbereitung übrig bleibenden Resten, des Syrups und der Melasse. Die Herstellung des Zuckers geschah noch nach alter Weise, indem man den gekochten und eingedickten Saft in konischen Thongefässen krystallisieren lässt, während aus einer kleinen Öffnung am unteren spitzen Ende der Syrup abfliesst. Die Haciendas von Abancay versorgen mit ihren Erzeugnissen die Stadt Kusko und die dortige Gegend.

Letona hat sich auf seiner Besitzung ein neues Haus gebaut und mit europäischer Bequemlichkeit und Eleganz einrichten lassen. Als wir dort in dem geschmackvollen Salon am Abend beim Thee sassen, machte mir mein Wirt und Kollege die erfreuliche Mitteilung, dass er mir für den nächsten Tag ein paar Pferde anbieten könne. Er gab

Brücke über den Pachachaca. S. 545.

mir selbst das Geleite bis zur Brücke, welche den Pachachaca mit einem grossen Bogen überspannt. Gleich, nachdem man diese Brücke überschritten hat, hebt sich der Weg im Zickzack an der linksseitigen Thalwand, die mit Patibäumen und Kakteen dünn bestanden ist. Der Blick auf das Thal von Abancay ist freundlich und lieblich, während im Thale des Pachachaca die Landschaft einen wilden und grossartigen Charakter annimmt, denn dort verschwindet der Fluss in einer engen Felsenspalte, in ähnlicher Weise wie der Apurimac unterhalb der Brücke. Wenn man den Bergabhang bis zu einer Höhe von etwa 1000 Fuss erstiegen hat, gelangt man zu einer Mulde, deren ziemlich abschüssige Felder wie das Thal mit Zuckerrohr bepflanzt sind. Inmitten derselben liegt die Hacienda Auquibamba, Eigentum eines Italieners Martinelli, den ich später auf einem anderen Gute an der Laguna von Andahuailas kennen lernte. Von hier ab steigt der Weg langsam und gleichmässig und wird nur zuletzt, wo er sich einem Passe nähert, etwas steiler. Dieser Übergang über die linksseitige Thalwand des Pachachaca heisst Abra de Cochacajas, ein grasbewachsener Bergsattel mit einem kleinen binsenumwachsenen, von Wasservögeln belebten Teich oder Weiher. Von hier aus sieht man bereits auf einer abschüssigen Ebene die Ortschaft Huancarama, wo ich die Nacht zubringen wollte. Gegen Sonnenuntergang langte ich daselbst an und fand ein freundliches Dorf, wo an regelmässig angelegten Strassen Obstgärten und Kleefelder mit Gehöften abwechselten. Ich stieg am Hause des Gobernadors oder Ortsvorstandes ab, und als ich diesem den offenen Brief des Präfekten von Abancay gezeigt hatte, behandelte mich der gute Mann mit einer Unterwürfigkeit, die mich fast peinlich berührte. Man konnte daraus entnehmen, in welcher Furcht diese Leute vor ihren Vorgesetzten leben, und überhaupt vor allem, was zur Regierung gehört.

Vom Passe Cochacajas an ändert sich der Charakter der Landschaft. Die Thäler sind weniger tief eingeschnitten und die sie trennenden Bergzüge weniger hoch. Es wächst daselbst kein Zuckerrohr mehr, desto besser gedeiht dagegen Mais, Weizen, Klee und alle Arten von Gemüse. Diese kühleren Hochthäler werden in der alten Landessprache Keshua genannt oder nach der früheren Aussprache Ketschua, und dieselben Namen führten auch ihre Bewohner. Diese Ketschuas bewohnten also das hügelige Hochland zwischen den Flüssen Pachachaca oder Abancay und Pampas. Sie waren seit alter Zeit Verbündete und treue Freunde der Inkas, die auch ihre Sprache annahmen und später zur Staatssprache ihres Reiches erhoben. Die urprüngliche Sprache der

Inkas war ein Dialekt des Aimaràs, der wegen seiner Rauheit und der Schwierigkeit seiner Aussprache sich zur Einführung bei den unterworfenen Völkerschaften nicht eignete.

Am Morgen des 12. verliess ich Huancarama bei Zeiten, ritt wieder bergauf und erreichte um 9 Uhr auf der Höhe des Thalrandes die Abra de Curamba. Hier traten am Wege wieder Kalkfelsen zu Tage statt des vulkanischen Gesteins in den Thälern der Apurimacs und Pachachacas. Die Abra de Curamba ist eine rasenbewachsene Einsenkung wie die von Cochacajas. Links am Wege sieht man Mauerreste einer alten Ortschaft, rechts am Rande der Thalwand die Ruinen eines allein stehenden kleinen Tempels mit zwei gemauerten Terrassen und einer Freitreppe nach dem Platze. Von der Höhe von Curamba reitet man $2^1/_2$ Stunden auf einem guten und bequemen Wege in das enge und wenig bewohnte Thal von Pincus hinab, überschreitet einen kleinen Fluss und beginnt sogleich wieder zu steigen bis zur Abra de Cumu Huillca ($1^1/_2$ Stunden). Hierauf folgt ein kürzerer Abstieg bis zur Hacienda Argama, die in einer mässigen Erweiterung eines engen Thales liegt. Während das Thal von Pincus fast menschenleer war, sah man hier zahlreiche Hütten und Häusergruppen, auf den Weiden viel Vieh. Ich fand das Thor der Hacienda offen, aber niemand im Gehöft. Erst spät erschien eine alte braune Kuhmagd, die einzige Bewohnerin, denn die Eigentümer des Gutes lebten in Andahuailas.

Von Argama nach Andahuailas sind nur fünf Leguas. Die Bodenerhebung, die man zu übersteigen hat und deren höchster Punkt Abra de tres cruces heisst, ist nur unbedeutend, allein trotz der geringen Höhe ist die Gegend ziemlich öde. Ebenso allmählich wie der Aufstieg ist der Abstieg, bei welchem sich ein weiter Blick in das Thal von Andahuailas öffnet, ein reiches und fruchtbares Thal, wiewohl zur Zeit der Anblick der eben abgeernteten Felder nicht vorteilhaft war. Man kommt nach San Gerónimo, einem kleinen Ort, aber immerhin ansehnlicher als Abancay. Der Hauptort der Provinz ist das eine halbe Legua weiter thalabwärts gelegene Andahuailas (2400 Einwohner), woselbst ich bald nach Mittag eintraf. Ich stieg vor dem Hause des Subpräfekten ab, zeigte ihm jedoch nicht den Brief des Präfekten von Abancay, da ich ihm eine Empfehlung des Herrn Antonio Ocampo von Curahuasi brachte. Der Subpräfekt Ignacio Samanès war ein Schwager Ocampos und einer der begütertsten Leute der Provinz. Er wohnte in einem grossen und bequemen Hause, empfing mich sehr freundlich und stellte mir zwei ganz wohnliche Zimmer zur Verfügung. Unter den Schülern aus Kusko, die ich in Curahuasi antraf, waren auch zwei Söhne

Andahuailas. S. 540.

Der See von Argama. S. 547

des Señor Samanès, die vor mir im elterlichen Hause angekommen waren und mich als Bekannten begrüssten.

Andahuailas, das Pampasthal, Huillcas-Huaman.

Abends bei Tische schlug der Subpräfekt seinen Kindern vor, am nächsten Tage einen Ausflug nach der benachbarten Laguna von Argama zu reiten, ihr Glück auf der Entenjagd zu versuchen und bei der Gelegenheit ihrer dort lebenden Tante einen Besuch abzustatten. Diese war mit dem Italiener Martinelli, dem Herrn von Auquibamba verheiratet, und gleich der Gattin des Herrn Samanès, eine Schwester Ocampos. Man lud mich ein, an diesem Ausflug teilzunehmen und den schönen See kennen zu lernen, was ich gern annahm, da ich die Pferde, mit denen ich gekommen war, nach Abancay zurückschicken musste und bisher noch keine neue zur Weiterreise gefunden hatte. Der Subpräfekt liess mir eines seiner besten Pferde satteln, dessen Zügelung nach den abgetriebenen und trägen Mähren, die ich in der letzten Zeit hatte reiten müssen, mir ganz ungewohnt war und viel zu schaffen machte. Die Laguna de Argama liegt ungefähr zwei Leguas seitlich vom Wege, auf dem ich Tags zuvor gekommen war: ein schöner See mit krystallhellem Wasser, etwa zwei Leguas lang und eine breit, mit grünen Uferbergen und Schilfdickichten, in denen Schwärme von Wasservögeln wohnen: Zahllose Enten, Tacamis, kleine Wasserhühner, Reiher, Huallatas und manche andere Arten. In einem geschützten Winkel liegt die Hacienda des Herrn Martinelli, dessen Gattin von dem Besuch ihrer Verwandten benachrichtigt und so erfreut war, wie sich nur jemand, der in beständiger Abgeschlossenheit und Einsamkeit lebt, freuen kann. Übrigens war ihr Haus mit derselben Bequemlichkeit und Eleganz eingerichtet wie das des Doktor Letona in Illanga. Abends liess sie eine überreiche Mahlzeit auftragen, die aber einigen von der Gesellschaft übel bekam. Jemand bemerkte an der Suppe einen sonderbaren Geschmack, und gleich darauf fischte ein anderer Zündhölzchen mit Phosphorköpfen aus seinem Teller. In der Nacht traten darauf bei mehreren der Tischgenossen Verdauungsstörungen auf, hatten aber bei keinem ernstliche Folgen.

Am Nachmittag des folgenden Tages ritten wir wieder nach Andahuailas zurück, und auf meine Bitte schickte der Subpräfekt einen Boten nach Talavera, einem Vororte der Stadt, wo viele Arrieros wohnen, um Tiere für mich suchen zu lassen. Der Mann blieb lange aus, kam aber endlich spät abends mit der Nachricht zurück, dass es ihm nach vielem

Suchen gelungen sei, zwei ziemlich gute Maultiere zu finden, und, fügte er mit einem Blick auf mich hinzu, der Herr mag ruhig sein, die Treiber sind ehrliche Leute. Der Subpräfekt erklärte mir diesen Zusatz durch die Bemerkung, die Leute von Talavera seien in der Gegend ziemlich übel berufen. Zunächst bewies der Arriero, dass er pünktlich sei, denn am nächsten Morgen war er zur versprochenen Zeit zur Stelle, der Kontrakt mit ihm wurde in Gegenwart des Subpräfekten gemacht und um 8 Uhr ritt ich von Andahuailas ab.

Ich verliess nun wieder die gesegneten Fluren des Hügellandes, denn der Weg nach Ayacucho, den ich vor mir hatte, führt durch hohe, öde und einsame Gegenden, die nur durch das Thal des Pampas unterbrochen werden. Ich hatte gehört, und mein Arriero bestätigte es, dass in unmittelbarer Nähe der Strasse sich nirgends menschliche Wohnungen fänden. Ich suchte daher für die erste Nacht ein Obdach seitlich vom Hauptwege in dem Weiler Taramba, der schon in ziemlicher Höhe an den Bergen liegt. Mein Quartier nahm ich wieder beim Gobernador, den ich schon in Andahuailas im Hause des Subpräfekten gesehen hatte. Ich fand gastliche Aufnahme, d. h. man wies mir einen kleinen Winkel unter einem nach drei Seiten offenen Schutzdach an, wo ich mein Lager aufschlagen konnte. Alle verfügbaren Räume der kleinen Behausung lagen voll von den Vorräten der eben eingebrachten Ernte: Haufen von Maiskolben, Kürbissen, Kartoffeln und spanischem Pfeffer. Auf dem grasbewachsenen Hof vor dem Hause lagerten sich die Kühe, die abends von der Weide zurückkamen und stöhnten die ganze Nacht, beschwert von dem am Tage im Übermass verzehrten Futter. Die Bewohner des kleinen Ortes lebten alle von Viehzucht, und am Morgen brachte mir eine der Töchter meines Wirtes einen Topf voll frischer Milch, die mit reinen Händen vom gut gewaschenen Euter gemolken war, denn sie schmeckte so rein wie sie aussah.

Um nicht wieder zum Hauptweg zurückkehren zu müssen, gab mir der Gobernador am Morgen einen indianischen Jungen als Führer mit. Wir ritten immerfort bergauf, bis wir nach 4 Stunden auf dem höchsten Punkte der Puna ankamen. Der Ort heisst Saihua Pata — Platz der Grenzsteine — und die darum liegende Gegend wird nach einem kleinen See Kellhua-Kocha — der Mövensee — genannt. Übrigens waren auf dem Weiher keine Möven zu sehen, sondern nur Schwärme schwarzgrüner, langschnabliger Yanahuicos. Saihua Pata ist der höchste Punkt des ganzen Weges zwischen Kusko und Ayacucho (4350 Meter), und von hier aus überblickt man die ganze Kette der Cordillera oriental,

ein grossartiges Panorama von Schneegipfeln, die nun bald dem Blicke entzogen und nicht wieder gesehen werden. Von Kellhua-kocha beginnt der Weg sich wieder allmählich zu senken, aber die Gegend bleibt noch lange kahl, nur mit dem groben Punagras bewachsen, bis man in die Schlucht Sacsahuasi kommt, wo wieder einige Büsche erscheinen. Sie mehren sich bald, dann folgen kleine Dickichte von Kinuarbäumen und einzeln stehende Kisuar-Stämme nebst Hecken von rotblühenden Mutisien. Hier trafen wir wieder den Hauptweg und ruhten am Ufer eines klaren Baches. Dann ritten wir eine Stunde lang weiter bergab und stiegen links auf eine grasbewachsene Höhe, von wo aus sich plötzlich der Blick in das Thal des Pampas öffnete, dessen zerklüftete linksseitige Thalwand, vom Dufte der Ferne umflossen, ein landschaftliches Bild von überraschender Schönheit abschloss. Am Fusse der Höhe, auf welcher wir einige Augenblicke hielten, lag eingebettet wie in einem Neste der Ort Chincheros, mein Reiseziel für diesen Tag, zu welchem wir alsbald hinabstiegen. Ich fragte wieder nach dem Gobernador und zeigte ihm den Brief des Präfekten. Er konnte mich selbst nicht beherbergen, da in seinem Hause gebaut wurde, führte mich also zur Wohnung des Pfarrers. Ich glaubte, das Zimmer, das man mir anwies, sei für mich allein bestimmt, als es jedoch dunkel wurde, kam nicht bloss der Cura selbst, sondern nach und nach seine ganze Familie, bestehend aus einer Frau und fünf Kindern, die sich nebst einem Hunde am Boden um das Bett ihres Vaters auf Matratzen und Schaffellen lagerten. Auch mein Arriero brachte die Nacht in Gesellschaft zu. Er wurde im Gefängnis einquartiert, wo zwei Cholos wegen Diebstahls im Block steckten.

Die Lage des Orts Chincheros in einem kurzen Nebenthale des Pampas gleicht ganz der von Tarahuasi im Thalgrunde des Bermejo, nur dass die Berge am Apurimac höher und felsiger, der ganze Charakter der Landschaft wilder ist. Die Erweiterung des Thals um Chincheros geht bald in eine schluchtartige Enge über, daher der Weg die Seite des kleinen Flusses verlässt und nach rechts die Bergwand erklimmt, wo er auf bewaldeten Vorbergen hinläuft, bis er durch ein anderes Nebenthal hinabsteigt und am Ufer des Pampas ankommt. Der Pampas ist wasserreicher als der Pachachaca, steht aber dem Apurimac bedeutend nach, doch ist sein Thal geräumiger und das breite Kiesbett, durch welches sich seine Arme schlängeln, zeigt, dass er in der Regenzeit stark zunimmt. Das Thal ist heiss und trocken und fast nirgends angebaut, doch sind die Wände nicht kahl, sondern mit Patibäumen, Huarangos, Algorrobos und Pfefferbäumen dünn be-

standen. In der Nähe des Flusses trifft man ausgedehnte Dickichte von stachlichen, dicklappigen Kakteen (Opuntien). In diesem Thale reitet man auf bald steigendem, bald sich senkendem Wege drei Stunden weiter, worauf man zu einer Brücke kommt. Diese Brücke überspannt den Fluss an einer Stelle, wo er in einem tiefen Kanal zwischen Wänden von senkrechten Konglomeratfelsen läuft: eine Weidenseilbrücke nach alter Art, deren Widerlager etwa 70 Fuss über dem Thalboden liegen mögen, während der mittlere Teil 15 Fuss tiefer hängt. Es wehte ein heftiger Wind und die Brücke schwankte stark. An der gegenüberliegenden Seite, unter einem überhängenden Felsen, stand das Häuschen des Brückenhüters (Puentero). Mein Arriero rief hinüber und forderte ihn auf, uns beim Übergange behilflich zu sein, allein der Mann war nicht zur Stelle. Die vorsichtigen Maultiere wurden angesichts der schwingenden Brücke misstrauisch und störrisch und wollten sich nicht auf die gefährliche Bahn wagen. Mein Treiber wusste keinen Rat, als am Rande zu bleiben und zu warten, bis sich der Wind gelegt haben würde. Glücklicherweise hatte ich in Chincheros einen Führer angenommen, der mir am nächsten Tage den Weg nach Huillcas Huaman zeigen sollte; dieser Mann kannte die Brücke und schien auch mit der Behandlung der Maultiere besser Bescheid zu wissen. Er lud das Gepäck ab und trug es hinüber; dann gelang es ihm, mit vielem Zureden eines der Maultiere auf die Brücke zu bringen, und damit ist allemal der Übergang gewonnen, denn das Umkehren erschreckt die Tiere mehr als das Vorwärtsgehen. Das andere Maultier jedoch sträubte und stemmte sich und war nicht von der Stelle zu bringen. In dieser Verlegenheit kamen zwei andere Reisende mit Pferden, welche die Brücke ohne Zaudern betraten, und dem zweiten folgte zu meiner grossen Verwunderung und Erleichterung auch mein widerspenstiges Maultier. Die Maultiere folgen gewöhnlich Pferdestuten, nicht weiblichen Tieren ihrer Art oder Eselinnen, daher auch stets vor einem Zuge beladener Tiere eine Stute hergeht, welche die Madrina — Patenmutter — genannt wird.

Der Thalboden besteht aus einer festen Alluvialmasse, aus welcher der Fluss seinen tiefen Kanal herausgespült hat. In der senkrechten linksseitigen Wand findet sich unweit der Brücke eine enge Spalte, die zu beiden Seiten etwas ausgehöhlt ist, wodurch man den nötigen Raum für einen schraubenartig gewundenen Weg gewonnen hat, auf welchem man auf eine etwa 300 Fuss über dem Flussbette gelegene Ebene gelangt, eine wasserlose, ausgetrocknete Fläche von Lehmboden, dünn bestanden mit staubigen, halbvertrockneten Huarangos und Algorrobos.

Brücke über den Pampas. S. 550.

Nur die Kaktusstauden, die in der Trockenheit gedeihen, hatten ihr helles Grün bewahrt. In dieser Ebene, Ninabamba — das Feuerfeld — genannt, ritten wir bis gegen Sonnenuntergang und suchten vergeblich nach einem passenden Platze für ein Nachtlager. Endlich bemerkte ich an der Bergwand eine flache Einsenkung, wo das Laub der Bäume dichter und frischer aussah und schloss daraus, dass dort Wasser sein müsse. Wir lenkten unsere Tiere dahin und diese zeigten sich auch auf einmal sehr willig. In der That kamen wir zu frischem Rasen, weiter hinauf wurde dieser feucht und endlich sickerte ein kaum merkliches Bächlein unter den Grashalmen, das am Fusse eines Felsens zu Tage trat. Dort stand auch in einer kleinen Lichtung eine halb zerfallene Rohrhütte und damit hatten wir alles, was wir brauchten: Futter für die Tiere, ein Obdach für uns, Wasser zum Trinken und so viel Brennholz als wir wollten, um durch ein lebhaftes Feuer die Moskitos zu verscheuchen. Diese unbedeutenden und gleichgiltigen Umstände führe ich an aus einem Gefühle dankbarer Erinnerung an einen der zufriedensten und glücklichsten Abende, die ich je verlebt habe, und als ein Beispiel, wie wenig der Mensch zu seinem Glück und seiner Zufriedenheit im Grunde bedarf. Ich war müde und konnte mich auf einer Rohrbank ausruhen, war sehr durstig und fand eine Quelle, um mich zu laben; es schien mir, als habe ich nie etwas so Schmackhaftes gekostet als das Stück Fleisch, das ich mir selbst auf heissen Steinen am Feuer gebraten hatte. Dazu der schöne Blick auf das Thal, die weiche Luft, so angenehm kühl nach der Hitze des Tages, die Stille der Nacht, kaum unterbrochen durch das kosende Zwitschern kleiner Vögel im Gebüsch, der klare Sternhimmel, das wohlthuende Gefühl der Einsamkeit, ungestört durch Argwohn oder Besorgnis vor Gefahr. Allein wie man so selten im Leben etwas zu geniessen bekommt, ohne auf irgend eine Weise dafür bezahlen zu müssen, so auch hier. Die ambrosische Nacht, die ich in der Hütte im Thale des Pampas zubrachte, liess in mir den Keim eines Fiebers, das mich acht Tage später in Ayacucho befiel.

Bei der Brücke hatte ich die Poststrasse, die über die Orte Ocros und Matarà nach Ayacucho führt, verlassen, um das seitlich vom Wege in der Provinz Cangallo gelegene Dorf Huillcas Huaman zu besuchen, woselbst sich interessante Ruinen alter Inkabauten befinden. Zu diesem Ende musste ich zunächst die steile Thalwand des Pampas ersteigen. Ich brach also am Morgen bei Zeiten von dem Platze auf, wo ich biwakiert hatte — er hiess, wie ich später erfuhr, Quebradita del Calabacero — das Thälchen des Kürbispflanzers — und erreichte nach

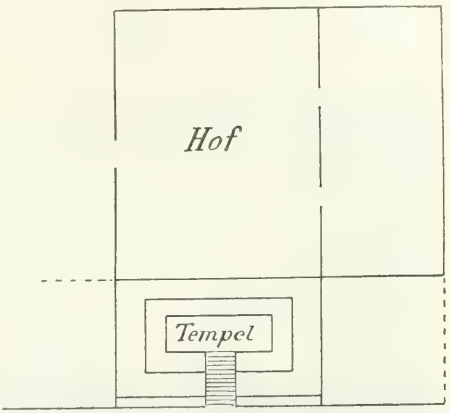
einem beschwerlichen, heissen Ritt auf einem wenig betretenen Pfade noch vor Mittag die Höhe, stieg dann wieder hinab und gelangte zu dem kleinen Orte Concepcion. Von diesem in einem linksseitigen Nebenthale des Pampas gelegenen Dorfe sah man deutlich an der anderen Seite den Ort Chincheros, wo ich am Tage zuvor die Nacht zugebracht hatte. Die gerade Entfernung zwischen beiden Punkten betrug, wie man mir sagte, bloss fünf Leguas, aber der Umweg über die Brücke liess sich nicht vermeiden, denn eine Furt des Flusses, die nur bei ganz niedrigem Wasserstande durchritten werden kann, war zur Zeit für Saumtiere nicht gangbar. Von Concepcion ritt ich noch bis zu einer einsam in den Bergen gelegenen Hacienda Pacamarca, wo ich ziemlich früh ankam, aber bleiben musste, denn am Himmel zogen drohende Wolken auf und weiter oben würde ich kein schützendes Dach mehr angetroffen haben. Der Besitzer war abwesend und kam später mit einigen Gästen nach Hause. Die ganze Gesellschaft war vollständig betrunken und sehr lästig, indessen gelang es mir, mich unbemerkt aus ihrer Mitte zu schleichen und mein Lager in einer alten verfallenen, thürlosen Kapelle herzurichten, wo ich in Gesellschaft von Hühnern, einer Kuh mit ihrem Kalbe und ein paar Ziegen übrigens die Nacht ganz leidlich zubrachte. Ich hatte mich kaum in meine Decken eingewickelt, als ein heftiger Regen auf das alte Dach prasselte, der die halbe Nacht anhielt. Am nächsten Morgen brauchte ich mich von niemandem zu verabschieden, denn der Gutsbesitzer und seine Zechgenossen hatten ihren Rausch noch nicht ausgeschlafen. Der Boden war zerweicht, der Weg schlüpfrig und die Tiere glitten oft aus, aber die vom Regen erfrischte Landschaft war anmutig, wenigstens anfangs, denn bald hob sich der Weg wieder auf einen baumlosen Bergrücken, den man bei einem Passe, Einan Kasa, überschreitet, worauf sich der Pfad wieder senkt und man nach einem Ritte von vier Stunden in Huillcas Huaman ankommt.

Der Ort liegt auf einer ebenen Fläche, ziemlich hoch am sanft abfallenden Abhang eines schönen Thals, durch welches der Pumakocha, ein Nebenfluss des Pampas strömt: gegenwärtig ein Dorf von ärmlichen Häusern und Hütten, aber einst einer der wichtigsten Militärposten der Inkas wie Huánuco viejo. Er galt für den Mittelpunkt des Reichs, indem die Entfernung von hier bis Quito ungefähr für ebenso gross gehalten wurde als der Abstand bis zur südlichen Grenze in Chile. Aber auch damals war Huillcas Huaman keine volkreiche Stadt, denn für eine solche fehlt hier der Raum, sondern bestand nur aus einer Anzahl von Staatsgebäuden, einem Sonnentempel nebst Kloster von

Kirche in Huillcas Huaman. S. 553.

Tempel in Huillcas-huaman. S. 553.

Sonnenjungfrauen, einem Palast für den König, weitläufigen Kasernen und Vorratshäusern für Waffen, Kleidungsstücke und Proviant, deren nach Angabe Ciezas sich 700 daselbst befunden haben sollen. Von diesen turmartigen Magazinen, die in Reihen am Bergabhang standen wie in Huánuco und die Cieza noch gesehen hatte, ist jetzt nichts mehr übrig. Der Tempel bestand aus einer von zwei terrassenartigen Stufen getragenen rechteckigen Plattform, zu welcher durch ein am Platze gelegenes Thor eine Treppe hinaufführt. Diese Treppe unterscheidet sich also von anderen Freitreppen dadurch, dass ihr Anfang unter einem bedeckten Thorweg war, der grösste Teil der Stufen lag jedoch frei an der Aussenseite der Pyramide. Die Mauern bestehen aus fein gefügten Trachytblöcken, die an einem benachbarten Berge gebrochen wurden; das Gestein in der unmittelbaren Umgebung von Huillcas ist der gewöhnliche Kalk. Hinter dem Tempel befindet sich ein 50 Schritt langer und 40 Schritt breiter Hof — jetzt Kleefeld —, an dessen einer Längsseite sich fein gefügte, von Thüren durchbrochene Mauern erheben, die Reste eines Gebäudes, das bis an den Tempel reichte. Der Palast des Königs lag auf einer Stufe oder Bodenerhebung am Platze, da wo jetzt die Kirche steht, welche zum Teil auf alten Mauern erbaut ist. Vor der Kirche zieht sich eine Terrasse hin, die von einer durch blinde Thore oder Wandnischen unterbrochenen Mauer gestützt wird und wahrscheinlich in alter Zeit ein Garten war.



Grundriss des Tempels.

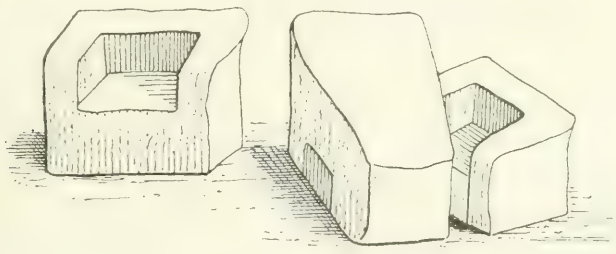
Huillcas Huaman lag im Gebiete der Chancas, einer kriegerischen Völkerschaft, die in beständiger Zwietracht mit ihren Nachbarn, den Ketschuas, lebten und deren Unterwerfung den Inkas nicht leicht wurde. Erst nach dem bereits erwähnten grossen Aufstande derselben unter dem Häuptling Hanco Huallu, bei welchem die Stadt Kusko in grosse Gefahr geriet, scheint ihr Widerstand gänzlich gebrochen worden zu sein. Ein Teil der Chancas wanderte damals aus und liess sich am Ostabhang der Andes in der Gegend von Moyobamba nieder. Nach

Garcilaso und Cieza verliessen sie ihre Wohnsitze aus freien Stücken unter ihrem tapferen Führer Hanco Huallu; nach der Angabe Balboas entfernten sie sich bei Nacht heimlich von dem Lager des Inkaheeres in Huaraz, um sich einem verräterischen Anschlage zu entziehen, nach welchem sie auf Befehl des Königs umzingelt und niedergemacht werden sollten. Wie dem auch sei, die Inkas errichteten, um sich fernerhin ihres Gehorsams zu versichern, ein befestigtes Lager mit einer starken Besatzung und daraus wurde später die Militärkolonie mit den grossen, oben beschriebenen öffentlichen Gebäuden.

Ruinen hinter dem Tempel.

Wiewohl die Provinz Cangallo, in welcher Huillcas Huaman liegt, nicht mehr zum Departement Apurimac gehört, sondern zu Ayacucho, so liess ich mich doch zum Hause des Ortsvorstands führen und zeigte ihm den Brief des Präfekten von Abancay. Er las denselben nicht, vermutlich weil er nicht zu lesen verstand, aber beim Anblick des Präfektursiegels nahm er seinen Hut ab und begleitete mich zur Casa del Cabildo, dem Gemeindehause, und befahl, mir eine Mahlzeit zu bereiten. Während ich auf diese wartete, hatte ich Musse mehrere alte Steinsessel zu betrachten, die in den Ruinen gefunden worden sind und dort aufbewahrt werden. Es sind roh aus Trachyt gehauene Lehnstühle

zur Seite eines Blockes aus demselben Stein, der als Tisch diente. Nach einiger Zeit trug man mir auf diesem Stein einen frugalen Chupe auf, und, um die Speisen zu verzehren, einen hölzernen Löffel und ein grosses Schlachtmesser. Ich liess daher durch meinen Führer aus meinem Gepäcksack mein Besteck holen, welches von der um mich versammelten Dorfjugend mit grosser Neugier betrachtet wurde. Als ich darauf meine photographischen Aufnahmen machte, wurde meine Begleitung immer zahlreicher, bis zuletzt die halbe Ortsbevölkerung hinter mir herzog. Alle diese Leute waren keine Indianer, sondern wie die Bewohner der Provinz Andahuailas Cholos oder Mestizen mit vorwiegend weissem Blut, sprachen aber dessen ungeachtet die Inkasprache.



Steinsessel in Huillcas Huaman.

Da es noch früh am Nachmittage war, als ich meine Arbeiten beendigt hatte, so hoffte ich noch vor Sonnenuntergang Huischongos erreichen zu können, und von dort am folgenden Tage Ayacucho. Wir ritten also hinunter in das Thal, überschritten den Fluss auf einer Brücke und kamen nach einer Stunde zur Hacienda Pumakocha, nach welcher entweder der Fluss benannt ist, oder das Gut nach dem Flusse. Dieses Gut, das früher den Jesuiten gehörte, ist gebaut wie ein Kloster und mit einer hohen Mauer umgeben. Nachdem wir darauf noch eine Strecke am Ufer des Flusses weiter geritten waren, hörte der Weg auf, und der Führer, den ich von Chincheros mitgebracht hatte, erklärte, er habe sich geirrt, wir müssten auf die andere Seite übersetzen. Allein der Übergang an dieser Stelle war nicht möglich, denn das Wasser war tief und der Boden voll von grossen glatten Steinen. In meinem Unmute machte ich dem Führer ziemlich heftige Vorwürfe, welche dieser ruhig hinnahm, allein als ich bald darauf mich nach ihm umsah, war er verschwunden. Wir mussten uns daher einen anderen Weg suchen, ritten nach Pumakocha zurück und erhielten daselbst den gewünschten

Bescheid. Wir blieben auf der rechten Seite des Flusses und ritten zwischen Gehöften und Feldern die sanft abfallende Thalseite hinauf bis zum Fusse des steileren Anstiegs. Dort hielten wir an einer der letzten Hütten, Chinchispata genannt, wo wir Nachtlager und Futter für unsere Tiere fanden.

Ich schlug dem Besitzer der Hütte vor, mich am nächsten Tage als Führer nach Ayacucho zu begleiten, was er zwar gern gethan hätte, aber ablehnen musste, da er mit seiner Maisernte beschäftigt war. Gegen eine entsprechende Vergütung jedoch brachte er mir noch am selben Abend einen jungen Burschen, der sich bereit erklärte, mir als Wegweiser zu dienen und am Morgen vor Sonnenaufgang zur Stelle zu sein. Auch hielt er wirklich Wort und um 6 Uhr befanden wir uns bereits im Sattel. Es war ein prachtvoller Tag, aber zugleich der mühseligste meiner sämtlichen Reisen. Die Entfernung zwischen Huillcas Huaman und Ayacucho wird freilich nur zu 14 Leguas angegeben, aber die Leguas sind lang und mein Maultier war müde; schon in Chincheros hatte ich bemerkt, dass es von seiner letzten Reise nicht gehörig ausgeruht war. Wir ritten mit nur einer Stunde Unterbrechung von morgens 6 Uhr bis abends nach 10 Uhr und fanden uns trotzdem am folgenden Morgen noch drei Leguas von Ayacucho entfernt. Der Weg erklimmt zuerst die Thalwand, was eine Stunde in Anspruch nahm, denn sie ist hoch und steil. Noch ehe man die Höhe erreicht, bemerkt man, dass die Kalkfelsen verschwunden und von Trachyt überlagert sind. Die Hochebene, über welche sodann der Pfad führt, besteht überall aus vulkanischem Tuff, ist trocken, öde und spärlich mit kurzem Gras bewachsen, ohne Baum oder Strauch, in der Ferne von sanft ansteigenden Höhen begrenzt. Sie senkt sich ganz allmählich, bis man endlich zum Rande eines Flusses gelangt, desselben Pumakocha, dessen Thal man am Morgen verlassen hat, und der hier einen grossen Bogen beschreibt. Sobald man den Fluss überschritten hat, was hier ohne Schwierigkeit geschieht, steigt der Weg von neuem stundenlang ohne Unterbrechung bis zum Übergang eines Höhenzuges, einer sogenannten Apacheta. Diesen Pass erreichten wir gleich nach Sonnenuntergang. Der Abstieg ist steiler, der Weg uneben und felsig, aber mein Maultier, obgleich müde, trat in der Nacht doch sicher. Auch dauerte die Dunkelheit nicht lange, denn der Mond ging auf und der Himmel war wolkenlos. Wir ritten also in seinem Lichte weiter und gelangten nach zwei Stunden in eine Gegend, wo einst in der Zeit der Bürgerkriege zwischen den spanischen Eroberern ein entscheidender Kampf stattfand: die Ebene von Chupas, wo der junge Diego de Almagro von den König-

lichen Truppen unter dem Statthalter Cristobal Vaca de Castro geschlagen wurde (16. September 1542).

Es wurde früher erzählt, wie Diego de Almagro, der Vater, von Hernando Pizarro bei den Salinen in der Nähe von Kusko besiegt, gefangen genommen, als Rebell gegen den König zum Tode verurteilt und enthauptet wurde (1538). Seine Anhänger, ihrer Güter beraubt und ohne Aussicht auf Beförderung, scharten sich um seinen Sohn, den jungen Diego, und da sie nicht ohne Grund den Statthalter Francisco Pizarro als den eigentlichen Urheber des Todes ihres Generals betrachteten, so verschworen sie sich, an diesem Rache zu nehmen und ermordeten ihn in seinem Palaste zu Lima am 26. Juni 1541. Das Haupt der Verschwörung war Juan de Herrada, der junge Almagro mochte darum gewusst haben, hatte aber keinen Teil an der Ausführung. Nach dem Tode Pizarros wurde er von Herrada und seinen Anhängern unter Berufung auf das Testament des älteren Almagro, welcher seinen Sohn zum Erben einsetzte, zum Statthalter von Peru erklärt, nahm Besitz von der Hauptstadt, und mehrere seiner Parteigenossen wurden in die Provinzen geschickt, um deren Anschluss an die neue Ordnung der Dinge zu bewirken. Unter diesen Umständen kam ein Beamter der Krone, Cristobal Vaca de Castro in Peru an, welcher abgesandt war, um dem Statthalter Pizarro als richterlicher Beistand zu dienen, und im Falle seines Ablebens sein Nachfolger zu sein. Vaca de Castro fand eine grosse Zahl der in Peru lebenden Spanier in offener Empörung gegen die Krone und einen ansehnlichen Teil des Landes in deren Gewalt. Obgleich nicht Berufssoldat, zeigte er doch die Befähigung, jedenfalls die erforderliche Energie zur Leitung militärischer Unternehmungen. Er schlichtete die eifersüchtige Uneinigkeit zwischen seinen zwei besten Offizieren Holguin und Alvarado, indem er persönlich den Oberbefehl über die Regierungstruppen übernahm, würdigte die Rechtfertigungsschrift, in welcher der junge Almagro seine Handlungsweise zu verteidigen suchte, keiner Antwort, sondern zog mit seinen Streitkräften, 700 Mann an der Zahl, von Lima aus ins Hochland, wo sich die Aufständischen in Kusko gesammelt hatten. Almagro hatte weniger Truppen als Vaca de Castro, aber seine Leute waren besser bewaffnet, auch verfügte er über weniger Reiter als sein Gegner, doch waren seine Pferde in besserem Stande. Seine Stärke bestand in einer Batterie von 14 Geschützen, die er in Kusko hatte giessen lassen, unter Leitung des Griechen Pedro de Candia, eines der dreizehn Gefährten, die bei Francisco Pizarro auf der Insel Gallo ausharrten.

Der Zusammenstoss erfolgte am 16. September 1542 auf der Ebene

von Chupas. Die Schlacht begann nur eine Stunde vor Sonnenuntergang und endigte nach längerem Schwanken, als schon die Nacht hereingebrochen war, mit einer vollständigen Niederlage der Aufständischen. Die Artillerie, von der Almagro sich viel versprochen hatte, entsprach nicht seinen Erwartungen. Pedro de Candia soll mit Vaca de Castro in geheimen Unterhandlungen gestanden haben. In der Schlacht liess er die Kanonen zu hoch richten, sodass die meisten Kugeln über die Köpfe der Angreifer hinwegflogen. Almagro bemerkte dies und schöpfte Verdacht auf Verrat. Er sprengte auf den Griechen zu und nach einem kurzen Wortwechsel stiess er ihm den Degen durch den Leib. Er richtete dann selbst die Geschütze und mit guter Wirkung, allein es war zu spät. Die Batterie wurde gleich darauf erobert durch den alten Francisco de Carbajal, der bei dieser Gelegenheit zum ersten Male genannt wurde und später als General Gonzalo Pizarros eine so unheimliche Berühmtheit erlangte. Mit welcher Erbitterung gekämpft wurde, zeigte die Zahl der Toten, die zwischen 300 und 500 angegeben wird, sodass also nach den einen ein Viertel, nach anderen fünf Zwölftel aller Streiter tot auf dem Platze blieb. Wohl die Hälfte der überlebenden Almagristen wurde gefangen genommen und vierzig derselben in Huamanga hingerichtet.

Der junge Almagro floh nach Kusko, wo er sogleich von seinen eigenen Anhängern ergriffen und nach Vaca de Castros Ankunft an diesen ausgeliefert wurde. Wiewohl unter den Richtern sich manche Stimmen zu Gunsten dieses unglücklichen jungen Mannes erhoben, so konnte ihm doch als Haupt der Rebellen das Leben nicht geschenkt werden. Auf dem Platze in Kusko, wo einige Jahre zuvor sein Vater gestorben war, wurde auch er enthauptet und auf seinen Wunsch in der Mercedarier-Kirche an der Seite seines Vaters bestattet. Der junge Almagro war erst 24 Jahre alt, als er starb. Seine Mutter war eine Indianerin aus Panamà, allein er hatte den Charakter seines Vaters mit seinen guten und schlechten Eigenschaften geerbt. Er war tapfer und mutig bis zur Verwegenheit, freimütig, offenherzig, wohlwollend, freigebig und daher allgemein beliebt. Daneben aber war er ehrgeizig, leidenschaftlich, unbesonnen und bei geringer Einsicht üblen Ratschlägen und Einflüsterungen allzu zugänglich, und dies waren die Ursachen seines Unterganges.

Das Schlachtfeld von Chupas führt seinen Namen von einer in der Gegend gelegenen Hacienda, wo ich beabsichtigt hatte, zu übernachten. Da dieses Gehöft jedoch in einiger Entfernung seitlich von der Strasse liegt, und mein Führer den Weg dahin nicht kannte, so mussten wir

weiter reiten, bis wir endlich zu einem einsamen Hause kamen, dessen Thür uns nach einigem Pochen von einem jungen indianischen Weibe geöffnet wurde. Sie konnte uns zwar nichts zu essen geben, zündete uns aber auf dem Herde ein Feuer an, an welchem wir uns Wasser zum Thee kochten. Da ich am folgenden Tage nur eine kurze Strecke zurückzulegen hatte, so beeilte ich mich nicht mit dem Aufbruch, sondern gönnte meinen von dem langen Ritte schmerzenden Gliedern längere Ruhe als gewöhnlich. Das Haus, wo wir die Nacht zugebracht hatten, stand im Thale Lambras-huaiko, in welchem wir eine Stunde lang hinritten, worauf der Weg sich an der linken Thalwand hebt und auf eine kahle Höhe führt. Dort vereinigt sich der Weg, der von Ica und von der Küste kommt mit der Strasse von Kusko, und bald darauf erblickt man in der Tiefe die Stadt Ayacucho. Man betritt diese in der am Abhang eines Hügels gelegenen Vorstadt Carmenca, durch welche man hinabreitet bis man in die ebenen Strassen der eigentlichen Stadt kommt. Ich nahm meine Wohnung in einem kleinen Gasthause — es gab deren damals überhaupt nur zwei —, welches den stolzen Namen Hotel universal führte, aber nur zwei Gastzimmer enthielt, von denen mir das eine eingeräumt wurde. Die bescheidene Bequemlichkeit desselben, die ganz nette Verpflegung und die Freundlichkeit der Wirtsleute waren mir nach den Strapazen der Reise sehr wohlthuend.

Von Ayacucho nach Huancayo.

Ayacucho ist eine der ältesten und ansehnlichsten Städte der Republik, Hauptort des gleichnamigen Departements, Sitz eines Bischofs und Obergerichts mit ungefähr 20 000 Einwohnern. Früher besass es eine Universität, die aber schon seit längerer Zeit eingegangen ist. Auch die neun Klöster, von denen sieben von Mönchen, zwei von Nonnen bewohnt waren, sind aufgehoben; benutzt werden davon nur die Kirchen, deren die Stadt mit Einschluss der Kathedrale 22 zählt. Sie liegt auf 13° 8′ s. Br., 2400 Meter über dem Meere auf einer sanft geneigten Ebene von vulkanischem Tuff am Fusse eines ziemlich hohen Berges, Picota (Galgenberg) genannt, welcher sich westlich vom Orte erhebt. Die Häuser und Kirchen der Stadt sind aus Bruchsteinen des erwähnten Tuffs sehr solid gebaut, fast alle haben einen Oberstock, die grösseren enthalten nach spanischer Weise geräumige Höfe, die sich mit grossen Thoren nach den Strassen öffnen. Diese schneiden sich meist in rechten Winkeln, sind von genügender Breite, aber schlecht gepflastert, die Seitenwege sind besonders unangenehm wegen der harten

Steinhöcker, die in der weichen Masse der Platten sich eingebettet finden. In der Mitte der Stadt liegt ein geräumiger, vierseitiger, mit Bogengängen umgebener Platz, dessen Mitte ein Brunnen ziert, während sich an einer Seite die Fassade der Kathedrale erhebt. Das Klima ist trocken und gesund, die Temperatur der Lage und Höhe entsprechend mild und angenehm, die Versorgung mit Trinkwasser reichlich und gut.

Die Stadt wurde am 9. Februar 1539 durch Francisco Pizarro unter dem Namen San Juan de la Victoria gegründet, wurde aber gewöhnlich nach dem alten einheimischen Namen des Orts Huamanga genannt, eigentlich Huaman kaka — der Falkenstein — und so hiess die Stadt bis zum 15. Februar 1825, an welchem Tage sie durch ein Dekret Simon Bolivars ihren jetzigen Namen erhielt, zum Andenken an die Schlacht auf der Ebene von Ayacucho, in welcher am 9. Dezember 1824 das vom General Sucre befehligte Patriotenheer die spanischen Truppen unter dem letzten Vicekönig La Serna schlug. Die Ebene von Ayacucho ist etwa fünf Leguas von der Stadt entfernt und die Schlacht, welche die Unabhängigkeit Perus zur Folge hatte, war nicht der einzige daselbst ausgefochtene Kampf. Viele hundert Jahre früher besiegten dort die Inkas, angeblich unter dem König Inca Roca, die Chancas in einer äusserst blutigen Schlacht, in der so viele Menschen umkamen, dass seitdem die Gegend den Namen behielt, den sie noch heute führt; denn das Wort Ayacucho ist zusammengesetzt aus Aya — der Leichnam — und cucho — die Ecke, der Winkel —, bedeutet also so viel als Totenwinkel, Leichenfeld. Von dem Balkon eines Hauses am Hauptplatz, wo ich später meine Wohnung nahm, hatte ich beständig das Schlachtfeld in der Ferne vor Augen, allein ein geplanter Besuch desselben wurde mir infolge eines Anfalls von Fieber, das ich mir durch das Nachtlager am Pampas zugezogen, vereitelt.

Die geschichtliche Bedeutung der Schlachten beruht weniger auf der Grösse der kämpfenden Heere, auch nicht in der Menge der durch Tapferkeit und Erbitterung der Streiter dabei geopferten Menschenleben, sondern in der Wichtigkeit der Interessen, um die es sich handelt und der Folgen, die sich aus der Entscheidung des Sieges für die eine oder die andere Partei ergeben. Von diesem Standpunkte betrachtet ist die Schlacht bei Ayacucho, in welcher nur 6000 Mann südamerikanischer Patrioten das 10000 Mann starke spanische Heer schlugen, gewiss die wichtigste, die je auf südamerikanischem Boden geschlagen wurde, denn sie machte der spanischen Herrschaft daselbst für immer ein Ende. Wir glauben daher der Geduld des Lesers nicht zu nahe zu treten, wenn wir hier den Hergang derselben erzählen. Die politischen Zu-

stände, unter denen die Peruaner Simon Bolivar, den Befreier Colombias, um seinen Beistand ersuchten und die Leitung ihres jungen Staates in seine Hände legten, wurden im ersten Teile dieses Werks angegeben[1]). Bolivar erschien in Peru am 1. September 1823, und der Kongress übertrug ihm die Regierung des Landes mit unbeschränkter Gewalt. Der Diktator betrieb die Vorbereitungen zum Feldzuge mit der ihm eigenen Thatkraft und wusste durch seine Begeisterung für die Sache der Freiheit und sein Selbstvertrauen auch den gesunkenen Mut der Peruaner wieder aufzurichten. Zu Anfang Juni des nächsten Jahres hatte er seine Rüstungen beendet und brach von Huailas im Thale des Santaflusses auf, um die Spanier im Hochland anzugreifen. Sein Heer bestand zum Teil aus colombianischen Hilfstruppen, argentinischen Reitern, der peruanischen Legion und zählte 8000 Mann. Nach einem mühevollen Marsch über die Küstenkette auf dem Tafelland angekommen, zog er nach Süden, wo der spanische General Canterac bei Jauja mit einem Heere stand, das an Stärke dem der Patrioten ungefähr gleich kam. Canterac setzte seine Truppen gegen Bolivar in Bewegung und bei dem See von Junin, in der Nähe der bekannten Bergstadt Cerro de Pasco kam es am 6. August zu einem Reitergefecht, in welchem seine an Zahl überlegene Kavallerie in so entscheidender Weise geworfen wurde, dass Canterac sich zu einem fluchtartigen Rückzuge gezwungen sah. Er marschierte in südlicher Richtung, indem er die Brücken hinter sich zerstörte und hielt erst in Chincheros, jenseits des Pampas, inne.

Als der Vicekönig La Serna, der sich in Kusko befand, die Nachricht von der Niederlage bei Junin erhielt, sandte er unverzüglich an den General Valdez den Befehl, seine sämtlichen Truppen von Chuquisaca nach Peru zu führen, und nachdem dieser nach Verlauf eines Monats eingetroffen war, verliess er Kusko, zog auch Canteracs Truppen an sich und hatte damit die gesamten spanischen Streitkräfte vereinigt. Inzwischen war Bolivar dem fliehenden spanischen Heere langsam gefolgt; da er jedoch wegen der herannahenden Regenzeit seitens seiner Gegner keine entscheidenden Unternehmungen erwartete, so kehrte er nach der Küste zurück, um daselbst die von Colombia angekommenen Verstärkungen zu empfangen, und übertrug für die Zeit seiner Abwesenheit den Oberbefehl des Heeres dem General Sucre, seinem fähigsten Offizier, auf dessen Ergebenheit er sich verlassen konnte. Sucre erhielt die Weisung, nicht angriffsweise vorzugehen, aber im Fall dieses seitens des Feindes geschehen sollte, lieber eine Schlacht zu

1) Biographische Notizen über Bolivar S. I, 372.

wagen, als das Heer der Gefahr eines verderblichen Rückzuges auszusetzen.

Der Vicekönig La Serna, der über ein Heer von 10 000 Mann verfügte, während das der Patrioten nur 6000 zählte, beschloss seine Übermacht zu einem entscheidenden Schlage zu benutzen, ehe Bolivar mit seinen Verstärkungen zurückgekehrt sein würde. Bei seiner Annäherung wich Sucre zurück, um sich seiner Operationsbasis, der Küste, mehr zu nähern, und führte seine Truppen von Chincheros über den Pampas durch die Gegenden, die wir soeben beschrieben haben. Bald wurde er von den Feinden eingeholt, und die beiden Heere marschierten neben einander in den Gebirgen, nur durch geringe Entfernungen getrennt. Am 3. Dezember stellte sich Sucre auf der Ebene von Matarà in Schlachtordnung und erwartete den Angriff, den die Spanier jedoch nicht wagten. Sucre setzte daher seinen Rückzug fort, wobei seine Nachhut am selben Tage in dem tiefen Thale von Corpahuaico von den Feinden ereilt wurde, und er in diesem unglücklichen Gefecht seine ohnehin geringe Artillerie bis auf eine Kanone verlor. So empfindlich dieser Verlust war, so wurden die Patrioten dadurch keineswegs gebeugt. Am 8. Dezember fanden sich beide Heere in der Gegend von Huamanga, fünf Leguas von der Stadt entfernt. Beide Parteien waren des langen Umhermarschierens überdrüssig und begierig, endlich den Kampf zur Entscheidung zu bringen. Die Spanier glaubten im Vertrauen auf ihre Übermacht des Sieges gewiss zu sein, die Patrioten fühlten sich stark in der Begeisterung für ihre Sache und waren sich bewusst, dass sie um ihre Existenz fochten; denn bereits war ihre Verbindung mit der Küste abgeschnitten, und als Besiegte konnten sie auf keine Gnade hoffen.

Die Spanier hielten den hohen Berg Condorcunca besetzt; das Befreiungsheer war am Fusse desselben aufgestellt, sich an die kleine Ortschaft Quinua anlehnend. Zwischen beiden lag die Ebene von Ayacucho, das Leichenfeld, auf welchem in alter Zeit die Chancas mit den Inkas gestritten hatten. Das Patriotenheer war in drei Abteilungen aufgestellt: der rechte Flügel unter dem colombianischen General Córdoba, das Mitteltreffen unter General Miller, einem Engländer, der lange an Bolivars Seite gedient hatte; auf dem linken Flügel stand die peruanische Legion unter dem General La Mar (dem späteren Präsidenten von Peru); Chef des Generalstabes war Agostin Gamarra — der nachmalige Nachfolger La Mars in der Präsidentschaft. Nach einer erwartungsvollen Nacht, in welcher schon viele Schüsse gewechselt wurden, brach endlich der 9. Dezember mit einem schönen kühlen Morgen an. Der

Vicekönig Laserna befahl dem General Valdez, auf dem rechten Flügel seiner Stellung, eine Abteilung des Heeres auf einem Umwege in die Ebene zu führen, den linken Flügel der Patrioten zu umgehen und dieselben von der Seite anzugreifen. Während dies geschah, liess er die Truppen des Mitteltreffens und seines linken Flügels in die Ebene hinabsteigen. Er war zu Fuss, die Truppen zogen an ihm vorüber, die Reiter führten ihre Pferde am Zaume. So wie die Abteilungen ankamen, ordneten sie sich in Reihen. Sucre beobachtete diese Bewegungen mit gespannter Aufmerksamkeit; als etwa die Hälfte der Feinde Stellung genommen hatte, schien ihm der Augenblick für den Angriff gekommen, und der General Córdoba erhielt den Befehl vorzurücken. Dieser jugendliche Heerführer — er war kaum 26 Jahre alt — ritt vor die Front seiner Division, stieg von seinem Pferde und erstach es mit seinem Degen, indem er rief, er wolle nichts vor seinen Soldaten voraus haben, dann nahm er seinen Hut ab, wendete sich zu seinen Leuten und kommandierte: Vorwärts im Siegerschritt! Die Spanier widerstanden diesem ungestümen Bajonett-Angriff mit grosser Festigkeit, es wurde von beiden Seiten mit der grössten Erbitterung und mit wechselndem Erfolge gekämpft, als die colombianische Reiterei unter dem Obersten Silva heranstürmte. Dieser tapfere Offizier fiel von Wunden bedeckt, aber die Wucht des Angriffs war unwiderstehlich. Die Königlichen mussten weichen und wurden mit grossem Verlust nach der Höhe von Condorcunca hinaufgetrieben. Der Vicekönig selbst wurde verwundet und gefangen genommen. Während die Fliehenden den Bergabhang hinaufkletterten, wurden sie von den Patrioten heruntergeschossen und viele sah man rollen, bis ein Busch oder Stein sie im Fallen aufhielt.

Als der General Miller, welcher der Division Córdoba gefolgt war, den Sieg derselben vollständig gesichert sah, kehrte er mit seinen Reitern ins Mitteltreffen zurück, wo seine Hilfe alsbald von anderer Seite in Anspruch genommen wurde. Der General Valdez hatte seine Umgehung des linken Hügels bewerkstelligt und griff die peruanische Legion unter La Mar an, welche geworfen wurde. Auch die zur Hilfe geschickten colombianischen Bataillone mussten weichen, die Königlichen überschritten eine Schlucht und verfolgten die fliehenden Patrioten. Angesichts dieser gefährlichen Wendung der Schlacht, die auch die auf dem rechten Flügel errungenen Vorteile in Frage stellte, beschloss Miller auf eigene Verantwortung mit seiner Kavallerie einzugreifen und während dies geschah, erhielt er auch den bestätigenden Befehl dazu von Sucre. Die Feinde wurden auf die andere Seite der Schlucht zurückgetrieben, die Division La Mar ordnete sich von neuem, Reiter

und Fussvolk unterstützten sich und griffen nunmehr mit solcher Entschlossenheit an, dass die Königlichen nicht länger Stand hielten, die Kanonen wurden erobert, die Kavallerie geworfen und die Infanterie aufgelöst und zerstreut.

Die Patrioten hatten die Schlacht gewonnen und ihre Gegner flohen den Berg hinauf, von dem sie am Morgen in der Frwartung eines gewissen Sieges herabgestiegen waren. Auf den Höhen von Condurcunca suchten die spanischen Generale ihre zersprengten Mannschaften zu sammeln, allein bereits um ein Uhr hatte sich La Mar des Gipfels des Berges bemächtigt. Kurz vor Sonnenuntergang bat der General Canterac um einen Waffenstillstand, um über eine Kapitulation zu unterhandeln und eine Stunde später kam er selbst zu Pferde herunter. Im Zelte des General Sucre wurde ein Vertrag abgeschlossen, demzufolge alles, was noch vom spanischen Heere übrig war, sich kriegsgefangen ergab, darunter der Vicekönig La Serna, die Divisionsgenerale Canterac, Valdez und Monet, und noch dreizehn andere Generale; ausserdem 16 Obersten, 68 Oberstlieutenants, 484 Offiziere und 3200 Soldaten. An Toten liessen die Königlichen 1400 auf dem Platze, Verwundete zählte man nur 700. Die Patrioten hatten 370 Tote und 600 Verwundete. —

Bolivar musste es natürlich schmerzlich empfinden, dass die wichtigste Schlacht des ganzen Befreiungskrieges, welche der Herrschaft der Spanier in Südamerika ein Ende machte, ohne sein Beisein geschlagen worden war; allein, wenn er einem anderen den Ruhm eines solchen Sieges gönnte, so war dies gewiss Sucre, seinem treuen Anhänger und Verehrer, dem der Kongress in dankbarer Anerkennung seiner Verdienste und zum ehrenden Andenken des denkwürdigen Tages den Titel eines Grossmarschalls von Ayacucho verlieh. —

Mein Aufenthalt in Ayacucho dauerte acht Tage, vom 22.—29. Mai. Nachdem ich mich ein paar Tage ausgeruht, gab ich einige Briefe ab, darunter einen an eine würdige alte Dame, Doña Manuela Toledo, die mich so freundlich und dringend einlud, in ihrem Hause Wohnung zu nehmen, dass ich fürchten musste, sie zu verletzen, wenn ich ihrer Aufforderung nicht Folge leistete. Die Señora Toledo bewohnte zwar ein grosses Haus am Platze, schien jedoch in sehr bescheidenen Verhältnissen zu leben; früher mochte ihre Lage besser gewesen sein, denn sie erzählte gern von alten Zeiten, wo ihr Haus der Sammelplatz der ersten Personen der Republik gewesen sei. Der Saal im ersten Stock, den sie mir anwies, lag der Kathedrale gegenüber und hatte einen grossen Balkon mit Aussicht auf den Hauptplatz. Dieser Platz

Hauptplatz und Kathedrale zu Ayacucho. S. 565.

dient zugleich als Markt, auf welchem die Verkäufer unter grossen, pilzförmigen Strohschirmen sitzen, deren rundes Dach je nach dem Stande der Sonne nach der einen oder anderen Seite geneigt wird. Auch nach der Übersiedelung in meine neue Wohnung fuhr ich fort, meine Mahlzeiten in meinem früheren Gasthause, dem Hotel universal, zu nehmen und wurde bald von der jungen Wirtin und ihrer Mutter als Hausfreund behandelt. Ich glaube, ich war ihr einziger Gast. Auch der Kellner, der mir die Speisen brachte, schenkte mir sein Vertrauen. Er war ein Mann in den vierziger Jahren und wurde »Oberst« genannt. Ich erfuhr, dass er in der That unter der Regierung des damals gefallenen Präsidenten Iglesias den Rang eines Obersten in dessen Armee gehabt habe. Die Not hatte ihn gezwungen, dem Wirt des Hotels, der unter Iglesias nur Major gewesen war, jetzt als Kellner, und ich fürchte, auch als Küchenjunge zu dienen. Er erzählte mir lange Geschichten von der Ungerechtigkeit und Bosheit der Menschen und des Schicksals, trug aber im übrigen seine Lage mit Geduld, und nahm dargebotene kleine Trinkgelder, ohne sich dadurch gedemütigt zu fühlen.

Durch Vermittlung eines Beisitzers des Obergerichts, an den ich empfohlen war, gelang es mir mit einem Gutsbesitzer der Umgegend einen Mietskontrakt für Maultiere bis Huancayo im Thale von Jauja abzuschliessen. Die Tiere waren zwar schlecht, allein ich musste sie nehmen, denn es waren zur Zeit keine besseren zu bekommen. Auch der Arriero, der mich begleiten sollte, missfiel mir: ein lärmender Bursche, der am Tage der Abreise betrunken ankam, sich aber später doch als ein brauchbarer und gewandter Führer erwies. Man kann von Ayacucho nach Huancayo drei Wege einschlagen, der eine südliche führt über Lircay und Huancavelica, ein nördlicher durch das heisse Thal von Huanta und ein mittlerer über die kleine Stadt Acobamba. Die Entfernung ist bei allen ungefähr die gleiche und beträgt etwas über 50 Leguas. Ich wählte den Weg über Acobamba. Die Gegenden, durch die man kommt, stehen in Hinsicht auf landschaftliche Schönheit einigermassen gegen die bisher zurückgelegte Strecke zurück und die Notwendigkeit, beständig träge und störrige Tiere antreiben zu müssen, trägt nicht dazu bei, öde und langweilige Flächen interessanter zu machen; denn nichts ermüdet den Reiter mehr, als die Bewegung müder Tiere.

Vielleicht der schönste Punkt des ganzen Weges bietet sich dem Reisenden dar, gleich wenn er Ayacucho verlässt. Man ersteigt den westlich von der Stadt sich erhebenden Berg, den Alto de la Picota (Galgenberg), von wo aus man einen prächtigen Blick auf die Stadt

und die ganze Gegend geniesst. Von hier reitet man auf der entgegengesetzten Seite hinunter in das Thal Huanchuy, ein wenig bebautes Thal, durch welches ein wasserreicher Fluss strömt. Diese Gegend ist das Land der Pfefferbäume, deren Stämme hier eine ausserordentliche Dicke erreichen. Der Molle oder Pfefferbaum (Schinus Molle) hat lange gefiederte Blätter mit schmalen, spitzlanzettförmigen Blättchen, die herabhängen wie die Zweige einer Trauerweide. Zwischen den Fingern gerieben, verbreiten die Blättchen einen würzigen pfefferartigen Geruch, der in einem Milchsaft enthalten ist. Die Früchte des Mollebaumes sind kleine Beeren, die in Trauben herabhängen, anfangs grün, zur Zeit der Reife aber dunkelrot sind. Aus diesen Beeren wird in den Thälern ein beliebtes gegorenes Getränk, Chicha de Molle, bereitet. Wir ritten am ersten Reisetage im Thale von Huanchuy bis zur Hacienda Laramate, sechs Leguas von Ayacucho, wo ich unter einem offenen Schutzdach vor dem Hause schlief, denn die Luft war mild und angenehm.

Als ich am Morgen den Arriero ausschickte, um die Tiere zu satteln, blieb er lange aus und kam endlich mit der ärgerlichen Nachricht zurück, dass mein Maultier vom Weideplatz verschwunden und nirgends zu finden sei, es sei eine »mula volvedora«, d. h. ein Maultier, das die üble Gewohnheit hat, auf Reisen zu entfliehen, um wieder nach seinem Hofe zurückzukehren. Es blieb mir also nichts übrig als in Laramate zu warten, bis das entlaufene Maultier wieder zurückgebracht sein würde, was auch, abgesehen von dem Verdruss und Zeitverlust, bei der anmutigen Lage des Gehöfts kein grosses Opfer war. Am folgenden Morgen kam der Arriero mit der Mula zurück, welche bis über Ayacucho hinaus zur Hacienda Callari gelaufen war. Da der arme Bursche die ganze Nacht geritten und erschöpft war, so liess ich ihn sich zur Ruhe legen, und erst kurz vor Mittag brachen wir wieder auf. Wir überschritten den Fluss an einer ziemlich tiefen Furt, verliessen das Thal und stiegen an der linksseitigen Bergwand hinauf bis zur Abra de Julcamarca, einen 3680 Meter hohen Bergübergang. Von der Passhöhe sieht man den Ort Julcamarca etwa 300 Fuss tiefer auf einer Stufe des Abhangs liegen. Hinter dem Ort beginnt der Weg sich stark zu senken, man blickt in das Thal von Huarancayoc, dessen Wände so steil sind, dass man nicht bis zum Boden hinunter zu sehen vermag. Nach anderthalb Stunden erreichten wir diesen und blieben in einem alleinstehenden Hause an einem belaubten Bergabhang. Es fand sich, dass dieses kleine Gut Besitzung des Gobernadors war, d. h. des Vorstands der im Thale zerstreut liegenden Wohnungen und Gehöfte. Er bewirtete uns mit Chicha de Molle und erklärte mir die Art ihrer Bereitung,

welche sehr einfach ist. Man übergiesst die Mollebeeren mit Wasser, rührt sie um, lässt sie eine Stunde lang stehen, worauf die Flüssigkeit durch ein nahe am Boden des Gefässes angebrachtes Loch abgezogen wird. Die Flüssigkeit ist süss und wird nach der Gärung säuerlich. Die frische, noch süsse Chicha zu geniessen, gilt für schädlich, soll Verdauungsbeschwerden und Fieber erzeugen. Die gegorene ist unschädlich und nur leicht berauschend und hat einen angenehmen, aromatischen Geschmack. Lässt man die Beeren zu lange Zeit im Wasser, so wird die Flüssigkeit bitter.

Wir folgten dem Huarancayoc einige Leguas bis zu seiner Mündung in den Urubamba, einen wasserreichen Fluss, der von Lircay herabkommt und sich in den Mantaro ergiesst, stiegen dann in diesem Thale aufwärts und überschritten den Urubamba auf einer sehr schlechten und unsicheren Hängebrücke bei dem kleinen Weiler Ayahuaiko. Von hier aus mussten wir wieder einen langen steilen Anstieg erklimmen bis zur Abra de Cacllayapiti, so genannt nach einem ziemlich hohen Berg von auffallender Form, denn er besteht ganz aus roten Alluvialmassen und fällt nach der einen Seite mit einer hohen senkrechten Wand ab. Sobald man diesen Pass überschritten hat, öffnet sich der Blick in ein weites muldenartiges Thal, in welches man nicht hinabsteigt, sondern immer in einiger Höhe am Abhang bleibt. Der Ort Acobamba liegt auf einer Ebene an der entgegengesetzten Thalseite, daher man schliesslich eine Schlucht durchreiten muss, die wegen ihrer kegel- oder zuckerhutförmigen Tuffstalaktiten Erwähnung verdient.

Die kleine Ebene oder Tafel, auf welcher Acobamba (1770 Einwohner) liegt, fällt nach drei Seiten in Schluchten ab, während sich die vierte an eine Bergwand anlehnt. Der Ort besteht aus zwei gesonderten Teilen, einem tiefer gelegenen, dem eigentlichen Acobamba, welches vor Jahren durch Feuer zerstört und nur zum Teil wieder aufgebaut worden ist, und dem neuen Ort, der Santos genannt wird. Von beiden ist nichts zu bemerken, sie sind gebaut wie alle Orte des Hochlands. Ich war an einen Italiener empfohlen, der einen Viktualien- und Kramladen am Platze hielt, fand aber, dass vor mir schon andere Reisende die Gastfreundschaft des Herrn Candioti in Anspruch genommen hatten und zog daher vor, einmal wieder vom Zirkular des Präfekten von Abancay Gebrauch zu machen. Man wies mir auch sogleich das Gemeindehaus — casa consistorial — zu meiner Wohnung an, wo ich mein Bett im schmucklosen Versammlungssaal aufschlug und einen grossen Hof für meine Tiere hatte. Auf meinen Arriero schien der Anblick des offiziellen Schreibens einen sichtlichen Eindruck

zu machen. Sein bisher gleichgültiges Benehmen änderte sich, er wurde ganz aufmerksam und ehrerbietig, nannte mich in Gesprächen mit Andern nur »der Oberst«, und redete mich von jetzt an stets »mi coronel« an. Abends kamen die Honoratioren des Orts und machten diesem vermeintlichen Obersten ihren Besuch.

Da die Gegenden, durch die uns jetzt der Weg führen sollte, öde und unbewohnt waren, so musste ich mich für ein paar Tage mit Lebensmitteln versehen. Ich liess daher Fleisch kaufen, welches mir Frau Candioti in ihrem Backofen briet, sodann fanden wir in Acobamba sehr gutes Brot und dies nebst dem Thee und Wein, den wir bei uns führten, genügte. Wir kamen zunächst wieder über einen niedrigen Bergpass, die Abra von Acobamba (3880 Meter) und darauf durch Gründe, auf deren dürftigem Grase Lamaherden, mageres Rindvieh und struppige Pferde weideten. Am Nachmittage erblickten wir am Fusse von Höhen die Häuser des unbedeutenden Orts Paucarà, der jetzt ärmlich genug aussah, aber einst die Hauptstadt der Chancas gewesen sein soll. Wir berührten das Dorf nicht, sondern hielten bei einigen, etwa einen Kilometer davon entfernt liegenden Häusern. Da der Führer, den ich von Acobamba hatte, nicht weiter gehen wollte, so befahl der Arriero dem Alkalden des Weilers, für seinen Herrn, den Obersten, der für die Regierung reise, einen neuen Führer zu schaffen. Der Mann lief sogleich in den Ort, doch zog ich vor, weiter zu reisen, ohne seine Rückkehr abzuwarten, um noch vor Dunkelheit Pumaranra zu erreichen, einen Ort, den man mir zum Übernachten empfohlen hatte. Wir waren kaum daselbst abgestiegen, als der Alkalde uns nachgelaufen kam, um mir zu melden, er habe keinen Führer auftreiben können. Ich schlug ihm daher vor, bei uns zu bleiben und uns am nächsten Tage selbst über die Puna zu begleiten, wozu er sich in Anbetracht der ihm zugesicherten Belohnung auch bereit erklärte.

Pumaranra bestand aus zwei verlassenen, verfallenen Steinhäuschen mit eingestürzten Dächern und ohne Thüren. In dem einen war ehemals eine Mahlmühle gewesen, denn es lagen noch zerbrochene Mühlsteine umher und eine viereckige Lade, aus welcher das Getreide auf die Steine geleitet wurde. Was für Korn man in dieser Einöde gemahlen hatte, wusste mir der Alcalde nicht zu sagen. Auch für unsere Tiere würden wir in dieser unwirtbaren Gegend kein Futter gefunden haben, hatten aber zur Vorsicht einige Büschel Gerste von Paucarà mitgebracht. Nicht einmal Brennholz fand sich, um ein Feuer anzuzünden, und da gleich nach Sonnenuntergang die Kälte sehr empfindlich wurde, so blieb uns nichts übrig als uns in unsere Decken zu wickeln.

Acobamba. S. 568.

Thal des Mantaro bei Izcuchaca. S. 500.

Da wir uns so früh zur Ruhe begeben hatten, so erwachte ich lange vor Tagesanbruch und weckte bei Sonnenaufgang meine Leute. Es wurde den armen Burschen sauer, aufzustehen, denn der Morgen war bitter kalt und der ganze Thalgrund mit Reif bedeckt. Der Weg von Pumaranra steigt langsam weiter bis zu 4520 Meter, dem höchsten Punkt, den ich auf dieser Reise seit dem Passe der Raya erreicht hatte. Dieser Pass heisst Puca Kasa — die rote Lücke — ist aber eigentlich kein Pass, sondern eine wellenförmige Puna, auf welcher sich der Weg mehrmals hebt und senkt, ehe der Abstieg in das Thal des Mantaro beginnt. Die Gegend ist interessant in geologischer Hinsicht. Links vom Wege bestehen die niedrigen Höhen aus Kalk, rechts erheben sich in geringer Entfernung Felsenberge, deren dunkle Farbe auf Trachyt schliessen lässt. Das Kalkgebirge, welches auf der ganzen Strecke von Ayacucho her und schon früher durch vulkanisches Gestein verdrängt gewesen war, kommt zuerst kurz vor Pumaranra wieder zum Vorschein, um jedoch bald Massen von violettem Porphyr weichen zu müssen. Weiter oben erscheinen die Kalklager von neuem und der Weg scheint auf der Grenze zwischen vulkanischem und geschichtetem Gestein hinzuführen.

Sobald man über die Puna von Pucakasa hinweg ist und der Abstieg beginnt, sieht man die linksseitige Thalwand des Mantaro vor sich aufsteigen; allein es dauert noch lange, ehe man des Flusses ansichtig wird, denn die Thalwände sind ausserordentlich hoch und steil, das Thal ist eng und bildet eine tiefe Rinne. Endlich kommt der Fluss zum Vorschein: ein meergrünes Band, das sich in der Tiefe durch die Berge windet, die sägeartig in einander greifen. Von Zeit zu Zeit trägt ein Windhauch das Rauschen des Wassers herauf, obgleich die Höhe, auf welcher wir uns über dem Spiegel befinden, 900 Meter beträgt. Auf diesem Punkte angekommen, verliess uns der Führer, um noch am selben Tage nach Paucarà zurückkehren zu können. Wir nahmen daher einen anderen Indianer, dem wir begegneten, um uns zu einem Orte zu geleiten, wo wir die Nacht zubringen und Futter für unsere halb verhungerten Tiere finden könnten. Die Sonne neigte sich bereits, als wir in Pecoy ankamen, einem ehemaligen Inka-Tambo, von dem noch einige Mauern übrig sind. Von hier führte uns der Junge etwas weiter am Abhang hinab, zu einer kleinen Ebene, auf welcher der Weiler Carpas lag. Dieser war nicht von Weizenfeldern umgeben, sondern von Gerste, und das war, was wir suchten, denn der Weizen bläht die Tiere auf und macht sie krank. Ich richtete meine Lagerstätte unter einem Schutzdach an der Seite einer unbewohnten ver-

schlossenen Hütte her, während der Arriero unsere Tiere in ein Gerstenfeld trieb und zur Sicherheit dort in ihrer Nähe schlief.

Während des Tages hatten sich die Höhen immer mehr mit Nebel und der Himmel mit schwarzen Wolken bedeckt. In der Nacht begann der Regen, der von jetzt an mit wenigen Unterbrechungen während der ganzen Zeit des letzten Mondviertels anhielt: etwas ganz Ungewöhnliches im Hochland, wo im Juni fast nie Regen fällt. Die diesjährige feuchte Jahreszeit war jedoch verhältnismässig trocken gewesen und dafür fanden jetzt nachträgliche Niederschläge statt. Der Arriero musste auf seinem Gerstenfelde viel Ungemach aushalten und auch ich wurde genötigt, meine Lagerstätte zu wechseln. Von Carpas begann der eigentliche Abstieg in das Thal des Mantaro, ein steiler, steiniger Weg am jähen Abhang. Nach anderthalb Stunden erreichten wir den Boden und einige hundert Schritt weiter einen rauschenden Nebenfluss, der von der linken Seite in einer Felsenschlucht herabströmt: der Rio de Huancavelica. Man überschreitet ihn auf einer wackeligen Brücke — puento de Pichicña — und bleibt fortan in dem engen Thale auf dem rechten Ufer des Mantaro bis Iscuchaca. Dort erweitert sich der Grund einigermassen durch die Einmündung eines Nebenthals und der so gewonnene Raum wird eingenommen durch die Häuser des kleinen Orts, einige Klee- und Maisfelder und Baumgruppen. Der Ort Iscuchaca (300 Einwohner) führt seinen Namen von der steinernen Brücke, die dort über den Mantaro führt (iscu, Kalkstein, und chaca, Brücke), des einzigen festen Übergangs, der die beiden Ufer dieses Flusses verbindet, denn die anderen sind alle von Draht- oder Weidenseilen getragene Hängebrücken. Die Brücke von Iscuchaca besteht aus einem hohen, schön geschwungenen Bogen, ruhend auf zwei Felsen, die den Fluss bis zu einer geringen Breite einengen. Den Eingang zur Brücke bildet ein kleiner turmartiger Vorbau mit einem eisernen Gitter, das aber in Friedenszeiten auch bei Nacht nicht verschlossen wird, da kein Brückenzoll erhoben wird. Der Fluss ist meergrün und hat ungefähr ebenso viel Wasser wie der Pampas. Iscuchaca gilt als einer der wichtigsten strategischen Punkte des Hochlandes, da der Hauptweg von den Mittelprovinzen Perus nach Kusko über die besagte Brücke führt. Einer mit moderner Artillerie versehenen Kriegsmacht kann jedoch der Ort keinen Widerstand leisten, da er von den benachbarten Höhen vollständig beherrscht wird.

Wir ritten an diesem Tage noch bis zu der Hacienda Casma, zwei Leguas oberhalb Iscuchaca, in deren üppigen Kleefeldern sich unsere Tiere wieder etwas erholten. In der Nacht begann der Regen von

Iscuchaca. S. 570.

neuem und hielt fast ohne Unterbrechung bis spät am Vormittage an, daher wir erst kurz vor Mittag unsere Reise fortsetzen konnten. Ich hatte geglaubt, die Puna von Pucakasa sei die letzte, die ich bis Huancayo zu überschreiten haben würde, musste mich aber von meinem Irrtum überzeugen. Gleich hinter der Hacienda Casma beginnt der Weg abermals zu steigen bis zum Orte Acostambo (3600 Meter), bleibt dann eine Stunde auf ebenem Grunde bis Ñahui-puquio und hebt sich darauf langsam weiter, nur zuletzt steiler, bis zur Puna von Tayakasa (4020 Meter). Der Mantaro macht oberhalb Iscuchaca eine seiner grossen Krümmungen um den Gebirgsstock von Tayakasa, und der Weg zwischen Casma und Huancayo schneidet diesen Bogen ab. Als wir den höchsten Punkt überschritten, öffneten sich die Wolken einen Augenblick und wir wurden von der sinkenden Sonne angenehm erwärmt; die Nacht brach bereits herein, als uns die am Wege aufgehäuften Steinstücke (Apachetas) anzeigten, dass wir nun wieder bergab steigen würden. Aber mit der Nacht kam auch der Nebel und bald wurde aus dem Nebel Regen. Als der letzte Schimmer der Dämmerung in den Wolken erblasst war, wurde die Nacht so finster, dass ich schlechterdings nichts mehr zu unterscheiden vermochte; sogar die Maultiere, die sonst im Dunkeln scharf sehen, stolperten unsicher im Wege umher und ich fragte mich mit einiger Besorgnis, wie wir über die schlüpfrigen Treppen und Stufen kommen würden, die bei keinem Abstiege zu fehlen pflegen. Wir ritten so langsam und mühselig weiter und begegneten einem paar betrunkener Indianer. Auf meine Frage nach der Entfernung des nächsten Orts riefen sie lachend, die Häuser seien noch weit, als auf einmal der Weg, der bisher immer langsam bergab geführt hatte, sich zu heben schien, und plötzlich erblickte ich bei dem schwachen Lichte eines halb erloschenen Feuers die Pfosten eines Schutzdaches, das sich an ein Häuschen anlehnte: die Maultiere, die sonst gegen Regen so unempfindlich sind, hatten diesmal doch ohne Leitung instinktmässig ein Obdach aufgesucht. Ein Indianermädchen kniete vor dem Feuer und bemühte sich vergeblich, das vom Regen nasse Holz in Brand zu blasen. Die Ankunft von Fremden schien sie zu ängstigen und unter dem Vorwand uns ihren Bruder oder Mann zu Hilfe zu schicken, verschwand sie und kam nicht zurück.

Wir richteten uns unter dem Schutzdach ein, so gut es ging, denn das Haus war unbewohnt und die Thür zugemauert, so dass wir alle, Menschen und Tiere, uns in einem sehr engen Raum behelfen mussten. Zu essen hatten wir nichts als trockenes Brot, denn das Fleisch war roh, für die Tiere fehlte Futter und Wasser, aber wir waren wenigstens

im Trockenen. Am Morgen war bei Tagesanbruch die ganze Gegend in Nebel gehüllt. Bald aber begann der Schleier sich zu lüften und die Lage des Orts liess sich erkennen. Das Häuschen, vor welchem wir die Nacht zugebracht, lag an einem kleinen Abhang und gehörte zum Dorfe Marcavalle, welches in der That unser Reiseziel für den vorigen Tag gewesen war und das wir somit erreicht hatten, ohne es zu wissen. Die anderen Hütten des Orts lagen etwas tiefer in einer Einsenkung des Bodens zerstreut. Wir befanden uns kaum tausend Fuss tiefer als die Passhöhe von Tayakasa an der Grenze der Puna, denn in der Umgegend wuchsen die ersten Büsche. Das junge Mädchen erschien wieder und bald darauf ihre Mutter, welche sich bereit finden liess, uns aus der mitgebrachten Hammelkeule ein Frühstück zu kochen Die Vorbereitungen dazu waren freilich nicht appetitlich, die Kartoffeln wurden mit schmutzigen, berussten Fingern geschält, das Fleisch auf schmutzigem Steine geklopft, allein die so bereitete Suppe war kräftig und schmackhaft. Während ich den Hantierungen der Frau zusah, hob sich der Nebel mehr und mehr und gestattete allmählich einen Blick in die Tiefe. Durch eine Öffnung der Wolken sah man in eine weite, in der Ferne von Höhen begrenzte Ebene hinab: das Thal von Huancayo und Jauja. Hier und da deutete ein heller Schimmer die Windungen des Mantaro an, während dunkle grüne Flecke in der Ebene die Stellen bezeichneten, wo zwischen Bäumen Ortschaften lagen. Ganz in der Ferne glänzten weisse Pünktchen in einer weiteren grünen Fläche, aus welcher leichte blaue Rauchwölkchen aufstiegen; dort, sagte die Frau, liege Huancayo.

Bald nach 8 Uhr brachen wir auf, gelangten nach einer Stunde in die Ebene und kamen nacheinander durch die Ortschaften Pucarà, Sapallanca und Caiputa. Die Ebene, ehemals der Boden eines grossen Sees, ist steinig, bringt jedoch Gerste und Weizen hervor. Von Bäumen sieht man, der Höhe entsprechend, nur Quinuar, Erlen und Weiden. Die mit Agavenhecken eingefassten Wege sind stets eben, gewölbt und steinlos wie unsere Schosseen. Es war noch früh am Nachmittage, als wir in Huancayo ankamen. Diese Stadt wird von den Indianern der Gegend Huancayoc genannt, bedeutet also einen Ort, wo viele Steinblöcke — huanca — liegen, oder den Wohnplatz der Huancas, einer Völkerschaft, welche einst ihre Wohnsitze in dieser Gegend hatte, wie die Chancas in der Umgegend von Ayacucho und die Ketschuas im Thale Andahuailas.

Huancayo ist eine freundliche Stadt, die den aus dem Innern des Landes zurückkehrenden Küstenbewohner anheimelt, und ihn in will-

Thal von Huancayo. S. 572.

kommener Weise fühlen lässt, dass er sich endlich wieder zivilisierteren Gegenden nähere. Der Ort besteht nur aus einer sehr breiten Hauptstrasse, Calle de Huancayo genannt, welche durch enge Querstrassen geschnitten wird. In der Mitte des kleinen Hauptplatzes steht eine unvollendete Kirche. Die Stadt zählt über 4000 Einwohner, hat ziemlich lebhaften Handel, besonders an Sonn- und Festtagen, an welchen aus der ganzen Umgegend Leute hierher zusammenströmen. Selbst von Ayacucho werden ihre Märkte besucht und die Huantinos — Bauern

Hauptstrasse in Huancayo.

von Huanta bei Ayacucho — bringen ihre Coca hierher zum Verkauf. Man sieht manche ganz gut eingerichtete Läden, besser mit Waren versehen als die von Ayacucho und selbst von Kusko. In geschichtlicher Beziehung ist zu erwähnen, dass bald nach der Niederlage des General Santa Cruz in der Schlacht bei Yungay und der dadurch herbeigeführten Auflösung der peru-bolivianischen Konföderation, sich hier in Huancayo der peruanische Kongress versammelte, der die neue Verfassung der wieder selbständig gewordenen Republik ausarbeitete und den General Gamarra zum zweiten Male zum Präsidenten wählte.

Von Huancayo nach Chiclla.

Ich nahm Quartier in einem kleinen Hotel, welches von einem mit einer Frau von Huancayo verheirateten Equatorianer gehalten wurde. Der Hof des Hauses diente zugleich als Ring für Hahnenkämpfe, und zum Kummer der guten Frau war ihr Gatte ein höchst leidenschaftlicher und meist unglücklicher Teilnehmer an den Wetten. Mit seiner Hilfe und Vermittelung mietete ich Tiere und einen Führer, der mich nach Chiclla, der damaligen Endstation der transandinischen Eisenbahn, bringen sollte. Der gerade Weg von Huancayo nach Chiclla misst ungefähr 23 Leguas und lässt sich mit einem guten Tiere sehr wohl in zwei Tagen zurücklegen; ich machte jedoch einen Umweg über die Stadt Tarma und brauchte daher etwas länger. Nach dreitägigem Aufenthalt verliess ich Huancayo und trat am 10. Juni diesen letzten Abschnitt meiner Reise an.

Die Ebene von Huancayo oder, wie sie gewöhnlich genannt wird, das Thal von Jauja, erstreckt sich von Norden nach Süden in einer Ausdehnung von 55 bis 60 Kilometer bei einer mittleren Breite von 8 Kilometern. Es ist der Boden eines ehemaligen Sees, der vom Flusse Mantaro gefüllt und durch denselben auch wieder trocken gelegt wurde, als sich dieser Fluss, wahrscheinlich vulkanischen Spalten der Erdoberfläche folgend, seinen seltsam gewundenen Lauf zum Apurimac bahnte. Das weite Thalbecken wird nach Westen zu eingefasst durch Vorberge der Küstenkette, nach Osten durch Höhenzüge, über die man hie und da Schneespitzen der eigentlichen Andeskette hervorblicken sieht. Der Kamm dieser Kette läuft dem Thale parallel und lässt sich von Huancayo in einem Tage überschreiten. Die Küstencordillera liegt etwas entfernter, im Mittel zwei Tagereisen vom Ufer des Mantaro, und die Spitzen dieser Kette sind vom Thale aus nicht sichtbar. Der Boden des einstigen Sees ist fast horizontal, doch hat der Fluss, welcher dem westlichen Rande näher fliesst als dem östlichen, eine flache Furche darin ausgehöhlt, die allmählich immer tiefer wird und endlich am Südende des Beckens in das enge Thal übergeht, in welchem man den Mantaro bei Iscuchaca antrifft. Dieser Fluss, dessen bisher so ruhiger Lauf bei stark zunehmendem Gefäll reissend wird, behält zunächst in einer Strecke von 50 Kilometer dieselbe Richtung wie die Längsachse des ausgetrockneten Sees, nämlich von Norden nach Süden. Dann wendet er sich plötzlich in einem scharfen Winkel nach Osten und fliesst in dieser Richtung auf den Apurimak zu, kann sich hier aber nicht mit diesem Flusse vereinigen, denn mächtige Gebirgsmassen

zwingen ihn etwas nördlich von Ayacucho wieder umzukehren. Er muss eine lange Strecke wieder in südlicher Richtung fliessen, seinem bisherigen Laufe beinahe parallel, aber durch hohe Berge getrennt, bis er sich neuerdings nach Osten zu wenden vermag, und von jetzt an stets in engem Thale dem Apurimac zueilt und in diesen mündet. Dieser ändert von nun an seinen bisherigen Namen, denn der durch die Verbindung beider Ströme entstandene wasserreiche Fluss heisst Ene. Auf dem 11. südl. Breitengrade vereinigt sich mit diesem der aus den mehr nördlichen Gegenden kommende Perené, worauf diese beiden Flüsse unter dem Namen Tambo ihren Lauf fortsetzen. Der Tambo endlich verbindet sich mit dem Urubamba, in seinem oberen Laufe Huillcanota genannt, in dessen Thale der Weg vom Passe der Raya herabführt. Der Urubamba und Tambo sind bei ihrem Zusammenfluss gleich wasserreich, daher keiner der beiden Namen die Oberhand behält, sondern der neugebildete grosse Fluss wieder einen eigenen Namen erhält: der Ucayali. Ein ähnlicher Namenwechsel wiederholt sich endlich noch einmal bei der Vereinigung des Ucayali mit dem Marañon; denn wenn auch der Marañon für den bedeutenderen gilt, da er in seinem oberen Laufe viele grössere Nebenflüsse aufgenommen hat, so vertauscht er doch von dem Vereinigungspunkte mit dem Ucayali an seinen bisherigen Namen mit dem des Amazonenstroms.

Nach dieser kurzen hydrographischen Übersicht, die uns am Platze schien, um dem Mantaro seinen Platz in den etwas verwickelten Verzweigungen der südamerikanischen Flüsse anzuweisen, kehren wir zu diesem Flusse zurück. Er entspringt weiter nördlich unter dem 11. südlichen Breitengrade aus dem See Chinchaycocha, und bei der Beschreibung meiner ersten Reise im Hochlande wurde erwähnt, wie man auf dem Wege von Cerro de Pasco nach Chicila den Ausfluss dieses Sees auf einer Brücke überschreiten und acht Leguas weiter unten an einer Furt durchreiten muss. Er führt dort noch nicht seinen späteren Namen, sondern heisst Upa-mayo, d. h. der stumme Fluss, wegen seines geräuschlosen Hingleitens; weiter unten wird er Rio de la Oroya, und nach seinem Eintritt in das Thal von Jauja nach dieser Stadt genannt, erst nach seinem Austritt aus dem Becken wird der Name Mantaro gebräuchlich. Er mündet in das Thalbecken von Jauja nicht an dessen oberen, nördlichen Ende, sondern von der Westseite unterhalb der Stadt Jauja. In dem nördlichsten Teile des Beckens hat sich noch ein Rest des Wassers erhalten, das einst das ganze füllte, der kleine, aber tiefe See von Paca. Der See von Chinchaycocha oder Junin und der aus ihm entspringende Fluss in seinem Laufe durch das Thal von

Jauja bezeichnen die Längsachse der Bodenvertiefung zwischen der Küstenkette und der Kette des Andesgebirges vom Knotenpunkte oberhalb des Cerro de Pasco bis in die Gegend unterhalb Huancayo. Die beiden Ketten sind hier einander nahe und laufen parallel, auf der Ebene von Junin sieht man die Schneespitzen zu beiden Seiten des Weges. Aber nur auf dieser verhältnismässig kurzen Strecke scheint die Teilung des Gebirges in Küsten- und Andeskette gerechtfertigt; denn nördlich vom Knotenpunkte des Cerro de Pasco zerfällt die Bergmasse in vier Züge, und südlich von Huancayo werden die Spaltungen noch weit mannigfacher. Während die Küstenkette ungefähr dieselbe Richtung beibehält wie früher, nur dass sie der Einbuchtung des Meeres entsprechend mehr nach Osten zurückweicht, treten an die Stelle der vorher mit ihr gleichlaufenden Andeskette eine Anzahl quer, d. h. von Westen nach Osten laufende Höhenzüge, die den Mantaro zu seinen grossen Krümmungen zwingen, bis er sie an zwei Stellen durchbricht. Weiter im Süden, in der Gegend von Ayacucho, lassen sich überhaupt keine in bestimmter Richtung laufende Ketten erkennen. So oft man auf eine bedeutende Höhe gelangt, die einen freien Überblick gestattet, sieht man sich auf allen Seiten von einem Chaos von Bergen umgeben. Erst jenseits des Pampas erscheint wieder eine Reihe von Schneebergen, welche als Cordillera oriental bezeichnet wird; doch ist diese nicht eine in bestimmter Richtung fortlaufende Kette, sondern sie besteht aus Gruppen von Bergen, die als Ausläufer des östlichen Gebirgsstocks betrachtet werden können. Dieses sind die Berggruppen, die sich dem Blicke des Wanderers auf der Reise von Kusko nach Ayacucho darbieten.

Auf dem Wege von Huancayo nach Jauja kommt man nach dreistündigem Ritte zuerst durch das Dorf San Gerónimo, über welches nichts zu bemerken ist. Eine Legua weiter folgt Concepcion, ein freundliches Städtchen in fruchtbarer Gegend, welches, wie Huancayo, in ziemlicher Entfernung vom Flusse am Fusse der östlichen Thalwand liegt, vor Winden geschützt ist und sich daher eines milden Klimas erfreut. Ich ritt an diesem Tage noch etwas weiter bis zum Orte Matahuasi, wo nach der Aussage meines Arrieros reichliches Futter zu haben sein sollte. Wir fanden aber erst, nachdem wir an zwei Stellen vergeblich angefragt hatten, Unterkommen in einem Häuschen, dessen Hof bereits eine grosse Herde von Eseln beherbergte. Leider erfuhr ich erst am folgenden Tage, dass ich mich in Matahuasi nur eine kleine Legua vom Kloster Ocopa befunden hatte. Ich hätte dasselbe bequem erreichen und meine Reise ohne Zeitverlust fortsetzen können. Ocopa

Concepcion. S. 576.

liegt östlich von Matahuasi, am Ausgang eines kurzen Thals, doch sind die Gebäude vom Wege aus nicht sichtbar. Das Kloster wurde unter der Kolonialregierung gegründet und nach der Lostrennung Perus von Spanien verlassen. Viele Jahre wohnte daselbst nur ein Laienbruder, der die Kirche hütete, und erst in den vierziger Jahren wurde es von neuem durch spanische Mönche bevölkert. Das Kloster Ocopa ist die Hauptstation der Missionäre, die zur Bekehrung der wilden Stämme am Ostabhang der Andes ausgesendet werden. Die Arbeit dieser glaubenseifrigen und opferfreudigen Leute war zu allen Zeiten sehr gefahrvoll, undankbar und von geringem Erfolg gekrönt, denn wiederholt wurden die Bekehrten ihres neuen Glaubens und der Civilisation überdrüssig und kehrten wieder zu ihren früheren Lebensgewohnheiten zurück. Viele Missionäre verloren ihr Leben bei den Aufständen der Eingeborenen, deren verderblichster die Erhebung unter Juan Santos war, eines Indianers, der sich für einen Nachkommen der Inkas ausgab.

Am Morgen des 11. ritten wir weiter und kamen um Mittag in Jauja an, dessen Kirche mit zwei weissen Türmen man schon aus weiter Entfernung sieht. Es wurde bereits bemerkt, dass Jauja nicht eigentlich im Thale des Mantaro liegt, sondern im nördlichen Teile des Seebeckens, in welches der Fluss von Westen her, aus einem engen Thale kommend, einmündet. Bei der Lage der Stadt am Fusse kahler Höhen, und den von der Cordillera her wehenden Winden ausgesetzt, ist das Klima rauh und unfreundlich, dessenungeachtet aber ist sie der besuchteste klimatische Kurort der Republik. Sie verdankt ihren Ruf weniger ihren natürlichen Vorzügen als dem Umstand, dass sie der Hauptstadt am nächsten liegt und dass daselbst den Brustkranken, die im Hochland Wiederherstellung ihrer Gesundheit suchen, mehr Bequemlichkeiten geboten werden als in Concepcion und Huancayo. Als klimatischer Kurort würde Concepcion weit mehr zu empfehlen sein als Jauja; denn dort ist die Luft ebenso trocken und erfrischend, und da der Ort vor rauhen Winden geschützt liegt, würde er einen weit angenehmeren Aufenthalt bieten, wenn die Kranken dort ein passendes Unterkommen fänden. Im allgemeinen ist die Höhe über dem Meere, auf welcher das ganze Thal liegt (3480 Meter), nicht die für Tuberkulöse zusagendste. Bessere Heilerfolge werden an weniger hochgelegenen Orten beobachtet, zwischen 9000 und 10 000 Fuss, in Thälern, wo die Luft bei gleicher Trockenheit weniger kalt und bewegt ist. Solche Orte finden sich am Westabhang der Küstenkette im Süden Perus, z. B. Socoroma in der Nähe von Arica und Torata in den Altos von Moquehua. Die Besserung im Allgemeinbefinden von Lungenleidenden

bei noch nicht zu weit fortgeschrittener Krankheit, die daselbst öfters schon nach einem nur einmonatlichen Aufenthalte eintritt, ist überraschend und zuweilen ganz erstaunlich: Appetit und Verdauung heben sich bereits nach wenig Tagen, Hustenreiz und Auswurf vermindern sich stetig, das Fieber verschwindet und die Körperfülle nimmt zuweilen so zu, dass man die Kranken kaum wieder erkennt. Es scheint in der That, dass an diesen Orten eine Vernarbung der Kavernen und vollständige Heilung der Krankheit möglich sein würde, eine solche wird jedoch nur sehr selten, vielleicht nie erreicht, denn das Leben in der Abgeschiedenheit der Hochthäler ist so eintönig und die gewohnten Bequemlichkeiten werden von den Kranken so vermisst, dass sie sich in der Regel mit einem erzielten Halberfolge begnügen, zu früh an die Küste zurückkehren, wo sie binnen kurzem die Frucht des gebrachten Opfers wieder einbüssen.

In den meisten Ortschaften des Hochlands, vielleicht mit Ausnahme von Ayacucho, ist das Brot schlecht. Das aus dem Mehle selbstgebauten Weizens bereitete Gebäck ist dunkel, grob und schwer. In Jauja ist das Brot weiss, porös und leicht wie an der Küste, denn es wird aus chilenischem Mehle gebacken. Wir führen diesen Umstand an, um anzudeuten, in welchen Täuschungen der unglückliche Präsident Pardo lebte, welcher glaubte, dass durch den Bau einer Eisenbahn von der Küste nach Jauja der Mehlverbrauch der Hauptstadt aus den Weizenfeldern des Mantarothales bestritten werden würde. Der einzige Verbrauchsartikel, den Jauja und die in dessen Umgegend gelegenen Orte in Lima zu Markte bringen, sind Eier. Die Hühner haben sich also vortrefflich im Hochland akklimatisiert, was die spanischen Ansiedler anfangs nicht für möglich hielten; denn in dem Gesuch, in welchem die ersten Bürger von Jauja den Statthalter Pizarro um Verlegung ihrer Kolonie an die Küste baten, führten sie als einen ihrer Gründe dafür an, dass die Hühner daselbst wenig Eier legten und nicht brüten wollten.

Die Stadt ist, wie alle in Peru, regelmässig ausgelegt. Die Strassen von genügender Breite schneiden sich in rechten Winkeln, die Häuser sind ziemlich gut gebaut, haben gewöhnlich ein Erdgeschoss von ungebrannten Backsteinen, einen Oberstock von Fachwerk und sind weiss getüncht. In der Mitte der Stadt liegt der übliche viereckige Platz, daran die Kirche mit zwei Türmen und einer Kuppel über dem Kreuz, die sich von weitem besser ausnimmt als aus der Nähe. Ein Brunnen in der Mitte des Platzes ist, wie überall, von einem kleinen umgitterten Garten umgeben. Unmittelbar am Platze liegen zwei Hotels, davon das eine sehr gut gehalten, in der That das einzige gute Gasthaus,

das ich im Hochland antraf, seitdem ich La Paz verlassen hatte. Damit soll den übrigen Städten kein Vorwurf gemacht werden, denn da der Fremdenverkehr so gering ist und zudem fast alle Reisenden in Privathäusern Aufnahme finden, so haben die Gastwirte einen schweren Stand. Die ständige Einwohnerzahl beträgt nur 2800.

Jauja und Huancayo scheinen von alters her die beiden Hauptorte des Mantarothals gewesen zu sein. In dem letzteren Orte finden sich allerdings keine Überreste alter Bauten, welche beweisen, dass daselbst schon in früherer Zeit eine Stadt gestanden habe; dass aber Jauja ein alter Wohnplatz ist, sieht man schon von weitem aus den Ruinen einer Ringmauer, welche die hinter der Stadt gelegene Höhe umgiebt. Als die Spanier in Peru ankamen, war Jauja eine volkreiche Stadt. Dort befand sich einer der tapfersten Heerführer Atahuallpas, Challcuchima, mit einem Heere von 30 000 Mann, als Hernando Pizarro von seinem Ritte nach Pachacamac zurückkam. Er liess den indianischen Fürsten auffordern, mit ihm nach Cajamarca zu seinem gefangenen Könige zu kommen, und als Challcuchima sich dessen weigerte, begab sich Hernando selbst nach Jauja und bewog den Häuptling, mit ihm zum Lager der Spanier zu reisen: zu seinem Verderben, denn wenige Monate später liess ihn Francisco Pizarro, als des Verrats verdächtig, kurz vor seinem Einzug in Kusko im Thale Sacsahuana verbrennen.

In Jauja gründeten die Spanier ihre zweite Niederlassung auf peruanischem Boden. Im ersten Bande dieses Werks wurde erzählt, wie die ersten Ansiedler von Jauja an den Statthalter Pizarro das Gesuch richteten, ihre Kolonie an einen Ort der Küste verlegen zu dürfen, und wie Pizarro nach der Gründung von Lima ihrem Wunsche entsprach und sie dahin versetzte. Die alten spanischen Chronisten schreiben den Namen des Orts Xauxa, daher er jetzt, da im Spanischen überall j an die Stelle des x getreten ist, Jauja geschrieben und auch von den Eingeborenen dementsprechend ausgesprochen wird, also nach deutscher Aussprache wie »Chaucha«. Ursprünglich jedoch war die Aussprache »Schauscha«, denn die Spanier, in deren Sprache es kein unreines s giebt, bedienten sich nach dem Beispiel der Portugiesen des x, um diesen Konsonanten zu bezeichnen.

Nachdem ich etwas geruht, die Stadt durchwandert und von einem benachbarten Hügel photographiert hatte, liess ich wieder satteln, um an diesem Tage noch einige Leguas weiter zu reiten, und die Reise des nächsten Tages, die sonst etwas lang ausgefallen wäre, einigermassen abzukürzen. Der gerade Weg von Jauja nach Chiclla führt über eine öde unbewohnte Puna nach der Oroyabrücke, auf welcher man

den Mantaro überschreitet. Die Entfernung beträgt zwölf lange Leguas und auf der ganzen Strecke findet der Reisende weder Obdach für sich noch Nahrung für seine Tiere. Da meine Pferde einem so anstrengenden Marsche nicht gewachsen schienen, so zog ich vor, diese Tagereise zu teilen, einen kleinen Umweg zu machen und auf diesem die Stadt Tarma zu besuchen. Diese liegt 10 Leguas von Jauja entfernt, und von Tarma bis zur Oroyabrücke werden 6 Leguas gerechnet. Tarma liegt nicht mehr im Becken von Jauja, sondern beide Orte sind durch eine hohe Puna getrennt, welche die Wasserscheide verschiedener Flussgebiete bildet, die sich später, aber erst nach einem langen Laufe, vereinigen. Der Weg dahin führt zunächst durch ein breites, flaches Thal, ebenfalls der Boden eines ausgetrockneten kleinen Sees, dessen Ausfluss in den Mantaro mündet. Das Thal scheint fruchtbar, ist gut angebaut und ziemlich bevölkert. Als nach dreistündigem Ritte der Tag sich neigte, suchte und fand ich Unterkommen in einem am Wege stehenden, halb verbrannten Hause, nahe bei dem Dorfe Yanamarca (zu deutsch Schwarzburg). Der Ort liegt schon nahe am Fusse des Gebirges, welches wir am folgenden Tage zu übersteigen hatten. Gegen Mittag erreichten wir den höchsten Punkt der Puna, die sogenannte Apacheta, was man, wie immer bei solchen Bergübergängen, aus vielen kleinen Steinhaufen ersieht, welche die abergläubischen Indianer an den Seiten des Weges zusammentragen. Der Pass wird Pukuska K'asa — die geblasene Lücke — genannt (4280), da man bei der Ankunft daselbst von einem starken Ostwinde empfangen wird. Man erblickt von hier, nur durch ein flaches Thal geschieden, mehrere hohe schneebedeckte Gipfel, den Kamm der eigentlichen Andeskette, welche weiter nördlich vom Thale des Chanchamayo durchbrochen wird. Man reitet dann in einem langen Thale wieder langsam bergab, zuletzt ziemlich hoch am Bergabhang bis zum Dorfe Tarma-Tambo, von wo aus man die Stadt Tarma freundlich inmitten grüner Felder gelegen erblickt. Gegen 3 Uhr langte ich daselbst an und brauchte keine Privatgastfreundschaft in Anspruch zu nehmen, denn es giebt dort ein paar ziemlich gut gehaltene, wenigstens reinliche Gasthäuser, in deren einem, Hotel de Globo, ich mein Quartier nahm. Wiewohl ich an diesem Tage nur acht Stunden zu Pferde gesessen hatte, fühlte ich mich müde und erschöpft. In der Jugend gewöhnt man sich an Strapazen und erträgt sie um so leichter, je länger sie dauern. Später wird das anders: durch Übung und Anstrengung werden die Muskeln nicht mehr gestärkt, sondern die Glieder anstatt geschmeidig nur ungelenkig und schmerzhaft.

Tarma. S. 581.

Die Stadt Tarma liegt auf 11° 25' südl. Breite und 3080 Meter über dem Meere am kleinen Fluss Chanchamayo, welcher am Fusse des Höhenzugs entspringt, den wir eben überschritten haben. Da dieser Fluss später zum Perené wird und sich mit dem Apurimac verbindet, so gehört sein Thal hinsichtlich seiner Wasserscheide allerdings zum Ostabhang der Andes. Der Anfang desselben und die Stadt Tarma liegen aber westlich von der Kette, welche vom Chanchamayo durchbrochen wird. Tarma ist ein freundliches Städtchen, Hauptort einer gleichnamigen Provinz, die zum Departement Junin gehört, mit 4000 Einwohnern, meist hellen Mestizen. Die Strassen sind etwas eng, denn der Raum im Thale ist beschränkt. Es ist rings umgeben von hohen Bergen, daher das Klima hier weit milder ist als in Jauja. Der Präfekt des Departements, der seinen Sitz eigentlich in Cerro de Pasco haben sollte, lebt aus diesem Grunde gewöhnlich in Tarma. Aus demselben Grunde aber ist Tarma trotz seiner hohen Lage als klimatischer Kurort für Lungenkranke nicht geeignet, denn nicht nur steigt die Tagestemperatur im Sommer bis zu 28—30° und senkt sich auch im Winter selten unter 12°, sondern die Luft ist zuweilen daselbst schon sehr feucht.

Zu welcher Zeit sich die ersten Spanier in dieser Gegend niederliessen, ist nicht bekannt, aber schon vor ihrer Ankunft stand hier eine Stadt, und Cieza de Leon, der dieselbe in seiner Chronik unter dem Namen »Tarama« anführt, bemerkt, dass die Inkas daselbst grosse Gebäude — aposentos — besessen hätten. Von diesen ist nichts mehr übrig, die gegenwärtige Stadt ist ganz neu, d. h. während der spanischen Kolonialzeit entstanden. Sie erhob sich früh zu einer gewissen Blüte und scheint ansehnlicher gewesen zu sein als jetzt, denn ihre Wichtigkeit besteht darin, dass sie den Handelsverkehr zwischen Lima und den am Ostabhang der Andes gelegenen Niederlassungen vermittelt, und diese waren ehemals zahlreicher als jetzt. Die dort aus dem Hochgebirge herabkommenden Thäler sind sehr fruchtbar, und da sie sich zudem eines ebenso angenehmen als gesunden Klimas erfreuen, so waren dort nach und nach viele Haciendas entstanden, in denen Zuckerrohr, Cacao, Coca, Kaffee und Baumwolle gezogen wurde. Der gedeihlichen Entwicklung dieser Niederlassungen standen jedoch zu allen Zeiten zwei Hindernisse entgegen: der Mangel an Wegen, um die Landeserzeugnisse zu Markte zu bringen, und die unmittelbare Nachbarschaft wilder Völkerschaften, welche die weiter abwärts gelegenen Wälder bewohnen.

Diese Gegenden, die früher allerdings schon von Missionären be-

sucht worden waren, sind doch erst in neuerer Zeit genauer bekannt geworden, und zwar hauptsächlich durch den Ingenieur Arthur Wertheman, von dessen kühnen Fahrten auf dem oberen Marañon wir früher berichtet haben. Der kleine Fluss, an welchem Tarma liegt, wird in der dortigen Gegend nach dem Namen der Stadt benannt. Er wächst rasch durch Aufnahme mehrerer Nebenflüsse, durchbricht die Berge der Ostkette in einem abschüssigen, felsigen Thal und führt nun den Namen Chanchamayo. Etwas weiter unten wird er von Norden her durch einen grösseren Nebenfluss, den Utcumayo verstärkt, und einige Leguas weiter thalabwärts durch einen ebenso wasserreichen von Süden her, den Tullumayo. An der Mündung dieses letzteren liegt das Fort San Ramon, das zum Schutze der in den Thälern des Chanchamayo und Tullumayo gelegenen Ansiedelungen errichtet worden ist. Die letzte derselben ist der zwei Leguas unterhalb San Ramon im Jahre 1870 gegründete Ort La Merced, welcher an der linken Seite des Chanchamayo auf einer etwa 100 Fuss hohen Ebene am Ufer liegt. Fünf Leguas weiter thalabwärts vereinigt sich, von links kommend, der Fluss Paucartambo mit dem Chanchamayo. Dieser Fluss ist nicht zu verwechseln mit dem Flusse gleichen Namens, der in der Provinz Paucartambo in der Nähe von Kusko entspringt und sich in den Urubamba ergiesst. Durch die Vereinigung des Paucartambo mit dem Chanchamayo verliert dieser seinen Namen und heisst von jetzt an Perené. Der Perené verbindet sich, wie früher bemerkt wurde, mit dem Ene — in seinem oberen Laufe Apurimac genannt — und durch ihren Zusammenfluss entsteht der Tambo, worauf der Tambo mit dem Urubamba den Ucayali bildet. Der aus dem Chanchamayo entstandene Perené hat meist starkes Gefäll und ist reissend; nur auf einer kurzen Strecke oberhalb seiner Mündung in den Ene kann er mit kleinen Dampfschiffen befahren werden. Im Thalgebiet des Paucartambo findet sich der schon von den Missionären oft erwähnte Cerro de la Sal, ein ziemlich hoher, spitzer Berg, an welchem eine breite Ader von Steinsalz zu Tage tritt. Dieser Berg, von dem die Indianer aus weiter Umgegend ihr Salz beziehen, wurde zuerst im Jahre 1635 von einem Franziskanermönch namens Jimenez entdeckt, und der Pater Amich giebt in seinem Compendio histórico de las Misiones die Breite der Steinsalzlager zu 30 Ellen an.

Der Chanchamayo war bereits bis zur Mündung des Paucartambo bekannt, als Wertheman 1874 im Auftrage der Regierung übernahm, den weiteren Lauf des Flusses zu erforschen und zwar durch eine Fahrt auf Flössen. Da die Indianer der Gegend nicht mit solchen Fahrzeugen umzugehen verstehen, so liess man Ruderer von Chasuta am Huallaga

kommen, die mit der Steuerung von Flössen durch die Stromschnellen ihres Flusses von Jugend auf vertraut waren. Man liess sie über Parà und Panamà nach Callao bringen und von da nach Tarma. Mitte November waren die Vorbereitungen beendet und am 26. verliess Wertheman mit drei Flössen den Ort La Merced. Allein diese voll Mut und Hoffnung unternommene Fahrt nahm ein jähes Ende, gleich nachdem sie begonnen worden. Der Fluss war durch Regen angeschwollen und sehr reissend; kaum eine halbe Stunde nach der Abfahrt wurden die Flösse gegen Felsen geschleudert und umgestürzt; Wertheman selbst war nahe daran zu ertrinken, alles Gepäck und die Instrumente wurden verloren.

Wertheman liess sich durch sein Missgeschick keineswegs entmutigen. Durch beharrliche Bemühungen setzte er es bei der Regierung durch, dass eine neue Expedition zur Erforschung des Perené beschlossen und deren Führung ihm anvertraut wurde. Im Oktober 1876 finden wir ihn von neuem am Chanchamayo mit Vorbereitungen zu seiner Fahrt beschäftigt, zu welcher man wiederum Indianer vom Huallaga hatte kommen lassen. Er liess dieselben zunächst mit kleinen Flössen eine Probefahrt zwischen La Merced und der Mündung des Paucartambo unternehmen, auf welcher Strecke er zwei Jahre zuvor verunglückt war. Nachdem diese Probe glücklich von statten gegangen war, liess er vier grössere Flösse bauen und schiffte sich auf denselben mit seinen chasutinischen Ruderern und militärischen Begleitern am 4. November ein. Schon am nächsten Tage kamen die Reisenden durch schluchtartige Verengerungen des Flussbetts, sogenannte Pongos, mit vielen Stromschnellen, die sie indessen ohne Unfall zurücklegten. Am sechsten Tage jedoch wurden sie durch lautes Brausen gewarnt, dass sie sich Wasserfällen näherten. Die indianischen Ruderer hatten eben noch Zeit genug, ins Wasser zu springen, um die Flösse an den Klippen zu befestigen. Eine Untersuchung ergab, dass die Fälle und Stromschnellen sich über zwei Leguas erstreckten, und da die Flösse nicht so weit getragen werden konnten, musste man sich entschliessen, sie einstweilen zurückzulassen, den Weg zu Fusse fortzusetzen und das nötigste Gepäck zu tragen, bis wo der Fluss wieder schiffbar wurde. Dann liess man die Stämme der Flösse einzeln durch die Stromschnellen herabtreiben, fing sie auf und verband sie von neuem. Dieselben Schwierigkeiten wiederholten sich später noch einmal, doch waren hier die Stromschnellen kürzer, und es genügte, die Flösse 400 Meter weit am Ufer zu schleppen. Nach mancherlei Fährlichkeiten, bei welchem Wertheman eines seiner Fahrzeuge verlor und Gefechte mit den Eingeborenen zu bestehen hatte, gelangte

er am 14. November zur Mündung des Perené in den Ene, am 17. in den Ucayali und am 29. zum Marañon. —

In der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts gab es in den Thälern des Chanchamayo und Perené zahlreiche Ortschaften und wohlgepflegte Pflanzungen von Zucker, Tabak, Cacao und Coca, durch die Missionäre waren bereits viele der in der Nachbarschaft wohnenden wilden Eingeborenen bekehrt und in Dörfer vereinigt, auch von den noch heidnischen Indianern standen nicht wenige mit den Kolonisten in freundschaftlichem Verkehr und kamen ohne Scheu bis nach Tarma, als auf einmal alle Fortschritte, welche die Gesittung in jenen Gegenden gemacht hatte, wieder verloren gingen. Der Urheber dieses Unglücks war Pedro Juan Santos, ein Indianer, der, nach Angabe des Pater Amich, aus der Gegend von Kusko stammte. Dieser hatte einen Jesuiten auf dessen Reise nach Spanien als Diener begleitet, beging nach seiner Rückkehr einen Mord in Huamanga (Ayacucho) und floh, um sich der ihm drohenden Strafe zu entziehen, in die Montaña. Dort wurde er von einem Häuptling Namens Quisopongo in dessen Dorfe aufgenommen, welches im sogenannten Pajonal lag, einer bergigen Gegend zwischen den Flüssen Perené und Pachitea, welche den Namen Grasland führt, weil die mittleren, kühleren Berghöhen nicht mit Wald, sondern mit Gras — paja — bedeckt sind. Der Flüchtling gab sich dort als einen Abkömmling des letzten Inkas aus und nannte sich Juan Santos Atahuallpa. Die Indianer des Pajonals schenkten dem verschlagenen Betrüger Glauben, nach und nach schlossen sich fast alle eben erst Bekehrten dem neuen Häuptling an und stellten sich unter seinen Befehl. Dies geschah gegen Ende des Jahres 1742. Im folgenden Jahre begann Juan Santos seine Macht zu benutzen, griff die spanischen Niederlassungen am Chanchamayo an und zerstörte das eben erst erbaute Fort Quimiri. Eine Truppenabteilung, die Vicekönig Manso de Velasco 1745 gegen ihn absendete, vermochte nichts auszurichten, da der Zug in der unrechten Jahreszeit unternommen worden war. Im Jahre darauf ereignete sich dann das schreckliche Erdbeben, welches Callao und Lima zerstörte, und dessen Folgen die Regierung so sehr in Anspruch nahmen, dass ihr weder Zeit noch Mittel blieben, um sich mit der Unterdrückung des Indianeraufstandes ernstlich beschäftigen zu können. Erst 1750 wurden wieder ein paar Kompanien Soldaten in die Montaña gesandt, aber auch diesmal waren alle Anstrengungen vergeblich, da die Wilden in die Wälder zurückwichen. Im Jahre 1752 unternahm Juan Santos, jetzt Herr aller Thäler der Montaña und dreist gemacht durch seine Erfolge, einen Zug gegen das Hochland. Er drang

mit seinen Horden bis nach Andamarca vor, einem Ort des Gebirges in der Nähe von Jauja in der Gegend, aus welcher der Pangoa entspringt. Er begnügte sich jedoch damit, die Ortschaft zu zerstören und das Vieh der Bewohner mit sich fort zu nehmen, denn seine an heisses Klima gewöhnten Krieger konnten die Kälte der Puna nicht ertragen. Dies ist die letzte Unternehmung, in welcher der Name des gefürchteten falschen Inka genannt wird, über dessen Ende nichts bekannt ist.

Nach diesem Indianer-Aufstand, in welchem alle Missionen am Ostabhange der Andes zerstört wurden, blieben diese Gegenden mehr als dreissig Jahre ganz verlassen; erst 1779 wurde wieder ein Reitweg nach Chanchamayo angelegt und 1788 das Thal Vitor, ein Teil des Thals des Tullumayo von neuem besiedelt. Im Jahre 1846 wurde am Zusammenfluss des Tullumayo mit dem Chanchamayo ein kleines Fort zum Schutze der Kolonisten gegen die Wilden erbaut, welches dem damaligen Präsidenten Ramon Castilla zu Ehren den Namen San Ramon erhielt. Dieser Militärposten lag damals an der Grenze der Ansiedelungen, welche sich jedoch seitdem weiter thalabwärts ausgedehnt haben. Zwei Leguas unterhalb San Ramon wurde 1869 die Ortschaft La Merced am linken Ufer des Chanchamayo gegründet, welche gegenwärtig die ansehnlichste geworden ist. Die Zahl der Haciendas hat sich neuerdings noch weiter vermehrt und bei der Ergiebigkeit des Bodens würden ohne Zweifel weit ausgedehntere Strecken urbar gemacht werden, wenn diese Gegenden durch eine Fahrstrasse mit Tarma verbunden wären. Die Anlage einer solchen ist allerdings schon seit lange beschlossen, aber bei der bedrängten finanziellen Lage, in welcher der Krieg mit Chile das Land gelassen hat, ist der Bau bis jetzt nicht zur Ausführung gekommen.

Am 13. Juni brach ich ziemlich spät am Vormittage von Tarma auf, da die Strecke, die ich an diesem Tage zurückzulegen hatte, nur kurz war. Der Weg führt am Ufer des Flusses aufwärts in einem engen aber wohl angebauten und bevölkerten Thal und verlässt dasselbe erst auf der Höhe, wo der Baumwuchs aufhört, um in einer steileren Nebenschlucht die Puna zu erklimmen. In dieser Gegend finden sich die Quellen des wasserreichen Baches, dem man bisher gefolgt ist und der später zum Chanchamayo wird. Sie brechen auf einmal von verschiedenen Seiten aus dem Kalkfelsen hervor und bilden sogleich einen kleinen Fluss. Die Puna, welche das Thal des Chanchamayo von dem des Mantaro scheidet, ist ungefähr hundert Meter höher als der Pass Pukuska K'asa. Wenn man auf dem höchsten Punkte derselben an-

langt, hat man zwei Drittel der Strecke zwischen Tarma und der Oroyabrücke zurückgelegt. Wiederum erschienen hier die Blümchen der armen, aber mir allmählich lieb gewordenen Flora der Puna, die bescheiden aus dem Grase hervorblickenden weissen Sternchen einer Saxifrage (Pencachi), kleine weisse Gentianen und grosse goldgelbe, sternartige Kompositenblumen, die ohne Stiele an teppichartigen Ausbreitungen kurzer Wurzelblätter geheftet schienen. Ich sah sie hier zum letzten Male, denn die Küstencordillera, die ich am nächsten Tage überschritt, ist steinig und öde. Der Abstieg vom Pass in das Thal des Mantaro ist etwas steiler und interessant durch die kühnen Formen der senkrecht aufgerichteten Kalksteinlager am Wege. Man reitet an einem kleinen Flusse, der ringsum von hohen Bergen eingeschlossen zu sein scheint und sieht sich plötzlich am Ufer des Mantaro, ohne dessen Nähe vermutet zu haben. Einige Hütten, die dort liegen, bilden die Ortschaft Oroya, und die Drahtbrücke, die den Fluss überspannt, wird ebenso genannt. Dieser Name stammt aus früherer Zeit, wo die Verbindung der beiden Ufer des Mantaro nur aus einem Seile von Agavenfasern bestand, an welchem Reisende und Waren in einem Korbe befördert wurden, während die Tiere den Fluss durchschwimmen mussten. Ein solcher aus ungegerbter Ochsenhaut angefertigter Korb heisst in der Landessprache Oroya. Die jetzige Brücke besteht aus sechs Drahtseilen, von denen vier den Boden der Brücke tragen und zwei als Brustwehr dienen. Der Boden der Brücke wird, wie gewöhnlich, aus dünnen Baumstämmchen und Zweigen gebildet, die mit durchflochtenen Streifen von Ochsenhaut verbunden sind. Die Brücke ist gut gehalten und schwankt wenig. Am linken Ufer unter einem überhängenden Felsen wohnt in einer Hütte der Hüter und Heber des Brückengeldes. An der rechten Seite steht auf dem etwas erhöhten Uferrand ein Hotel, welches von einem Italiener Namens Ferro gehalten wird. Alles, was man dort in dieser Einsamkeit bekommt, ist so gut, dass man die etwas hohen Preise dafür gern bezahlt.

Das Thal des Mantaro in der Gegend der Oroyabrücke ist eng, von hohen Kalksteinbergen begrenzt. Der Mantaro selbst ist ein schöner Fluss von durchsichtigem, blauem Wasser, etwa so stark wie der Pachachaca, weniger wasserreich als der Pampas, da wo ihn der Weg von Kusko überschreitet. Von der Oroyabrücke führt die Strasse durch ein Thal von schwachem Gefäll in westlicher Richtung dem Kamme der Küstenkette zu. Der Morgen war kalt, der Boden mit Reif bedeckt, aber der Ritt war angenehm, denn der Weg war gut und führte lange Strecken auf dem bereits aufgeschütteten Eisenbahndamm

Die Oroya-Brücke. S. 586.

Jauja. S. 587.

hin. Nach vier Stunden gelangt man nach dem Dorfe Pachachaca, einem elenden Orte, der durch die Chilenen im Kriege zerstört worden war und sich noch nicht aus seinen Trümmern erhoben hatte. Da ich nicht wusste, wo ich die Nacht zubringen würde, so liess ich den Arriero absteigen und sich nach Nahrungsmitteln umsehen, und es gelang ihm auch, in einer kleinen, von Chinesen gehaltenen Garküche sich eine Hammelkeule zu verschaffen, die uns am Abend gut zu statten kam.

In Pachachaca teilt sich das Thal, in welchem man bisher heraufgekommen ist. Zur Linken setzt es sich in einen weiten Grund fort, durch den sich ein ruhig fliessender Bach in zahlreichen Windungen herabschlängelt; die rechte Seite der Gabelung ist steil, der dorther herabströmende wasserreicher und reissender. Der Weg, den man jetzt einschlägt, folgt aber keinem der beiden Thäler, sondern erklimmt die Höhen, durch welche diese von einander getrennt werden. Sobald man oben ankommt, erblickt man bereits in der Ferne die Schneeberge der Küstenkette, auf die man von jetzt an in gerader Richtung zureitet. Nach Verlauf von drei Stunden ist man dem Fusse derselben nahe und trifft dort einen kleinen, aber ziemlich langgestreckten See, Huascakocha — der Kettensee — genannt. Am Ufer desselben steht ein Tambo, wo ich geblieben wäre, hätte ich das Haus nicht schon von Arrieros besetzt gefunden, deren Maultierherden in der Nähe am Bergabhang weideten. Wir ritten also weiter und erreichten nach einer halben Stunde eine Anhöhe, von wo wir in einer Schlucht die Hacienda Tuctu vor uns sahen. Tuctu ist ein Bergwerk, der Familie Pflücker in Lima gehörig, in welcher die Erze der in der Nachbarschaft befindlichen Gruben aufbereitet werden. Dieses Anwesen liegt unmittelbar am Fusse des Passes, und da ich an diesem Tage Chiclla, die Endstation, nicht zu erreichen vermochte, so schien mir das Ratsamste, hier ein Unterkommen zu suchen. Ich begab mich also zum Verwalter, um ihn zu bitten, mich bei sich aufzunehmen, als ich daselbst unerwartet einen Freund von Lima traf, welcher in der Gegend gleichfalls Silbergruben bearbeitet. Dieser lud mich sogleich ein, mit ihm nach seiner Mine zu reiten, die nur eine Legua weit entfernt sei. Wiewohl sich der Tag bereits zu Ende neigte, und ich die Länge dieser einen Legua einigermassen fürchtete, so willigte ich doch mit Freuden ein, denn beim Anblick dieses alten Bekannten schien es mir, als sei ich bereits in Lima angekommen.

Wir näherten uns also jetzt wieder demselben Passe von Antaranra, auf welchem ich vor zwei Jahren bei meiner Rückkehr die Cordillera

überschritten hatte. Eine halbe Legua oberhalb Tuctu gelangt man zu dem kleinen See Morococha (4528) — dem fleckigen See, an dessen Ufer das ebenfalls der Familie Pflücker gehörige Bergwerk gleichen Namens liegt. Die weitläufigen Gebäude dieses Werkes, die mit allen Bequemlichkeiten ausgestattet waren, wurden von den Chilenen geplündert und zerstört und lagen zur Zeit noch verfallen und unbenutzt. Bald nachdem wir an Morococha vorüber waren, brach die Dämmerung herein, und da diese zwischen den Wendekreisen nur kurze Zeit dauert, so war es Nacht, lange bevor wir die Passhöhe erreichten. Glücklicherweise war der Mond beinahe voll und der Himmel wolkenlos. Die umliegenden Schneespitzen und die vielen kleinen dunklen Seen glänzten im Mondlicht in wunderbarer Schönheit, allein um sich landschaftlicher Reize freuen zu können, darf man nicht zu müde sein. Zwar liess ich das Schöne nicht unbemerkt an mir vorüber ziehen, fühlte mich aber doch nicht in der Verfassung, es gebührend zu würdigen, sondern war froh, als wir vom Hauptwege ablenkten und endlich bei dem Grubenhaus ankamen, wo wir bleiben wollten. Obwohl wir uns hier 17 000 Fuss über dem Meere befanden und dies die beträchtlichste Höhe war, die ich bisher erreicht hatte, blieb ich zu meiner Verwunderung frei von allen Atembeschwerden und fühlte auch weder Kopfschmerz noch Pulsbeschleunigung. Mit dem Fleische, das wir mitgebracht, und einigen Kartoffeln, die wir vorfanden, kochte uns eine junge Indianerin eine bescheidene Suppe, die wir nach den Strapazen des Tages mit grossem Behagen verzehrten. Nach dem Nachtmahl betteten wir uns auf Matratzen am Boden, begraben unter einer Last von Decken, so dass man sich kaum auf dem Lager umwenden konnte. Allein solche Verwahrung war nötig, denn es wurde bitter kalt in der Nacht.

Ein nebelfreier Morgen gewährte einen klaren Überblick der Gegend, deren Umrisse sich bei Mondbeleuchtung nur verschwommen erkennen liessen. Die Silbermine »Vulkan« liegt ungefähr eine halbe Legua südlich vom Hauptwege, von welchem sich der dahinführende Pfad auf dem Passe Antaranra abzweigt. Die Höhe des Passes beträgt 4830 Meter, also 300 Meter mehr als die von Morococha. Der Eingangsstollen der Grube Vulkan befindet sich etwa 200 Meter über dem Passe und ist 20 Meter weit durch Gletschereis gehauen. Diese Mine ist sehr alt und soll in früheren Zeiten reiche Ausbeuten gegeben haben. Nachdem sie lange Jahre verlassen gelegen hatte, sind neuerdings von den jetzigen Besitzern die Arbeiten wieder aufgenommen worden. Dabei stellte es sich heraus, dass ein grosser Teil des Berges ausgehöhlt und die in den oberen Gegenden laufenden Erzadern abgebaut waren; es musste

daher ein neuer Stollen weiter unten getrieben werden, um die in der Tiefe sich verlierenden Adern zu erschliessen und zu entwässern. Beim Hinwegräumen von Trümmern fand man eine Menge menschlicher Gebeine, augenscheinlich von Arbeitern, die einst dort verschüttet wurden, und in der Nähe derselben Werkzeuge aus Hirschgeweihen zum Ausklauben des Erzes, woraus zu schliessen ist, dass diese Grube bereits vor Ankunft der Spanier in Betrieb war. Werkzeuge aus Bronze sind dabei nicht gefunden worden.

Die gegenwärtigen Eigentümer der Mine, die Gebrüder A. und G. G. gehören zu den thätigsten und unternehmendsten Bergbaubeflissenen dieser an Erzadern sehr reichen Gegend, und der Vulkan ist nicht die einzige von ihnen bearbeitete Grube. Da ihre Werke alle in geringer Entfernung von einander lagen, so schlug mir mein Wirt G. G. vor, dieselben mit ihm zu besuchen, ein Anerbieten, dass ich gern annahm, da die bis Chiclla zurückzulegende Strecke wenig mehr als vier Leguas betrug, und ich daher hinreichende Zeit vor mir hatte, um diese Endstation der Eisenbahn und meiner Reise zu erreichen. Wir ritten um 8 Uhr vom Hause des Vulkan fort und gelangten nach einer Viertelstunde zunächst zum Eingang des grossen Kammtunnels der transandinischen Bahn, der auf einer Höhe von 4788 Meter unter der Wasserscheide der Küstenkette hindurchführt. Der Tunnel war damals bereits vollständig durch den Berg gebohrt, hatte aber noch nicht in seiner ganzen Ausdehnung die erforderliche Höhe, als die Arbeiten eingestellt wurden. Rechts neben dem Eingang des Tunnels erhebt sich ein zum Teil mit Schnee bedeckter rötlicher Berggipfel von 5356 Meter Höhe, zum Andenken an den Unternehmer der Bahn Monte Meiggs genannt.

Von hier lenkten wir zu dem vom Passe Antaranra herunterführenden Hauptweg ein, ritten auf diesem eine Stunde lang bergab, und bogen dann links in ein Seitenthal, in welchem wir auf einem Zickzackweg eine steile Bergwand erklommen und zur Grube Elisa gelangten. Dieses Bergwerk, dessen Eingang etwas höher liegt als der Pass, war damals das ergiebigste der von den Gebrüdern G. bearbeiteten Gruben. Es befindet sich daselbst ein mit Zinkblech gedecktes Gebäude mit Wohnungen für Ingenieure und Beamte, sowie eine aus niedrigen Hütten bestehende Ortschaft für die Arbeiter, deren zur Zeit meines Besuches 260 beschäftigt wurden. Das geförderte Erz ist zum grössten Teil Fahlerz mit silberhaltigem Bleiglanz, und der Silbergehalt betrug 50 bis 60 Mark auf den Cajon Erz. Der Silbergehalt in Peru, wie auch sonst in Südamerika, wird nicht nach Prozenten berechnet, sondern nach so und so viel Mark auf ein Quantum von 60 Zentnern Erz, Cajon genannt. Die

Gesamtausbeute der von den Herren G. bearbeiteten Gruben belief sich zur Zeit auf 1500 Zentner Erz monatlich. Das Erz wird in Stücke zerschlagen, gemahlen, in Säcke gefüllt und zur Verhüttung nach Europa geschickt, früher meist nach England, jetzt vielfach in die Schmelzwerke am Harz und in Freiberg. Der Mangel an Brennmaterial macht eine Verhüttung im Lande unmöglich, daher nur Erze, deren Silbergehalt die Transportkosten deckt, Nutzen lassen, ärmere zur Zeit nicht zu verwerten sind. Aus diesem Grunde war der Bau der transandinischen Bahn für die in dieser Gegend befindlichen Gruben eine Lebensfrage, denn wenn auch die Frachtsätze derselben hoch waren, so betrugen die Transportkosten auf der Bahn doch erheblich weniger als die Beförderung durch Maultiere. Von den Gruben bis zur Verladung auf der Bahn werden die Säcke durch Herden von Llamas gebracht, von denen jedes gewöhnlich einen Zentner trägt. Die Säcke von je 50 Pfund werden sattelartig ohne weitere Befestigung auf den wolligen Rücken der Tiere gelegt. Man lässt diese langsam gehen, so dass sie unterwegs Zeit haben sich Futter zu suchen und ihr Unterhalt fast nichts kostet.

Das landschaftliche Bild, das sich von der Höhe der Elisa dem Blicke darbietet, ist überaus grossartig: Schneespitzen und Felsen ringsumher, von tiefen Thälern und Schluchten unterbrochen. Die geologischen Verhältnisse erscheinen einem Beobachter, der nicht Fachmann ist, ziemlich verworren. Das Kalksteingebirge des Ostabhanges der Kette ist fast überall durch vulkanisches Gestein verdrängt, nur hie und da bemerkt man noch Lagen desselben, die sich wie Inseln in der allgemeinen Zertrümmerung erhalten haben. Auch die Gesteine eruptiven Ursprungs bilden nirgends grössere gleichartige Massen: Porphyr, Trachyt, Tuff und Konglomerat wechseln mit einander ab und gehen in einander über. Von der Elisa ritten wir durch einen flachen Bergeinschnitt, eine Art Joch, in ein anderes tiefes Thal hinab, durch welches der Weg von der Bergstadt Yauli herabkommt. Dieser überschreitet den Kamm der Cordillera etwas südlich von Antaranra und wird nach einem hohen, aufrecht stehenden Felsblock »el Paso de la piedra parada« genannt. Dieser Pass liegt 5019 Meter über dem Meere, ist also höher als der nördliche und auch steiler. Etwas weiter unten im Thale der Piedra parada liegt das Bergwerk »el Carmen«, das durch eine Aktiengesellschaft bearbeitet wird. Da indes die Mehrzahl der Anteile sich im Besitze eines Deutschen Namens Prüss befinden, so kann die Grube als dessen Eigentum gelten. Wir statteten dem Besitzer einen Besuch ab und fanden ihn in einem sauber gehaltenen, sehr bequem eingerichteten neuen Wohnhause. Ich bemerkte mit Vergnügen die

Der Verfasser im Reiseanzug, La Paz 1888.

bescheidene Eleganz in der Behausung dieses Landsmannes. In den Wohnungen der Peruaner ausserhalb der Hauptstadt wird diese gewöhnlich vermisst.

Von der Grube Carmen an wird das Thal abschüssig. Der Pfad senkt sich stark und nach einer Stunde gelangt man nach Casapalca, einer kleinen Ortschaft, woselbst die Wege der beiden Pässe von Antaranra und Piedra parada zusammentreffen. Von hier bis Chiclla sind noch $2^1/_2$ Leguas, ein bequemer und interessanter Weg, denn das Thal ist zu beiden Seiten von hohen, felsigen Bergen eingefasst. Bald nach 4 Uhr langte ich in Chiclla an, wo ich wieder, wie bei der Rückkehr von meiner ersten Reise ins Hochland, im Hotel Schulz Wohnung nahm. Das Haus liegt in unmittelbarer Nähe des Bahnhofs und der Anblick der Schienen, dieses Zeichens der Civilisation, schien mir in diesem Augenblicke reizender als die schönste Aussicht von einer Berghöhe und das grossartigste landschaftliche Panorama. Und als ich abends meine müden Glieder auf einem weichen Sprungfederbett ausstreckte, wurde das Behagen des lange entbehrten bequemen Lagers wesentlich erhöht durch den Gedanken, dass ich am nächsten Morgen nicht wieder in den Sattel zu steigen haben würde. Denn ich muss dem Leser, der die Geduld gehabt hat, mir bisher zu folgen, bekennen, dass ich bei aller Genugthuung über die jetzt zu Ende geführte Reise und bei aller Befriedigung mit dem, was ich gesehen und beobachtet, doch am Ende des Reisens zu Maultier herzlich müde geworden war. Später verliert sich die Erinnerung an die ausgestandenen Mühsale und Unannehmlichkeiten, und nur die Bilder des Schönen und Interessanten, das man gesehen und erlebt, treten ungetrübt durch das Gefühl des nun vergessenen Ungemachs vor das geistige Auge.

Am 18. Juni fuhr ich von Chiclla nach Lima zurück. Alle Strecken der Bahn waren mir wohl bekannt, denn ich hatte sie wiederholt befahren; allein man wird nicht müde, die wilden Schönheiten des Gebirges zu betrachten und die Schwierigkeiten, die beim Bau überwunden worden sind, zu bewundern. Die transandinische Bahn ist mir unter allen Schienenwegen, die ich gesehen, immer als die ausserordentlichste Leistung in der Kunst des Wegebaues erschienen. Der weite Umweg durch das Nebenthal des Rio blanco, die Felsenschlucht des Infernillo, die Windungen des Abstiegs nach Tamboraqui, der Blick in das Rimakthal und die fern in der Tiefe sichtbar werdende Station von San Bartolomé, die kühne Brücke über die Schlucht Verrugas und die merkwürdigen Kurven durch welche die Bahn nach San Bartolomé hinab-

steigt: alle diese Bilder werden jedem unvergesslich bleiben, der sie gesehen.

Übersicht der Höhen der auf dieser Reise berührten Punkte.

Puno	3815 Meter	Concepcion	3190 Meter
La Raya (Pass)	4525	Einancasa (Pass)	3980 »
Kusko	3468 »	Vilcas Huaman	3680 »
Ollantai-Tambo	3030 »	Apacheta de Chupas	4200 »
Ichubamba	3520 »	Chupas	3460 »
Kasacancha (Pass)	3950 »	Ayacucho	2410 »
Tarahuasi	2920 »	Lamarate	2755 »
Apurimac	2080 »	Julcamarca (Pass)	3681 »
Molle-Molle bei Curahuasi	2820 »	Ayahuaicu (Brücke)	2730 »
Pinculluna (Pass)	4040 »	Acobamba	3540 »
Patibamba bei Abancay	2480 »	Pumaranra	4030 »
Illanga	2280 »	Pukakasa (Pass)	4520 »
Pachachaca	1850 »	Iscuchaca	2910 »
Cochacajas (Pass)	3630 »	Tayacasa (Pass)	4020 »
Huancarama	2995 »	Huancayo	3320 »
Curamba (Pass) 3740	3740 »	Jauja	3480 »
Rio Pincus	2780 »	Pukuska K'asa (Pass)	4280 »
Cumu Huilca (Pass)	3620 »	Tarma	3240 »
Argama	3295	Pampa de Cunca (Pass)	3480 »
Andahuailas	3020 »	Oroya	3712 »
Saihuapata (Pass)	4350 »	Tuctu	4340 »
Chincheros	2960 »	Antaranra (Pass)	4830 »
Pampas (Brücke)	2206 »	Chiclla	3724 »
Calabacero	2450 »		

Namen- und Sach-Register.

(Die Seitenzahlen ohne Beifügung der Bändezahl beziehen sich auf den dritten Band.)

A.

Abancay, Fl. **1**, 27 — Stadt 542
Abascal, Fern., Vicek. **1**, 514 — 402
Abra de Cochacajas 545
Abra de Curamba 546
Acapana, Thor v. 381
Acllahuasi 485
Acobamba, Ortsch. 567
Acosta **1**, 47.
Agaven 19 — 29 — 127 — 259
Aguamiro, Ortsch. 115
Agua Santa, Schl. b. **1**, 526
Aguas calientes 441
Aimarà-Sprache 430
Aimaràs, Kleidung 317 — Verbreitung 103 — 398
Almagro, Diego **1**, 12 — Zug nach Chile **1**, 31 — sein Tod **1**, 35 — 501
Almagro, d. junge **1**, 36 — s. Tod 538
Alpenglühen 48
Alto Peru 310
Alvarado, Alonso **2**, 270 — 232
— Diego **1**, 34
— Pedro **1**, 52 — **1**, 54 — **2**, 123
Amautas 484
Amazonenstrom 242 — 274 — 439
Amazonas, Depart 232
Ambo, Ortsch. 134
Ancachs, Dep. Name 70
Ancon **2**, 44 — Frieden zu **1**, 6
Andahuailas, Ortsch. 546
Andamayo, Hac 35 — Gräber 37
Anta, Ortsch. 530
Antaranra, Pass 150 — 587
Añaquito, Schl. b. **1**, 42
Apachetas 90 — 345 — 439
Apuri, Berg 541
Apurimac, Fl. **1**, 27 — 9 — 538
Arequipa, Bahn **2**, 235 — Bevölk. **2**, 243 — Cathedr. **2**, 245 — Gesch. **2**, 252 — Klima **2**, 241 — Umg. **2**, 257 — Vulk. **2**, 264
— orco, Berg 523
Argama, Laguna 547
Arica, Bucht **2**, 10 — Hafen **1**, XXIII.
Armatambo **2**, 75
Ascope, Stadt **2**, 366
Asia, Fl. **2**, 11
Atahuallpa, Charakter 181 — Gefangennehmung **1**, 22 — 174 — Tod **1**, 25 — 181
Ate, Valle de **2**, 67
Augustiner **1**, 77 — **1**, 83 — **1**, 294
Äussere Schuld **1**, 358 — Abkommen mit d. Gläub. **1**, 359
Auto de Fé **1**, 120
Ayacucho 559 — Name 560 — Schl. b. **1**, 374 — 560
Ayahuiri, Ortsch. 436
Azapa, Thl. **2**, 10

B.

Balboa, Vasco Nuñez **1**, 11
Balsa Puerto 327
Balsas del Marañon 193
Balta, José, Präsid. **1**. 546 — **2**, 202
Baños, Salzquelle 130
Barranca, Fl. **2**, 11
Barranco, Ortsch. **2**, 51
Barrilla, Erz 405
Bauformen d. Ink. **2**, 113 — 120 — 396
Baumwolle, peruan. **2**, 24
Belalcazar, Seb. **1**, 46 — **2**, 123 — 176
Bertonio, Lud. 323
Bestechungen **1**, 98 — **1**, 363 — **2**, 229
Betanzos 445
Bistümer in Peru **1**, 64
Blanco Encalada, Gener. **1**, 381
Blasco Nuñez Vela, Vicek. **1**, 39
Bobadilla, Mönch **1**, 33
Bolivar, Simon **1**, 372 — 561
Bolivia, Name 310
Borja, Franc. Vicek. 272
Bromelien 19 — 191
Brücken im Hochl. 11

Buin, Gefecht am 73
Bulnes, Manuel, Gen. 70

C.

Caballitos 2, 400
Cáceres, Andrès, Präs. 1, 400
Cacha, Ortsch. 443
Cachimayo, Fl 465
Cahuisch, Pass 91
Cajabamba, Ortsch. 286
Cajamarca, Stadt 162 — Bevölk. 164 — Wege dahin 153 — Thalbecken 181 — Umgegend 171 — heisse Quellen 173 — Geschichtl. 1, 19 — 174
Cajamarquilla 2, 75
Calancha, Pater 2, 93 — 2, 380 — 2, 388
Calasñique, Eisenb.-Stat. 155
Calca, Ortsch. 508
Calla-Calla, Pass 203
Callao 1, 158 — Bucht 2, 35 — Hafen 2, 38 — Erdbeben 2, 42 — Gesch 2, 41 — Seebäder 2, 40
Camacho, boliv. Gen. 2, 56
Camanà, Ortsch. 2, 11 — 2, 233
Campas, Indianer 250
Canchis, Prov. 442
Candamo, Pedro 1, 479 — 1, 481
Cangallo, Schl. b. 1, 526
Canseco, Pedro, Gen. 1, 540 — 2, 200
Cantagallo, Ruinen 2, 329
Canterac, span. Gener. 561
Canza, Kupferm. 2, 162
Cañaso 2, 333
Cañete, Marquès 1, 66
— Thl. 2, 126 — Ortsch. 2, 132 — Hac Gomez 2, 134 — Fest. Chuquimanco 2, 143 — Fest. Ungarà 2, 141
Caràz 27 — Tumschacaica 29 — Yanahuara 59 — Changol 60
Carbajal, Franc. 1, 37 — 1, 43 — 1, 46 — 1, 48
Carhuàs, Stadt 74
Carludovica palmata 2, 414 — 252
Carmen, Mine 590
Carrera, Fern. 2, 415
Carrizal, Tambo 208
Casacancha, Gräber 37 — Pass 538
Casibos-Indianer 250
Casma 2, 295 — Bucht 2, 299 — Stadt 2, 300 — San Rafael 2, 301 — Reiskultur 2, 302 — Chancaillo 2, 305 — Mojeque 2, 312
Castellano, peso de oro 1, 54
Castilla, Ramon, Präsid. 1, 535 — 2. Präsidentschaft 1, 537 — Verbannung 1, 530 — 2. Verb. 1, 538 — Tod 1, 540
Castilla, Sebast. 1, 49
Caudevilla, Hac. 2, 48
Causa, Gericht 1, 259
Cavello Balboa, Miguel 2, 382
Cazuela, Gericht 255
Ceja de la montaña 225
Celendin, Stadt 185
Censos 1, 309
Centeno, Diego 1, 42
Cepeda, Dr. 1, 41
Cepita, Ortsch. 403
Cerro azul, Hafen 2, 127 — Burg 2, 128
Cerro de Pasco, Gesch. 145 — Klima 146 Knotenpunkt 140 — Stadt 141
Cerro de la Horca 2. 421
Chacay, Pass 26
Chachapoyas 225 — Gesch 232 — Name 233
Chairo, boliv. Gericht 357
Chala, Hafen 2, 233
Challa, Ortsch. 416
Challcuchima, ind. Häuptl. 1, 26 — 579
Chancaillo, Burg 2, 304
Chancas, Völkersch. 101 — 446 — 553
Chancay, Hafen 2, 46
Chanchamayo, Fl. 582
Chanchan, Ruinen 2, 370 — Huaca de La Rosa 2, 376 — Toledo 2, 377 — Schatzgräber 2, 378
Chancos, heisse Quellen 75
Chao, Fl. 2, 12
Charcas, Prov. 309
Chavez, Franc. 1, 58
Chavin de Huantar 93 — Tempel 95 — Götzenb. 99 — Opferschale 100
Chekacupi, Ortsch. 454
Chenchipe Fl. 275
Chicama, Thal 2, 366 — Casa grande Facalà, Tulape 368 — Zuckerpfl. 2, 369
Chicha, Bereitung 74 — 454
— de Molle, Bereitung 567
Chiclayo 2, 406
Chiclla 2, 73 — 158
Chilenen, Ausschw. der Soldaten 2, 61 — Einz. in Lima 2, 63 — Rotos 2, 65
Chilete, Silberm. 158
Chili, Fl. 2, 240 — 311 — 312
Chililaya, Hafen 324
Chillon, Fl. 2, 11
Chimbadores 2, 9 — 2, 328
Chimbote, Hafen 2, 319 — Name 2, 321 Eisenbahn 2, 322
Chimu, Gebiet 2, 290 — 2, 384 — Gesch. 2, 382 — Kultur 2, 389 — Relig. 2, 388 — Sprache 2, 415 — Thongef. 2, 390
Chinapflanzungen 352
Chincha, Thal 2, 144 — Ortsch. 2, 152

— Huaca Centinela 2, 150 — Bilderbeck 2, 145
Chincha-Inseln 2, 2 — 2, 176
Chinchas, Völkersch. 2, 108
Chinchaycocha, See 147
Chincheros, Ortsch. 549
Chinchon, Gräfin 353
Chinesen, Augenentz. 1, 244 — Einfuhr 1, 241 — Verbot ders. 1, 248 — Heiraten 2, 370 — Spiele 2, 490
Chingana, Bed. d. Worts 494
Chira, Fl. 2, 10 — 2, 420
Chita, Ortsch. 502
Chocas, Wasservögel 313
Chocolate del Cusco 512
Cholera 1, XI
Chontaquirus, Indianer 250
Choro, Hac. 361
Chorrillos 2, 50 — Brand 2, 60 — Gesch. 2, 53 — Plünder. 2, 64 — Schl. b. 1, 398 — 2, 59
Chosica 2, 71
Chucuito 323
Chullpas 49 — 51 — 426
Chulumani 368
Chuño, schwarzer 433
— weisser 434
Chupas, Schl. b. 1, 37 — 556
Chupe, Gericht 1, 255
Cieza de Leon 378 — 449 — 2, 109 — 2, 115 — 2, 291
Cinchona-Arten 354
Ciudad de los Reyes 1, 56
Coati, Mondinsel 421
Cobo Bernabé, Pater 1, 72
Coca, Kultur 361 — Wirkung 365
Colla 309 — 316
Collcampata 488
Collique, Burg 2, 47
Collque-pocro, Silberm. 25
Concacha, heil. Steine 541
Concepcion, Ortsch. 577
Conchucos, Cordillera 46 — Stadt 45
Condamine, de la 274
Condebamba, Thal 285
Condorhuasi, Pass 35
Conföderation, peru-boliv. 66 — 1, 380
Conibos, Indianer 250
Copacabana 406 — Name 409
Cordillera de los Andes 3 — 438
— blanca 6 — 63 — 89
— central 7 — 126 — 140 — 278
— Conchucos 35 — 46
— oriental 132 — 237
— Pelagatos 6
Córdoba, Gener. 562
Coricancha 479
Coripata 367
Coroico Stadt 359
Coropuna, Berg 311
Corpahuaico, Gefecht b. 562
Corro-corro, Stadt 405
Cuelap, Hac. 215 — Festung 216
Cuismanco, Häuptl. 2, 289
Cumulca, Pass 280
Cunurani, Berg 437
Curahuasi, Ortsch. 541
Cuscahuaico, Thal 503
Cusco s. Kusko
Cusilluni, Chinapfl. 351
Cusipata 482
Cusqui-raimi 483

D.

Daza, Hilarion, bol. Präs. 1, 394
Desaguadero, Fl. 402
Dominikaner 1, 74 — 1, 284
Dreyfus, August 2, 200 — sein Guanokontrakt 2, 187 — 2, 201 — Rückford. 2, 201

E.

Echenique, Juan M. 1, 201
— Rufino, Präs. 1, 536 — 2, 201
Einan Kasa, Pass 552
Eisenbahnen, von Meiggs gebaute 2, 228
— Arica-Tacna 1, XXIV
— Chimbote 2, 323 — 2, 366
— Lima-Ancon 1, 483
— Lima-Callao 1, 478
— Lima Chorrillos 1, 480
— Mollendo Arequipa 2, 212 — 2, 235
— Oroyabahn 2, 68
— Pisco-Ica 2, 158 — 2, 175
— transandinische central 1, 481 — 2, 68
— tr. nördliche 154
— tr. südliche 301
Encomiendas 1, 38
Ene, Fl. 5 — 584
Erdbeben 1, 139
Erzbistum, erstes 1, 109
Espinosa, Lizentiat 1, 13 — 1, 33
Estancias 41
Estete, Miguel, Zahlm. 2, 75 — 2, 292
Eten, Hafen 2, 405 — klingende Steine 2, 417 — Sprache 2, 415 — Stadt 2, 412 — Strohhüte 2, 414

F.

Felipillo, Dolmetscher 180
Feriñafe 2, 408
Feste der Inkas 481
Fische 1, 518 — 2, 269
Fledermäuse, Blutsaug. 196
Flösse 321

Flusskühe 256
Franziskaner I, 76 — I, 289
Frauen, peruan., Charakter I, 216 — Kleidung I, 214 — Schminken I, 213 Schönheit I, 211 — Verschwendung I, 217
Frézier, Amedée I, 130
Fritz, Pater Samuel 273
Fromme Stiftungen I, 85
Frösche 147 — 2, 33
Früchte I, 581 — 2, 15
Fuentes, Manuel A. I, 421

G.

Gallo, Insel, Pizarro auf I, 14
Galvez, Pedro, Kriegsm. I, 527
Gamarra, Agustin, Präs. I, 520 — 562
Garcilaso de la Vega 2, 106 — 2, 108 2, 291 — 2, 385 — 292 — 445 — 451
Garrùa, Winternebel I, 171 — 2, 18
Gasca, Pedro de la, Präs. I, 44
Geistl. Stand in der Kolonialz. I, 125
Gemüse I, 580
Gerichte I, 408
— geistliche I, 107
Giron, Francisco, I, 49
Gorgona, Insel I, 15
Götter der Peruaner 497
Goyeneche, Erzbischof 2, 222
— span. General 401
Grau, Miguel, Admir. 2, 56
Guadalupe, Wallfahrtsort 2, 401
Guano 2, 176 — Ausfuhr 2, 190 — Kontrakte mit Gibbs 2, 180ff — mit Dreyfus 2, 187 — 2, 201 — mit Raphael 2, 289 — Einfluss 2, 195 — Entstehung 2, 177 — Verwendung als Dünger 2, 178 — Zusammens. 2, 193
Guañape, Inseln 2, 2
Guarapo, Getränk 128 — 213
Gutierrez, Brüder, Verschwör. ders. I, 548

H.

Häfen, natürli he 2, 2
Hanco Huallu 101 — 236 — 446
Hatun Colla 43 — 429
Haucay pata 475 — 482
Haustiere 2, 24
Hervay, Ruinen 2, 136
Hinojosa, Pedro, Admir. I, 44 — I, 49
Hochland, Allgem. 1 — Andeskette 3 — Pflanzen 17 — Küstenkette 4 — Landsch. Charakter 15 — Reisen 12 — Wege 11
Hochthäler 9 — 545
Höhenkrankheit 25 — 109
Höhen-Verzeichnis, 1. Reise 152 — 2. Reise 307 — 3. Reise 371 — 4. Reise 592
Huacachina, Lagune 2, 163
Huacas 2, 96 — Centinela 2, 151 — Estanque 2, 92 — Juliana 2, 101 — La Rosa 2, 376 — Magdalena 2, 96 — Palma 2, 82 — Pando 2, 86 — San Miguel 2, 91 — Toledo 2, 278
Huacho 2, 256 — Salinen 2, 274
Huacra, Thal 65
Huadca, Ruinen 2, 79 — künstl. Hügel 2, 86
Huailas, Ortsch. 55
— Callejon 50 — 55 — 73 — Pic 55
Huaina Kapac I, 18 — 2, 121
— Potosi, Berg 328
Huallaga, Fl. u. Thal 133 — 237 — 241 — Provinz 242
Huallanca, Ortsch 110 — Minen 112
Huamachuco, Ortsch. 289
— Marca H. 291 — Name 295
Huaman, Fl. 2, 279
Huamanga, alter Name v. Ayacucho 560
Huanacauri, Berg 498
Huancayo, Stadt 572
Huanchaco, Hafen 2, 363
Huánuco, d. alte 116
— d. neue 128 — Klima 130 — Gesch. 131
Huaqui, Ortsch. 401
Huaracondo, Thal 529
Huaràs, Stadt 77 — Pumacayan 81
Huarina, Schl. b. I, 46 — 435
Huarmey, Hafen 2, 297
Huascan, Berg 71
Huascar, letzter Inka I, 18
Huatan, Gott 2, 94
Huaura, Fl. 2, 271 — Stadt 2, 272
Huayabamba, Hac. 283
Huillcamayo, Fl. 441
Huillcanota, Berg 440 — Fl. 441 — unteres Thal 502
Huillcas Huaman Ortsch. 552 — Ruinen 553
Huincocaya, pampa 312
Huirakocha, oberster Gott 445 — Tempel dess. in Cacha 2, 105 — 542 — Inka 448 — Name der Spanier 296

I.

Ica, Stadt 2, 159 — Thal 2, 155 — Thongef. 2, 170 — Weinkultur 2, 173
Iglesias, Miguel, Präs. I, 398 — 2, 60
Ilo, Fl. und Hafen 2, 10
Ilimani, Berg 341 — 344
Illampu, Berg 328 — 344
Illanga, Hac. 544
Indianer, in Lima I, 223 — Aimaràs 317 — 335 — 436 — am Amaz.-Str. 249 Collas 316 — 436 — Chunchos 577

— am Huallaga 248 — am Napo 250 — am Ucayali 251 — Yungas 363
Indianer-Aufstand, u. Inka Manco 1, 31 — 463 — u. Juan Santos 584 — im Santathal 65 — u. Tupac Amaru 452
Ingavi, Schl. b. 70
Inka-Könige 2, 107 — 473
Inka-Post 2, 324
Inka-Strasse 2, 323 — 38 — 41 — 282 — 400
Inquisition 1, 111
Inti, Sonnengott 472 — 479 — 487
Inti-huatana 481 — 505
Inti-raimi 481
Iquitos, Stadt 244 — Indianer 244
Iscuchaca, Ortsch. 570

J.

Jalca 43 — 184 — 299 — 303
Jauja, Kolonie 1, 26 — 1, 53 — Stadt 577
Javari, Fl. 243 — 246
Jequetepeque, Fl. u. Thal 2, 403 — 155
Jerez, Franc. 2, 154 — 2, 173
Jesuiten 1, 78 — Aufheb. 1, 297 — Verdienste 1, 309
Jesus, Bäder 2, 259
Jeveros, Ortsch. 243 — 249
Johanniter 1, 89
Juan Santos, Indianer-Häuptl. 584
Julcamarca, Pass 566
Julì, Ortsch. 323 — 431
Juliaca, Ortsch. 436
Jungfrauen, auserwählte 485
Junin, Depart. 145 — Schl. b. 145 — 561

K.

Kaffee, Kultur 130 — 134 — 370
Kahui, getrockn. Oca 334
Kaia, gefror. Oca 334
Kakteen 17 — 192 — 2, 161
Kaplaneien 1, 309
Kautschuk, Baum 254 — Gewinnung 244
Kenko 497
Keshua-Sprache 545 — in Cajamarca 164 — Chachapoyas 230 — Collado 317 — Santathal 30 — Unterbrechung 183 — 209
Ketschuas 545 — in Puno 317
Kipu 2, 110 — 485
Klima, der Küste 1, 169 — 2, 3 — Einfluss dess. 1, 174 — 1, 218 — in Ayacucho 560 — Caràz 28 — Cerro de Pasco 145 — Huánuco 130 — Huaràs 49 — La Paz 332 — Puno 323 — Tarma 581 — Trujillo 2, 363
Klimatische Kurorte 577
Kloster d. Sonnenjungfrauen 485
Klöster, Frequenz 1, 80 — 1, 306 — frühere Einkünfte 1, 307 — Reicht. 1, 306 — Sittenverd. 1, 304 — Verarmung 1, 308 — Verwaltung 1, 302
Klosterleben, Zudrang z. 1, 126
Kochkunst, peruan. 1, 258
Kolonialadel 1, 124
Kolonialregierung 1, 91 — kgl. Audienz 1, 101 — Civilger. 1, 103 — Vicek. 1, 93
Könige von Kusko 2, 107 — 473
Küchengerät d. Ind. 52
Künstl. Hügel 1, 86 — Alter ders. 1, 89
Kusko, das gegenw. 462 — Kathedr. 467 — Dominik.-Kloster 469
— das alte 472, Bauweise 477 — Distrikte 475 — Sage der Gründung 473 — Schätze 481 — Tempel 479
Küstenland, Flüsse 2, 9 — Früchte, einheim. 2, 15 — Hebung des Bodens 2, 6 — Kulturgewächse 2, 13 — 2, 278 — Landwirtsch. 2, 292 — Thäler 2, 8 — wildleb. Tiere 2, 25

L.

Lafuente, General 1, 525
Laja, Ortsch. 372
Lamar, José, Präsid. 1, 516 — 562
Lambayeque, Stadt 2, 409
La Merced, Ortsch. 583
Landwirtschaftl. Zustände 2, 292
La Pampa, Ortsch. 32
La Paz, Bevölk. 335 — Gesch. 337 — Stadt 331 — Thal 330 — 368 — Umgegend 341
Laria, Thal 22
La Serna, Vicek. 1, 367 — 1, 373 — 561
La Viña, Hac. 159
Laycacota, Mine 319
Leimebamba, Ortschaft 2, 208
Lemos, Vicek, 320
Lima — Alameda del Callao 1, 627 — Nueva 1, 627 — Amancaes 1, 635 — Armenstifte 1, 513 — Ausstellungspal. 1, 628 — Balkone 1, 179 — Begräbnispl. 1, 514 — Beleucht. 1, 179 — 1, 598 — Berggericht 1, 412 — Bevölkerung 1, 200 — weisse 1, 204 — indianische 1, 223 — schwarze 1, 226 — Mischlinge 1, 233 — Chinesen 1, 240 — Brücken 1, 180 — Cabildo 1, 568 — Cofradias 1, 330 — Eisenbahnen 1, 477 — Eisfabrik 1, 198 — Frauen 1, 213 — Gallinazos 1, 179 — Geistlichkeit 1, 333 — Gesell. Leben 1, 252 — Gesundheitszust. 1, 501 — Glocken

I, 341 — Gründung d. St. I, 51 — Hahnenkämpfe I, 618 — Handelsger. I, 411 — Häuser I, 179 — I, 191 — Hospitäler, städt. I, 494 — franz. I, 563 — ital. I, 564 — Hülfsverein, deutscher I, 565 — Hunde I, 219 — Justizpalast I, 408 — Kanalisation I, 178 — Karnevalspiel I, 263 — Kasernen I, 387 — Kathedrale I, 63 — I, 271 — Kirchen I, 281 — Klima I, 169 — Einfluss dess. I, 175 — Klöster, Mönche I, 80 — I, 284 — Nonnen I, 310 — Kolonialzeit I, 70 — Kongresssaal I, 348 — Krankheiten I, 501 — Kultus I, 334 — Laienbrüdersch. I. 330 — Löschanst. I, 596 — Luxus I, 71 — Markthalle I, 575 — Fische I, 578 — Fleisch I, 578 — Früchte I, 582 — Gemüse I, 581 — Munizipalität I, 568 — Münze I, 460 — Name d. St. I, 57 — Nationalbibliothek I, 454 — Noche buena I, 615 — Palast I, 342 — Pferdebahn I, 487 — Polizei I, 388 — Präfektur I, 388 — Privatkutschen und Fiaker I, 489 — Reichtum, früherer I, 72 — Relig. Feste I. 337 — Rennbahn I, 624 — San Cristobal I, 163 — Santa Sofia I, 566 — Schlachthaus I, 586 — Schulden d. St. I, 574 — Senat I, 350 — Siegessäule I, 188 — Sitten I, 127 — Speisen I, 259 — Stiergef. I, 605 — Strafanstalt I, 427 — Strassennamen I, 177 — Strassenverkäufer I, 265 — Tapadas I, 129 — Theater I, 602 — Unterrichtsanst. d. Staats I, 432 — Universität I, 83 — I, 434 — Seminar I, 439 — Mediz. Schule I, 440 — Ingenieursch. I, 444 — Privatanstalten I, 446 — Instituto de Lima I, 448 — Töchterschule I, 451 — Umgegend 2, 35 — Verschwendung der Frauen I, 217 — Waisenhäuser I, 509 — Warzensucht I, 505 — Wassergericht I, 412 — Wasserleitung I, 589 — Wohlthätigkeitsver. I, 490 — Zeitungen I, 459.
Loa, fl. 2, 10
Loayza, Erzbischof I, 48 — I, 64 — I, 66
Lobos-Inseln 2, 2 — 2, 192
Lomas, Hafen 2, 232
Lopez de Aldana I, 44
Loreto, Depart. 234
Luftspiegelung 2, 238
Lurin, Hacienda I, 12
Lurifico, Hac. 2, 402
Lurin, Thal 2, 10 — Sonnentempel 2, 121
Llamas 337 — 2, 74
Lluta, fl. 2, 10

M.

Machac, Ortsch. 92
Macra, Höhle 261
Magdalena b. Lima 2, 66, am Jektepek 159, am Utcubamba 212
Majes fl. 2, 11
Malabrigo, Hafen 2, 291
Malca, Festung 221
Mamacuna 2, 112
Manco Inca I, 28 — 463
Manco Kapac 473
Mancus, Ortsch. 2, 371
Manso de Velasco, Vicek I, 149
Mantaro fl 5 — 147 — 571 — 574 — 588
Manto, Mina 319
Marañon, Thal 190 — 274 — bei Chacabamba 2, 125 — Geschichtl. 269
Marca Huamachuco 292
Marcacocha fl. 512
Masato. Getränk 252
Masu, Thal 2, 271
Matahuasi, Ortsch. 576
Matara-racu, Berg 71
Mateo Salado, verbrannt 2, 101
Matucana 2, 72
Mayurunas, Ind. 250
Médanos, Sandhügel 2, 338
Meiggs, Henry I, 546 — 2, 211 — in Kalifornien 2, 214 — Chile 2, 215 — Peru 2, 218 — s. Charakter 2, 227
Mendoza, Andrès Hurtado I, 413
— Antonio de I, 49
Meneces, Marschall I, 50
Mercedarier I, 73 — I, 287
Miller, General 567
Mine, Besitzergreifung 2, 28
Miraflores, 2, 50 — Schl. b. 2, 63
Missionäre, in Juli 323 — in Ocopa 577
Mitimaes 315 — 436
Moche, fl, 305 — 2, 358 — Ortschaft 2, 364 — Schl. b. 2, 340 — 2, 345 — Sonnentempel 2, 395
Molle, Pfefferbaum 566
Mollendo, Hafen 2, 234
Mondgöttin 480
Monsefù, Ortsch. 2, 411
Montaña, 2, 2 — 21 — 253 — Ceja de la 21 — 225
Monte Agudo, Minister I, 370
Monte Meiggs, Berg 589
Montero, Admiral I, 395 — 2, 56 — Maler I, 26
Montes, Francisco, Stierf. I, 617
Montesinos 2, 387

Moro, Ortsch. 2, 336
Morococha, Bergwerk 588
Morro Solar 2, 54
Moyobamba, Stadt 236
Muchic-Sprache, 2, 381
Müde Steine 491 — 517
Muina, See 461
Mumien 2, 117
Mururata, Ortsch. 349

N.

Napo, fl. 243 — 250
Natronsalpeter 2, 7
Nauta, Ortsch. 244
Neger, Stämme ders. 1, 228
Nepeña, Thal 2, 331 — Ortsch. 2, 334
Ñinabamba, heisse Qu. 58
Ñamas, Hac. 68

O.

Ocawurzel 334
Ocopa, Kloster 576
Ollantai-tambo 512 — Festung 515 — altperuanisches Haus 519 — Sonnenjungfr. 528 — Steinbrüche 523
Ollanta-Sage 525 — Drama 527
Orakel 2, 92 — 2, 120
Orbegoso, Präsid. 67 — 1, 522 — 2, 348
Orellana, Franc. de 271
Orgoñez, Almagros Leuten 1, 34 — 501
Oropesa, Stadt 461
Oroyabahn 2, 68 — grösste Steigung 2, 73
Oroyabrücke 586
Otuzco, Stadt 303
Oviedo 2, 94 — 2, 120 — 174

P.

Pacasmayo, Hafen 155 — 2, 399
Paccha, Mutter Atahuallpas 1, 18
Pachacamak, Gott, 2, 105 — Tempel 2, 109 — alte Stadt 2, 122 — Begräbnispl. 2, 120 — Hernando Pizarro in 1, 23 — 2, 120 — Franc. Pizarro u. Alvarado 1, 55 — 2, 123
Pachachaca fl. 542 — 545
Paichi, Fisch 255
Palo de balsa 393
Pampas, fl. 542 — 545
Panamà, Gründung 1, 11
Panamarquilla, Ruine 2, 334
Pan de Azucar, Berg 66 — 2, 306
Parà, Hafen 345
Paramunga, Hac. 2, 280 — Festung 2, 282 — Cerro de la horca 2, 288 — Gesch. 2, 289
Pardo, Manuel, Präsid. 1, 541 — 1, 550 — Minister 1, 544, s. Tod 1, 556 — Char. 1, 559
Pasamayo, fl. 2, 11
Pata-pata, Berg 2, 62
Paucartambo, fl. 4
Paullu, Inka 489
Payta, Hafen 2, 419
Pecaris, Wildschweine 256
Pedrarias, 1, 11
Pedro de Candia 1, 16 — 557
Peje rey, Königsfisch 2, 269
Perene, fl. 5 — 583
Peru, Äussere Schuld 2, 195 — 2, 207 Entdeckung 1, 16 — Eroberung 1, 17 Gesetze 1, 414 — Innere Schuld 2, 197 — Kolonialreg. 1, 93 — Militärwesen 1, 388 — Ministerien 1, 356 — Missbräuche 1, 99 — 1, 363 — Name 1, 17 — Obertribunal 1, 409 — Papiergeld 1, 464 — Post 1, 472 — Telegr. 1, 475 — Verfassung 1, 357
Peruaner, Charakter 1, 210
Peruvian Corporation 2, 73
Petroleumlager 2, 421
Pezet, Antonio, Präsid. 1, 538
Pezuela, Vicek. 1, 367
Piedra parada, Pass 590
Picado, Pizarros Sekretär 1, 59
Pfeilgift, 249
Pierola, Nicolas, Finanzmin. 2, 201 — 1, 206, s. Aufstand 1, 554 — Diktator 2, 395 — 2, 208 — Schl b. Chorrillos 2, 60
Pillcocaima, Inkapalast 423
Pillucunca, Pass 43
Pinculluna, Pass 541
Piri, Thal, 524
Piros, Indianer 250
Pisac 503
Pisco, Hafen 2, 157
Piscocuchu 524
Pisco huañuna, Pass 255
Piura, Stadt 2, 423
Pizarro, Franc. 1, 12 — s. Ermordung 1, 35 — 1, 348, s. Gebeine 1, 279, s. Unterschrift 1, 570
— Francisca 1, 65
— Gonzalo 1, 31 — 1, 40 — 1, 43 — s. Tod 1, 48
— Juan 1, 31 — s. Tod 494
— Hernando 1, 23 — 1, 33 — Freund Atahuallpas 180 — Gefangenschaft 501
— Pedro 2, 174
Pomacocha 205
Pongo, Bedeutung des Worts 275
— Ortsch. in Yungas 346
— de Aguirre 237
Pozuzo, deutsche Kolonie 132

Prado, Ignacio, Präsid. 2, 199 — 2. Präsidentschaft 2, 207 — s. Flucht 1, 395 — 1, 539
Pucarà, fl. 437 — 439 — Ortsch. 436
Puca kasa, Pass 569
Puca-racu, Pass 107
Puccha, fl. 94
Puente, Hac. 2, 328
Pukuska kasa, Pass 580
Puma-puncu, in Tiahuanaco 375 — auf Titicaca 420
Puna 8 — 47 — 312
Puno, Stadt 314
Punta Angamos, Seegef. b. 2, 56

Q.

Quechuas, alte Völkersch. 447 — 545
Quilca, Bucht 2, 11 — 2, 233
Quilla, Mondgöttin 480
Quinales 355
Quinoa 19 — 401 — 434
Quiquijana, Ortsch. 457
Quiroz, Anselmo, Gen. 1, 379
Quisquis, Häuptling 1, 30 — 1, 52

R.

Raimondi, Ant. Professor 237 — 253
Raya, Pass 3 — 438
Raygada, General 2, 343
Rechtspflege 1, 418
Recuay, Ortsch. 83
Reiskultur 2, 302 — 2, 408
Rimak, Fl. 1, 2 — Bedeutung des Worts 1, 57 — Gott 2, 94 — Tempel dess. 2, 93 — Thal 2, 67 — alte Ruinen 2, 74
Riquelme, Schatzm. 1, 55 — 180
Riva Aguero, Pras. 1, 371 — 1, 373 — 1, 517
Rodadero 495
Romero, Pedro, Stierf. 1, 616
Ruiz, Pedro, Bischof 240
Rumi Ñahui 525

S.

Sacsahuaman 487
Sacsahuana, Schl. b. 1, 47 — 530
Saihua-pata, Pass 548
Salaverry, Hafen 2, 327
— Felipe, General 1, 525 — Biographie 2, 340 — Charakter 2, 358 — Tod 2, 350
Salcedo, José u. Baquijano 1, 510
Salcantay, Berg 523 — 535
Salcedo, José u. Gaspar 319
Salinen, Schl. b. d. 500
Sama, Fl. 2, 10
Samanco, Bucht 2, 320 — 2, 331
San Antonio, Berg 158 — Hac. 2, 332
San Bartolomé, Berg 2, 67
San Blas, Salzbergw. 198
San Gallan 2, 232 — Kolonie 1, 56
San Martin, José, General 1, 367
San Pedro de Lloc, Ortsch. 2, 398
San Ramon, Fort 585
San Roman, Miguel, Präs. 1, 527 — 2, 199
Sancochado, Speise 1, 254
Sandillani, Ortsch. 348
Santa, Fl. 2, 10 — Ortsch. 2, 323 — Thal 2, 323
Santa Ana, Ortsch. 512
Santa Clara 2, 68 — Zuckerpfl. 2, 75
Santa Cruz, Andrès, General 1, 377 — 2, 357 — 66
Santa Rosa, Schutzheilige 1, 339
Santa Rosa, Ortsch. 435 — 437
Sarayacu, Ortsch. 246
Socoroma, Ortsch. 577
Schatzgräber 2, 378
Schiffahrt an d. Küste 2, 3
Schlangen 2, 33 — 255
Seesalz 2, 8
Seevögel 2, 30
Sicherheit der Strassen 209
Sicuani, Stadt 441
Sierra 2, 1 — 10
Sihuas, Ortsch. 39
Silbererze, Mühlen 137 — Amalgam. 139
Sillustani, Gräber 425
Sipa, Altos de 36
Sitten d. Kolonialzeit 1, 131
Sklaven, Einfuhr 1, 226 — Freigeb. 2, 199
Sklaverei, Abschaffung 1, 230
Skorpione 1, 637 — 2, 34 — 369
Socobaya, Schl b. 2, 354
Socoroma, Ortsch. 577
Sonnengott 472 — 479 — 487
Sonnenjungfrauen 482 — 485
Sonnentempel zu Huillcanota 439 — Kusko 479 — Lurin 2, 114 — Moche 2, 395 — Titicaca 418
Soroche, Höhenkrankheit 25 — 109
Soto, Hern. 1, 18 — 1, 25 — 1, 27 — 174
Spinnen 1, 637 — 2, 34
Staatsschuld, Abfind. d. Gläubiger 1, 359
Sucre, Antonio, Gen. 1, 374 — 561
Sumbay, Fl. 312
Sümpfe, Gefahren ders. 47
Supe, Hafen 2, 218
Surco, Ortsch. 2, 57
Sydney, Stadt 1, XVI

T.

Tafur, Kapitän 1, 15
Tamanpaya, Fl. 367
Tambo, Fl. 2, 11 — 5
Tambo de Mora, Hafen 2, 145
Tambomayo, Ortsch. 182
Tambos der Inkas 39 — 43 — 44
Tapir 256
Tarahuasi, Ortsch. 536
Tarapacà 2, 10
Tarapoto, Ortsch. 242
Tarica, Bergw. 34
Tarma, Stadt 581
Tayacasa, Pass 571
Teerberge bei Piura 2, 421
Tiahuanaco 373 — Erbauer 394 — Name 397
Ticapampa, Schmelzw. 84
Ticunas, Indianer 249
Tillandsien 2, 20 — 211
Tingo, Fl. 128 — Ortsch. 2, 258 — 259
Tinta, Ortsch. 452
Titicaca, Felsen 419 — Insel 412 — Name 419 — See 322
Torata, Ortsch. 577
Torre Tagle, Marques 1, 370 — 1, 373
Torrico, General 1, 526
Totenbestattung 2, 117
Tragaderos, Aufsauger 184
Trujillo 2, 358 Gründung 2, 361 — Erdbeben 2, 362
Tschudi, J. v. 527
Tuctu, Bergw. 587
Tullpa-racu, Schneeberg 64
Tumbez, Fl. 2, 12 — Stadt 2, 424
Tupac Amaru 452
Twofold Bay 1, XV

U.

Ucayali, Fl. 250 — s. Urspr. 439
Ulloa, Juan u. Ant. 1, 303 — 274
Umayo, See 425
Upamayo, Fl. 148
Urcon, Hac. 33
Urubamba, Stadt 511 — Fl. 514
Utcubamba, Fl. 257
Utschi-Vögel 366

V.

Vaca de Castro 1, 37 — 557
Valdez, Dr. Antonio 527
Valdez, span. Gen. 1, 373 — 561
Valdivia, Pedro 1, 46
Valle-Riestra, Domingo 2, 351
Valparaiso 1, XXII
Valverde, Vicente 468
Vampyre 256
Vasco Godinez 1, 49
Vidal, General 1, 526 — 2, 345
Vijil, Francisco de Paula 1, 455
Villa, Hac. 1, 111
Vilque, Ortsch. 429
Viru, Fl. 2, 12
Vivanco, Ignacio, Gener. 1, 534
Vögel der Küste 2, 25
— der Puna 313
Vulcan, Bergw. 588

W.

Wasserverteilung 2, 67
Wege im Hochland 10
Weideland 33 — 36 — 41 — 44 — 184
Weinkultur in Chincha 2, 148 — Ica 2, 172
Weinbereitung 2, 173
Weinreben, erste in Peru 2, 174
Wertheman, Arthur 34 — 277 — 582
Winternebel 1, 172

Y.

Yahuar Huacac 445
Yahuar pampa 448
Yampupata, Ortsch. 423
Yanacachi, Ortsch. 369
Yanahuara 59 — 2, 245
Yonan, Ortsch. 156
Yucay, Ortsch. 509
Yungas, Ind. 363 — Provinz 343
Yungay, Ortschaft 71 — Schl. 1, 66 — 1, 381
Yura, warme Quellen 2, 260
Yuramarca, Brücke 31 — 54

Z.

Zárate, Augustin 1, 61 — 180
Zuckerbereitung 2, 69 — 2, 167
Zuckerbranntwein 2, 70 — 2, 333
Zuckerpflanzungen 2, 68 — 2, 369

Verzeichnis der Tafeln.

zu Seite

Durchbruch des Santa durch die Cordillera 31
Tarica 34
Cordillera von Conchucos 47
Der Pic von Huailas 55
Der Tulipa-racu von Pata-pata 64
Der Huascan vom Platze in Yungay 71
Brücke Rumi-chaca in Chavin 103
Indianische Tänzer in Chavin 104
Huallanca 110
Der Tempel in Huánuco viejo 118
Thor im Hof Puma-cancha, Huánuco viejo 119
Huánuco 130
Cerro de Pasco 142
Chiclla 150
Seil-Brücke bei Paipai 156
Hacienda Namas 160
Cajamarca von Santa Polonia 162
Kirche San Francisco in Cajamarca 166
Das Haus Atahuallpas 169
Celendin 186
Hacienda Balsas del Marañon 194
Thal des Marañons von Osten 800 Meter über dem Spiegel des Flusses . . . 199
Ruinen von Pomacocha 206
Magdalena 212
Hütte zu Cuelap am Fusse des Festungsberges 214
Eingang der Festung Malca bei Cuelap 217
Chachapoyas 226
Brücke zu Utcubamba 258
Thal des Marañons von Osten, 2000 Meter über dem Spiegel des Flusses . . . 266
San Marcos 284
Berg Marca Huamachuco 288
Huamachuco 290
Nordöstliche Ruinen von Marca Huamachuco 294
Otuzco 304
Karte des Titicaca-Sees und seiner Umgebungen 312
Der Marktplatz in Puno 317
Indianische Lastträgerinnen in Chililaya 324
Die Andeskette von Chililaya gesehen 326
Der Hauptplatz in La Paz 331
Llamaherde 337
Götzenbild von Tiahuanaco in der Alameda zu La Paz 341
Der Ilimani, von La Paz gesehen 344
Sandillani 348
Pflanzung von Chinabäumen 354
Hacienda Choro 361
Yungas-Indianer in einem Hofe zum Trocknen der Cocablätter 363
Hängende Vogelnester im Garten von Choro 366
Chulumani 368
Trümmer von Puma-puncu (1) 376
Trümmer von Puma-puncu (2) 376

zu Seite

Kirche in Tiahuanaco 379
Monolithisches Thor am Begräbnisplatz Santa Bárbara 380
Pfeiler in Acapana 382
Götzenbild in Acapana 383
Zerborstenes Thor Acapana, Rückseite (rechts) 384
Zerborstenes Thor Acapana, Vorderseite (links) 384
Wallfahrtskirche von Copacabana 408
Miguel Garcès in der Mitte seiner Vasallen 414
Die Insel Coati, vom Inkabrunnen gesehen 422
Der Inkabrunnen auf der Insel Titicaca 422
Grösste Chullpa bei Sillustani 428
Berg und Pass Huillcanota 440
Ruinen des Tempels des Huirakocha bei Rajchi 444
Indianer von Checacupi 456
Platz des Cabildo in Kusko 466
Kusko von der Terrasse Colcampata 466
Jesuitenkirche in Kusko 468
Ruinen des Palastes Colcampata 489
Der müde Stein bei der Festung Sacsahuaman 491
Wall der Festung Sacsahuaman 491
Hauptthor der Festung Sacsahuaman 493
Intihuatana von Pisac 506
Festungswälle zu Ollantai-tambo 515
Thal des Urubamba unterhalb Ollantai-tambo 523
Ollantai-tambo von den Steinbrüchen gesehen 523
Sala-puncu bei Piscocucho 524
Thal des Apurimaks 538
Die heiligen Steine bei Concacha 541
Brücke über den Pachachaca 545
Andahuailas 546
Der See von Argama 547
Brücke über den Pampas 550
Kirche in Huillcas Huaman 553
Tempel in Huillcas Huaman 553
Hauptplatz und Kathedrale zu Ayacucho 565
Acobamba 568
Thal des Mantaro bei Iscuchaca 569
Iscuchaca 570
Thal von Huancayo 572
Concepcion 576
Tarma 581
Die Oroya-Brücke 586
Jauja 587
Der Verfasser im Reiseanzug, La Paz 1888 591

Die in dem gleichen Verlage erschienenen ersten zwei Bände haben folgenden Inhalt:

BAND I.

LIMA

Ein starker Grossoktavband von 638 Seiten mit 21 Textbildern und 32 Tafeln.
Elegant broschiert 16 Mk. — In elegantem Halbfranzband 20 Mk.

Der Band enthält folgende Abschnitte:

Einleitung — Geschichtliches — Das heutige Lima — Die Bevölkerung — Kirchen, Klöster und Kultus — Gebäude des Staates — Gerichte, Gesetze und Rechtspflege — Die öffentlichen Unterrichts-Anstalten — Anstalten des öffentlichen Verkehrs — Der nationale Wohlthätigkeitsverein — Gebäude und Anstalten — Öffentliche Vergnügungsorte. — Mit vielen Textbildern und Tafeln.

BAND II.

DAS KÜSTENLAND VON PERU

Ein Grossoktavband von 436 Seiten mit 56 Textbildern, 38 Tafeln und 2 Karten
Geheftet 12 Mk. — In elegantem Halbfranzband 16 Mk.

Der Band enthält folgende Abschnitte:

I. Allgemeine Übersicht: Die Thäler. — II. Die Umgebungen von Lima: Callao, Ancon, Caudevilla, Collique, Chorrillos, Miraflores, Magdalena, der Morro Solar und die Höhen von San Juan, das Thal des Rimaks oberhalb Lima, Santa Clara, Chosica, Matucana, die im Rimakthale befindlichen Überreste alter indianischer Bauwerke, die alte Stadt Huadca, die Huacas von Magdalena und Miraflores. — III. Die südlich von Lima gelegenen Küstengegenden: Das Thal Lurin, das Thal Cañete, das Thal Chincha, das Thal Ica, die Chincha-Inseln und der Guano, Einfluss der Guanoverwertung auf öffentliches und Privatleben, der Eisenbahnunternehmer Henry Meiggs, Arequipa, die Stadt Arequipa, Geschichtliches über Arequipa, Umgegend von Arequipa. — IV. Die nördlich von Lima gelegenen Küstengegenden: Huacho, Paramunga, Casma, Samanco, Chimbote, Salaverry, der General Salaverry, Trujillo, Ruinen von Chanchan, das Volk der Chimus, der Sonnentempel bei Moche, Pacasmayo, Eten, Chiclayo, Lambayeque, Payta.

UNIVERSITY OF TORONTO
LIBRARY

Do not
remove
the card
from this
Pocket.

Acme Library Card Pocket
Under Pat. "Ref. Index File."
Made by LIBRARY BUREAU

133752

HSAm
M6275p

Author Middendorf, E. W.

Title Peru. Vol.3